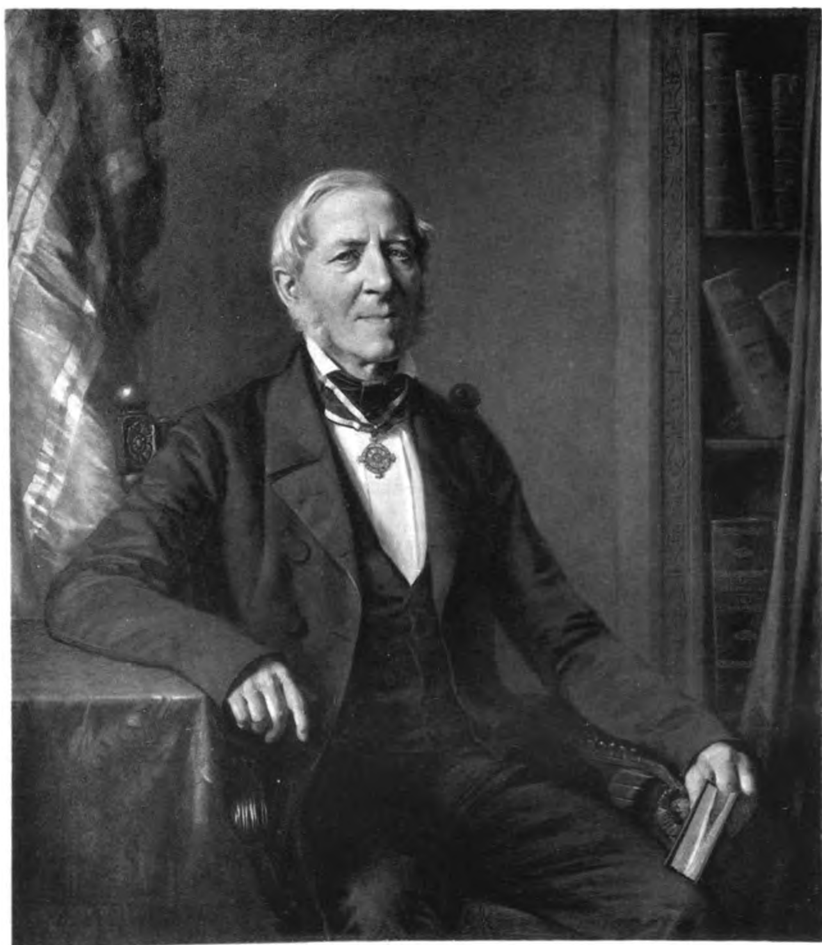


August Böckh

Maximilian Hoffmann, August Boeckh



Γηράσκω αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος.

Αὐτόγρ.

Aug. Böckh.

AUGUST BÖCKH.

LEBENSBESCHREIBUNG UND AUSWAHL AUS SEINEM WISSENSCHAFTLICHEN BRIEFWECHSEL

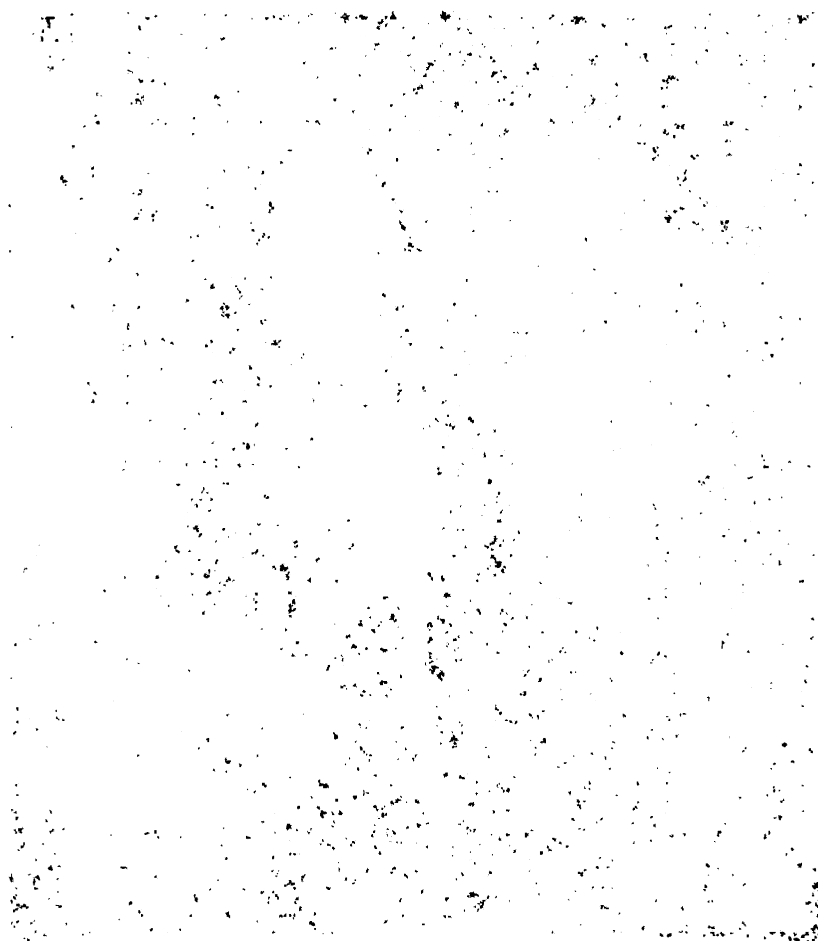
VON

MAX HOFFMANN.

MIT EINEM [illegible]



LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1901.



AUGUST BÖCKH.

LEBENSBESCHREIBUNG UND AUSWAHL AUS SEINEM WISSENSCHAFTLICHEN BRIEFWECHSEL

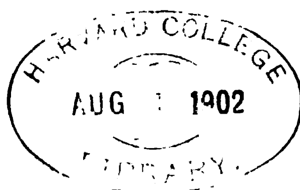
VON

MAX HOFFMANN.

MIT EINEM PORTRÄT IN LICHTDRUCK.



LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1901.


HARVARD COLLEGE
AUG 1902
LIBRARY

HERRN GEHEIMRAT

PROFESSOR DR. RICHARD BÖCKH

ZUM 77. GEBURTSTAGE

VEREHRUNGSVOLL GEWIDMET.

Vorwort.

Auf den reichen Schatz von Briefen in August Böckhs Nachlafs hat Prof. K. B. Stark hingewiesen in der Gedächtnisrede, die er 1868 vor den in Würzburg versammelten Philologen gehalten hat. Er beabsichtigte, ihn zu einer eingehenden Lebensbeschreibung zu verwenden, ward aber an der Ausführung dieses Werkes, zu welchem er als Verwandter Böckhs vorzüglich berufen war, durch den Tod verhindert. Nur eine kurze Darstellung im zweiten Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie hat er jener Gedächtnisrede, die von Böckhs Bildungsgange handelt, folgen lassen. Die Briefe sind dann für die Lebensbeschreibungen andrer, mit Böckh befreundeter Männer, Al. v. Humboldts, Welckers, Ritschls, benutzt worden; als besonderes Buch ist Böckhs Briefwechsel mit seinem Lieblingsschüler K. O. Müller veröffentlicht. Aber der gröfste Teil des Nachlasses ist noch unbekannt, und wenn auch Briefe nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind, so liegt hier doch vieles vor, was einerseits für die Geschichte der Wissenschaft, anderseits für Deutschlands litterarische und politische Entwickelung im 19. Jahrhundert bedeutsam ist. Herr Geh. Rat Prof. Dr. Richard Böckh hat sich Anspruch auf vielfachen Dank erworben, indem er die Erlaubnis gab, aus dem von ihm geordneten und bewahrten Nachlafs seines Vaters eine Auswahl des wissenschaftlichen Briefwechsels zu veröffentlichen. Dem Unterzeichneten, einem Schüler A. Böckhs aus den Jahren 1860—1862, legte die Beschäftigung mit diesen Briefen den Gedanken nahe, auch das Lebensbild etwas ausführlicher zu entwerfen, das wissenschaftliche Wirken des grofsen Gelehrten im Zusammenhang mit seinem persönlichen Walten darzustellen. Schon sind Jahrzehnte vergangen seit seinem Hinscheiden; manche Beziehungen des persönlichen Verkehrs konnten deshalb nicht so eingehend geschildert werden, wie es einem nahestehenden Zeitgenossen bei frischer Erinnerung möglich gewesen wäre. Aber die Überlieferung der Familie hat vieles bewahrt, und Herr Geh. Rat Richard Böckh hat in freundlichster Weise mitgewirkt durch mündliche Mitteilungen und durch Gestattung

des Abdrucks von Privatbriefen und Gedichten, die dem Bilde lebensvolle Züge verleihen. Aus den eigenen Worten des unvergeſslichen Mannes wird man die trefflichen Eigenschaften seines Charakters erkennen, die von den Zeitgenossen in unmittelbarem Verkehr gewürdigt werden konnten, auch noch manchen der Jetztlebenden in lieber Erinnerung sind.

Bei der Auswahl aus dem wissenschaftlichen Briefwechsel, die schon durch den Umfang geboten war, sind minder bedeutende Briefe ausgeschieden, andere gekürzt worden, namentlich solche, die an Böckh gerichtet sind. Es konnte nicht die Absicht sein, alle Erörterungen wissenschaftlicher Fragen, die damals wichtig waren, jetzt erledigt sind, wiederzugeben. Ebenso war manches Persönliche nicht zur Mitteilung geeignet; es ist aber genug davon stehen geblieben, um die mannigfachen Interessen und die herzliche Art des freundschaftlichen Verkehrs erkennen zu lassen. Einige Äuſserungen über Zeitgenossen, die früher wohl hätten unterdrückt werden müssen, konnten jetzt wiedergegeben werden, da jene Zeiten uns schon ferner gerückt sind; immerhin wird zu berücksichtigen sein, daſs sie vertraulichem Briefverkehr angehören. Böckh nahm an dem, was seine Zeit bewegte, lebhaften Anteil; überall wird man sein klares, entschiedenes und doch maſsvolles Urteil erkennen. Seine Briefe, mit raschem und gleichmäſsigem Federzuge geschrieben, gewähren die mannigfachsten Einblicke in sein Denken, Fühlen und Schaffen. Im Zusammenhange mit den Briefen seiner Freunde zeigen sie, wie die gegenseitigen Beziehungen mit dem Aufsteigen der Lebensbahn immer bedeutungsvoller wurden, im Anschluſs an Wissenschaft und Leben.

Leider sind Böckhs Briefe an Fr. Ritschl und Al. v. Humboldt mit wenigen Ausnahmen verloren; doch geben die an ihn gerichteten Briefe dieser beiden in sehr verschiedenen Kreisen wirkenden Gelehrten auch noch ein hinreichend deutliches Bild der geistigen Gemeinschaft. Der mitgeteilte Brief an Ritschl wird der Güte des Herrn Geh. Rats Prof. Dr. C. Wachsmuth verdankt; die Wiedergabe der Humboldtbriefe ist wesentlich erleichtert worden durch die sorgfältige Abschrift, welche Böckhs Enkel, Herr Assessor Walther Böckh, von diesem Teile des Nachlasses angefertigt hat. Für die Mitteilung der Briefe Böckhs an Schömann gebührt dem Enkel des letzteren, Herrn Prof. Dr. G. Schömann in Danzig, herzlicher Dank, ebenso der Stadtbibliothek zu Lübeck für manche litterarische Nachweise. Böckhs Briefe an Arnold Schaefer stammen aus dessen Nachlaſs, mit welchem sich zu beschäftigen der Unterzeichnete früher Ver-

anlassung hatte. Zu grofsem Danke ist er Herrn Geh. Rat Richard Böckh verpflichtet, welcher die Arbeit in ihrem Entstehen und Wachsen mit kundigem Rat begleitet, auch den Druck mit überwacht hat. Von ihm sind auch die beiden Verzeichnisse als Anhang hinzugefügt, welche die unausgesetzte und weithin wirkende Lehrthätigkeit August Böckhs veranschaulichen. Das beigegebene Bild ist eine Wiedergabe des im Frühjahr 1855 von Oskar Begas gemalten Porträts, welches seinen Platz im Hohenzollern-Museum zu Berlin erhalten hat. Es tritt ergänzend zu den beiden früher veröffentlichten Bildnissen hinzu, dem des jugendlichen Böckh in der neuen Ausgabe der Staatshaushaltung (1886), dem des Greises in der neuen Ausgabe der Antigone (1884).

Das Buch, wie es nun als Erinnerungsgabe vorliegt, ohne dafs der Reichtum des Böckhschen Nachlasses damit erschöpft wäre, führt in vergangene Zeiten zurück, in hinter uns liegende Entwickelungsstadien der Wissenschaft und überwundene Nöte des politischen Lebens. Gewifs wird durch Teilnahme an der geistigen Arbeit früherer Geschlechter die Wertschätzung ihres hinterlassenen Erbes erhöht, zugleich auch dem Weiterstreben eine sichere Grundlage bereitet. Hier handelt es sich um die für unsere nationale Entwickelung so wesentliche Beschäftigung mit dem klassischen, d. h. vorzüglichen Wert dauernd behaltenden Altertum. Böckh war weit entfernt, der modernen Kultur zu bestreiten, dafs auch sie sich zu klassischen Schöpfungen erhoben habe; sein Blick war auf das Gesamtfortschreiten der Menschheit gerichtet. Im Altertum aber fand er nicht nur die geschichtlich gegebene Grundlage, sondern auch geistige Schätze, denen fortwirkende Kraft innewohnt; er fand sie in gröfserer Zahl und Mannigfaltigkeit, als vor seinem Auftreten bekannt war, und erweckte sie zu neuem Leben in der Gegenwart. In diesem Sinne konnte er in einer Rede von 1822 sagen: „*Quod classicum est, succedentium aetatum consensu crescit senescens, si tamen quod semper viget senescit; ceterarum rerum gratiam ex novitate metimur.*“

Wiesbaden, 1. März 1901.

Max Hoffmann.

Inhaltsverzeichnis.

I. August Böckhs Leben und Werke.

1. Jugend und Schulzeit.

August Böckh, den man mit Recht einen Fürsten im Reiche der Wissenschaft genannt hat, ist aus einfach bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen und hat in seiner Jugend die Schule der Entbehrungen durchgemacht. Aber günstige Umstände förderten die rasche Entfaltung seiner Geistesgaben, und mit kräftigem, edlem Sinne hat er die angesehene Stellung, die ihm frühzeitig zu teil wurde, in bedeutungsvoller Wirksamkeit ausgefüllt. Als Süddeutscher geboren, schlofs er sich in der Zeit, wo Deutschlands Wiedererhebung sich vorbereitete, dem preufsischen Staate an und wurde ein hervorragender Träger und Vertreter der geistigen Macht, durch welche Preufsen sich ebenso wie durch sein Staats- und Kriegswesen das Recht erworben hat, an die Spitze des geeinigten Deutschlands zu treten. In der Wissenschaft hat er sich als Urheber eines neuen Aufschwungs der Altertumsstudien eine über die nationalen Grenzen hinausragende Ruhmesstellung errungen, seine Kraft aber sog er aus dem vaterländischen Boden, und dem Vaterlande hat er seine Dienste in treuester Weise gewidmet.

Böckhs Vorfahren sind seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als Bürger der ehemals freien Reichsstadt Nördlingen nachweisbar, seit dem siebzehnten Jahrhundert als evangelische Pfarrer daselbst.[1]) Matthäus Böckh war 1668—1693 Pfarrer in Nördlingen, dessen Sohn Georg Matthäus starb 1718 als Archidiakonus, der Enkel Johann Georg 1744 als Klosterprediger. Dieser hatte zwei Söhne; der ältere, Christian Gottfried, wurde 1762 Rektor in Efslingen, 1772 Pfarrer in Nördlingen, starb 1792 als Archidiakonus; der jüngere, Georg Matthäus, wandte sich dem Rechtsstudium zu, trat in markgräflich badischen Staatsdienst und lebte seit 1772 als Hofratssekretär und kaiserlicher Notar in Karlsruhe. Von jenem stammt eine noch jetzt

1) Ein Stammbuch der Familie Böckh, mit Nachrichten zur Familiengeschichte, ist 1887 als Manuskript gedruckt vorhanden. Vgl. auch: Beyträge zur Nördlingischen Geschlechtshistorie, von Beyschlag und Müller, Nördlingen 1803, I, 1, 219—237.

in Bayern blühende Linie des Geschlechts, von diesem die badische. Georg Matthäus Böckh, ein gewissenhafter Beamter, starb 1790 und hinterliefs sechs Kinder, von denen August das jüngste war, geboren am 24. November 1785.[1]) Die Familie geriet in bedrängte Umstände, aber die Fürsorge einer liebenden Mutter und hilfreiche Freunde des Vaters ebneten den Kindern die Lebensbahn. Drei von den Söhnen gelangten durch Begabung und Fleifs zu angesehenen Lebensstellungen. Der älteste, Johann Georg, 1767 geboren, hatte beim Tode des Vaters das Studium der Medizin fast vollendet; er erhielt seine erste Anstellung 1791 als Assistenzarzt am Krankenhause zu Karlsruhe; 1805 wurde er Physikus in Lörrach, 1816 in Heidelberg, 1824 Medizinalrat in Durlach; dort starb er nach gesegneter Wirksamkeit 1853. Der zweite Sohn trat als Kadett in kaiserlichen Kriegsdienst und fand 1793 einen frühen Tod bei den Kämpfen gegen die Franzosen in der Gegend von Luxemburg. Der dritte, Christian Friedrich, 1777 geboren[2]), war nach dem Tode des Vaters genötigt, das Gymnasium zu verlassen und als Schreiber in die niedere Beamtenlaufbahn einzutreten; er kehrte aber 1798, von edlem Entschlufs getrieben, auf das Gymnasium zurück, erwarb sich in einem Jahre die Berechtigung zum Universitätsstudium und begann, nachdem er in Jena und Heidelberg studiert hatte, 1802 eine erfolgreiche Laufbahn im badischen Staatsdienst. Er wurde 1810 Finanzrat in Karlsruhe, 1821 Staatsrat und Direktor des Finanzministeriums, 1825 in den Adelstand erhoben, 1828 Finanzminister, 1844 Ministerpräsident; 1846 in Ruhestand versetzt lebte er in verdientem Ansehn zu Karlsruhe bis zu seinem Tode 1855. Mit ihm und dem ältesten Bruder ist August Böckh, obgleich er die badische Heimat frühzeitig verliefs, zeitlebens in treuer Gemeinschaft geblieben, wovon der erhaltene Briefwechsel zeugt. Von den beiden Schwestern stand die ältere, Friederike, längere Zeit im Dienste der Gräfin Amalie von Hochberg, einer Verwandten des badischen Fürstenhauses, und lebte dann unvermählt in Karlsruhe bis 1854; die jüngere, Marie, heiratete einen Hofbeamten des Kaisers

---

1) Die im Nachlafs erhaltene amtliche Nachricht über Geburten und Sterbefälle zu Karlsruhe, im Intelligenzblatt der Stadt Karlsruhe vom 1. Dezember 1785, giebt nur den einen Vornamen August; dem entspricht auch die Tradition in der Familie. Die von K. B. Stark verfafste Lebensbeschreibung, Allg. Deutsche Biographie 2, 770, hat irrtümlich zwei Vornamen, Philipp August. Der Irrtum ist entstanden aus der Anstellungsurkunde, die 1807 für Böckh als Professor in Heidelberg ausgefertigt wurde; der Schreiber dieser Urkunde hat aus der Bezeichnung Dr. phil. August Böckh den zweiten Vornamen entnommen. Der Familienname ist in den eigenhändigen Briefen durchweg Böckh geschrieben, ebenso auf dem Titel der Staatshaushaltung; die lateinischen Werke sind mit Boeckhius bezeichnet.

2) Vgl. Badische Biographieen, herausgegeben von Fr. v. Weech (1875), Bd. 1, S. 95—104.

Alexander I. von Rufsland, welcher als Gemahl einer badischen Prinzessin öfters in Karlsruhe verweilte; sie lebte dann in St. Petersburg, später als Witwe in Reval, wo sie 1858 starb.

Die einfache Häuslichkeit, in welcher August Böckh heranwuchs, war doch geeignet, den Sinn des Knaben früh auf höhere Dinge zu lenken. Der Fleifs der älteren Brüder war ihm ein Vorbild. Die Mutter, eine heitere süddeutsche Natur, verstand dem täglichen Leben, trotz oftmaliger Sorgen, manche kleine Freude abzugewinnen. Sie hiefs Marie, geb. Hörner, und war die Tochter des Schultheifsen zu Ihringen im badischen Oberlande. Von ihr erbte der jüngste Sohn den Humor, der ihm im späteren Leben oft über Verdriefslichkeiten hinweghalf und seinen Umgang anziehend machte. Er wurde zum Theologen bestimmt, und die Mutter erzählte ihm öfters von dem Oheim in Nördlingen, der als Pfarrer auch schriftstellerisch thätig war[1]), sowie von dem unglücklichen Dichter Schubart, mit dessen Schwester der Nördlinger Pfarrer vermählt war. Was Schubart in zehnjähriger Haft auf dem Asperg (1777—1787) unter dem Zorn des Herzogs Karl von Württemberg erduldet hatte, mag in dem Knaben zuerst den Sinn für das hohe Gut der gesetzlichen Freiheit geweckt haben, den er als Mann oft bekundet hat; dafs die Erzählungen der Mutter ihm grofsen Eindruck machten, hat er noch nach Jahrzehnten in einem Briefe an den Bruder Friedrich ausgesprochen. Auch Schillers Flucht aus Mannheim (1782) gehörte zu den Ereignissen, die im Schwabenlande unvergessen blieben. In Baden erfreute man sich der milden und fürsorglichen Regierung des Markgrafen Karl Friedrich; als aber 1793 das Deutsche Reich mit der Republik Frankreich in Krieg geriet, erweckte das siegreiche Vordringen der Feinde bange Sorge um die Zukunft. Karl Friedrich schlofs 1796 einen Sonderfrieden mit Frankreich und erwarb, durch Rufslands Gunst gefördert, bei der Länderverteilung, die 1803 dem alten Deutschen Reiche den Untergang vorbereitete, ansehnliche Gebiete; er trat 1806, zum Grofsherzog erhoben, dem Rheinbunde bei: so war das Land vor Kriegsleiden bewahrt, aber das demütigende Gefühl, unter ausländischem Schutze zu stehen und den Befehlen französischer Machthaber gehorchen zu müssen, liefs keine freudige Zuversicht aufkommen. August Böckh erwarb sich in der Zeit, da Deutschland immer mehr unter französischen Einflufs kam, zunächst eine tüchtige Schulbildung und lernte am Altertum erkennen, was nationale Selbständigkeit für die Entwickelung der Völker zu bedeuten habe.

---

1) Er war längere Zeit Herausgeber einer pädagogischen Zeitschrift und begründete 1791 zusammen mit Prof. Gräter in Schwäbisch-Hall die Zeitschrift „Bragur, ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit“. Der zweite Band dieser Zeitschrift enthält einen von Gräter ihm gewidmeten Nachruf.

Zu Ostern 1792 trat er in die unterste Klasse des Gymnasiums zu Karlsruhe ein, welches sich der besonderen Fürsorge des Landesherrn erfreute. Es war als „Fürstenschule" 1586 zu Durlach gegründet, 1724 nach Karlsruhe verlegt und dort vollkommener gestaltet. An das Gymnasium classicum, welches eine gründliche Vorbildung namentlich in den alten Sprachen gewährte, war eine obere Abteilung, Gymnasium publicum, angeschlossen[1]), dazu bestimmt, einheimische Studierende zu fördern und ihnen den Aufenthalt auf einer auswärtigen Universität abzukürzen. In der Zeit von 1762 bis 1795 wurden in dieser Abteilung, neben der Weiterbildung in den Schulwissenschaften, theologische, juristische und medizinische Vorlesungen gehalten; von 1795 an nur noch theologische. Böckh trat, nachdem er in zweijährigem Sekunda-Kursus besonderen Eifer für Mathematik gezeigt hatte (er nahm auch an dem für Realschüler bestimmten Unterricht in dieser Wissenschaft teil), zu Ostern 1800 in den ersten Kursus der oberen Abteilung ein. Vom 7. März 1801 liegt ein Zeugnis vor, in welchem sich die Lehrer Volz, Wucherer, Sander, Mylius, Hebel anerkennend über den Fleifs der Klasse aussprechen; Hebel, damals Diakonus an der Hofkirche, bezeugt als Lehrer des Hebräischen, dafs Böckh, als einziger Schüler in diesem Fache, einen guten Anfang gemacht habe: „sein ununterbrochener Eifer, sein für die Erlernung der Sprachen sehr glückliches Talent und eine abgekürzte Methode machten es mir möglich, in diesem Jahre noch zwölf Kapitel der Genesis mit ihm zu lesen und dann mit einigen nicht schweren Psalmen einen Versuch zu machen". Auch weiterhin nahm Hebel, der gemütvolle Verfasser der Alemannischen Gedichte, ein Lehrer von innerstem Beruf[2]), sich dieses Schülers besonders an; Böckh hat als Greis sich dankbar des von ihm empfangenen Privatunterrichts, der sich auch auf die arabische Sprache erstreckte, erinnert.[3]) Im zweiten Jahreskursus traten die Lehrer ein, welche als die bedeutendsten der Anstalt in jener Zeit bezeichnet werden, beide älter als Hebel: Gottlob August Tittel aus Pirna und Johann Lorenz

1) H. Funck, Die alte badische Fürstenschule und August Böckh, Programm des Gymn. zu Karlsruhe 1881. Stark in dem Vortrag über Böckhs Bildungsgang (Vorträge und Aufsätze, S. 409—426) redet von drei Abteilungen der Anstalt; was er Gymnasium theologicum nennt, ist nach Funck nichts anderes als der oberste Kursus des Gymnasium publicum.

2) Johann Peter Hebel, geb. 1760 zu Basel, 1774—78 Schüler des Gymnasiums zu Karlsruhe, wurde 1791 als Lehrer an dasselbe berufen, zugleich auch Diakonus an der Hofkirche, 1805 Kirchenrat, 1808 Direktor des Gymnasiums, 1819 Prälat der evangelischen Landeskirche in Baden, starb 1826. Die Alemannischen Gedichte erschienen zuerst 1803, der Kalender des Rheinischen Hausfreundes 1807—1819. Badische Biographieen 1, 347—354.

3) S. u. in dem Abschnitt „Glückwünsche und Dankbriefe" Böckhs Schreiben von 1860 an das Lehrerkollegium zu Karlsruhe.

Böckmann aus Lübeck, beide 1764 aus Jena an das Karlsruher Gymnasium berufen. Tittel, seit 1797 Rektor der Anstalt, lehrte Logik und Metaphysik nach Leibniz und Locke, der damals neuen Lehre Kants entgegentretend, und leitete die lateinischen Stilübungen, für welche er eine besondere Societas latina gebildet hatte; unter ihm erwarb sich Böckh die Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen Sprache, die er später so vielfach bewiesen hat; er lernte geschmackvollen Ausdruck ohne ängstliche Beschränkung auf ciceronischen Sprachgebrauch. Böckmann lehrte angewandte Mathematik; ihm und Wucherer, dessen Unterricht er vorher drei Jahre lang genossen hatte, verdankte Böckh die Befähigung, sich mit mathematischen Problemen der Altertumswissenschaft erfolgreich zu beschäftigen. Böckmann war auch ein eifriger Physiker; öfters hörte der Markgraf Karl Friedrich seine physikalischen Vorträge, um sich über die Fortschritte dieser Wissenschaft belehren zu lassen. Aufserdem war er auf die Pflege der deutschen Sprache bedacht; in den ersten Jahren seines Wirkens veranstaltete er, da der deutsche Unterricht im Lehrplan wenig Raum hatte, private Übungen in deutscher Beredsamkeit und Dichtkunst; 1774 veranlafste er Klopstocks Berufung nach Karlsruhe. Klopstock wohnte in seinem Hause und stand auch später mit ihm in Briefwechsel.[1]) Neben diesen beiden anregenden Lehrern stand der würdige Kirchenrat Volz, der in die theologischen Studien einführte; unter den von Böckh damals ausgearbeiteten Heften ist die von Volz vorgetragene „Einleitung in die christlichen Religionsbücher“ erhalten. Auch Botanik und Englisch wurden in diesem Kursus gelehrt. Böckh hat sich später der bei dem trefflichen Gmelin[2]) erworbenen Kenntnisse noch gefreut, wenn es ihm gelang, am Strande der Ostsee Pflanzen der Küstenflora zu bestimmen.[3]) Die Kenntnis der neueren Sprachen kam ihm bestens zu statten, als er wegen der Inschriftensammlung mit auswärtigen Gelehrten Briefe zu wechseln hatte; französische Briefe von ihm sind im Nachlafs mehrfach erhalten.

Der letzte Jahreskursus gewährte als theologische Unterweisung Dogmatik bei Hebel und Homiletik beim Oberhofprediger Walz; Tittel lehrte Naturrecht und erklärte den Tacitus. Böckmann lehrte

---

1) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Geh. Oberschulrat Dr. Wendt in Karlsruhe. Aus Böckmanns Biographie von Wucherer, im badischen Magazin 1803, ist ein kurzer Auszug in der Allgem. deutschen Biographie 2, 788 gegeben.

2) Karl Christian Gmelin, geb. 1762 zu Badenweiler, 1784—1834 Lehrer am Gymnasium zu Karlsruhe, 1808 Geh. Hofrat, mit Hebel eng befreundet, gab 1805—1808 das bedeutende Werk Flora Badensis-Alsatica heraus, starb 1837. Badische Biographieen 1, 304—307.

3) Stark, Über Böckhs Bildungsgang, S. 417.

Physik, starb aber zum grofsen Leidwesen seiner Schüler im Dezember 1802. Im Griechischen legte Sander den Schülern, die bisher nur Erzählungen aus Plutarch, das Neue Testament und Homer gelesen hatten, Kallimachos, Pindar und Thukydides vor, allerdings, wie Böckh später urteilte, in wenig methodischer Weise. Dagegen hinterliefs ihm die Erklärung des Tacitus durch Tittel bleibenden Eindruck; er versicherte, er habe keinen Universitätsprofessor kennen gelernt, der den Tacitus so durch und durch verstanden hätte.[1]) Es war ein ungleichmäfsiger, aber doch vielfach anregender Unterricht, der den Zöglingen des „Gymnasium illustre“ geboten wurde. Mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet und von wissenschaftlichem Trieb erfüllt verliefs der junge Böckh, im achtzehnten Lebensjahre stehend, zu Ostern 1803 die Anstalt, um sich in Halle der Theologie zu widmen; schon hatte er einmal versuchsweise in einem Nachbarorte gepredigt. Sein Mitschüler Karl Friedrich Nebenius, mit dem er oft gewetteifert hatte, war schon im Herbst 1802 zu juristischen Studien nach Tübingen gegangen und wurde später im badischen Staatsdienste ein treuer Gehilfe des Finanzministers v. Böckh. August Böckh hatte anfangs im Sinne, seine Studien in Jena zu beginnen, aber die badische Kirchenbehörde, welche ihm ein Stipendium bewilligte, riet davon ab wegen des in Jena herrschenden Rationalismus. So entschied er sich für Halle, angelockt auch durch den Ruhm des dort lehrenden Philologen Fr. Aug. Wolf; denn er gedachte die auf dem Gymnasium gewonnene Ausbildung in den klassischen Sprachen weiter zu führen, um sich, wie damals viele Theologen thaten, auch für ein Lehramt tüchtig zu machen.

---

1) Funck a. a. O. S. 22.

2. Studienzeit in Halle, erster Aufenthalt in Berlin.

Im Frühjahr 1803 nahm Böckh für mehrere Jahre Abschied von der Heimat.[1]) Ferienreisen waren damals mühsam und kostspielig; er war darauf angewiesen, mit seinem Stipendium von 125 Gulden jährlich und geringem Zuschufs von Hause sich einzurichten und seine Zeit zu nützen. So blieb er auch während der Ferien in Halle und schrieb fleifsig Briefe an Mutter und Geschwister, heiteren Sinnes, wenn auch die äufseren Umstände beschränkt waren. Er hörte zunächst theologische Vorlesungen, aber bald war ihm klar, dafs seine innere Richtung nicht auf das geistliche Amt gehe, sondern auf wissenschaftliche Forschung, und dazu öffnete ihm die fortgesetzte Beschäftigung mit den alten Sprachen ein weites Feld. Mit Begeisterung vertiefte er sich in die griechischen Klassiker, die er auf der Schule nur unvollkommen kennen gelernt hatte, und an Friedrich August Wolf fand er einen Lehrer, der ihm die Mannigfaltigkeit und die fortwirkende Bedeutung der griechischen Kultur mit weitreichendem Blick und tiefdringendem Urteil eröffnete.[2]) Durch Winckelmann, Lessing, Heyne war das Altertumsstudium mit der aufblühenden deutschen Litteratur in engere Verbindung gebracht und seine Bedeutung für jede höhere Bildung zur Anerkennung gelangt; Herder und Goethe verfolgten diese Richtung weiter, und unter den Fachgelehrten trat Wolf mit hoher Begabung und glücklicher Energie dafür ein, dafs die bisher mühsam betriebene Einzelforschung sich zu gedankenreicher Erfassung des Ganzen erhebe, dafs die Altertumswissenschaft sich zu einer Wiederbelebung des in der Vorzeit von bevorzugten Völkern Erreichten gestalte. Seine Vorlesungen gaben sowohl Er-

---

1) Bei Funck S. 24 sind die ersten Zeilen aus seinem Abschiedsgedicht an den Rhein mitgeteilt:

„Noch einmal, väterlicher Strom, gegrüfst!
Du fleufst in Mutterschoofs;
Doch ich — fern ihm beim Strand der Saale mifst
mein Engel mir mein Loos."

2) Fr. Aug. Wolf, geb. 1759 zu Hainrode bei Nordhausen, 1783—1807 Professor in Halle, dann in Berlin, starb 1824. W. Körte, Leben und Studien Fr. Aug. Wolfs, Essen 1833. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland (1883), S. 517—548.

klärung einzelner Schriftsteller als belehrende Übersicht ganzer Gebiete, namentlich der Staatsaltertümer und der Litteraturgeschichte; die Zusammenfassung des Ganzen gab er als „philologische Encyklopädie“. In seinem 1787 begründeten philologischen Seminar lehrte er die kritische Methode, welche vom Einzelnen ausgehend zum geschichtlichen Verständnis der Entwickelung führen soll; seine berühmteste Schrift, die 1795 erschienenen Prolegomena zum Homer, gab als Beispiel die Geschichte der homerischen Gedichte, die, aus mündlicher Überlieferung hervorgegangen, erst allmählich zu schriftlicher Aufzeichnung gelangten und nicht als Werke eines einzelnen, sondern als Produkt des Volksgeistes zu betrachten sind. Indem Wolf zahlreiche Schüler bildete, rief er einen selbständigen, von der Theologie losgelösten Gymnasiallehrerstand ins Leben, dem die Pflege der höheren Bildung anvertraut werden konnte, weil das klassische Altertum eine allseitige Grundlage für die Entwickelung der Künste und Wissenschaften darbietet. Wie anregend Wolfs Persönlichkeit wirkte, ist durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe und Wilhelm v. Humboldt bezeugt, doch hat er auch manchen durch scharfen Witz und absprechendes Urteil verletzt. Den Studenten machte er es nicht gerade leicht, bei ihm auszuharren, und doch fesselte er sie immer wieder durch die Kraft seines Geistes.

Einem solchen Lehrer hatte Böckh viel zu verdanken, namentlich auch die Anleitung zu selbständigem Urteil, denn Wolfs Lehrart nahm die jungen Geister nicht gefangen, sondern regte sie, nicht immer schonend, sondern auch mit scharfem Spott, zu eigenem Denken an. Von Böckh selbst liegt kein Bericht darüber vor, aber zwei Briefe von Thiersch und Passow lassen den Unterschied zwischen Wolf und seinem jüngeren Fachgenossen Gottfried Hermann[1]) erkennen. Thiersch, welcher 1804—1807 in Leipzig unter Hermanns Leitung studierte, schreibt über einen Besuch, den er in Halle machte, an seinen Freund A. G. Lange in Pforta[2]): „Ich habe auch Wolf gehört, er liest vor einem Auditorio von ziemlich 100 Zuhörern, deren jeder ihm einen Louisd'or bezahlen mufs, den Meno des Plato. Sie kennen wohl Wolfs schönen und so anspruchslosen Vortrag; als ob es in leichter Unterhaltung geschähe, wirft er die herrlichsten Bemerkungen wie im Vorübergehen hin. Er sitzt gebückt auf seinem Stuhle im Katheder und verschwindet geräuschlos durch das Pförtchen hinter demselben, indefs man Hermann in Stiefeln und Sporen schon von fern über den Saal herschreiten, dann bald seine laute Stimme erheben und nach allen Seiten Streiche den armen Auslegern aus-

1) Geb. zu Leipzig 1772, 1794 Docent daselbst, 1797 a. o. Prof., 1803 ord. Prof., gest. 31. Dez. 1848.

2) Heinr. W. J. Thiersch, Friedrich Thierschs Leben (1866) 1, 31.

theilen hört. Der feurige Mann geräth in Eifer, indefs Wolf alles mit leiser Ironie abfertigt.“ Franz Passow, ebenfalls ein Schüler Hermanns, hörte, nachdem er bereits als Lehrer thätig gewesen, im Winter 1814—1815 in Berlin Wolfs Vorlesungen und schrieb darüber an einen Freund[1]: „Ist auch die jedesmalige Ausbeute an eigentlichen philologischen Thatsachen, an gelehrter Ausführung u. s. w. nicht grofs, so ist doch ganz herrlich die heitere Klarheit, die überall durchherrscht, die geistreiche Weise, der Gründlichkeit unbeschadet ein jegliches in der anziehendsten, meist in sehr genialer Form darzustellen, und besonders die eigenthümliche Gabe, so anregend auf seine Zuhörer zu wirken, dafs er sie nie — wie Hermann — in den Gränzen eigener Ansichten und Meinungen befängt, sondern im Gegentheil jede gesunde Denkkraft erst recht in volle Freiheit setzt, selbständig zu forschen und zu streben. Dies Eine erscheint mir als etwas so grofses und tröstliches, dafs alles davor verschwinden mufs, was beschränkte Ansicht über seine Faulheit, seine Unordnung u. s. w. zu verbreiten gesucht hat.“ Hierbei ist zu bemerken, dafs Wolf in Berlin nicht mehr auf der Höhe seines Wirkens stand und kein Seminar mehr leitete. Aus seinem Hallischen Seminar ist eine ganze Reihe tüchtiger Gelehrter hervorgegangen, die bedeutendsten aus den letzten Jahren 1803—1806, wo sie miteinander studierten und einen Freundeskreis bildeten: Böckh, Immanuel Bekker, Karl Köpke, Konrad Schneider, Wilhelm Wachsmuth, Johannes Schulze, Nikolaus Eckermann. Die beiden erstgenannten bezeichnete Wolf in seinem Seminarbericht vom Frühjahr 1806 als die hervorragendsten; ihnen nahe stellte er Schulze, der später als Rat im preufsischen Unterrichtsministerium lange Zeit segensreichen Einflufs auf die Leitung der preufsischen Gymnasien übte.[2] Böckhs nächste Freunde waren Eckermann, später Direktor des Gymnasiums zu Danzig, und der Theologe David Schulz, später Konsistorialrat und Professor in Breslau; auch mit Köpke und Schneider, die später an Berliner Gymnasien lehrten, hat er noch nach der Hallischen Zeit Briefe gewechselt und, als er selbst nach Berlin kam, ihnen persönlich nahe gestanden; die Freundschaft mit Schulze bewährte sich in der ganzen Zeit der Berliner Amtswirksamkeit, da beide in gleichem Sinne sich der Pflege eines tüchtigen Gymnasiallehrerstandes annahmen.[3]

1) Mitgeteilt bei Bursian S. 539 aus dem Buche von B. Wachler, Franz Passows Leben und Briefe, Breslau 1839.

2) Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preufsische Unterrichtswesen in seiner Zeit, Leipzig, Teubner, 1889, S. 32.

3) Ebd. S. 445. Schulze, geb. 1786 zu Bruel in Mecklenburg, wurde 1808 Professor am Gymnasium zu Weimar, 1812 Direktor des Gymnasiums zu Hanau, 1816 Provinzialschulrat in Koblenz, 1818 Ministerialrat in Berlin, trat 1859 in den Ruhestand, starb 1869.

Der anregenden Kraft Wolfs trat im Herbst 1804 Friedrich Schleiermacher zur Seite, der als a. o. Professor der Theologie berufen auch philosophische Vorlesungen hielt und namentlich zum Studium Platons aufforderte. Der junge Böckh war schon auf Wolfs Veranlassung eifrig mit Platon und den griechischen Tragikern beschäftigt; nun liefs Schleiermacher, der als jüngerer Docent den Studenten näher trat, ihn an seiner Platonforschung zum Zweck einer mit Erläuterungen auszustattenden Übersetzung der platonischen Schriften Anteil nehmen, und so fafste Böckh eine tiefe und dauernde Neigung zu dem tiefsinnigen griechischen Philosophen, die mit herzlicher Verehrung für Schleiermacher verbunden war. Begeisternd wirkte auch, wenigstens für einige Zeit, Henrik Steffens, der, aus Jena kommend, die damals neue, mit Platon innerlich verwandte Lehre Schellings vortrug. Von dem schwärmerischen Philosophieren der befreundeten Jünglinge legt ein Stammbuchblatt Zeugnis ab, das Eckermann bei seinem Scheiden von Halle Böckh widmete: „Nach innen geht der geheimnifsvolle Weg. In uns oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und die Zukunft. Die Aufsenwelt ist die Schattenwelt; sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt scheint es uns freilich innerlich so dunkel, einsam, gestaltlos; aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsterung vorbei und der Schattenkörper hinweggerückt ist: wie werden wir mehr geniefsen als je, denn unser Geist hat entbehrt! Dein N. Eckermann, Halle, 31. Mai 1805."

Neben den klassischen Studien bot Halle damals noch unmittelbare Anregung für die deutsche Poesie. In dem benachbarten Badeort Lauchstädt spielten zur Sommerzeit die Schauspieler des Weimarer Theaters unter Goethes persönlicher Leitung. Oft zogen die Studenten nachmittags dorthin, um sich an diesen Aufführungen zu erfreuen, namentlich wenn Dramen von Schiller aufgeführt wurden. Böckh hat die erhebenden Eindrücke, welche er damals empfing, noch im Alter bezeugt in der Ansprache, welche er 1859 bei der Schillerfeier in der Berliner Universität hielt; er sagte: „Es war eine Zeit der schönsten Begeisterung der akademischen Jugend für diese ideale Poesie". Bisweilen kam Goethe von Lauchstädt nach Halle herüber, um die Freundschaft zu pflegen, welche ihn mit Wolf durch gemeinsame homerische Studien verband[1]), da hatten die Studenten Gelegenheit ihn zu sehen und auch wohl sprechen zu hören. Welche Teilnahme erregte die Gedächtnisfeier, die Goethe am 10. August 1805 in Lauchstädt für den dahingeschiedenen Schiller veranstaltete! Man fühlte, wie die deutsche Dichtung sich der griechischen ebenbürtig

1) Mich. Bernays, Goethes Briefe an Fr. Aug. Wolf, im Jahrgang 1867 der Preufsischen Jahrbücher, dann auch als besonderes Buch erschienen.

entfaltet habe; man war stolz auf deutsche Sprache und Geisteskraft. Aber nun trat das lange schon drohende Unheil ein; mit der Schlacht bei Jena begann die Zeit der französischen Fremdherrschaft, die auf Mittel- und Norddeutschland viel schwerer lastete, als die Rheinbundherrschaft auf Süddeutschland. Die Universität Halle ward auf Napoleons Befehl einstweilen geschlossen und dann unter der Hoheit des Königreichs Westfalen wieder eröffnet, aber mit kümmerlichem Bestande; ihre besten Kräfte hatte sie verloren. Auch Wolf und Schleiermacher verliefsen Halle und wandten sich nach Berlin. Dorthin war Böckh schon im Frühjahr 1806 gegangen; er hatte seine Studienzeit abgeschlossen mit Veröffentlichung seiner ersten Schrift, die aus den Platonstudien hervorgegangen und Wolf gewidmet war.[1]) Auf Grund seiner eingehenden Kenntnis der platonischen Darstellungsweise zeigte er, dafs der Dialog Minos nach Anlage und Gedankenentwickelung einen anderen Verfasser vermuten lasse; es seien aber Stellen aus Platons echten Werken, namentlich aus der Schrift über die Gesetze, darin nachgeahmt, öfters mit mifsverständlicher Auffassung. Ferner bewies er die Übereinstimmung dieses Dialogs mit drei anderen ebenfalls unter Platons Namen überlieferten und vermutete auf Grund einer bei Diogenes von Laërte erhaltenen Nachricht den Schuster Simon, einen Freund des Sokrates, als Verfasser.

Böckhs Thätigkeit in Berlin war auf die Vorbereitung zum Lehramt gerichtet. Er fand durch Wolfs Empfehlung Aufnahme in dem 1787 begründeten, von Joh. Joachim Bellermann, dem Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster, geleiteten Seminar für gelehrte Schulen. Als Mitglied dieses Seminars hatte er im Sommer 1806 an dem Gymnasium wöchentlich 11 Unterrichtsstunden zu erteilen, Latein in Sexta, Französisch und Geschichte in Quarta.[2]) Aufserdem gab er in angesehenen Häusern Privatstunden, die ihm Prof. Buttmann, damals am Joachimsthalschen Gymnasium angestellt, mit freundlichem Entgegenkommen verschaffte. Er hatte in Halle noch Schulden zu bezahlen, für deren Abtragung der dort zurückgebliebene Freund David Schulz Sorge trug. Er gab, wie er diesem Freunde schrieb, „fünf Stunden wöchentlich in einem jüdischen grofsen und reichen Hause bei dem Sohn, einem Virtuosen auf dem Klavier, der blofs wegen der musikalischen Theorie Griechisch und Latein lernen will“; es war der junge Meyer Beer, der später Generalmusikdirektor wurde und noch im Jahre 1857, als Böckh sein Jubiläum feierte, ihm für den Unterricht dankte. Ferner gab er mehrere Stunden im Hause des Bankier Lewi, wo er seit dem Herbst auch wohnte, um die Er-

---

1) Der Titel lautet: *In Platonis qui vulgo fertur Minoem eiusdemque libros priores de legibus.*

2) Dies und das folgende nach Briefen an David Schulz.

ziehung des ihm anvertrauten jungen Mannes zu leiten; endlich berief ihn Prof. Delbrück, der Erzieher des Kronprinzen, zu sich, um mit ihm gemeinsam Platon zu lesen. Was ihm an Mufse blieb, benutzte er zur Fortsetzung seiner griechischen Studien, wobei er vortrefflichen Anhalt fand an Buttmann und Heindorf, einem älteren Schüler Wolfs, der am Kölnischen Gymnasium lehrte. Sie hatten sich mit G. L. Spalding, Prof. am Grauen Kloster, und dem gelehrten Astronomen Ludwig Ideler zu einer Griechischen Gesellschaft vereinigt, die sich allmählich durch Hinzutreten anderer Mitglieder erweiterte und eine feste Stelle im geistigen Leben Berlins gewann.[1]) So lebte der junge Gelehrte wieder in einem Kreise gleichstrebender, jedoch älterer Freunde und in angenehmen geselligen Beziehungen, als die Unglückswendung eintrat, die viele Verhältnisse des Privatlebens unsanft berührte und auch ihm die nächsten Hoffnungen vernichtete.

Als er nach Berlin kam, hatte er das Brandenburger Land, das ihm später eine zweite Heimat werden sollte, mit einem patriotischen Gedicht begrüfst, welches der damals weit verbreiteten Zuversicht auf das Heer Friedrichs d. Gr. Ausdruck gab und an die Schlacht bei Rofsbach erinnerte:

Seid mir gegrüfset, ihr Preufsischen Marken,
sei mir gegrüfset, du dürstendes Feld,
drinnen die markigen Männer, die starken
wachsen, der Ritter der Bauer ein Held!

Lasset vom Märkischen Sande nur krächzen
Raben hinan zu dem nordischen Aar:
schauet die gallischen Hähne, sie ächzen
niedergestreckt von der heiligen Schaar.

Aber bittere Enttäuschung trat ein, als dieses Heer bei Jena zersprengt wurde und bald darauf die französischen Sieger in Berlin einzogen. Durch den Zusammenbruch der preufsischen Macht war die Hoffnung der Patrioten auf Besserung der Lage Deutschlands tief herabgedrückt; nur in dem Festhalten an den idealen Gütern der Nation bot sich noch ein Trost dar. Die Freunde gaben ihre griechischen Studien nicht auf, während die französischen Trommeln in den Strafsen Berlins ertönten. Aber alle äufseren Lebensverhältnisse wurden unsicher, und für Böckh verschwand die Aussicht auf Anstellung in Berlin. Das Rektorat der lateinischen Schule zu Königsberg in der Neumark, welches man ihm anbot, war wenig anlockend und auch noch nicht sicher; so fafste er im Januar 1807 den Entschlufs, in die vom Kriege nicht berührte badische Heimat zurückzukehren. Er schrieb an den badischen Minister v. Reizenstein, dessen Wohlwollen

1) Vgl. M. Hertz, Karl Lachmann (1851), S. 211. G. Parthey, Zur Geschichte der Berliner Griechheit (1861).

er bei der Verlängerung seines anfangs nur auf zwei Jahre verliehenen Stipendiums erfahren hatte, und bat um Unterstützung für seinen Plan, an der Universität Heidelberg einen Wirkungskreis zu gewinnen. Diese Hochschule war 1803 aus kurpfälzischer Herrschaft an Baden gekommen und wurde seitdem durch Berufung neuer Lehrkräfte gehoben. Böckhs Gesuch hatte Erfolg, man forderte ihn zur Rückkehr in die Heimat auf. Um aber bei der Universität Aufnahme zu finden, war es erforderlich, die Doktorwürde zu erwerben, was er bei seinem Abgang von Halle, wahrscheinlich der Kosten wegen, unterlassen hatte. Um Stoff zu einer Dissertation war er nicht verlegen; seine Beschäftigung mit Platon und mit den Gedichten Pindars, die ganz besonders den Gegenstand gemeinsamer Leseabende in dem Berliner Freundeskreise gebildet hatten, führte ihn auf das Studium der antiken Schriften über griechische Musik. Er reichte der philosophischen Fakultät zu Halle eine Abhandlung „De harmonice veterum“ ein; diese brauchte unter den damaligen Verhältnissen nicht gedruckt zu werden; am 15. März 1807 erfolgte seine Promotion. Einen Monat später verliefs er Berlin, von Segenswünschen der Freunde geleitet, und reiste unter mancherlei Beschwerden, da in Thüringen noch Schnee lag und die Postwagen viel zu wünschen übrig liefsen, auch nicht täglich verkehrten, über Halle Naumburg Erfurt Frankfurt der Heimat zu. Welchen Eindruck bei dieser Reise das Unglück des deutschen Vaterlandes auf ihn machte, deutet der Schlufs des Reisebriefes an, den er unterwegs an seine Mutter schrieb: „Die Gegenden sind alle sehr rein; weder Truppen noch Gesindel haben wir angetroffen, wohl aber viele geplünderte und arm gemachte Städte und halbverbrannte Dörfer. Aber lassen wir das gut sein; Ihr wifst nun, wo ich bin; lebt wohl, bis wir uns sehen“.

---

3. Professor in Heidelberg.

Nicht lange mochte der junge Doktor ohne bestimmte Thätigkeit bei den Seinigen in Karlsruhe verweilen. Er siedelte im Laufe des Sommers nach Heidelberg über, ehe er noch Gewifsheit über seine Anstellung hatte. Der Professor Friedrich Creuzer, 1804 aus Marburg berufen, um in Heidelberg die klassische Philologie zu vertreten, kam ihm freundlich entgegen, erfreut über mancherlei neue Gedanken, die ihm der aus dem Norden zurückgekehrte junge Fachgenosse entgegenbrachte. Zu Creuzers Unterstützung am philologischen Seminar war im Februar 1807 Heinrich Vofs, der Sohn des seit 1805 in Heidelberg wohnenden Homerübersetzers Joh. Heinrich Vofs, als a. o. Professor angestellt worden[1]); doch erwies sich Böckhs Befürchtung, es werde für ihn nun keine Stelle sein, als unbegründet. Man erkannte leicht, dafs er den zwar wohlmeinenden, aber ängstlichen und kränklichen Vofs weit überrage; Creuzer und sein alter Lehrer Sander in Karlsruhe traten kräftig für ihn ein; am 28. Oktober 1807 konnte er seine akademische Lehrthätigkeit beginnen, und wenige Tage darauf erhielt er die vom 27. Oktober datierte Urkunde über seine Anstellung als a. o. Professor. Rasch erwarb er sich Ansehen in den akademischen Kreisen; eine glückliche Lebensbahn that sich vor ihm auf; nunmehr frei von äufseren Sorgen konnte er seine Kraft inmitten der aufstrebenden Universität erproben. Durch Creuzer gewann er auch anregenden Umgang mit den Romantikern, die damals in Heidelberg ihren Sitz aufgeschlagen hatten, Clemens Brentano, Achim v. Arnim, Joseph Görres, zu denen sich zeitweise Tieck, die Brüder Schlegel und Windischmann[2]) als Gäste gesellten. Böckh erhielt wegen seiner stets bereiten Gelehrsamkeit in ihrem Kreise scherzweise den Beinamen Polyhistor; eine Zeit lang war er ihr täglicher Tischgenosse. Gern weilte er mit ihnen bei den Ruinen des alten Schlosses und unternahm in ihrer Gesellschaft Wanderfahrten durch sein schönes Heimatland. An dichterischem

1) W. Herbst, Joh. Heinrich Vofs (1876), 2, 2, 103.

2) Mit Hieronymus Windischmann, der 1818 Professor der Philosophie in Bonn wurde, ist Böckh auch später in Beziehung geblieben, ebenso mit A. W. v. Schlegel, der gleichfalls 1818 als Professor der Litteraturgeschichte nach Bonn ging; Achim v. Arnim sah er in Berlin wieder.

Aufschwunge teilzunehmen war ihm willkommen; hatte er doch in Pindars Dichtung die Macht der Begeisterung erkannt. Gelegentlich dichtete er auch selbst, doch ohne damit viel hervorzutreten; ihm, dem Sprachgewandten, war der Ausdruck in gebundener Rede nichts Fremdartiges. Die von den Romantikern damals herausgegebene „Tröst-einsamkeit, Zeitung von und für Einsiedler“, brachte einmal ein griechisches Sonett von ihm, das in platonischer Weise den Eros feiert[1]):

Μῶν οἶσθα κεῖνον ἵμερον κράτιστον
τοῦ παιδιώδους φιλτάτου τ' ἀγῶνος
Ἔρωτος, οὗπερ πλεῖστός ἐστιν ὦνος
καρπουμένοισι χαρμάτων μέγιστον.

Φιλημάτων γὰρ εἰ δίδωσι μισθὸν,
οὐ 'γὼ φθονήσω τῷ κλέει Πλάτωνος,
οὐ 'γὼ φθονήσω τοῖς θεοῖς αἰῶνος·
παῖς γὰρ φίλη πάντων καλῶν ἄριστον.

Φεῦ· πρόσθ' ὁ ποῦς ἄγει με, πρόσθεν ἀεί·
τῶν ἡδονῶν ἔτ' οὐδέν ἐστι καλόν,
ἄλλως δὲ πῦρ τὴν καρδίαν με κάει.

Ἐν οὐ λυτοῖς δεσμοῖσι κάρθ' ἑάλων·
ὦνερ, τί καυχᾷ ταῖς φρεσὶν ματαίαις
εἰλημμένος ταῖς φροντίσιν κραταιαῖς;

Doch in seiner Lebensführung gewann das romantische Schwärmen nie die Oberhand; so lebhaft er fühlte, stets siegte doch der klare Verstand und der Eifer für gelehrte Forschung. Einblick in sein inneres Leben gewähren einige Briefe aus jener Zeit. Am 7. August 1807 schreibt er an den Freund David Schulz:

„Wie immer fühle ich jetzt wieder, daſs ich glücklicher bin als ich wähne, daſs ich viel glücklicher noch sein könnte, wenn nicht die Unstätigkeit meines Temperaments, meine Ungeduld und mein wildes Treiben von einem zum andern, was freilich zum Theil in Umständen liegt, in die ich mich selber verflochten habe, mir den Genuſs der herrlichen Muſse, die mir jetzt gegönnt ist, mit selbstbereiteter Galle mischten. Ich habe Perioden im Leben gehabt, in welchen ich recht mit mir harmonisch war; hierher gehört mein letztes Sommerhalbjahr in Halle; aber die Harmonie verklang wieder in dem Strudel des Berliner Lebens. Jetzt wäre es die Zeit, wo sie wieder in der Stille spielen könnte, aber mein Herz ist zu unruhig. Das neue Leben, in das ich treten soll, regt mich so mannigfach und von allen Seiten an, daſs der elektrische Strom nicht auf einen Punkt ruhig sich entladen kann, sondern allerseits knisternd durch die Haut bricht in kleinen Funken, welche nur stechen und jucken.“

1) Stark hat in seinem Vortrag „Über Böckhs Bildungsgang“ die beiden ersten Strophen veröffentlicht, Herbst, J. H. Voſs 2, 2, 312 das ganze Gedicht, als dessen Verfasser er ohne Grund Creuzer vermutet.

Am 8. November 1807 schreibt er an Mutter und Schwester:

„Nach etlichen Tagen abscheulichen Wetters endlich heute ein göttlich heiterer, festlicher Tag. Mich entzückt die herrliche Aussicht nach beiden noch grünen Bergreihen aus meinen beiden Zimmern so, wie sie es lange nicht mehr that; das schlechte Wetter mufste mich erst wieder empfänglich machen für den neu angehenden, im Herbst wiedererscheinenden Frühling. Vergangenen Sommer pflegte ich anfänglich fast täglich auf das Schlofs zu gehen, um etwas zu Abend zu essen, wenigstens dreimal in der Woche, wenn ich nicht zu Creuzer ging. Nach und nach war ich abgestumpft gegen die heroische Erhabenheit und ging drei Monate nicht mehr hin. Vor acht Tagen bei schönem Wetter ging ich Morgens hin und erquickte mich unendlich, und gestern bin ich in Sturm und Wetter unter den Ruinen alter deutscher Herrlichkeit gewandelt, um unverwelklich grünen Epheu zu einem Brautkranz zu pflücken. Aber freilich nicht für meine Braut, damit Ihr nicht glaubt, ich wäre schon so weit, sondern für eines Freundes. Und heut bin ich nun auf der Hochzeit. Mittwoch bin ich auf dem Balle gewesen, und so geht es leider immer mit einer Menge Zerstreuung.

So schwindet die Zeit in Saus und Braus,
was bleibt davon zurück?
Ein grau Gestein, ein ödes Haus
und der Erinn'rung wehmuthsvoller Blick."

In glücklicher Weise konnte er mit seinem Amte eine litterarische Thätigkeit vereinigen, die ihn in erwünschte Beziehungen zu angesehenen Schriftstellern und Gelehrten brachte; er beteiligte sich an der Redaktion der von mehreren Professoren, namentlich Thibaut und Creuzer, begründeten Heidelberger Jahrbücher, welche seit Anfang des Jahres 1808 erschienen. Briefe von Jean Paul Friedrich Richter, August Wilhelm Schlegel, Friedrich Jacobs, den Brüdern Grimm, Sulzer, Tennemann, Welcker, Thiersch sind in Böckhs Nachlafs erhalten, die sich auf Beiträge zu dieser Zeitschrift beziehen; sie war in der politisch gedrückten Rheinbundzeit eine schätzenswerte Vertreterin des deutschen Geisteslebens. Abseits von diesen Bestrebungen stand der alternde J. H. Vofs; seine Abneigung gegen die Romantik führte ihn zu einem unerfreulichen Streit mit Creuzer über dessen symbolische Auffassung der griechischen Mythologie[1]), und sein schroffes Auftreten entfremdete ihm manche bisher teilnehmende Freunde.[2]) Böckh stand natürlich auf Creuzers Seite, und der Brief, welchen er am 16. April 1809 an David Schulz schrieb, zeigt die Schärfe des Gegensatzes, die dadurch noch vermehrt war, dafs einige Wochen zuvor Böckh die Ernennung zum ordentlichen Professor erhalten hatte, um Creuzer zu ersetzen, der einen Ruf nach Leiden angenommen hatte. Böckh schreibt:

„In Zeit von einer Woche werde ich ohne Zweifel auch die Direktion des philologischen Seminars erhalten, worauf unser Senat bereits an-

1) Herbst 2, 2, 108, 135, 207 ff. 2) Ebd. 114, 137.

getragen hat; so ist das Studium der Philologie hier meist in meinen Händen, um so mehr, da Voſs der Vater nichts thut und der Sohn immer kränkelt und seinen Vater einzig und allein nachahmt. Creuzers Weggang ist mir um vieler Dinge willen herbe, weil ich den besten Freund und die Bibliothek des Freundes, weil ich meinen vorzüglichsten Umgang verliere, weil ich manche Onera mit erhalte u. s. w. Und der ganze Haſs des gesammten Vossischen Hauses, welcher bisher auf Creuzer lastete, wird nun auf mich übertragen. Wir stehen seit meiner Beförderung natürlich in keinem Verhältniſs mehr, Voſs und ich, und jener hat bereits im Morgenblatt, dem niedrigen Diener seiner hämischen Cabale, seinen Haſs gegen mich ausgelassen in einer mir freilich höchst lächerlichen, ja erfreulichen Anzeige meines Buches Graecae tragoediae principum etc. Erfreulich sind mir dergleichen hämische Dinge dadurch, daſs ich sehe, ich sei ἄξιος ζήλου, und besser sind Neider als Bemitleider. Voſs ist hier der wahre Hausteufel der Universität, der nichts thut als Samen der Zwietracht streut und keinen Freund hat als etliche Schmarotzer seines Tisches und etliche Pflastertreter, die ihm Klatschereien zutragen, allgemein verachtet und verhaſst selbst bei denen, die ihn hierher gebracht haben, wie Thibaut. Der Sohn hat einen milderen Charakter, aber die alberne Anbetung des Vaters macht, daſs er es nie zu einer eigenen Idee bringen wird. Ich gehe meinen eigenen Weg und bin von Natur Protestant gegen alle menschliche Autorität; darum kann ich diesem Affen und dem alten Mogul, der Weihrauch gestreut haben will, nimmermehr gefallen."

Zeigt sich in diesen vertraulichen Äuſserungen ein kräftiges Selbstbewuſstsein, so war Böckh doch von anmaſsendem Auftreten weit entfernt; ihm war es vor allem um die Sache zu thun, und er hatte die Freude, zu sehen, daſs seine Lehrthätigkeit anerkannt wurde. Am 6. März 1809 zum ordentlichen Professor ernannt, übernahm er nach Creuzers Weggang die Leitung des philologischen Seminars und bildete tüchtige Schüler, die noch in späten Jahren seiner mit Verehrung gedachten, wie G. H. Moser, später Rektor in Ulm[1]), J. Th. Vömel, Direktor in Frankfurt a. M., E. F. Kärcher, Direktor in Karlsruhe, Nizze, Direktor in Stralsund. Im Herbst 1809 kehrte Creuzer aus Leiden, wo er sich nicht heimisch machen konnte, zurück, und beide leiteten nun das Seminar in bestem Einvernehmen. Damals gründete Böckh sich auch die eigene Häuslichkeit, die ihm die Freudigkeit des Wirkens erhöhte. Er hatte Dorothea Wagemann, die Tochter des Göttinger Generalsuperintendenten Gottfried Wagemann, kennen gelernt, als sie in Heidelberg bei ihrer Schwester, der Gattin des Professors der Rechte Christoph Martin, zu Besuch verweilte. Mit ihr schloſs er am 4. Oktober 1809 zu Göttingen den Ehebund, der ihm die besten Jahre seines Lebens verschönt hat; die geistesfrische, hochbegabte Frau ver-

---

1) Moser, ein Schüler Creuzers, dem er nach Leiden folgte, verehrte auch Böckh als seinen Lehrer, obgleich Böckh jünger war als er. Er unterstützte Böckh bei der Arbeit am Pindar und schrieb ihm auch später anhängliche Briefe, zuletzt noch zu Böckhs Jubiläum 1857.

stand an wissenschaftlichen Dingen teilzunehmen und zwangloser Geselligkeit ein behagliches Heim zu bereiten.

Alles liefs sich danach an, als werde Böckh in angesehener Stellung dauernd in der Heimat bleiben. Aber man dachte seiner auch in Berlin, und der Eindruck, welchen die Wiederaufrichtung des preufsischen Staates im übrigen Deutschland machte, ging an ihm nicht spurlos vorüber. Dem bequemen, für den Augenblick ungefährdeten Dasein in einem Rheinbundstaat, dessen Fürst bemüht war, seinem Lande die Segnungen friedlicher Verwaltung zu erhalten, stand gegenüber die reizvolle Aufgabe, mitzuwirken an der geistigen Erhebung des Staates, auf welchen seit Friedrichs d. Gr. Zeit die Hoffnungen der edelsten Vaterlandsfreunde gerichtet waren. Einen Ruf an die Universität Königsberg, als Nachfolger von Süvern, der nach Berlin in das Ministerium berufen wurde, hatte er zu Anfang des Jahres 1809 abgelehnt; bald aber kam die Kunde, dafs in Berlin eine neue Universität mit Heranziehung der besten Kräfte gegründet werde, und als im September 1810 Böckh unter ehrenvollen Bedingungen dorthin berufen wurde, entschlofs er sich, dem aufstrebenden Zuge der Zeit zu folgen, zumal da die Freunde Schleiermacher und Buttmann ihn lebhaft aufforderten. Er schrieb an den Staatsrat Nicolovius, er werde „kommen aus Liebe zu dem frischen und kräftigen Geiste der neuen Gründung“. Nach dem Wunsche der preufsischen Unterrichtsbehörde sollte er schon im Herbst bei Eröffnung der Universität sein Wirken in dem neuen und ihm doch nicht fremden Kreise beginnen; so schnell jedoch konnte und mochte er seine Verpflichtungen in Heidelberg nicht lösen. Zu Ostern 1811 nahm er von dem Heimatlande Abschied und zog abermals dem Norden zu, nicht wie früher mit dem unsicheren Gefühl des Suchenden, sondern mit dem freudigen Bewufstsein, einen erwünschten Beruf zu erfüllen. Seine Frau reiste mit dem jungen Sohne zunächst nach Göttingen, um dort in ihrem Familienkreise den Sommer zuzubringen.

Böckh hat später die Heidelberger Zeit seine „goldbekränzte Jugend“ genannt und ihr treue Erinnerung bewahrt. In Berlin fehlte der Reiz der schönen Natur, und in manche neue Verhältnisse hatte er sich einzuleben. Aber sein schaffenskräftiger Geist hob ihn über Bedenklichkeiten hinweg; was er in Heidelberg an wissenschaftlichen Forschungen schon geleistet hatte, gab ihm die Zuversicht, auf dem gröfseren Schauplatz noch gröfsere Werke zu vollenden. Zuerst standen die platonischen Studien im Vordergrunde. Seine Beschäftigung mit der griechischen Musik hing zusammen mit der Ergründung der Lehre Platons von der Entstehung und Ordnung des Weltalls; er beschlofs, die geheimnisvolle, den Pythagoreern entlehnte Zahlentheorie darzulegen, welche der musikalischen Harmonie zu

Grunde liegt und nach platonischer Lehre in den Abständen der Weltkörper voneinander und in ihrer Bewegung sich wiederfindet. Die im Jahre 1807 veröffentlichte Abhandlung „Über die Bildung der Weltseele im Timaeos des Platon"[1]) erklärt das Wesen der von Platon angenommenen Beseelung des Weltalls als Zahlenharmonie, entwickelt dann mit Benutzung der ungedruckt gebliebenen Dissertation die Zahlen der musikalischen Intervalle und die Verschiedenheit der griechischen Tonarten, weist endlich die Geltung dieser Zahlen in der schon von Pythagoras verkündeten Harmonie der Sphären nach: was in der begrenzten Erdenwelt als Ton gehört wird, entspricht der im Weltall als übersinnlicher Ton lebendigen Zahl.[2]) Die von mathematischen Rechnungen durchzogene Abhandlung ist ein Meisterstück des Scharfsinns; die dunklen Stellen in der von manchen Platonforschern gemiedenen naturphilosophischen Schrift Timaeos waren nun aufgehellt, die grofsartige, freilich irrige Konstruktion der Abstände der Weltkörper voneinander zur Klarheit gebracht. Gegen die, welche es für nutzlos halten, solche poetische Irrtümer klar zu legen, bemerkt der Verfasser am Schlufs, selbst zu poetischem Ausdruck greifend nach den trockenen Erörterungen:

> „Nicht die reine Form des Weltalls ist ausgesprochen, sondern eine Form, unter welcher dasselbe ein Pythagoras, ein Platon empfangen, oder wozu er es gestaltet hat. Und sollten wir trefflicher Meister schöne Gebilde nicht mit Liebe betrachten, wenn auch die Originale, nach welchen sie gearbeitet wurden, nicht getroffen sind? Ist doch der Sphären wahre Harmonie, das wahre Gesetz der Planetenentfernungen, welches die Alten zu finden unternahmen, bis jetzt noch unerfunden und unerkannt.[3]) Kein Geborener hat die keusche Artemis je geschaut, und nicht Einem Aktäon sondern vielen hat sie das Haupt gehörnt; doch bis die nackte Natur dem sterblichen Auge zu erscheinen nicht erröthet, warum nicht wolltest du ihr Bild, abgespiegelt in göttlicher Männer Geist, mit Lust und Genufs beschauen?"

Zum Antritt seiner Professur veröffentlichte Böckh im November 1807 den Anfang eines kritischen und erklärenden Kommentars zum Timaeos[4]); statt der Fortsetzung gab er später zwei umfangreiche lateinische, ebenfalls mit mathematischen Erörterungen ausgestattete Abhandlungen, die eine über die Bildung des Weltkörpers aus geometrisch konstruierten Elementen[5]), die andere über Platons System

1) Kleine Schriften 3, 109—180. 2) Ebd. S. 166.

3) Vgl. dazu Humboldts Kosmos (1845) 1, 98: „Das Planetensystem in seinen Verhältnissen .... hat für uns nicht mehr Naturnothwendiges, als das Mafs der Vertheilung von Wasser und Land auf unserm Erdkörper, als der Umrifs der Continente oder die Höhe der Bergketten. Kein allgemeines Gesetz ist in dieser Hinsicht in den Himmelsräumen oder in den Unebenheiten der Erdrinde aufzufinden."

4) *Specimen editionis Timaei Platonis dialogi*, Kl. Schriften 3, 181—208.

5) *De Platonis corporis mundani fabrica conflati ex elementis geometrica ratione concinnatis* (1809); ebd. S. 229—252.

der im Weltkörper um die als ruhend gedachte Erde kreisenden Gestirne im Vergleich zu der pythagoreischen Lehre des Philolaos.[1]) So brachte er die Erklärung der im Timaeos entwickelten Naturphilosophie zum Abschlufs; auf die Bearbeitung der anderen Teile der platonischen Philosophie verzichtete er, da andere Gelehrte hier am Werke waren. Doch bewies er seine eindringende Kenntnis der gesamten platonischen Schriften in mehreren Recensionen damals erscheinender Ausgaben und Erklärungschriften, namentlich der beiden ersten Bände von Schleiermachers Übersetzung.[2]) Er ehrte den Freund und Lehrer, indem er schrieb:

„Noch niemand hat den Platon so vollständig selbst verstanden und andere verstehen gelehrt wie dieser Mann, welcher, bei seltener Umfassung des Höchsten, mit nicht geringerer Sorgsamkeit auch das Kleinste nicht verschmäht: ein Talent das in wenigen Gelehrten ausgebildet, ein Glück das wenigen Gegenständen zu gute gekommen ist, während die meisten mit zu unbesonnener Ueberspannung oder mit zu beschränkter Nüchternheit behandelt worden sind."

Seine Besprechung geht gründlich ein auf den Wert der von Schleiermacher gegebenen Einleitung, welche den inneren Zusammenhang und zugleich die Zeitfolge der platonischen Dialoge zu bestimmen sucht, sowie auf die Vorzüge der Uebersetzung. Was er über diese sagt, zeigt den feinen Sinn für sprachlichen Ausdruck, der ein Vorzug des Philologen sein mufs und bei Böckh im höchsten Grade ausgebildet war.

„Täuschend meist ist die Leichtigkeit des Dialogs erreicht, die Lebendigkeit des Beiwerkes, das Vertrauliche, die Würde, die Schalkhaftigkeit und Ironie, alle übrigen Eigenheiten der platonischen Rede, das Frische und Feierliche des Phädros, die Laune des Protagoras, die Anmuth des Charmides (zu Anfang), die nüchterne Gleichgültigkeit, aber auch die Rednersprache der Vertheidigung, die Bündigkeit und Schärfe des Parmenides ... Der Stil ist nicht etwa überhaupt dem hellenischen, sondern insbesondere dem platonischen nachgebildet; die Participien sind glücklich gebraucht; wo sie nicht ungezwungen gegeben werden konnten, aufgelöst; der Kürze und Klarheit, welche im Hellenischen durch Ellipsen und Wortstellung erreicht wird, hat S. vorzüglich den Weg gebahnt, und damit der Wust schleppender Wiederholungen aus unserer Sprache verbannt werde, ist diesen vorzüglicher Eingang zu wünschen; ohne sie, was würde aus dialektischen Werken, was aus einem Parmenides werden? ... Sonst hat er durch Beibehaltung mancher Structuren, zum Theil auch auffallender, die Sprache gewifs nicht verdorben, da er auch hier eine feine Grenze hält, und es wird nur darauf ankommen, dafs die Deutschen, welche sich soviel Schlimmes gefallen lassen, auch das Gute nicht verschmähen, um ihrer Sprache mehr Würde und Kunst der Composition zu geben. Besonders werden sie eine ächtere und mehr architektonische

1) *De Platonico systemate caelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae* (1810), S. 226—293.

2) Kl. Schriften 7, 1—38, zuerst gedruckt 1808 im ersten Heft der Heidelberger Jahrbücher.

Gliederung der Perioden lernen und nicht ferner in dem Irrthum schweben, theils als ob die äufsere Anreihung in gleichem Verhältnifs stehender Sätze Periodenbau sei, theils als ob jene verwickeltere Ineinanderbildung dem Geiste unserer Sprache widerstrebe, sondern deshalb nur unsere Trägheit anklagen."

Man erkennt in diesen Sätzen Böckhs seinen eigenen lebhaften, bisweilen künstlich verflochtenen und trotzdem stets klaren Stil, wie er sich später auch in seinen deutschen Reden zeigte. Bei aller Anerkennung für Schleiermacher hat er in die Recension auch seine hier und da abweichenden Ansichten eingeflochten und am Schluss in längerer Ausführung erwiesen, dafs Platons Kenntnis der pythagorischen Lehre auch im Phädrus zu erkennen sei, was Schleiermacher in Abrede gestellt hatte.

Im Gegensatz zu dieser fein ausgeführten und anerkennenden Besprechung übte Böckh scharfe und spöttische Kritik an der 1805 erschienenen Schrift von Joh. Fr. Herbart *„De Platonici systematis fundamento"*; er wies das oberflächliche Verfahren des Verfassers nach und zeigte, wie jener die Ideenlehre falsch verstanden habe.[1]) Seine Kenntnis des platonischen Sprachgebrauchs bewies er in der Besprechung der von Heindorf veranstalteten Ausgaben mehrerer Dialoge. Er zollte diesem Freunde die Anerkennung, „zur ächt philologischen Behandlung des göttlichen Philosophen den ersten festeren Grund gelegt zu haben"[2]), während Wolf sich über diese Ausgaben mifsfällig äufserte. Unter den von Heindorf bearbeiteten Dialogen war auch der Kratylos, in welchem Platon seine Ansichten über Ursprung und Wesen der Sprache darlegt; an diesen Dialog anknüpfend schrieb Böckh 1808 die Abhandlung „Von dem Übergange der Buchstaben in einander"[3]), worin er seine Beobachtungen über die Lautgesetze des Griechischen und Lateinischen darlegte und seine hohe Auffassung der Grammatik als „Erforschung der Harmonie der Sprache und des Gedankens" kundgab. Endlich veranstaltete er, um auch zur Neugestaltung des Platontextes etwas beizutragen, 1810 eine Ausgabe der vier unechten, vermutlich von Simon verfafsten Dialoge, zusammen mit zwei andern, ebenfalls nicht von Platon, aber doch in seinem Sinne verfafsten.[4])

Das zweite Gebiet, auf dem er sich heimisch gemacht hatte, waren die griechischen Tragiker. Er hatte sie in so umfassender und

1) Kl. Schriften 7, 46 ff. Herbarts Schrift ist in dessen gesammelten Werken Bd. 12 S. 61 ff. wieder abgedruckt. Die dort als Anhang hinzugefügte Erklärung betrachtete Böckh, nach Angabe von E. Bratuscheck (B. als Platoniker, Philos. Monatshefte 1868, S. 320) „der Hauptsache nach als Einräumung seiner Gegengründe".

2) Kl. Schriften 7, 79. 3) Ebd. 3, 204—228. 4) *Simonis Socratici, ut videtur, dialogi quatuor de lege, de lucri cupidine, de iusto et de virtute. Additi sunt incerti auctoris dialogi Eryxias et Axiochus;* Heidelberg 1810.

eindringender Weise gelesen, dafs er im stande war eine kritische Untersuchung zu führen, welche genaue Kenntnis des gesamten überlieferten Stoffes erforderte, sowohl der ganzen Tragödien wie der Bruchstücke und der auf die Lebensumstände der Dichter bezüglichen Nachrichten. In seinem Buche über die griechischen Tragiker, welches 1808 erschien[1]), wies er nach, dafs ihre Werke nicht nur, wie die Bemerkungen der Scholien wenigstens bei Euripides zeigen, Interpolationen durch die Schauspieler erfahren haben, sondern auch mehrfache Bearbeitungen bei Gelegenheit wiederholter Aufführung, sei es durch die Dichter selbst oder durch ihre Nachkommen. Bei Euripides, von dem er bei seiner Untersuchung ausging, ist dies an mehreren Tragödien, namentlich an der Iphigenie in Aulis, deutlich erkennbar; bei Aeschylos versuchte er es an den Eumeniden nachzuweisen; bei Sophokles läfst sich nur aus dem Verzeichnis der Titel entnehmen, dafs einige seiner für uns verlorenen Werke in zweifacher Bearbeitung vorhanden waren. Böckhs Untersuchung blieb bei diesem Gesichtspunkt nicht stehen; er bemühte sich auch, die echten Tragödien von den erst später den Meistern zugeschriebenen zu unterscheiden und die Aufführungszeiten genauer festzustellen; er erörterte die Personenzahl des Chores, die Verteilung mancher Chorgesänge unter die einzelnen Choreuten, metrische Eigentümlichkeiten und anderes. Sein Buch nimmt nicht einen streng systematischen Gang, sondern die Darstellung bewegt sich mit einer die Beherrschung des Stoffes zeigenden Freiheit, manche Fragen nur anregend, nicht überall auf erschöpfende Behandlung bedacht. Es machte durch die neu eröffneten Gesichtspunkte bei dem damaligen Stande der Forschung bedeutenden Eindruck. Die weitere Ausführung der Probleme hat Böckh meistens andern überlassen, wenngleich er lehrend und forschend auf diesem Gebiete bis ins Alter thätig blieb. Er widmete das Buch mit einer in elegantem Latein geschriebenen Vorrede dem Leipziger Professor Gottfried Hermann, der neben Wolf damals im gröfsten Ansehen stand und sich um die griechischen Tragiker sowohl durch kritische Ausgaben einzelner Tragödien als durch seine Lehrbücher über Metrik verdient gemacht hatte. Hermann nahm es mit grofser Anerkennung auf[2]), und es entspann sich zwischen ihnen ein Briefwechsel, in welchem allerdings entgegengesetzte Ansichten sich immer mehr kundgaben.

1) *Graecae tragoediae principum, Aeschyli, Sophoclis, Euripidis, num ea quae supersunt et genuina omnia sint et forma primitiva servata, an eorum familiis aliquid debeat ex iis tribui. Insunt alia quaedam ad crisin tragicorum Graecorum pertinentia;* Heidelberg 1808. Kurze Selbstanzeige des Buches in den Heidelberger Jahrbüchern 1809 = Kl. Schriften 7, 99—106.

2) Brief Hermanns an Böckh, 30. Okt. 1808: „Überall soviel neues, soviel schönes, durchdachtes, streng bewiesenes muss einem Buche einen dauernden Werth sichern, und ein besonderer Grund meiner Freude ist der, dafs es in Deutschland erzeugt ist. Ich selbst habe nächst so vielem, was ich daraus ge-

Das dritte und gröſste Werk der Heidelberger Zeit, doch später erst vollendet, ist die Ausgabe des Pindar. Böckh hatte sich vorgenommen, diesen bedeutenden und schwierigen Dichter, dessen Werke in der bisherigen Überlieferung vielfach unverständlich erschienen, mit philologischer Kunst herzustellen und damit eine edle Blüte des hellenischen Geistes wieder zugänglich zu machen. Hermann hatte durch seine der Ausgabe von Heyne beigegebenen Abhandlungen schon manches zum Verständnis des Dichters beigetragen, aber seine auf die Überlieferung der späteren Grammatiker gegründete und diese mit Recht reformierende Metrik reichte zur Erklärung des pindarischen Versgefüges nicht aus. Böckh erkannte zunächst, indem er die handschriftliche Überlieferung der Gedichte prüfte, daſs der Text von späteren Zusätzen, die aus den Scholien erkennbar waren, und von Entstellungen des dem Dichter eigentümlichen Dialekts gereinigt werden müsse. Dann zeigte er, mit Benutzung der aus dem Altertum überlieferten Schriften über Musik und Rhythmik, daſs die Versmaſse in enger Verbindung mit dem musikalischen Vortrag und den Tanzbewegungen des Chors ständen; er beseitigte die willkürlichen Versbrechungen der bisherigen Ausgaben und machte den kunstvollen Vortrag dieser Chorgesänge wieder erkennbar. Hermann erkannte die daraus sich ergebenden Veränderungen seiner metrischen Theorie nicht an; Böckhs scheinbare Neuerungen aber erwiesen sich probehaltig, und die späteren Forschungen über Metrik, namentlich das eingehende Werk von Roſsbach und Westphal[1]), haben sich darauf gestützt.

Böckh entwickelte seine metrische Lehre zuerst in einer deutschen Abhandlung „Über die Versmaſse des Pindaros“, welche 1809 in der von Wolf und Buttmann in Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Museum der Altertumswissenschaft“ erschien, dann vollkommener in der lateinischen Schrift „De metris Pindari“, die er dem ersten Teil seiner Pindarausgabe 1811 beifügte. Hier lag nun der Text des Dichters in gereinigter Gestalt vor, begleitet von kritischen Anmerkungen, die auf die handschriftlichen Grundlagen hinwiesen. Die Herausgabe des zweiten Teiles, der den erklärenden Kommentar enthalten sollte, muſste auf spätere Zeit vertagt werden. Böckh widmete

---

lernt habe, noch den Vortheil davon, daſs ich mancher Untersuchung, die ich noch vornehmen wollte und die nun von Ihnen vollendet ist, überhoben sein kann.“ In seiner zweiten Dissertatio de choro Eumenidum Aeschyli Opusc. 2, 139—166, widerlegte Hermann Böckhs Annahme einer doppelten Ausgabe dieses Dramas, im übrigen Böckhs Leistung sehr anerkennend.

1) Metrik der griechischen Dramatiker und Lyriker, drei Teile 1854—1865. Ein ausführlicher Briefwechsel zwischen Hermann und Böckh, die Metrik betreffend, aus den Jahren 1808—1812, 1814 und 1815 ist in Böckhs Nachlass erhalten, auch spätere Briefe Hermanns.

das Werk bei seinem Scheiden von Heidelberg in dankbarer Erinnerung dem Minister v. Reizenstein, der nicht nur ihm und der Universität überhaupt viel Wohlwollen und Förderung erwiesen hatte, sondern auch, zuerst von Creuzer angeregt, mit Eifer Griechisch trieb.[1]) Er blieb mit dem edeldenkenden Staatsmanne auch ferner in brieflicher Verbindung; ausführliche Briefe, in denen Reizenstein Fragen zum Pindar erörtert, sind im Nachlafs vorhanden.

Es ist erstaunlich, wie mannigfaltiges und bedeutendes Böckh in diesen wenigen Heidelberger Jahren geleistet hat. Alles Einzelne ging bei ihm aus einer grofsen Auffassung des Ganzen hervor. Das klassische Altertum, dessen belebende Kraft sich seit den Zeiten der Humanisten und besonders im 18. Jahrhundert an dem deutschen Geistesleben bewährt hatte, sollte immer vollkommener in dem Reichtum seiner Erscheinungen erkannt werden. Dem von Wolf gegebenen Beispiele folgend hielt Böckh zuerst im Jahre 1809 eine Vorlesung über philologische Encyklopädie, worin er die einzelnen Teile der Altertumswissenschaft in einer von Wolf abweichenden, tiefer durchdachten Anordnung darlegte und durch den Überblick über das Ganze sich und seinen Zuhörern die Gröfse der wissenschaftlichen Aufgaben vor Augen stellte. Er fafste auch den Plan, die vielseitige Entfaltung der griechischen Kultur in einem zusammenfassenden Werk, unter dem Titel Hellen, darzustellen; dieses blieb ungeschrieben, denn noch war zu viel für die Einzelforschung zu thun. Aber alle Einzelwerke, die Böckh in der Folgezeit veröffentlichte, sind von der Idee des Ganzen getragen, und in seinen Vorlesungen hat er diese Idee, wie sie aus dem Stoffe der Wissenschaft sich ergiebt, immer wieder in fruchtbarster Weise entwickelt. Während viele Gelehrte sich mit dem Anbau einzelner Gebiete begnügen, war Böckh ein umfassender Geist, und die philosophische Richtung, die er frühzeitig durch das Studium Platons gewonnen hatte, bestimmte sein schöpferisches Wirken, auch wo es in das Einzelste des Gegenstandes einging.

---

1) Fr. Creuzer, Aus dem Leben eines alten Professors (1848) Beilage 1, S. 70 ff. Sigmund Karl Johann v. Reizenstein, geb. 1766, 1789 Mitglied des badischen Hofrats, 1797—1808 Gesandter in Paris, 1809 Minister bis Ende 1810 und wiederum 1832—35, starb zu Karlsruhe 1847. Badische Biographieen 2, 179—181. Treitschke, Deutsche Gesch. 4, 280 f.

4. Professor in Berlin, die ersten Jahre.

Als Böckh zu Ostern 1811, im sechsundzwanzigsten Lebensjahre stehend und schon als Meister der Wissenschaft anerkannt, sein Lehramt in Berlin antrat, hatte die neugegründete Universität ihr erstes Semester vollendet. Sie war gegründet im Sinne des Königswortes, welches Friedrich Wilhelm III. 1807 in Königsberg gesprochen hatte: „Der Staat mufs durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat“, und nach dem von Wilhelm v. Humboldt, ihrem hochverständigen Gründer, ausgesprochenen Grundgedanken, „dafs die wissenschaftliche Bildung sich nicht nach äufseren Zwecken und Bedingungen einzeln zersplittere, sondern vielmehr zur Erreichung des höchsten Allgemein-Menschlichen in einen Brennpunkt sammle.“[1]) Sie hatte eine ideale Aufgabe zu erfüllen, zunächst in schwerer Zeit. Böckh erfafste diese Aufgabe mit Herz und Sinn, als er in den Kreis hervorragender Männer eintrat, die den Lehrkörper der Universität bildeten: Schleiermacher, Savigny, Hufeland, Fichte, Wolf, Niebuhr u. a. Mit ihm zusammen kam von Heidelberg der Theologe Marheineke.

Der preufsische Staat hatte sich aus der Niederlage von 1806 durch weise Gesetzgebung wieder aufgerichtet, aber noch waren die grofsen Verluste an Wohlstand in allen Verhältnissen fühlbar. Man richtete sich ein mit geringen Mitteln; Mut und Kraft zu neuem Streben war nach der Unglückszeit wieder erwacht. Noch schwebte der Staat in grofser Gefahr; in dem drohenden Zusammenstofs zwischen Frankreich und Rufsland konnte er zu Grunde gehen. Der König entschlofs sich schweren Herzens zu dem von Napoleon ihm angebotenen Bündnis; das Land mufste sich demnach dem Durchzug des grofsen französischen Heeres öffnen und abermals schwere Lasten auf sich nehmen; Berlin erhielt im März 1812 wieder französische Besatzung. Der vaterländische Geist, in den vorhergehenden Jahren durch Schleiermachers Predigten, Fichtes Reden, Arndts Schriften, Jahns Turnübungen mächtig angeregt, ertrug das mit Unwillen. Man sah ein, dafs einstweilen Fügsamkeit geboten sei, fafste aber die Abschüttelung des fremden Joches fest ins Auge. In solcher Zeit konnte das wissenschaftliche Wirken sich nicht fröhlich entfalten, aber sie forderte zur Sammlung der Kräfte auf.

Böckh widmete sich zunächst seinem Amte mit allem Eifer und fand seinen Freundeskreis in der „Griechischen Gesellschaft“ wieder.

---

1) Auf diese Worte Humboldts hat Böckh sich wiederholt in seinen späteren Festreden berufen; Kl. Schriften 2, 139. 3, 64. Vgl. R. Köpke, die Gründung der Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin (1860). R. Haym, Wilh. v. Humboldt (1856), S. 272.

In einem Briefe vom 2. April meldete er seiner Frau, dafs die Gesellschaft jetzt aus neun Mitgliedern bestehe, Buttmann, Heindorf, Ideler[1]), Schleiermacher, Spalding, Hirt, Süvern[2]), Niebuhr und ihm. „Wir versammeln uns alle Freitag, und zwar so, dafs alle neun Wochen einer das Haus dazu giebt. Es wird Thee getrunken, nachher ohne Beisein der Frauen Griechisch gelesen, und zum Schlufs ein Abendessen; es ist aber verboten, mehr als ein Gericht zu geben; nur Hirt als Junggeselle hat ein Vorrecht mehr aufzutischen." Wolf nahm an diesen Zusammenkünften nicht teil, er war kränklich und eigenwillig geworden und entfaltete auch in seiner Lehrthätigkeit an der Universität nicht mehr die durchgreifende Kraft wie früher in Halle. Er lehrte nicht als angestellter Professor, sondern als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, mit der Universität in freierer Verbindung; ebenso Niebuhr und Buttmann: um so mehr hatte Böckh die Verpflichtung, in regelmäfsiger Folge die Hauptzweige der philologischen Wissenschaft vorzutragen. Bekker, der als a. o. Professor berufen war, zeigte mehr Neigung zur kritischen Bearbeitung griechischer Texte; Heindorf wurde bald an die im Herbst 1811 neu eröffnete Universität Breslau versetzt. Böckh liefs sich zunächst die Einrichtung eines philologischen Seminars angelegen sein; die von ihm entworfenen Vorschriften für dasselbe wurden am 28. Mai 1812 von der Unterrichtsbehörde genehmigt. Die Mitglieder des Seminars, deren Zahl auf acht, höchstens zehn festgesetzt war, sollten sich in der Erklärung griechischer und lateinischer Schriftsteller üben, mündlich in lateinischer Sprache über Aufgaben, die sie einander stellten, disputieren und wissenschaftliche Abhandlungen dem Direktor zur Beurteilung einreichen.[3]) Böckh hatte die Leitung; helfend trat ihm Buttmann zur Seite, indem er die Erklärung der lateinischen Schriftsteller übernahm.

Wie es bei den älteren Universitäten üblich war, so war auch in Berlin dem Professor der klassischen Litteratur zugleich die Professur der Beredsamkeit übertragen; er hatte bei feierlichen Gelegenheiten die lateinische Rede zu halten und zu den halbjährlich erscheinenden Vorlesungsverzeichnissen eine lateinische Einleitungsschrift (Proömium) zu liefern. Böckh übernahm auch dieses Amt, wie er es in Heidelberg vorübergehend während Creuzers Abwesenheit geführt hatte. Daraus ist eine lange Reihe trefflicher kleiner Werke hervorgegangen, die von seiner mannigfachen Gelehrsamkeit Zeugnis geben und vor allem zeigen, wie er die Wissenschaft mit dem Leben,

1) S. o. S. 12. Ludwig Ideler, Astronom und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, starb 1846.

2) Georg Ludwig Spalding starb schon am 7. Juli 1811; Aloys Hirt, Prof. der Kunstarchäologie, starb 1837; Wilh. Süvern, seit 1809 Ministerialrat in Berlin, früher Professor in Königsberg, starb 1829.

3) Vgl. den von Böckh verfafsten Bericht über das Seminar bei Köpke, S. 241.

mit den die Gegenwart bestimmenden Ereignissen in Verbindung zu setzen wufste. Das Altertum sollte nicht als eine ferne, abgeschlossene Welt nur Gegenstand gelehrter Forschung sein, sondern mit seinen reichen Geistesschätzen dem ersehnten Aufschwunge Deutschlands zu Hilfe kommen.

Böckhs erste Einleitungsschrift, noch in Heidelberg verfafst, zu dem Vorlesungsverzeichnis des Sommers 1811, verglich die Studien- und Lehrweise des Altertums mit den neueren Einrichtungen[1]); sie erinnerte an Platons Walten in der Akademie und an die Hochschulen der folgenden Zeit, namentlich die zu Alexandria, die durch königliche Freigebigkeit reich ausgestattet viele Schüler aus der Ferne anzog, wie es auch bei der neuen Hochschule in Berlin der Fall sei. Zum Geburtstage des Königs, 3. August 1811, lud Böckh im Namen der Universität durch eine Schrift ein, die einen litterarisch interessanten Gegenstand, die angebliche Feindschaft zwischen Xenophon und Platon[2]), mit philologischer Erörterung des einzelnen behandelte und zu dem Ergebnis kam, gegenseitige Anfeindung, wie sie bei späteren *Graeculi* sich zeige, habe jenen Männern fern gelegen, wenn sie auch das Wesen ihres grofsen Lehrers Sokrates verschieden auffafsten. Das Vorlesungsverzeichnis für den Winter 1811—1812 enthielt ein kurzes Vorwort über die im Altertum engere Verbindung der Künste und Wissenschaften mit dem Vaterlande, das folgende für den Sommer 1812 wieder eine ausführliche Abhandlung über die ionische Stammverfassung.[3]) So liefs Böckh auch später kürzere allgemeine Betrachtungen mit längeren Abhandlungen wechseln, doch nicht ängstlich bedacht auf Regelmäfsigkeit des Wechsels; die Reihe seiner Einleitungsschriften geht bis zum Jahre 1843.

Als Redner der Universität trat Böckh zum ersten Male am 3. August 1812 auf; das Jahr zuvor hatte der Rektor der Universität, der Jurist Schmalz, die Festrede gehalten. In Gegenwart französischer Offiziere sprach Böckh über Sparta und Athen als Vorbilder gesetzlich geordneter Staaten[4]), im Eingange hinweisend auf die gesetzgeberischen Verdienste Friedrich Wilhelms III. Bei Sparta erinnerte er an die Strenge und Einfachheit dorischer Sitte, welche geistiges Leben nicht ausschlofs, aber in engen Schranken hielt; bei Athen

---

1) *De nostrorum studiorum ratione a veteribus, Graecis praesertim, abhorrente.* Kl. Schriften 4, 35—38.

2) *De simultate, quae inter Platonem et Xenophontem intercessisse fertur,* ebd. 1—30. Vgl. Gellius noct. Att. 14, 3. Bemerkenswert ist die von Böckh entwickelte Begründung der Ansicht, dafs Xenophons Symposion früher verfafst sei, als Platons gleichnamige Schrift; vgl. seine Recension von 1809 Kl. Schriften 7, 135 f.

3) *De tribubus Jonicis,* Kl. Schriften 4, 43—60. Ebenda auch die ferneren Einleitungsschriften.

4) Kl. Schriften 1, 1—15; die Reden sind in Band 1—3 der Kl. Schriften zusammengestellt.

hob er die politische Freiheit als Grundlage der weithin wirkenden Geistesblüte hervor. Kein Wort sagte er von den Perserkriegen, aber auch keines zu Ehren des französischen Kaisers. Seine Huldigung galt dem Landesherrn; am Schlusse gedachte er Friedrichs d. Gr. und sagte den Studenten, dafs das Vaterland seine Hoffnungen auf sie setze.

Fünfzig Jahre lang hat Böckh von da an des Redneramtes gewaltet, bis 1847 in lateinischer, dann in deutscher Sprache. Seine Persönlichkeit war für rednerisches Auftreten nicht besonders günstig veranlagt; er war nur von mittlerem Wuchse und hatte keine klangvolle Stimme. Aber der wohlerwogene Inhalt seiner Reden, die Klarheit und Tiefe der Gedanken fesselte die Hörer; sie fühlten, dafs ein Mann von umfassender Geisteskraft dem Verhalten der Hochschule zu den Ereignissen des öffentlichen Lebens Ausdruck verlieh, zwar mit Zurückhaltung, wie bei öffentlicher Festlichkeit natürlich, aber so, dafs edle, vaterlandsliebende Gesinnung sich daran erquicken konnte. Die lange Reihe der Reden bietet einen Spiegel der Zeitereignisse, insofern sie zur Pflege der Wissenschaften in Beziehung standen; sie enthält einen Schatz geschichtlicher und philosophischer Weisheit in sorgfältig ausgearbeiteter Form. Wenn die Ehrenbezeigung für das Staatsoberhaupt und die Danksagung für Förderung der Universitätseinrichtungen oft breiter ausgeführt erscheint, als jetzt in akademischen Festvorträgen üblich ist, so ist doch stets damit in geschickter Weise der besondere Inhalt verknüpft, auf welchen dem Redner das meiste ankam, und manches, was er nur andeutet, hat seine tiefere Beziehung. Böckh liebt es, auch in seinen wissenschaftlichen Werken, nicht alles greifbar hinzustellen, sondern manches dem Leser zu eigener Erwägung zu überlassen.[1])

Im Jahre 1812 lastete noch der fremde Druck auf Deutschland; das folgende Jahr brachte die ersehnte Befreiung. Als Friedrich Wilhelm III. von Breslau aus sein Volk zu den Waffen rief, leerten sich die Hörsäle der Universitäten; Wissenschaften und Künste mufsten einstweilen ruhen, damit erst die Freiheit des bürgerlichen Lebens wiedergewonnen würde. Hunderte von Berliner Studenten eilten zu den Waffen; Linientruppen und Landwehr zogen ins Feld; zum Schutze der Heimat traten die älteren Männer im Landsturm zusammen. Auch die Bürger von Berlin bildeten ihren Landsturm; in Bataillone und Kompagnieen eingeteilt übten sie sich unter Leitung ausgedienter Offiziere, um im Notfalle die Stadt zu verteidigen. Da blieben die Professoren der Universität nicht zurück; Fichte und Schleiermacher trugen die Waffen in Reih und Glied; Böckh hatte als Hauptmann eine Kompagnie zu führen. Frau und Kinder

1) Vgl. seine Äufserung in dem Brief an Thiersch 25. Juli 1820 und den Eingang der Rede von 1821, Kl. Schriften 1, 89.

hatte er, ebenso wie seine Amtsgenossen Rühs und Marheineke, nach Schwedisch-Pommern in Sicherheit gebracht; das Städtchen Wolgast war zum Zufluchtsort erwählt. Die Briefe, welche er dorthin schrieb, zeigen ein rührendes Bemühen, die durch allerlei Gerüchte von dem Vordringen der Feinde erweckte Furcht zu zerstreuen, und zärtliche Fürsorge für das Wohl der Familie, zumal für die Pflege des erst vor wenigen Monaten geborenen zweiten Sohnes. Am 19. Mai schreibt er:

„Uebrigens haben wir seit etwa drei Wochen in grofser Angst gelebt. Der König von Sachsen ist zu den Franzosen übergetreten und hat denselben die Festung Torgau ausgeliefert; blofs der Commandant der Festung, General Thielmann, ist mit seinem Adjutanten zu uns übergegangen und würde uns die Festung übergeben haben, wenn wir bei der Hand gewesen wären. Aus Torgau sind nun, soviel wir wissen, 10000 Sachsen und 4000 Franzosen, angeblich Jungen mit alten rostigen Flinten, ausgerückt, und da ihnen keine Truppen entgegenstanden, bis Lübben, ungefähr neun Meilen von Berlin, vorgerückt. Der General Bülow hat sich ihnen indefs mit 20000 Mann (wenn man sie nicht zu hoch angiebt) entgegengestellt, und sie haben sich den ietzo eingelaufenen Nachrichten zufolge zurückgezogen und werden verfolgt. Für unsere Stadt ist folglich ietzo nichts zu besorgen, obwohl man ungewifs ist, ob das Gesindel nicht sonst etwas Böses im Schilde führt. Uebrigens haben sie, aus Furcht vor dem Landsturm, unser Gebiet nirgends betreten, sondern sind auf sächsischem Boden geblieben. Sachsen wird ietzo von uns feindlich behandelt; man treibt das Vieh weg und verwüstet das Land. Von der Hauptarmee weifs man nichts, als dafs sie bei Bautzen in der Lausitz, diesseits der Elbe, stehe. Oestreich ist ietzo, wenn wir nicht belogen werden, officiell mit uns verbündet und soll den 23. Mai in Sachsen einfallen. Indessen fahren wir fort, hier Vertheidigungsanstalten gegen einen möglichen Ueberfall zu treffen. Es werden Verschanzungen um die Stadt herum angelegt; auch hat man in der Entfernung von etwa sechs Meilen eine grofse Ueberschwemmung rings herum gemacht. An den Verschanzungen arbeiten täglich etwa 2000 Mann vom Landsturm. Indessen für den Augenblick ist alle Besorgnifs gehoben, und alles hängt ab von dem Erfolg der bevorstehenden Hauptschlacht.“

Am 30. Mai:

„Ich möchte oft zu Euch laufen, aber jeder wird gleich als ein Ausreifser verachtet, der Miene macht fortzugehen; man schimpft schon in öffentlichen Blättern auf sie, und in mehreren Provinzen sind schon Anstalten getroffen worden, alle männlichen Flüchtlinge zurückzuschicken, wenn sie sich nicht durch Kgl. Befehl legitimiren können. Mein Leben ist übrigens ein stetes Einerlei. Dreimal in der Woche lese ich; ich habe ietzt 13 Zuhörer. Die übrige Zeit ist dem Landsturm und den Tagesbegebenheiten geweiht, wie bei allen Leuten. Alle Sonntage beweise ich, dafs ich früh aufstehen kann, wenn's nöthig ist; denn Morgens fünf Uhr exercire ich mit meiner Compagnie im Universitätsgarten. Wir sind schon ganz militärisch, haben sogar eine Trommel und werden von Zeit zu Zeit gemustert von unserem General, der ein recht wackerer Mann ist . . . Wir erhalten eben Nachricht, dafs bei Haynau in Schlesien 11000 Franzosen, die sich hineingeschlichen hatten, völlig vernichtet sind, theils getödtet, theils gefangen. Nach einem glaubwürdigen Briefe ist die französische Armee mit dem Kaiser am 28. durch Dresden retirirt. Alles steht vortrefflich. So wie den 1. Mai der Marschall Bessières in

der Gegend von Lützen fiel, so ist ietzo bei Görlitz der Marschall Duroc, einer der ältesten Freunde Napoleons, an der Seite des Kaisers erschossen worden. Alles neigt sich zu seinem Ende. Es sind viele Russen in der umliegenden Gegend, und in der Stadt viel Landwehr aus der Provinz."

Am 5. Juni:

„Es munkelte gestern Abend von einem Siege des Generals Bülow, worin er mehrere Tausend Gefangene und 14 Kanonen genommen habe. Gewisser scheint zu seyn, dafs wir bei Chemnitz in Sachsen 15 Kanonen und 30 Pulverwagen erbeutet und zerstört haben. Dies sind aber nur fliegende Schaaren; wo die Hauptarmeen stehen, wissen wir noch nicht mit Gewifsheit. Die Nachricht von dem Rückzuge des Kaisers mufs erst bestätigt werden, desgleichen von dem Vorrücken der Oestreicher. Sobald dies geschehen ist, kommen wir zu Euch; davon hängt alles ab. Von Hamburg erfahren wir leider, dafs durch dänische Tücke die Franzosen hineingekommen sind; die Schweden handeln immer noch nicht; man möchte allen Glauben an sie verlieren. Ich habe iedoch eine starke Portion Glauben und verliere ihn daher auch nicht an die Schweden. Der Krieg ist schrecklich und verheerend, besonders in Sachsen. In der Schlacht bei Bautzen brannten 14 Dörfer; nicht Heere sondern Völker thürmen sich gegen einander. Russen sieht man hier wenige, aber Preufsen ist unerschöpflich an Menschen. Täglich kommen und gehen Truppen hier durch, besonders Landwehr. Heute Morgen ist ein Bataillon Landwehr von Anklam hier abmarschirt, welches vortrefflich aussah. Unsere Armee ist in Schlesien noch 150000 Mann stark, und 40000 mögen schon schlafen ... Was meine Beschäftigungen anlangt, so sind sie sehr klein; ich lebe noch immer in der Politik, aber da man täglich das Gegentheil von dem hört, was man gestern gehört hat, so komme ich bald dahin, gar nicht mehr aufzuhorchen, und werde, wenn die Nachrichten nicht zuverlässiger werden, mich um gar nichts mehr kümmern, sondern die Zeit mit Briefschreiben ausfüllen und mit Lesen. Lesen aber kann ich gar nichts als griechische Tragödien und den Shakespeare, dessen erhabene, das Innerste des menschlichen Lebens und der Welt umfassende und ergründende Dichtung das Gemüth über das alltägliche Gewühl hinaus beflügelt und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Gegenwart hervorbringt, indem sie die allgemeinen Gesetze des menschlichen Handelns so klar vor Augen stellt. Ich habe gestern den Hamlet angefangen, der mich immer neu ergreift, so oft ich ihn lesen mag. Goethe und Schiller sind ietzo nicht zu lesen, sie sind zu schwächlich für die Zeit und gegen jenen gehalten."

Am 4. Juli:

„Unsere letzte Zeitung enthält eine Nachricht aus Dresden, dafs man dort behaupte, der Waffenstillstand würde wegen der Friedensverhandlungen bis zum September verlängert. Wiewohl dies nun äufserst einfältig wäre und mir daher unglaublich ist, so könnte es sich, da immer das unerwartetste ietzo geschieht, doch bestätigen. Sobald es sich bestätigt hat, woran ich jedoch sehr zweifle, so werde ich ohne Rücksicht auf irgend einige Umstände Dich abholen. Bis zum 20. mufs sich zeigen, wie es sich verhält, denn wenn der Krieg wieder anfängt, so geschieht es am 20. Fängt er aber am 20. an, so ist es doch besser, dafs Ihr bleibt, wo Ihr seid, denn die Gefahr ist ietzo viel gröfser als vorher, weil man die Thorheit begangen hat, den Franzosen ganz Sachsen zu räumen, so dafs sie nur acht Meilen von Berlin ihre Cantonirungen haben, woselbst sie sich verschanzt haben."

Es liegt nur noch ein Brief vor, vom 8. Juli, woraus zu schliefsen, dafs die Frauen bald darauf nach Berlin zurückkehrten; der Waffenstillstand dauerte bis zum 16. August. Dann trat die Gefahr wirklich ein; ein grofses französisches Heer zog gegen Berlin. Doch die Schlacht bei Grofsbeeren rettete die preufsische Hauptstadt, und das weitere Vorrücken der Verbündeten war von Erfolg begleitet. Nun löste sich die ängstliche Spannung; der Landsturm brauchte seine Kräfte nicht im Kampfe zu erproben, man kehrte zur gewohnten bürgerlichen Thätigkeit zurück und folgte den weiteren Kriegsereignissen mit innigem Anteil, bis die Kunde kam, dafs das feindliche Kaiserreich gestürzt sei. Böckh gab den wechselnden Stimmungen, die damals sein Innerstes bewegten, auch in Gedichtform Ausdruck; mit unbarmherziger Strenge geifselte er das Zögern der Rheinbundstaaten, sich der nationalen Erhebung anzuschliefsen; entsprechend dem Zorn, den auch Blücher und York, Stein und Niebuhr zumal nach der Schlacht bei Leipzig äufserten:

Germania, Du bist erwacht zur Zeit,
und Deine Herrscher schlafen eine Ewigkeit!
Was in des Volkes Herzen sich gegründet,
hat ihren Träumen Bangigkeit entzündet.
Denn schaut ein Korsensklav der Freiheit Schild,
dünkt's ihm ein greulich toll Medusenbild,
und stets zerrissen soll Germania bleiben,
dafs mehr Satrapen darin Nahrung treiben.

Germania, Du bist erwacht zur Zeit,
zerbrich die Ketten, rette, rette Dich noch heut!
Beseelet nicht Ein Geist die deutschen Schaaren,
einander Lieb' und Eintracht zu bewahren?
Nur Fürstenscheelsucht nagt an unsrer Kraft,
entsauget unsern Gliedern Mark und Saft.
Auf denn, so stürzet um die morschen Thronen,
auf welchen feile Franzenknechte wohnen! [1])

Germania, Du bist erwacht zur Zeit,
Doch Deine Gröfse hemmet fremder Völker Neid.
Damit sie Dich in ihren Fesseln halten,
gebieten sie Dir Bleiben bei dem Alten.
Germania, erschrick vor ihnen nicht,
der Herr hält in dem Kampf gerecht Gericht;
mit seinen Blitzen wird er alle schlagen,
die Deine Freiheit anzutasten wagen.

---

1) Vgl. Niebuhrs Schrift von 1814 „Preufsens Recht gegen den sächsischen Hof", S. 78: „So wie Jacob II. sich gegen die Freiheit und die Religion von England vergangen, und der Beifall eines grofsen Theils der schottischen und beinahe der ganzen irländischen Nation, welche England nöthigte, sie mit Gewalt von ihm abzureifsen, die Sträflichkeit seiner Regierung nicht vermindert; ebenso verwirkt ein deutscher Fürst seine Thronrechte, der gegen Deutschlands Freiheit, gegen das Leben der deutschen Nation, gegen die Existenz eines benachbarten Staates, der ihn nie kränkte, für die fremde Tyrannei alle seine Kräfte mifsbrauchte".

Germania, Du bist erwacht zur Zeit!
Viel tapfre Fähnlein stehn im Norden schon bereit,
für Deine Freiheit siegend zu verbluten;
doch halten auch die Andern an dem Guten?
Sind sie gerüstet zu der Freiheitschlacht,
die erst aus Deutschen Deutsche macht?
Ach nein! Fast lauter, lauter Fürstenknechte;
sie wollen wohl, doch wissen nicht das Rechte.

Böckhs Gedichte waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt; gern aber erfüllte er in dieser Zeit die Pflicht, im Namen der Universität das Wort zu ergreifen. Seine Einleitungsschrift im Herbst 1813 wies auf die Stelle in Demosthenes erster Philippika hin, welche den Athenern guten Erfolg im Kampfe gegen Philipps grofse Macht verheifst, wenn jeder seine Schuldigkeit thue. Dann schilderte seine Festrede am 3. August 1814 in freudiger Begeisterung die Erhebung Preufsens zum Befreiungskampf und die unter monarchischer Führung gewonnenen Erfolge: es war ein schlechter Trost, den einige verkündeten, die Deutschen könnten in der Pflege der Künste und Wissenschaften Ersatz für die verlorene Freiheit finden; die Kämpfer von Marathon und Salamis wufsten wohl, dafs sie unter persischer Herrschaft die Künste des Friedens pflegen könnten, aber verschmähten die Knechtschaft; die späteren Griechen dagegen traf das Geschick, dafs sie grofsmütigen Herren die Dienste gebildeter Sklaven leisten mufsten.[1]) So erhob sich das Preufsenvolk in Eintracht mit seinem Könige, und der Gröfse der Anstrengung entsprach der Erfolg; gestürzt ist der Tyrann Europas, und die verbündeten Sieger gebrauchen den Sieg mit edler Mäfsigung; nicht mit Beute beladen kehren die Preufsen heim, sondern zufrieden mit ihrer Armut und dem glänzend gewahrten Ruhm des preufsischen Namens.[2]) Am 7. August zogen die siegreichen Truppen feierlich in Berlin ein.

Im Herbst 1814 begrüfste Böckhs Einleitungsschrift die heimgekehrten Kämpfer, von denen nicht wenige der Universität angehörten, mit dem Päan des Bakchylides[3]); zu Ostern 1815 behandelte sie die athenische Sitte des öffentlichen Begräbnisses der im Kriege gefallenen Bürger[4]), mit Hinweis auf jene Inschrift[5]), welche die Namen der in einem Jahre auf sechs verschiedenen Kampfplätzen gefallenen Bürger der erechtheischen Phyle nennt.

1) Kl. Schriften 1, 22: Quid enim litterae valent in servitio? nisi forte ut Graeculorum instar victori generoso servi litterati officia praestes. Tolle patriam, tolle libertatem: litteris nervos excideris. 2) Ebd. 24.

3) Kl. Schriften 4, 75. Bergk, Poetae lyrici Graeci 3[4], 573.

4) Kl. Schriften 4, 77—80: *De Atheniensium, qui bello obierint, sepultura publica.*

5) C. Inscr. Gr. 1, 165 = C. Inscr. Att. 1, 433.

5. Inschriftensammlung, Staatshaushaltung der Athener.

Die preufsische Regierung widmete in der nun beginnenden Friedenszeit dem Unterrichtswesen grofse Aufmerksamkeit und Fürsorge. Zu den neugegründeten Universitäten Berlin und Breslau trat als dritte Bonn hinzu; neue Gymnasien entstanden, und der Gymnasialbildung wurden höhere Ziele gestellt, die Bürgerschulen daneben als sehr berechtigt anerkannt, doch mehr der Fürsorge der Stadtgemeinden überlassen.[1]) Der wachsende Umfang der Geschäfte veranlafste 1817 die Einsetzung eines besonderen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten; es wurde dem Freiherrn v. Altenstein übertragen, einem Manne von gelehrter Bildung, der hoch dachte von der Aufgabe des Staates, die Wissenschaften zu pflegen. Einsichtige Ministerialräte standen ihm zur Seite, Nicolovius und Süvern, die schon unter W. v. Humboldts Leitung sich grofse Verdienste erworben hatten, und seit 1818 Johannes Schulze, Böckhs Studienfreund, dem eine lange und gesegnete Wirksamkeit beschieden war. Diese Männer schenkten Böckh grofses Vertrauen in den Fragen des gelehrten Unterrichts. Nachdem er 1817 in einem Bericht über die in den Fakultätsstudien noch herrschenden Mängel Vorschläge zur Hebung der Studien gemacht hatte, wurde er für die beiden folgenden Jahre zum Mitglied der Wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an höheren Schulen ernannt; 1819 erhielt er die Leitung des Seminars für gelehrte Schulen. Dadurch gewann er bedeutsamen Einflufs auf die Ausbildung eines tüchtigen Lehrerstandes in Preufsen; aus der Prüfungskommission jedoch schied er aus, um nicht den Schein eines Strebens nach Alleinherrschaft auf sich zu laden, auch um seine Kräfte zu schonen. Das Seminar nahm, gleichwie das zur Universität gehörige philologische, nur eine geringe Zahl von Mitgliedern auf, und zwar solche, die ihre Studienzeit schon beendet hatten; sie erhielten Gelegenheit, sich durch wissenschaftliche und pädagogische Übungen so weiterzubilden, dafs sie ihren Amtsgenossen an preufsischen Gymnasien als Muster dienen konnten. Böckh war vor allem darauf bedacht, die Liebe zur Wissenschaft in

1) Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preufsische Unterrichtswesen in seiner Zeit, Leipzig, Teubner 1889, S. 350 ff., 411.

ihnen zu nähren; aus dieser sollte die pädagogische Kunst hervorgehen, um gegen handwerksmäſsigen Betrieb geschützt zu sein. So hat er, das Werk seines Lehrers Wolf fortsetzend, viele tüchtige Kräfte im Laufe der Zeit zur Reife gefördert. Aber sein innerstes Wesen hing nicht an dieser gewiſs verdienstlichen Thätigkeit; es war unausgesetzt der wissenschaftlichen Forschung zugewandt. Er besaſs eine so unvergleichliche Frische und Arbeitskraft, daſs er Lehrthätigkeit und Forschung dauernd vereinigen konnte; bei schneller und klarer Erledigung der Geschäfte blieb sein Blick immer auf den Ausbau der Wissenschaft gerichtet. Hatte Wolf bahnbrechend gewirkt und eine Reihe anregender Forschungen hinterlassen, so erhob sich Böckh zu gröſseren Gesamtwerken, die für spätere Zeiten dauernde Grundlagen wurden.

Seit 1814 war er Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Er erkannte bald, wie zweckmäſsig es sei, die Thätigkeit dieser gelehrten Körperschaft auf gröſsere Unternehmungen zu richten, welche die Kräfte eines einzelnen Gelehrten überstiegen. Auf seinen Antrag beschloſs die Akademie[1]), eine Sammlung der erhaltenen griechischen Inschriften in einem mit Staatsunterstützung herauszugebenden Druckwerke zu veranstalten. Die vorhandenen älteren Sammlungen von Gruter (1602), Reinesius (1682), Muratori (1739), Pococke (1752), Chandler (1774) boten den Stoff zerstreut, oft auch fehlerhaft dar; weiteres war in englischen und französischen Reisewerken von Clarke, Dodwell, Gell, Leake, Pouqueville u.s.w. mitgeteilt und bedurfte der Einordnung; manche Abschriften ruhten noch unveröffentlicht in auswärtigen Bibliotheken; auſserdem war neu zuströmender Stoff zu erwarten. Es war eine würdige Aufgabe für die deutsche Wissenschaft, das bisher meist von Forschern anderer Nationen[2]) Gesammelte für die Wissenschaft wahrhaft nutzbar zu machen und aus den bisher noch zu wenig gewürdigten Steindenkmälern die aus den Schriftstellern gewonnene Altertumskunde in vielen Stücken zu ergänzen. Böckhs Antrag fand in der Akademie lebhaften Beifall; Niebuhr, Schleiermacher, Ideler, Hirt sagten ihre Hilfe zu; die Hauptarbeit des Sammelns, Ordnens und Erklärens übernahm er selbst. Das Ministerium bewilligte am 12. Mai 1815 einen Staatszuschuſs, zunächst 6000 Thaler auf vier Jahre verteilt, und so wurde das Werk in Angriff genommen. Wolf nahm daran nicht teil; er würdigte den

1) Vgl. Harnack, Geschichte der Kgl. Preuſsischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1900, Bd. 1, 2, 668 ff. Der Wortlaut des Antrags ist Bd. 2, 374 mitgeteilt.

2) Nur Thomas Reines war ein Deutscher, Prof. in Leipzig († 1667). Sein Syntagma inscriptionum antiquarum erschien erst nach seinem Tode als Ergänzung zu dem Werke des Holländers Janus Gruter „Inscriptiones antiquae totius orbis Romani“. Dann hatte der Holsteiner Marquard Gude auf Reisen Inschriften gesammelt, die 1731 herausgegeben waren, doch meist lateinische.

weitreichenden Zweck, verfolgte aber lieber seine eigenen Pläne. Er gab 1817—1820 seine „Analekten“ heraus, die manches wertvolle enthalten; dann brachte er nur noch weniges zu Stande und starb 1824 auf einer Reise nach Frankreich, die er zur Besserung seiner Gesundheit unternommen hatte. Wie für Böckh die neue Arbeit mit seinen früheren Studien zusammenwuchs, ersieht man aus dem Briefe, den er am 20. Oktober 1815 an den Minister v. Reizenstein richtete:

„Mein ehemals versprochener „Hellen“ ist eine weit aussehende Sache. Ich möchte dieses Buch zu der Krone meiner Studien machen, in welchem die Resultate meiner Forschungen über das griechische Volk in einer möglichst vollkommenen Form niedergelegt würden. Ich habe darüber viel gedacht und auch gesammelt, aber manches mufs ich als Phantasie der Jugend verwerfen, was mich vorzüglich begeisterte. Erst hier habe ich reifere Ansichten darüber und das Bewufstsein, wieviel noch zu einem solchen Werke mangele, gewonnen. Indessen concentriren sich alle meine Arbeiten dahin; alles ist eine Vorbereitung dazu; aber ich werde noch viele, viele Jahre vorbereiten müssen. Selbst meine metrischen und musikalischen Untersuchungen habe ich in dieser Hinsicht unternommen, und man kann ihnen dieses auch an einzelnen Gesichtspunkten ansehen. Vor zwei Jahren wollte ich wirklich Hand ans Werk legen und fing mit der Untersuchung der bürgerlichen Verhältnisse Griechenlands an, aber ich merkte bald, dafs gar keine genügende Vorarbeit da sei, alles noch in rohem Chaos liege, und wollte nun erst die einzelnen Zweige des politischen Wesens mir selbst aufklären. Hier blieb ich beim Finanzwesen, ohne Zweifel dem dunkelsten und worüber ich am wenigsten Aufklärung vorfand, sitzen und immer sitzen und habe nun dieses soweit, dafs ich drucken lassen könnte; aber ich werde noch etliche Jahre zusehen. Einen Punkt daraus, nehmlich das Bergwesen, habe ich daraus wieder ausgesondert und in einer Abhandlung für die Akademie der Wissenschaften weiter ausgeführt, welche ich, wenn sie gedruckt sein wird, Ew. Excellenz zuzusenden die Ehre haben werde. Bei der ganzen Arbeit bin ich aber in das Studium der Inschriften gerathen und werde dabei die nächsten vier Jahre zuzusetzen haben. Die Akademie hat sich nehmlich entschlossen, einen sehr nothwendigen Thesaurus Inscriptionum Graecarum herauszugeben und die Leitung des Unternehmens mir zu übertragen. Die Nützlichkeit desselben, ja die Unentbehrlichkeit bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Philologie macht es mir zur Pflicht, meine besten Kräfte daran zu wenden, wiewohl ich einsehe, dafs ich weder die Fülle noch die Vollständigkeit, welche Janus Gruter zu seiner Zeit erreichte, werde erreichen können. Dieses Werk lastet centnerschwer auf mir.“

Die erste Zeit des Sammelns war sehr mühsam; Böckh benutzte die Verbindungen, die er schon in Heidelberg mit anderen deutschen Gelehrten, namentlich Jacobs, Welcker, Thiersch, geknüpft hatte; manche Schwierigkeiten aber stellten sich der Beschaffung des ausländischen Stoffes entgegen. Niebuhr, seit 1816 preufsischer Gesandter in Rom, sandte mehreres von dort her; Bekker besorgte aus Paris eine Abschrift der einst von dem französischen Reisenden Michael Fourmont (1728—1730) in Griechenland zusammengebrachten Inschriftensammlung, aber noch fehlte vieles, und die Hilfe der Genossen

in der Akademie entsprach Böckhs Erwartungen nicht. So gab er zu Anfang des Jahres 1818 mifsmutig die Arbeit auf und dachte sogar daran, aus der Akademie auszuscheiden[1]); dann aber erwog er doch wieder die Wichtigkeit des Unternehmens und ging 1820 aufs neue daran. Inzwischen hatte sein Schüler Friedrich Osann eine Reise nach Paris und Italien unternommen und mancherlei gesammelt, was er dann in einer besonderen Ausgabe veröffentlichte; aber seine Bearbeitung war sehr unvollkommen[2]); erst unter Böckhs Händen kamen die von ihm mitgeteilten griechischen Inschriften zur rechten Geltung. Erspriefsliche Hilfe dagegen leistete ihm sein treuer und hochbegabter Schüler Otfried Müller, seit dem Herbst 1819 durch Böckhs Vermittelung Professor in Göttingen.[3]) Dieser unternahm 1822 eine Forschungsreise nach London, Cambridge, Oxford, Leiden, Paris und sandte wertvolle Abschriften an Böckh.[4]) Auch Welcker in Bonn leistete treue Hilfe; in Paris erwiesen Letronne, Raoul-Rochette, Jomard sich thätig, und so kam ein ansehnlicher Vorrat zusammen, den Böckh nach Ländern und Landschaften ordnete, um die Übersicht zu erleichtern; denn alle Länder kamen in Betracht, in denen einst die griechische Sprache geherrscht hatte, und bisher unbekannte Seiten des griechischen Lebens traten ans Licht. Allerdings mufste Böckh sich mit Abschriften und älteren Drucken begnügen; die Originale selbst zu vergleichen war ihm unmöglich. Aber auch mit unvollkommenem Material hat er Grofses geleistet, die unrichtig gelesenen und lückenhaften Texte durch scharfsinnige Kritik zurechtgestellt und in das zufällig Erhaltene Ordnung und Zusammenhang gebracht.

Besonders wertvoll erschienen von vornherein die attischen Inschriften; diese benutzte Böckh alsbald zu einem Werke, dessen gediegene Ausführung ihn auf der Höhe seines Schaffens zeigt. Er hatte die aus den attischen Geschichtschreibern und Rednern sowie aus den Sammelwerken späterer Grammatiker sich ergebenden Nachrichten über Geldwesen und Handelsverkehr der Athener sorgfältig gesammelt; indem er nun die Inschriften dazu in Beziehung setzte, entstand das Buch „Staatshaushaltung der Athener“, welches 1817 in zwei Bänden erschien, mit Urkundenbeilagen von Inschriften, die später erst in der grofsen Sammlung erscheinen konnten. Er widmete es Niebuhr, „dem scharfsinnigen und grofsherzigen Kenner des Altertums“, und stellte damit der berühmten Römischen Geschichte Nie-

1) Brief an Niebuhr vom 19. Okt. 1817, an O. Müller vom 8. März 1818.

2) Fr. Osann, Sylloge inscriptionum antiquarum Graecarum et Latinarum, Darmstadt 1822—1834. Böckhs Urteil darüber in Briefen an O. Müller, S. 106, 120, 137 des Briefwechsels.

3) Geb. 1797 zu Brieg in Schlesien, gest. 1. August 1840 zu Athen.

4) Müllers Reiseberichte s. im Briefwechsel S. 76ff.

buhrs, welche 1811—1812 erschienen war, ein ebenbürtiges Werk zur Seite.

Niebuhr gilt als Begründer der kritischen Geschichtschreibung, die sich zur Aufgabe stellt, verfälschte Überlieferung hinwegzuräumen und die alten Zeiten soviel als möglich in ihrer Wirklichkeit vor Augen zu führen. Böckhs Werk ist ebenfalls ein Denkmal kritischer Forschung, aber nicht in erzählender Form, sondern erörternd; es setzt die geschichtliche Kenntnis des athenischen Staates in der Zeit von Solon bis Alexander d. Gr. voraus und führt nun in sachlicher Anordnung das wirtschaftliche Leben dieses Staates vor. Während Niebuhr seine Darstellung der älteren römischen Zeit bei dem Mangel an sicherer Überlieferung oft auf schwankende Grundlagen stützen mufste und deshalb in den späteren Ausgaben seines Werkes vieles selbst änderte, hatte Böckh den Vorteil, dafs ihm zuverlässiges Material in reicher Fülle zu Gebote stand. Freilich mufste auch er Schritt vor Schritt prüfend zu Werke gehen, aber es gelang ihm, einen wissenschaftlichen Bau von solcher Festigkeit aufzuführen, dafs die spätere zweite Ausgabe im wesentlichen unverändert bleiben konnte; sie hat nur Besserung einzelner Stellen und wertvolle Zusätze erhalten. Noch jetzt ist sein Werk für jeden Forscher auf diesem Gebiete unentbehrlich. Er benutzte Vorarbeiten italienischer, holländischer und französischer Philologen, die er oft citiert hat, namentlich Sigonius, Meursius, Salmasius, Heraldus, Petitus, Barthélémy, aber seine Darstellung verbreitet über den Gegenstand ganz neues Licht. Hatten die früheren allerlei Nachrichten zusammengetragen, so gab er den anschaulich geordneten Überblick über das wirtschaftliche Leben eines hoch entwickelten, wenn auch mit Mängeln behafteten Staatswesens. Nun konnte man erkennen, auf welchen Grundlagen sich die Thätigkeit der Staatsmänner, Dichter und Philosophen entfaltete, die man bisher fast nur in ihrer persönlichen Bedeutung gewürdigt hatte.

Böckhs Werk ist in vier Bücher geteilt. Das erste handelt einleitend vom attischen Geldwesen, von der Bevölkerungszahl des Landes Attika, von der Thätigkeit dieser auf 500 000 Köpfe veranschlagten Bevölkerung in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel. Die Erörterung über Gewicht und Wert des attischen Geldes läfst sogleich erkennen, wie umfassend der Gegenstand behandelt wird; sie enthält die Grundzüge zu einer griechischen Münzgeschichte, anknüpfend an die Verhältnisse des lydischen und des persischen Reiches. Das Folgende führt in die mannigfachen Lebensverhältnisse ein; zusammengestellt werden die Preise für Grundstücke, Häuser, Sklaven, Vieh, Getreide, Wein und andere Lebensmittel, für Kleider, Hausgerät, Waffen, Schiffe; endlich werden die Arbeitslöhne, der Zinsfufs für Darlehen, die Mieten und Pachten besprochen. Dabei ergiebt sich, wie der Geld-

wert im Laufe der Zeit allmählich sank, die Lebensbedürfnisse aber doch meist wohlfeil blieben, weil der hochentwickelte Seehandel der mäfsigen Fruchtbarkeit des Landes zu Hilfe kam.

Nachdem so eine statistische Grundlage gewonnen ist, die auch Vergleichung mit dem Geldwert in neueren Zeiten ermöglicht, handelt das zweite Buch von der Finanzverwaltung und den Ausgaben des Staates. Es beginnt mit einer Besprechung der für die Finanzverwaltung eingesetzten Behörden, wobei die der athenischen Demokratie eigentümliche grofse Zahl der erwählten Beamten und die künstliche Einrichtung der ihnen auferlegten Rechnungslegung hervortritt. Böckh knüpft daran ein strenges Urteil über die trotzdem oft vorgekommenen Betrügereien gegen den Staat, er rügt den in der griechischen Volksgesinnung überhaupt hervortretenden Mangel an sittlichem Gefühl[1]) und findet keineswegs das Griechentum in allen Beziehungen ideal. Und doch erkennt man aus seiner weiteren Darstellung, wie lebenskräftig der athenische Staat war, wie bedeutend die Leistungen seiner Bürger, wie lebhaft ihr Bewufstsein, dafs ihr persönliches Wohl an das Staatswohl geknüpft sei. Denn die Ausgaben des Staates, deren Bewilligung von Rat und Volksversammlung abhing, waren sehr mannigfaltig; sie werden einzeln erörtert, namentlich die für Bauten, Feste, Spenden an das Volk, Besoldungen, Armenpflege, Kriegsrüstungen zu Lande und zur See. Die Bauten und Kriegsrüstungen erforderten in den einzelnen Jahren sehr verschiedene, oft übermäfsig grofse Summen; davon abgesehen lassen sich die regelmäfsig wiederkehrenden Ausgaben auf 400 Talente jährlich, an Silberwert gleich 550 000 Thaler[2]), an Kaufwert das Dreifache davon, veranschlagen. Von dieser Summe sind 25 Talente auf den Ratsherrensold, 30—35 auf den Volksversammlungssold, 150 auf den Richtersold zu rechnen; die Beamten waren mit Ausnahme der Schreiber und Diener unbesoldet. Verderblich wurde dem Staate die unmäfsige Austeilung des Fest- und Schaugeldes (Theorikon) an das Volk; die Ausgabe dafür ist mindestens auf 25—30 Talente zu veranschlagen, „doch mag sie auch schon in guten Zeiten leicht das Doppelte und dreifache betragen haben“. Von den Bauwerken wissen wir, dafs die Propyläen der Burg, ein allerdings wegen der Ebnung des Burgaufgangs schwieriger Bau, in fünf Jahren mit einem Kostenaufwand von 2012 Talenten erbaut wurden; die Kosten der Werften und Schiffshäuser im Piräus werden auf 1000 Talente berechnet. Der monatliche Sold für die Besatzung einer Triere, 200 Mann, wird auf ein Talent veranschlagt; wenn Athen zum sicilischen Kriege eine

1) Bd. 1, S. 272f. der zweiten Ausgabe.

2) Die zweite Ausgabe sagt 1, 355: 600 000 Thaler, auf Grund einer geänderten Berechnung des attischen Talents.

Flotte von über 200 Trieren und eine Mannschaft von über 60 000 aufbot, so mußte diese Rüstung in einem Jahre mehr als 3600 Talente erfordern.[1]) Es waren also große Einkünfte erforderlich, um solches zu leisten, und Athen hat nach schweren Verlusten im peloponnesischen Kriege sich doch wieder erholt und seine Kriegsflotte auf über 400 Schiffe gebracht, wie die Urkunden aus Alexanders d. Gr. Zeit lehren.

Das dritte Buch legt die regelmäßigen Einkünfte des Staates dar, aus verpachteten Ländereien und Bergwerken, Zöllen und Marktgeldern, dem Schutzgelde der Metöken, den Gerichtsbußen und dem Tribut der Bundesgenossen. Direkte Steuern vom Vermögen wurden für gewöhnlich nicht erhoben; nur das Kopfgeld für die Sklaven traf die reicheren Bürger in dem Maße, wie sie Sklaven hielten. Die Erhebung der meisten Einkünfte war an einzelne Bürger verpachtet, die dem Staate bestimmte Summen zahlten; die Gerichtsbußen aber wurden, soweit sie nicht dem Kläger zufielen, unmittelbar an den Staat bezahlt, und ihr Betrag war oft sehr bedeutend. Die Besprechung der verschiedenen Arten der Klagen und Strafen giebt Anlaß zu Erörterung vieler Einzelheiten des attischen Gerichtswesens. Die Summe dieser regelmäßigen Einkünfte wird, gleich den Ausgaben, auf 400 Talente jährlich veranschlagt; dazu kam in der Blütezeit des Staates der Tribut der Bundesgenossen, welcher anfangs 460, unter Perikles 600 Talente jährlich einbrachte. Davon hauptsächlich wurde der Schatz angesammelt, der auf der Burg im Hinterbau des Parthenon verwahrt lag und die Mittel zu Bauten und Kriegsrüstungen lieferte. Die Betrachtung des wachsenden Umfanges der Bundesgenossenschaft und die Geschichte des Schatzes gewähren lehrreiche Einblicke in das Aufblühen und den Verfall der Macht Athens. In die Feier der öffentlichen Feste gewinnt man näheren Einblick durch die Besprechung der Liturgieen, d. h. der den wohlhabenderen, mehr als drei Talente besitzenden Bürgern obliegenden Leistungen für Ausstattung der Chöre bei den Schauspielen, für die Fackelläufe und die Speisung der Stammgenossen bei bestimmten Gelegenheiten.

Im vierten Buche, bei Darlegung der für das Bestehen des Staates sehr wichtigen außerordentlichen Einkünfte, hat Böckh sich besonderes Verdienst erworben durch Aufhellung des Verfahrens bei der Vermögensteuer und bei der Trierarchie. Als statistische Grundlage giebt er eine auf die Bürgerzahl und die Angaben über einzelne Vermögen (der reiche Kallias besaß 200 Talente) gestützte Berechnung des gesamten attischen Volksvermögens und beweist dann, daß davon das für die Einschätzung zur Vermögensteuer angesetzte Steuerkapital (Timema) zu unterscheiden ist, ferner daß bei

---

1) Bd. 1, S. 372 u. 397 der zweiten Ausgabe.

der Schätzung sowohl nach Solons Anordnung wie nach der aus späterer Zeit näher bekannten Anordnung im Jahre 378 v. Chr. die reicheren Bürger stärker herangezogen wurden. Das Volksvermögen ist für die Zeit um 378 auf 30—40000 Talente zu veranschlagen; das Timema wird auf 6000 Talente angegeben, davon wurde damals ein Zwanzigstel, 300 Talente, erhoben. Die aufserordentliche Vermögensteuer war also nicht von drückender Höhe, aber ihre öftere Wiederholung fiel den Bürgern beschwerlich; deshalb bildete man seit 378 Steuergenossenschaften, Symmorien, in denen die reichsten Mitglieder sich für den aufzubringenden Anteil verbürgten. Diese Einrichtung wurde dann auch auf die Trierarchie übertragen, d. h. die Ausrüstung der Kriegsschiffe, welche seit Themistokles Zeiten eine Ehrenpflicht (Liturgie) der wohlhabenderen Bürger war; Böckh legt die Bedeutung der von Demosthenes eingeführten Reform der trierarchischen Symmorien dar. Der athenische Staat forderte viel von seinen Bürgern, aber er gab ihnen auch Gelegenheit zu reichlichem Verdienst, und wer sich durch eine ihm zugemutete Liturgie bedrückt fühlte, konnte einem andern geringer herangezogenen Bürger vor Gericht den Vermögenstausch anbieten, wobei es dann in der Regel zu einem Vergleiche kam. Zuletzt ist noch von Anleihen, Münzveränderungen und anderen Mitteln zur Erhöhung der Einkünfte die Rede; endlich fafst ein Schlufsurteil die Vorzüge und Mängel dieser umfangreichen, jedoch nicht durch regelmäfsige Voranschläge geordneten Staatshaushaltung zusammen und knüpft daran einen Vergleich zwischen Altertum und Neuzeit, worin das Fortschreiten von den unruhig bewegten Kleinstaaten der Hellenen zur Bildung gröfserer Monarchieen mit festeren Regierungsgrundsätzen als ein Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechts anerkannt wird, doch mit dem warnenden Zusatz: „wenn anders jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freisinnigkeit und Grofsherzigkeit, jener unversöhnliche Hafs gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkür der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten, uns nicht fremd bleiben, sondern mit freudigem Aufschwung sich erheben und befestigen werden. Wenn aber dieser Stamm verdorrt, wird die Axt auch an seine Wurzel gelegt.“

Angehängt sind dieser Darstellung 21 Inschriftenbeilagen, die mit den zugefügten Erklärungen vielfache Einblicke in die athenische Verwaltung gewähren. Die beiden letzten enthalten nicht attische Inschriften, sondern böotische und corcyräische, geeignet das Interesse für die in Vorbereitung begriffene grofse Inschriftensammlung zu beleben, ergänzend zu den Nachrichten, die im darstellenden Teil oft auch über andere griechische Staaten gegeben sind. Diesen Inschriften sind Abhandlungen beigefügt über die aus ihnen ersichtlichen musischen Wettkämpfe, wobei die lyrische Tragödie und Komödie als Ent-

wickelungsstufen der dramatischen Kunst vor ihrer vollen Entfaltung nachgewiesen werden, ferner über die Geschichte der böotischen Städte Orchomenos und Elateia, über die böotische Zeitrechnung, über den böotischen Dialekt. Diese Abhandlungen nebst den zugehörigen Inschriften sind später in die zweite Ausgabe des Werkes nicht wieder aufgenommen worden, weil sie ihrem Hauptinhalt nach in das Corpus Inscriptionum eingereiht wurden; man liest sie aber mit Vergnügen in ihrer ursprünglichen deutschen Fassung und sieht daraus, wie vielfach Böckhs Arbeit auch die Erkenntnis nicht-attischer Dinge sowie die Sprachgeschichte förderte. In der Abhandlung über den böotischen Dialekt hat er den Gebrauch des Digamma, eines später verschwundenen Buchstabens, in lehrreicher Weise nachgewiesen.[1])

Böckhs Werk hat eine nachhaltige Wirkung geübt; der in seinem Vorwort ausgesprochene Wunsch, die Wissenschaft möge sich von einseitiger Sprachforschung mehr einer allseitigen Erforschung des hellenischen Lebens zuwenden, ist in Erfüllung gegangen. Es erschien eine Reihe von Werken, die unmittelbar dadurch angeregt wurden oder doch in innerem Zusammenhange damit standen: zunächst die Darstellung des attischen Gerichtswesens von Meier und Schömann; das von ihnen gemeinsam verfaſste Werk „Der attische Prozeſs“ (1824) war die Lösung einer von der Berliner Akademie auf Böckhs Veranlassung gestellten Preisaufgabe. Karl Otfried Müller, der seine Laufbahn mit einer von Böckh sehr geschätzten Schrift über die Geschichte der Insel Ägina begonnen hatte, gab in seinen „Geschichten hellenischer Stämme und Städte“ (Bd. 1, Orchomenos und die Minyer, 1820; Bd. 2, Die Dorier, 1824) lebensvolle Darstellungen der alten griechischen Zeit. Wilhelm Wachsmuth schrieb eine „Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates“ (1824—1830); K. Fr. Hermann veröffentlichte 1831 den ersten Band seiner „Griechischen Staatsalterthümer“, denen später die Darstellung der gottesdienstlichen und der Privataltertümer folgte. Die Mythologie und die Kunstgeschichte wurden durch O. Müller, Fr. G. Welcker, Ed. Gerhard bedeutend gefördert; der Litteraturgeschichte gab Gottfried Bernhardy 1836 eine neue, auf die Erforschung der Eigentümlichkeit des griechischen Volksgeistes und der Stammverschiedenheiten gegründete Gestaltung. So entfaltete sich eine mannigfache Betrachtung des griechischen Lebens, und diese kam auch der deutschen Litteratur und der Erforschung der deutschen Geschichte zu gute; jene Vereinigung des griechischen und des deutschen Geistes, die im 18. Jahrhundert durch Lessing und Winckelmann fruchtbringend begonnen war, verstärkte und vertiefte sich, ohne daſs der deutschen Eigenart Gefahr drohte; diese wurde

1) Vgl. Böckhs Brief an Thiersch vom 22. Juli 1816.

gleichzeitig durch die dem deutschen Mittelalter zugewandten Studien tiefer erkannt. Es hat aber lange gedauert, bis der deutschen Geschichte auch die wirtschaftliche Betrachtung zu teil wurde, wozu freilich das Material nur langsam beschafft werden konnte. Die Wissenschaft der Staats- und Volkswirtschaftslehre hatte erst vor kurzem ihre theoretische Begründung erhalten; nach und nach entwickelte sich ihre historische Behandlung, und derjenige Gelehrte, welcher in Deutschland dafür das meiste gethan hat, Wilhelm Roscher, empfing dazu die Anregung von Böckh. Diesem seinem Lehrer widmete er 1842, als Docent der Staatswissenschaften in Göttingen, sein Werk über Thukydides „als die Huldigung einer verwandten Disciplin, die jetzt mannigfach strebt, mit der Philologie eine nähere Verbindung einzugehen“[1]), und sein späteres Werk „Geschichte der National-Ökonomik in Deutschland“ gedenkt der Werke von Niebuhr und Böckh als grundlegend für die geschichtliche Erforschung des Wirtschaftslebens.

In der klassischen Philologie gewann Böckh durch die Veröffentlichung dieses Werkes eine führende Stellung; er befestigte sie durch weitere hervorragende Leistungen sowie durch seine weithin wirkende Lehrthätigkeit in der preufsischen Hauptstadt. Berlin wurde um 1820 durch seine Universität, an welcher Schleiermacher, Savigny, Hegel, Böckh lehrten, in wissenschaftlicher Hinsicht die Hauptstadt Deutschlands, obgleich die anderen deutschen Hochschulen keineswegs ihr Ansehn verloren. Mit steigender Teilnahme verfolgten die Gelehrten des Auslandes das Aufblühen der deutschen Wissenschaft; bald nachdem die zweite Ausgabe von Niebuhrs römischer Geschichte in englischer Übersetzung erschienen war, übertrug George Cornwall Lewis Böckhs Staatshaushaltung ins Englische; in Paris knüpften sich mannigfache Beziehungen an Al. v. Humboldts hervorragende Wirksamkeit.

1) Brief Roschers an Böckh, 28. September 1842.

6. Abhandlungen, Philolaos, Pindar.

Böckhs Beschäftigung mit dem athenischen Staatswesen zeitigte neben dem Hauptwerke eine Anzahl von Abhandlungen, die den fast unerschöpflichen Reichtum dieses Stoffes vor Augen legten und zugleich die Methode zweckmäfsiger wissenschaftlicher Behandlung. In den Schriften der Akademie erschien 1815 die Abhandlung „Über die laurischen Silberbergwerke in Attika“[1]), ausgezeichnet durch anschauliche geographische Schilderung und gründliches Eingehen auf den im Altertum schon hoch entwickelten technischen Betrieb des Bergbaues; dann 1817 „Vom Unterschiede der attischen Lenäen, Anthesterien und ländlichen Dionysien“[2]), ein wichtiger Beitrag zur Klarstellung des attischen Festkalenders, ertragreich auch für die Erklärung mancher dramatischer Meisterwerke, namentlich der Acharner des Aristophanes; endlich 1818 „Von den Zeitverhältnissen in Demosthenes Rede gegen Meidias“[3]), gleichfalls eine chronologische Untersuchung mit wichtigen sachlichen Ergebnissen. Als Einleitungsschriften veröffentlichte er die kürzeren Abhandlungen De pugnae Marathoniae tempore 1816, De ephebia Attica 1819.[4]) Bemerkenswert ist noch die kleine Abhandlung „Über die Hierodulen“[5]) 1818, mit welcher er seinem in den Zeitungen angegriffenen Amtsgenossen Hirt zu Hilfe kam, indem er aus den Inschriften die nur aus gelegentlichen Nachrichten bei Schriftstellern geschöpfte Vorstellung, es seien unsittliche Dienerinnen der Aphrodite gewesen, beseitigte; das Verhältnis der Tempeldiener war in älterer Zeit ein verbreitetes und ehrenvolles.

Als Fortsetzung seiner Studien über die Lehren Platons und der Pythagoreer vom Weltall veröffentlichte er 1819 das Buch „Philolaos des Pythagoreers Lehren nebst den Bruchstücken seines Werkes“. Philolaos hatte zuerst die Lehren seines Meisters Pythagoras schriftlich aufgezeichnet; manche Bruchstücke seines in dorischem Dialekt verfafsten Werkes sind bei Stobaeos und andern späteren Schriftstellern erhalten; es kam darauf an, sie zu sammeln, in der Reinheit des Dialekts herzustellen und ihren Zusammenhang nachzuweisen. Böckh förderte mit diesem Werke ebensowohl die Sprachforschung wie die Geschichte der Philosophie. Immer bestimmter trat ihm bei der Inschriftenforschung die Verschiedenheit der griechischen Mundarten entgegen; hier war bei einem Schriftsteller die dorische, die bei Pindar und den Tragikern mit der äolischen gemischt erscheint, in ihrer Eigentümlichkeit zu erkennen, und mit feinem Gefühl ver-

---

1) Kl. Schriften 5, 1—64. 2) Ebd. 65—152. 3) Ebd. 153—204.
4) 4, 85—97. 137—156. 5) 7, 575—581.

folgte Böckh die dorische Sinnesart sowohl in der Sprachweise wie im Inhalt. Indem er die Lehren des Philolaos eingehend erklärte, zeigte er den Gegensatz der pythagoreischen Ansicht von der das Weltall ordnend durchdringenden Macht der Zahlen zu der ionischen Naturphilosophie und wies ihr den gebührenden Platz an in dem Entwickelungsgange der griechischen Philosophie bis zu Platon, der die Ansichten seiner Vorgänger in grofsartiger Weise zusammenfafst. Ausführlicher behandelte er diesen Entwickelungsgang in den Vorlesungen, die er über Platon hielt; denn auf historischem Wege schien ihm das Verständnis der platonischen Ideenlehre am leichtesten erreichbar, in der er die vollkommenste Leistung des griechischen Geistes auf philosophischem Gebiete erkannte.[1]) Die philosophische Forschung aber betrachtete er als einen ganz wesentlichen Teil der Altertumskunde; so mannigfachen Stoff das praktische und politische Leben der Alten darbietet, wichtiger ist doch ihre Philosophie und Dichtung, und alle Gebiete zusammenzufassen und zur Einheit der Anschauung zu bringen, das ist die Aufgabe des Philologen, die Böckh stets vor Augen behielt.

Nunmehr gelangte auch die Ausgabe des Pindar zum Abschlufs. Böckh hatte die Bearbeitung der Scholien, welche die erste Hälfte des zweiten Teils bilden, seinem Schüler Eduard Gerhard übertragen; dieser aber, an den Augen leidend und von Mifsmut gequält, brachte sie nicht zu Stande. Böckh nahm die Arbeit selbst vor und gab die Scholien 1819 heraus. Zwei Jahre später erschienen dann die lateinische Übersetzung der Gedichte, die ebenfalls lateinisch gegebenen Erläuterungen und die Bruchstücke. Damit war eine kritische und erklärende Gesamtausgabe geschaffen, die für alle spätere Forschung grundlegend geblieben ist, gleichwie das Buch über die Staatshaushaltung. Die Erläuterungen zu den nemeischen und isthmischen Oden hatte Ludolf Dissen, Professor in Göttingen, verfafst, mit Böckh befreundet durch persönlichen Verkehr, wenn dieser seine Verwandten in Göttingen besuchte. Beide waren darüber einig, dafs Pindars Gedichte als wohlgefügte Kunstwerke zu verstehen seien und die scheinbaren Abschweifungen nicht als Willkür der dichterischen Phantasie betrachtet werden dürften; in diesem Sinne waren die Erläuterungen gegeben.

Zwei andere Pindarausgaben erschienen um dieselbe Zeit, eine von Fr. Thiersch in München, die sich im wesentlichen an Böckhs früher veröffentlichten Text anschlofs und eine noch unvollkommene deutsche metrische Übersetzung gab, an die sich Böckh absichtlich nicht gewagt hatte, die andere von Chr. Wilh. Ahlwardt in Greifswald, der schon früher als Böckhs Gegner aufgetreten war und jetzt

---

1) Vgl. Encyklopädie, 2. Ausg. S. 279, 599. Mitteilungen aus den Vorlesungen hat Bratuscheck in der S. 21 citierten Abhandlung gegeben.

einen sehr abweichenden Text darbot, wofür er sich auf bisher unbekannte neapolitanische Handschriften berief. Böckh ließs seiner Ausgabe eine umfangreiche Abhandlung „Über die kritische Behandlung der Pindarischen Gedichte“ folgen[1]), worin er seine metrischen Grundsätze und seine Behandlung der Wortformen auseinandersetzte, mit scharfer Abwehr der metrischen Verkehrtheiten Ahlwardts und der schlechten Lesarten seiner Handschriften. Später stellte sich heraus, daſs diese Handschriften überhaupt erdichtet waren. Ahlwardt erwiderte nichts auf den Tadel; nach seinem Tode bekannte einer seiner Freunde in einer Art von Entschuldigungsschrift, die von ihm angeführte Kollation jener Handschriften habe sich im Nachlaſs nicht gefunden und werde auch nicht gefunden werden; Ahlwardt habe mit dem Vorgeben einer solchen seinen eigenen Textverbesserungen mehr Ansehen geben wollen. Böckh brandmarkte solche „Betrügerei in der Wissenschaft“ durch eine kurze Anzeige jener Schrift in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1835[2]); Ahlwardts Ausgabe geriet in Vergessenheit.

Wie er den Sinn und Gedankengang der pindarischen Gedichte auffaſste, hat Böckh in seinen lateinischen Erläuterungen vielfach nur kurz angedeutet, die nähere Ausführung bildete den Hauptreiz der Vorlesungen, die er oftmals über Pindar hielt. Ein anziehendes Beispiel davon hat er mitgeteilt in seiner Besprechung der von Dissen 1830 selbständig veranstalteten Pindarausgabe.[3]) Er beurteilte die Arbeit des Freundes sehr wohlwollend, hielt aber gegenüber der Erklärungsweise desselben, die das Hauptgewicht auf den Nachweis gewisser sittlicher Grundgedanken in den einzelnen Gedichten legte, seine kunstvollere Auffassung fest. Man müsse, sagte er, zunächst die objektive Einheit jedes Gedichts erkennen, welche in der besonderen Lage und Stimmung des Siegers gegeben sei, dann den subjektiven Zweck des Dichters, welcher die Ausführung beherrsche. Je bestimmter dieser Zweck ist, desto bestimmter und nur auf diese eine Person passend muſs der gesamte Inhalt des Liedes ausfallen; desto weiter wird es sich aber auch von dem Gegenstande, dem Siege, der nur als Veranlassung ergriffen ist, entfernen, und für den Nichtverstehenden, weil er den Zweck nicht kennt, muſs fast das Ganze als fortlaufende Abschweifung erscheinen; für den Verstehenden aber ist alles im höchsten Grade bestimmt, und man erkennt deutlich, weshalb dies und nichts anderes dasteht.

Und nun folgt in gedrängter Fassung die Erläuterung der ersten olympischen Ode:

1) Veröffentlicht in den Schriften der Berliner Akademie 1822 und 1823, wiedergedruckt Kl. Schriften 5, 248—396.

2) Kl. Schriften 7, 514—517. 3) Ebd. 7, 369—403.

„Hieron hat mit einem Rosse fern von seinem Vaterlande, in der ruhmreichen Olympia gesiegt, ein mächtiger Herrscher, wie sein Glück zeigt von den Göttern begünstigt, die er, namentlich den Poseidon, anzurufen pflegt, doch auf dem Gipfel des Glückes immer noch höher strebend, aber auch nach edlem Ruhm in den Spielen, zu welchen er Wagen gesandt hat oder wenigstens das nächste Mal senden will. Auf diese Einheit der in ihm verbundenen Verhältnisse festgeheftet, verkündet der Dichter den Sieg durch den Preis des in Syrakus nicht nach allen seinen mythischen Grundlagen bekannten Spieles, damit es fern nach Sikelia strahle, wie er selbst sagt, dafs dessen Ruhm fernher glänze; doch auch dies nicht allgemein, sondern den Sieg des Herrschers durch den ersten Sieg eines Herrschers, und zwar einen Sieg mit Rossen, wie der Hieronische mit einem Rofs gewonnen war, beide durch Göttergunst gegeben. In beider verglichenen Personen Verhältnissen, beim Pelops in seinem Vater, zeigt sich aber zugleich, wie die Göttergunst leicht zum Übermuthe führe, wobei die Warnung, nur durch Māfsigung könne man hoffen, auch weitere Wünsche befriedigt zu finden, von selbst sich einstellt als wurzelnd in der angeschauten Eigenthümlichkeit des besungenen, und ganz aufgeht in der dichterischen Anschauung des Gegenstandes.

Der Preis des olympischen Spieles und Sieges, und zwar in der Person eines königlichen Siegers, des Pelops, tritt mit plastischer Klarheit hervor, und die Erzählung, wie dieser dazu gekommen, den Sieg über Oenomaos sich zu erwerben, schliefst alles andere in sich ein; auch des Tantalos Glück und Fall ist der äufsren Form nach darin verflochten und alles so gehalten, als ob nur gezeigt werden sollte, wie Pelops sich den Sieg und die Braut erwarb. Die in der bestimmten Ausführung liegenden Beziehungen des Mythos auf Hierons Charakter sind dagegen den Umständen und Verhältnissen gemäfs in dem Helldunkel gehalten, welches die Lyrik sehr liebt, weil sie nicht wie das Epos dem eigenen Denken des Hörers nichts überlassen will. Ein gewisser Grad des Verständnisses ist auch schon ohne die Erkenntnifs solcher verborgenen Parthien erreicht; der Dichter konnte jedem nach dem Mafse seiner Einsicht überlassen, wie viel er verstehen werde oder nicht.“

Hatte Böckh in solcher Weise das tiefere Verständnis jener Dichtungen erschlossen, so war er sich doch bewufst, dafs noch manches zu thun übrig sei. Er sprach es im Eingange der erwähnten Recension in einer Weise aus, die seine hohe Meinung von der Fortentwickelung der Wissenschaft überhaupt in edelster Weise kundgiebt:

„Können leichtere Aufgaben ein für alle Mal gelöst werden, wiewohl auf dem Gebiete der Alterthumskunde, die lange noch nicht am Ziele in stetem Wachsthum begriffen ist, dies selten eintritt: so leitet dagegen bei schwierigern jeder Versuch, der mit tüchtigen Kräften und mit verhältnifsmäfsigen Erfolgen unternommen worden, durch neu eröffnete Aussichten wieder auf noch vollkommnere Ergründung, deren Stufen die vielseitig angeregte Bildung unserer Zeit so nahe zusammenrückt, dafs sie in weniger Jahre Zwischenräumen aufeinander folgen, während sie früher Jahrhunderte auseinander lagen. Erst mufste das am Tage liegende abgeschöpft werden, ehe man tiefer schürfen konnte. Aber eine so unergründliche Fundgrube wie die Pindarischen Gedichte beut gerade in der Tiefe das trefflichste Erz, wenn auch das Spüren und Graben, je weiter man kommt, desto bedenklicher und unsicherer zu werden scheinen mag.“

Die Pindarforschung hat denn auch nicht geruht. Tycho Mommsen fand in italienischen Bibliotheken gute Handschriften, die Böckh noch nicht benutzen konnte, und erstattete ihm darüber in ausführlichen Briefen, die im Nachlafs erhalten sind, Bericht; die darauf gegründete neue Ausgabe erschien erst 1864. Für die Erklärung hatte Mommsen schon in seinem 1845 erschienenen Buche „Pindaros, zur Geschichte des Dichters und der Parteikämpfe jener Zeit“ manches beigebracht; ihm folgte Leopold Schmidt, ein Schüler Böckhs, mit dem Buche „Pindars Leben und Dichtung“ 1862. Auch Eduard Lübbert, der in neuerer Zeit sich eingehend mit Pindar bebeschäftigt hat, war Böckhs Schüler. In seiner Vorlesung über Griechische Litteraturgeschichte gab Böckh, im Winter 1860—1861, folgende Charakteristik des von ihm stets mit Vorliebe behandelten Dichters:

„Im Vergleich zu Simonides und Bakchylides, von denen der erste offenbar der am meisten philosophische Lyriker ist und die Gabe der Rührung am meisten besitzt, wonach man ihn dem Euripides vergleichen kann, hat Pindar zum Grundcharakter das Grofsartige, Erhabene; er ist dem Aeschylus zu vergleichen, Bakchylides dem Sophokles, was aber nur einseitig richtig ist. Dionys von Halikarnafs hebt an ihm vorzüglich hervor die *ἐνάργεια*, die kräftige Zeichnung, die Anschaulichkeit des Gesagten. Das mufs man relativ verstehen, unter den Lyrikern; sonst ist die *ἐνάργεια* mehr Charakter des Epos; die Figuren treten stereoskopisch heraus, wogegen bei Simonides mehr Malerei ist. Aufserdem hat Dionys mit Recht das Grofsartige, *μεγαλοπρεπές* oder *σεμνόν*, hervorgehoben. Die Basis dieser Erhabenheit ist das Religiöse, jedoch mit einem gewissen Rationalismus gepaart; es vermischt sich das Religiöse und die freie menschliche Weisheit, und daher bekommt diese wieder mehr den Charakter des Heiligen. Dazu kommt etwas Ernstes und Feierliches, wodurch jedoch Scherz und Heiterkeit nicht ausgeschlossen wird. Die Fragmente erscheinen uns beinahe zu heiter; aber diese Heiterkeit ist nicht possirlich, sondern auch diese Stellen sind grandios gehalten, so das Gedicht auf die Hierodulen von Korinth. Der Klang der Pindarischen Poesie hat ebenfalls etwas hohes, volles; die Griechen haben ihm die *μεγαλοφωνία* zugeschrieben, was sich ebensogut, wie auf den Ausdruck, auch auf den Klang, die musikalische Beschaffenheit der Sprache bezieht. Wie aber überhaupt die dorische Poesie das Herbe hat, so ist auch dies, das *αὐστηρόν*, von den Alten an ihm hervorgehoben; bei Eustathios heifst es *τὸ δριμύ*, Dionys sagt: Bitterkeit mit Anmuth. Die Bitterkeit ist aber nicht satirisch, sondern der Ausdruck bezieht sich auf die Sprachkomposition. Das Kurze, Gedrängte, Heftige, Kräftige hängt hiermit zusammen, dann eine gewisse Schroffheit in der Diktion, wie sie die Alten auch bei Aeschylus fanden, ferner eine grofse Besonnenheit der Komposition, worin er dem Sophokles vergleichbar ist. Trotz den scheinbaren Sprüngen ist grofse Ordnung in den Gedichten, die Digressionen sind nur scheinbar, alles hängt sehr gut zusammen. Pindar selbst spricht an einigen Stellen von seinen Digressionen, dies ist aber nur eine Maske, unter der tadelnde Stellen eingeflochten sind. Es ist nicht wahr, dafs er ein Schmeichler sei, sondern er giebt namentlich den Tyrannen sehr starke Lehren, die aber zum Theil in dem Bilde des Mythos verhüllt sind.“

---

7. Der Streit mit Gottfried Hermann.

Im Jahre 1825 erschien nach langen Vorbereitungen das erste Heft des Corpus Inscriptionum Graecarum. Es enthielt die von der geographischen Anordnung[1]) ausgenommenen Inschriften mit altertümlichen Schriftzügen und einen Teil der attischen. Jene altertümlichen hatten besondere Mühe gemacht; eine ganze Anzahl der von Fourmont gesammelten hatte Böckh als Fälschungen erkannt und in einen Anhang verwiesen; manche von den übrigen waren nur in Bruchstücken erhalten und schwer zu deuten, so dafs die Erklärung nicht zu voller Sicherheit gelangen konnte. Diesen schwierigsten Teil des Werkes ersah Hermann, der damals auf der Höhe seines Wirkens stehende Kritiker, zum hauptsächlichen Gegenstande eines heftigen Angriffs, den er gegen den aufstrebenden jüngeren Fachgenossen richtete. Er machte damit seiner schon lange vorhandenen Mifsstimmung Luft, die durch den Streit über die Grundsätze der Metrik entstanden und durch andere Reibungen vermehrt war. Böckh hatte in dem Vorwort zur Staatshaushaltung davon gesprochen, dafs sich „die Masse der Alterthumsgelehrten, der jüngeren vorzüglich, in einer an sich keineswegs verächtlichen, aber meist auf das Geringfügigste gerichteten Sprachforschung selbstgenügsam gefalle“, statt nach ausgebreiteter Kunde des Altertums zu streben; er hatte, ohne Hermann zu nennen, den Ausdruck „vornehme Grammatisten“ gebraucht. Dann hatte er in dem Vorwort zu den Pindarscholien sich gegen Hermanns Vorwurf verwahrt, er habe die von jenem aufgestellte metrische Theorie in Übereilung verworfen und nicht durchaus verstanden, und in der Abhandlung über die kritische Behandlung der Pindarischen Gedichte hatte er seine metrischen Lehren, unter ausdrücklicher Anerkennung der grofsen Verdienste des älteren Forschers „nicht nur um die Metrik, sondern auch um den Pindar“[2]) nochmals dargelegt. Hermann schrieb darauf 1824 eine metrische Abhandlung „De epitritis Doriis“, auf welche Böckh mit der Abhandlung „De Doriis epitritis“[3]) erwiderte. Ferner gab Hermanns Ausgabe des Sopho-

1) S. o. S. 36.

2) Kl. Schriften 5, 285.

3) Ebd. 4, 213—227.

kleischen Ödipus auf Kolonos Böckh zu einer tadelnden Kritik[1]) Anlafs; er wies nach, dafs Hermanns Angabe über die Abfassungszeit jener Tragödie irrig sei, und bezeichnete die Verbesserung, welche Hermann für die darauf bezügliche Stelle der Vita Sophoclis vorgeschlagen hatte, als mifslungen.[2]) Darauf erschien Hermanns scharfe Recension über das Inschriftenwerk im Oktober 1825 in der Leipziger Litteraturzeitung; sie ist so scharf, dafs man die Absicht, Böckhs wissenschaftlichen Ruf zu vernichten, darin erkennen mufs.

Hermann beginnt mit dem Tadel, dafs das von der Akademie unternommene Werk thatsächlich doch „einem einzigen, wenn auch sehr gelehrten und durch bedeutende Verdienste um die verschiedenartigsten Theile des Griechischen Alterthums berühmten Manne“ überlassen worden sei. Auf die hier noch ausgesprochene Anerkennung folgt sogleich ein Faustschlag: „Wäre namentlich dem Herrn Prof. Bekker, einem Manne der wirklich Griechisch versteht und grofse Besonnenheit besitzt, das Werk vor dem Abdruck zur Prüfung vorgelegt worden, so würde dieses Heft wenigstens um die Hälfte schwächer seyn, aber mit Vergnügen sähe man, *ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός*“. Nun folgen die einzelnen Tadel, jedoch allgemein gehalten. Zu Inschriften, „die sich bey Statuen oder Gemälden befinden, gehört die Darstellung dieser Bilder, wenn sie noch vorhanden sind; wir können es auf keine Weise billigen, dafs diese Abbildungen, wie No. 5 zeigt, nicht mitgegeben werden sollen“. Ferner: „Sehr zu tadeln scheint uns, dafs mehrere Inschriften aus verschiedenen Abschriften nach Gutdünken zusammengesetzt sind, und also der Leser sich an nichts Gewisses halten kann. Auch können wir nicht billigen, dafs Herr B. in mehreren, gewöhnlich in den längeren Inschriften, seine Ergänzungen, obwohl in Klammern eingeschlossen, gleich im Texte selbst

---

1) Ebd. 228—244 *De Sophoclis Oedipi Colonei tempore,* Einleitungsschrift vom Herbst 1825. Der Brief vom 24. September, mit welchem Böckh sie an Hermann sandte, ist in dem Briefwechsel zwischen Böckh und K. O. Müller abgedruckt S. 174f. Böckh sagt darin: „Bei meiner grofsen Achtung für Ihr Wissen thut es mir leid, gerade mit Ihnen immer tiefer verwickelt zu werden; aber ich glaube in dem, was ich gegen Sie schreibe, die persönliche Achtung nicht zu verletzen“. Schon hatte ihm Hermann in einem Brief vom 6. September, ebd. S. 173, das Erscheinen der Recension angekündigt mit den Worten: „Mir liegt überall blofs an der Wahrheit, die ich ebenso freimüthig nach meiner Ueberzeugung ausspreche, als ich willig und gern, wo ich sie von andern höre, eine irrige Meinung, die ich gehegt hatte, aufgebe“.

2) Der überlieferte Text lautet: *καί ποτε ἐν δράματι εἰσήγαγε τὸν Ἰοφῶντα αὐτῷ φθονοῦντα καὶ πρὸς τοὺς φράτορας ἐγκαλοῦντα τῷ πατρί, ὡς ὑπὸ γήρως παραφρονοῦντι, οἱ δὲ τῷ Ἰοφῶντι ἐπετίμησαν.* Hermann schlug vor, statt *ἐν δράματι* zu lesen *ἐν δικαστηρίῳ*; Böckh erklärte dies sprachlich und sachlich für bedenklich; auch sei es überhaupt unwahrscheinlich, dafs Sophokles selbst seinen Sohn vor Gericht gezogen haben solle; überall sonst wird Jophon als Ankläger des Vaters genannt.

eingeschaltet hat." Getadelt werden ferner „die langen Anmerkungen über die Schriftzüge, aus denen man mühsam heraussuchen mufs, wie Hr. B. jeden einzelnen Satz gelesen haben will", die unvollständige Angabe der Lesarten früherer Forscher, die weitläufige Behandlung unnötiger Dinge in den Erläuterungen, vor allem die unzulängliche kritische Behandlung. Vom Kritiker verlangt man Unbefangenheit, Scharfsinn, Besonnenheit, Kenntnis der Sprache, Geschicklichkeit und Übung im Emendieren: „mit Bedauern müssen wir bekennen, bey Hrn. B. alle diese Eigenschaften nur zu oft, ja fast überall zu vermissen"; beim Pindar habe er vorgearbeitet gefunden, hier aber meistens auf eigenen Füfsen stehen müssen. Um dieses harte Gesamturteil zu begründen, geht Hermann nun die altertümlichen Inschriften, die den ersten Abschnitt bilden, einzeln durch; über die attischen Inschriften bemerkt er nur Weniges und schliefst dann mit der spöttischen Frage, „wie sich zu diesem allen der vornehme, geringschätzige, aufgeblasene Ton schicke, mit welchem Hr. B. auch in diesem Buche über andere Gelehrte abspricht."

Vergleicht man mit jenen allgemeinen Tadeln das Werk selbst, so fallen alsbald zwei Dinge auf, die Hermann hätte erwähnen müssen. Allerdings sind Statuen und Gemälde nicht abgebildet, wohl aber die Säulen und Tafeln mit den darauf stehenden altertümlichen Inschriften, und die Schriftzüge derselben sind so genau in Kupferstich wiedergegeben, wie es ohne die Originale, mit Benutzung der besten damals vorhandenen Abbildungen möglich war. Ferner finden sich eingefügte Ergänzungen nicht in diesen Inschriften, sondern nur bei den attischen, wo es auf das Wiedererkennen besonderer Schriftzüge nicht mehr ankommt und die Buchstaben genau untereinander stehen, so dafs es auf Ausfüllen der Lücken ankommt.

Böckh liefs sich durch den gewaltigen Angriff nicht in Schrecken setzen; in einem Briefe an Otfried Müller, 12. Oktober 1825, nennt er die Hermannsche Recension „ein ganz klägliches Machwerk" und berichtet, dafs er in Halle, wo sie ihm bei einem Besuch zu Händen kam, sich mit Meier sogleich an die Abfertigung gemacht habe. Er veröffentlichte in der Hallischen Litteraturzeitung eine kurze Antikritik[1]), worin er erklärte, er habe „aufser einigen wenigen erträglichen Vermuthungen über Stellen, bey denen das Urtheil immer schwanken wird, nichts brauchbares in jener Recension gefunden"; Hermann stelle, da er sich sehr wenig um das politische Leben der Alten bekümmert habe, sich manches als falsch vor, was dem, der sich damit beschäftigt habe, unmittelbar klar sei, und stelle Ansichten auf, welche dem, der in diesem Fache kein Fremdling sei, nicht in den Sinn kommen könnten. Diese Abwehr unterstützte er durch einige kurze

1) Kl. Schriften 7, 255—261.

Bemerkungen über einzelne Mifsgriffe Hermanns; eine ausführliche Widerlegung gab dann Meier in seiner „Analyse“ der Hermannschen Recension, ebenfalls in der Hallischen Litteraturzeitung. Es traten aber auch andere Recensenten auf, die im Gegensatz zu dem Haupte der Leipziger Schule die Verdienste des Böckhschen Werks anerkannten, K. Fr. Hermann in den Heidelberger Jahrbüchern[1]), Otfried Müller in den Göttinger Gelehrten Anzeigen[2]), G. F. Schömann in Seebodes Kritischer Bibliothek.[3]) Schömann trat in seiner ruhigen, klaren Weise, überzeugender als Meier, den „Aussprüchen, an denen die Leidenschaft einen ziemlich sichtbaren Antheil hat“, entgegen. Sein auf Erörterung vieler Einzelheiten gegründetes allgemeines Urteil lautet: „Ist es ihm nun bei einigen Inschriften, wo es an aller festen Grundlage für Erklärung und Kritik fehlt, wo also auch nur Versuche möglich sind, die überall nur zu einem höheren oder niedrigeren Grade von Wahrscheinlichkeit führen können, nicht gelungen, das Wahrscheinlichste zu treffen; ist er hier und da in seinen Voraussetzungen nicht vorsichtig genug gewesen, hat er sich in seinen Folgerungen übereilt: welcher Beurtheiler, der die Schwierigkeiten der Aufgabe erkennt und die grofse Menge des Gelungenen mit der kleinen Anzahl des Verfehlten vergleicht, könnte seine Pflicht erfüllt zu haben glauben, wenn er, von den preiswürdigen Theilen des Werkes schweigend, nur die schwachen Seiten mit Schadenfreude hervorhöbe und die Versehen, oder was er für Versehen hält, mit kränkendem Spott und höhnendem Witze zur Schau stellte?“ Auch F. G. Welcker, der mit Hermann seinen besonderen Streit hatte wegen dessen scharfer Recension seines Buches über die Aeschylische Trilogie Prometheus, erklärte sich in dem Nachtrag zu diesem Buche 1826 zu Gunsten Böckhs, und von den Leipziger Gelehrten gab Wilh. Dindorf ihm seine Zustimmung zu erkennen.[4])

Hermann, in gereizter Stimmung zu weiterem Kampfe entschlossen, trat nun mit einem Buche hervor, dem er den Titel gab „Über Herrn Prof. Böckhs Behandlung der Griechischen Inschriften“. Darin liefs er seine Recension, Böckhs Antikritik, seine Gegenerklärung und Meiers Analyse nochmals abdrucken, begleitete die Analyse mit scharfen Anmerkungen und fügte zwei Abhandlungen hinzu, um zu zeigen, dafs er ebensowohl das Sachliche wie das Sprachliche zu beurteilen wisse. Die erste betraf die Sigeische Inschrift, Nr. 8 in Böckhs Sammlung, die zweite die Athenische Rechenschaftsbehörde der Logisten, welche in der 76. Inschrift vorkommt. Die Vorrede des Buches wendet sich kampflustig gegen die, welche „mit dem Vorgeben, wichtigere Dinge, Sachen zu betreiben, den Mangel des Fleifses,

---

1) 1825, 7. Heft. 2) 1826, S. 969 ff. 3) 1826, S. 657 ff., 781 ff.
4) Brief Böckhs an Müller 17. Aug. 1826, an Meier 18. April 1827.

den sie zuvörderst auf die Sprache hätten verwenden sollen, bedecken zu können wähnen", und knüpft an diesen Ausfall eine Erörterung über die wahre Aufgabe der Philologie.

Böckh, durch diesen Angriff zu stärkerer Abwehr genötigt, behielt sich die Widerlegung dessen, was Hermann zu den Inschriften bemerkt hatte, für die Einleitung und die Zusätze des bald vollständig erscheinenden ersten Bandes des Corpus Inscriptionum vor und entgegnete zunächst mit der Abhandlung „Über die Logisten und Euthynen der Athener"[1]), worin er Hermanns unzureichende Kenntnis des athenischen Staatswesens darthat. Die Einleitung dieser Schrift legt seine von Hermann abweichende Auffassung der Philologie dar und tritt dem Gegner kräftig entgegen: „In dem eitlen Wahne befangen, daſs man mit der Sprachkenntniſs alles zwinge, läſst er sich unvorbereitet in Untersuchungen ein, welche ohne Sachkenntnisse nicht geführt werden können, und kleinmeistert noch obendrein andere, welche in wohlerworbenem Besitz der letzteren sind". Dies wird zunächst an der Streitfrage über den Ödipus auf Kolonos, dann an den athenischen Rechenschaftsbehörden erwiesen; der Schluſs richtet sich gegen Hermanns Kampfweise, „die dem Gegner nicht bloſs Irrthum, sondern schlechte Eigenschaften zuschiebt und den Leser überreden will, wie diese oder jene Parthie, die ihm verfehlt scheint, beschaffen sei, ebenso verhalte es sich mit allem übrigen".

Der Streit erhielt dadurch eine höhere Bedeutung, daſs beide Gegner ihre verschiedene Auffassung der Philologie dargelegt hatten; ein schon lange bestehender Gegensatz war damit zum Ausdruck gekommen. Dem Haupte der sprachforschenden Richtung stand der um dreizehn Jahre jüngere Vertreter einer umfassenden Sprach- und Sachforschung gegenüber, welchem der Vorwurf gemacht war, er verstehe die Sprache nicht hinlänglich. Ihr Streit hatte noch manche Spaltung unter den Fachgenossen zur Folge; schlieſslich aber überwog die Erkenntnis, daſs die beiden verschiedenen Richtungen in der Wissenschaft doch demselben Ziele zustreben. Hermann erkannte an, daſs die Sprachforschung der Erforschung des gesamten Altertums zu dienen berufen sei, Böckh bezeichnete sie als ein sehr notwendiges und wichtiges Glied des Systems der Philologie, damit war die Möglichkeit der Einigung gegeben. Hermann sagt in der Vorrede seines Buches:

„Meistens ist es in dem endlosen Gebiete der Sachen nur ein kleiner Theil, auf dem man sich in leichterbauten Hütten angesiedelt hat, bald das neblige Feld der Mythologie, bald ein kleiner Zeitraum der Geschichte, bald ein einzelner Staat des Alterthums, bald ein Zweig der bildenden Kunst, während andere groſse Strecken, wie Philosophie, Mathematik,

---

1) Veröffentlicht 1827 im ersten Bande des von Niebuhr herausgegebenen Rheinischen Museums, wiedergedruckt Kl. Schriften 7, 262—328.

Naturgeschichte, öde und unbebaut liegen bleiben. Aber gesetzt auch, die Sachkenntnifs umfafste alles, was man Sachen zu nennen beliebt, so bleibt sie doch noch Einseitigkeit, so lange sie gerade das, was den Schlüssel zu jedem ihrer Theile enthält, die Sprachkenntnifs, vernachlässigt oder gar mit geringschätzigen Augen betrachtet. Die wahren Philologen dagegen, wohl wissend, dafs man im Fluge zwar schnell zu einer Höhe gelangen könne, wo man in der Vogelperspective sehr vieles übersieht, aber nichts recht unterscheiden kann, gehen einen andern Weg, und indem sie die Geisteswerke der Alten für das vornehmste und wichtigste halten, sehen sie die Sprache als die schwer zu ersteigenden Propyläen zu dem gesammten Alterthume an. Daher sie, an Schwierigkeiten gewöhnt und eben defswegen bescheidner, auch die Sachkenntnifs in Ehren halten, aber beides nur als Mittel zu dem Zwecke betrachten, den das klassische Alterthum schon durch diese seine Benennung ankündigt, als Quelle mancher Wissenschaft und als Muster der Bildung und des Geschmacks zu dienen... Wenn die Sachkenntnifs das eigentliche Wesen des Philologen ausmachte, so könnte jemand ein ziemlicher Philolog werden, auch ohne Griechisch und Lateinisch zu verstehen, da die meisten das Alterthum betreffenden Sachen sehr ausführlich in deutschen, englischen, französischen, italienischen Schriften behandelt worden sind. Auch würde die Frage entstehen, da doch die heutigen Sachphilologen nicht die Kenntnifs aller Sachen in sich zu vereinigen für gut finden, welche Sachen denn eigentlich die rechten seien. Diefs könnte leicht zu einem bedenklichen Streit unter den Sachphilologen selbst führen, indem jeder die von ihm getriebenen Sachen für die vorzüglichsten und nothwendigsten ausgeben dürfte. Wenn dagegen in die Sprachkenntnifs die Hauptsache der Philologie gesetzt wird, so hat man mindestens dazu weit mehr Recht: erstens weil die Erlernung der Sprachen von allem das schwierigste ist, zweitens weil eine genaue Kenntnifs der alten Sprachen schon ohnehin mannigfaltige Sachkenntnisse voraussetzt, ohne welche sie gar nicht möglich ist, da fast jeder Schriftsteller deren andere erfordert; drittens endlich, weil die Sprache offenbar der Mittelpunkt ist, von dem alle unsre Alterthumskunde, weniges ausgenommen, ursprünglich ausgeht. Wer daher den Sprachkenner Philologen nennt, der thut es nach dem Grundsatze: a potiori fit denominatio."

Böckh entgegnet folgendes:

„Mit guter Ueberlegung, aber ohne mich in Auseinandersetzungen einzulassen, die hier auf einigen Seiten ebensowenig gründlich geführt werden können, als was Hermann in seiner Vorrede gegeben hat gründlich ist, setze ich voraus, dafs die Philologie in Bezug auf ein bestimmtes Volk in einem verhältnifsmäfsig abgeschlossenen Zeitalter die geschichtlich wissenschaftliche Erkenntnifs der gesammten Thätigkeit, des ganzen Lebens und Wirkens des Volkes ist. Dieses Leben und Wirken, natürlich auch mit dem, was dadurch erzeugt ist, ist die von der Philologie zu betrachtende Sache. Es ist aber entweder ein Praktisches, wodurch die Familien- und Staatsverhältnisse geschaffen werden, oder ein Theoretisches, in Religion, Kunst und Wissen. Dafs die Sprache, als Form des Gedankens, zu dem Gebiete gehöre, welches ich hier kurz Wissen genannt habe, kann leicht gezeigt werden; folglich gehört auch sie mit zu der Sache, welche die Philologie zu betrachten hat. Inwiefern aber die Aeufserungen der Thätigkeit eines alterthümlichen Volkes grofsentheils in Sprachdenkmälern überliefert sind, die auch die nicht sprachlichen Thatsachen und Gedanken, welche der Philolog wieder-

erkennen soll, enthalten, wird die Sprache für die Philologie zugleich Mittel zum Wiedererkennen fast aller übrigen Erzeugnisse des Alterthums, und die Philologie mufs aus den Sprachdenkmälern, ohne beim Verstehen der Sprache selbst stehen zu bleiben, das ganze Gebiet der Thatsache und des Gedankens darstellen, allerdings, was den Betrieb der Einzelnen betrifft, mit der möglichsten, auch von Hermann empfohlenen Theilung der Arbeit. Nur darf diese nicht fabrikmäfsig zu sehr ins Kleine gehen, wie etwa, wo Nadeln gemacht werden, der eine Drähte schneidet, der andre zuspitzt, der dritte Köpfe dreht, der vierte sie aufsetzt, sondern jeder tüchtige Gelehrte mufs zugleich bestrebt sein, sich die Umsicht des Fabrikherrn zu erwerben und einen grofsen Ueberblick zu gewinnen, ohne welchen er ein blofser Handwerker sein wird."

Also Sprach- und Sachkenntnis gehören zusammen; darüber sind die beiden Meister der Wissenschaft einig. Aber nach Hermanns Auffassung hat die Philologie ein enger umgrenztes und doch grofses Gebiet, die Erforschung der Sprache und der in der Litteratur vorliegenden Sprachdenkmäler; Böckh fafst sie als geschichtliche Erkenntnis des gesamten Volkslebens. In seinen später herausgegebenen Vorlesungen über philologische Encyklopädie sagt er geradezu[1]: „Der Begriff der Philologie fällt mit dem der Geschichte im weitesten Sinne zusammen", und wahrt ihr den weiteren Umfang, weil die Geschichte „gewöhnlich der Hauptsache nach auf das Politische beschränkt wird und das übrige Kulturleben im Anschlufs an das Staatsleben betrachtet". Er stellt Philologie und Naturwissenschaft nebeneinander[2]) als die beiden Hauptrichtungen des empirischen, von dem Gegebenen ausgehenden Forschens, welche dazu berufen sind, die vom Begriffe ausgehende, Natur und Menschengeist zusammenfassende Philosophie zu unterstützen. Gewifs eine grofsartige Auffassung; die Philologie soll als „Erkenntnis des Erkannten" die gesamten Geisteswissenschaften von ihrer empirischen Seite her umfassen. Aber diese Definition ist doch zu weit[3]); die Geisteswissenschaften wollen doch, bei aller Verwandtschaft unter sich, selbständig nebeneinander bleiben. Eine von ihnen, die Sprachwissenschaft, ist allen andern hilfreich, besonders der Geschichte; diese aber ist sich der Aufgabe, das gesamte Kulturleben zu betrachten, in neuerer Zeit mehr und mehr bewufst geworden. Das Fremdwort Philologie hat nicht dauernd Wurzel geschlagen in dem von Böckh gewollten Sinne; es behält doch wohl überwiegend die Bedeutung Sprachwissenschaft, aber zweifellos ist die enge Zusammengehörigkeit von Philologie und Geschichte[4]). Die Sprachdenkmäler können nur verstanden werden mit Hilfe umfassender geschichtlicher Kenntnis; die Geschichte kann ohne

---

1) Encyklopädie, zweite Ausgabe (1886), S. 10 f. 2) Ebd. S. 17 f. 20.

3) Vgl. E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode, 2. Aufl. 1894, S. 70 f. G. Körting, Encyklopädie der romanischen Philologie 1, 83.

4) Vgl. H. Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft, Bonn 1882.

Sprachkenntnis keinen sicheren Schritt thun zur Erfüllung ihrer Aufgabe. Will man Böckhs Definition festhalten und doch einen Unterschied setzen zwischen Philologie und Geschichte, bei Gleichheit des Stoffes, so kann er nur in der Behandlungsweise gefunden werden. Die Geschichte erzählt nach der Zeitfolge und bringt alles unter den Gesichtspunkt der Entwickelung; die Philologie erörtert nach systematischer Anordnung und stellt die einzelnen Seiten des Kulturlebens nebeneinander, um so ein Gesamtbild zu erreichen: so ist Böckhs Staatshaushaltung, obgleich von bedeutendem geschichtlichem Inhalt, kein historisches, sondern ein philologisches Werk, welches einen wichtigen Teil des attischen Kulturlebens auf Grund umfassender Kenntnis auch der andern Teile darlegt.

Böckh gründet seine Auffassung vom Wesen der Philologie auch auf die thatsächliche Entwickelung dieser Wissenschaft. Eratosthenes und Atejus, die im Altertum zuerst sich Philologen nannten, „wollten sich hierdurch als allgemeine Gelehrte bezeichnen, die nicht eine besondere einzelne Wissenschaft sich vindicirten, sondern sich mit der Erkenntnis des λόγος, d. h. aller vorhandenen Kunde beschäftigten“.[1]) Im Fortschreiten der Entwickelung gestaltete sich diese Wissenschaft gegenüber dem, was die Gegenwart unmittelbar anging, zur Altertumskunde, hütete in den Jahrhunderten des Verfalls und der Neubildung europäischer Zustände die Schätze der Vorzeit, und machte sie im Zeitalter der Humanisten von neuem lebendig; sie ward die Quelle, aus welcher alle andern Wissenschaften neue Kraft schöpften. Die grofsen Philologen des 16. Jahrhunderts beschränkten sich keineswegs nur auf Sprachforschung; sie betrachteten das Altertum allseitig, konnten aber die Masse des Stoffes noch nicht recht durchdringen, und allmählich erst bildete sich am Studium der antiken Litteratur die Kritik.[2]) Aufgabe der neueren Zeit ist es nun, eine von Ideen geleitete, nach Ideen geordnete Gesamtanschauung des Altertums zu gewinnen, und neben die klassische Philologie, welche dieses Ziel für den Lebenskreis der beiden zusammen gehörigen Hauptvölker des Altertums verfolgt, haben sich andere Philologieen gestellt, die orientalische, die deutsche, die romanische: so hat sich der Stoff für das Wiedererkennen früherer Geistesentwickelung sehr erweitert, und es bedarf für die wissenschaftliche Betrachtung der Teilung nach Völkern oder Zeitaltern[3]); das Ziel bleibt immer Gesamtanschauung, das notwendigste und wichtigste Mittel die Kenntnis der Sprache. Indem Böckh Sprach- und Geschichtsforschung zusammenfafste und die früher von Wolf aufgestellte Gliederung der klassischen Philologie durch tieferes Eindringen in den Zusammenhang der Teile zu einem vollkommneren System ausbildete, gab er

1) Encyklopädie S. 13. 2) Ebd. S. 304. 3) S. 21.

dieser Wissenschaft innere Festigkeit und kräftigen Aufschwung. Mit Recht meinte er, die Philologie in ihrem dermaligen Zustande sei in Gefahr, bei Grammatik und Textkritik zu vertrocknen; er wies ihr neue Bahnen. „Man will mit dem gewonnenen Sprachschatz auch etwas anfangen", sagte er in der Schrift gegen Hermann. So haben denn Böckhs Schüler an den deutschen Gymnasien die Kenntnis der griechisch-römischen Kultur in vielseitiger Weise zur Geltung gebracht, und manche von Hermanns Schülern haben sich solchem Wirken angeschlossen, ihrem Meister dankbar für die strenge methodische Zucht seiner Lehre, aber die engere Bahn mit Recht verlassend. Die Textkritik selbst erhielt durch Böckh, der sie am Pindar und am Philolaos glänzend geübt hatte, einen neuen Antrieb; er lehrte, wie er in der Encyklopädie näher ausgeführt hat, die Auslegung und Beurteilung der Schriftwerke nach vier Gesichtspunkten: grammatisch, historisch, individuell, generisch; d. h. man habe aufser dem sprachlichen Verständnis zu beachten die geschichtlichen Verhältnisse des Inhalts und der Entstehungszeit, die besondere Eigentümlichkeit des Werkes und des Schriftstellers, dem gegenüber aber auch die Stilgattung, welcher das Werk angehört: darin sind die Grundsätze der ästhetischen Kritik gegeben, die nicht willkürlich sein darf, sondern dem Geiste der antiken Kunstformen sich anschliefsen mufs. Wolf und Hermann hatten diese Gesichtspunkte praktisch schon verfolgt; Böckh entwickelte die Theorie genauer und wandte sie auch auf die Inschriften an.

Fragt man endlich, wie weit Hermann im einzelnen Recht hatte mit seinem gegen Böckh erhobenen Tadel, so ist zuzugeben, dafs er einige Mängel richtig erkannte, aber in hochmütigem Absprechen ging er viel zu weit. Seine grammatischen Bemerkungen waren schon deshalb meist unzutreffend, weil die altertümlichen Dialekte des Griechischen damals noch zu wenig bekannt waren und erst genauerer Erforschung bedurften. Hat die spätere Neubearbeitung der altertümlichen Inschriften die Abweichungen verschiedener Lesarten genauer verfolgt und die Originale selbst herangezogen, auch die Erläuterungen kürzer gefafst, so ist doch Böckhs grundlegende Arbeit in vielen Fällen in Geltung geblieben, in anderen die Herstellung als nicht erreichbar erkannt. Ein Blick auf die von Hermann besprochenen Inschriften lehrt folgendes: Böckhs Lesung der ersten Inschrift, die von einem Altar zu Krisa unweit Delphi stammt, ist allerdings verfehlt, aber Hermanns Besserungsversuch ebenfalls; auf Grund einer neueren von Urlichs gefertigten Nachbildung hat Ad. Kirchhoff erkannt[1]), dafs die Zeilen von unten nach oben zu lesen sind, und den Text, soweit er lesbar ist, hergestellt[2]); das von Hermann angefochtene

1) Philologus 7, 191 ff. 2) Roehl, Inscriptiones Graecae antiquissimae, 1882, Nr. 314.

Wort ἄπϑιτος (für ἄφϑιτος) ist angenommen. Bei der fünften Inschrift bleibt die Deutung fraglich[1]); bei der achten, der Sigeischen, ist Böckhs Annahme, auf dem Stein habe eine Büste gestanden und die doppelte Ausfertigung der Inschrift in ionischem und attischem Dialekt sei eine gelehrte Spielerei des alexandrinischen Zeitalters, infolge von Hermanns Kritik aufgegeben worden; G. Loeschke[2]) hat den Stein als eine Grabstelle erkannt, deren beide Inschriften altertümlich sind, gleichzeitig eingegraben auf Veranlassung der Hinterbliebenen des Phanodikos. Bei Nr. 11, dem Bündnis der Eleer und Heräer, hat Böckhs Lesung Recht behalten[3]); Nr. 12, die Inschrift der Hermessäule, ist, da sie nur aus Fourmonts Papieren stammt, nach Böckhs Lesung mit dem Ausdruck des Zweifels aufgenommen[4]); bei 15 und 17 hat Hermann einiges zur richtigeren Lesung beigetragen[5]); bei 24 bleibt die Lesung der bestrittenen Worte unentschieden[6]); bei 29 ist das von Hermann beanstandete Digamma in Δι*ι* angenommen[7]), bei 32 die richtige Lesung erst später gefunden.[8])

Seine Angabe über die Abfassungszeit des Ödipus auf Kolonos hat Hermann in der zweiten Auflage berichtigt und über die Stelle der Vita Sophoclis, welche die Anklage Jophons gegen den greisen Vater erwähnt, eine bessere Vermutung beigebracht[9]). Hinsichtlich der Logisten ist seine Lesung der betreffenden Inschriftstelle später von Böckh als richtig anerkannt worden[10]), nachdem L. Roſs den Stein in Athen nochmals geprüft hatte; aber mit der Unterscheidung der Logisten und Euthynen und mit der Feststellung ihrer Amtsbefugnisse hat Böckh Recht behalten. Hermann hatte die beiden Namen für gleichbedeutend erklärt, indem er dem aus Aristoteles stammenden Zeugnis bei Harpokration keine Beweiskraft zumaſs; jetzt liegt die wiedergefundene Schrift des Aristoteles vom Staat der Athener vor, worin sie deutlich unterschieden werden.

Das Ergebnis des bisherigen Streits war, daſs Hermanns viel zu weit gehènder Angriff abgeschlagen war und Böckh bei der inzwischen erfolgten Veröffentlichung der weiteren Hefte mehr und mehr Anerkennung fand. Sein Unternehmen hatte die Feuerprobe bestanden. Die Inschriften eröffneten für die Sprachforschung wie für die Verhältnisse des religiösen, politischen und Privatlebens neue Gebiete, und man freute sich der erweiterten Alter-

---

1) Roehl 550.

2) Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts zu Athen 4, 297 ff. (1879). Roehl 492. 3) Roehl 110.

4) Corpus Inscr. Atticarum 1, 522. 5) Roehl 65. 37. 6) Ebd. 402. 7) Ebd. 32. 8) Ebd. 525. Bursian im N. Rhein. Museum 18, 451.

9) S. Meier und Schömann, Attischer Proceſs, neu bearbeitet von J. H. Lipsius (1883—87), S. 568.

10) Staatshaushaltung, zweite Ausgabe 1, 266. 2, 52. 584.

tumskunde. Friedrich Ritschl, der hochbegabte Schüler Hermanns und Reisigs, lehrte schon 1831 in Halle und 1835 in Breslau ganz in Böckhs Sinne, die Aufgabe der Philologie sei „Reproduktion des Lebens des klassischen Altertums durch Anschauung und Erkenntnis seiner wesentlichen Äufserungen“, und indem er von dem Streit zwischen Hermann und Böckh berichtete, erkannte er an, dafs Hermann im Eifer für seine Sache viele Ungerechtigkeiten begangen habe.[1])

Im Jahre 1828 lag der erste Band des Corpus Inscriptionum Graecarum vollendet vor. Er enthält nach den attischen Inschriften noch die aus Megara, der Peloponnes, Böotien, Phokis, Lokris, Thessalien stammenden. Beigegeben sind eingehende Erläuterungen, die sich bisweilen zu Abhandlungen erweitern, lehrreich in vieler Beziehung.[2]) Die Einleitung giebt Nachricht über die Entstehung des Werkes und entwickelt in lichtvoller Weise die Grundsätze der Epigraphik; die dabei angeführten Beispiele sind zur Abwehr einiger Vorschläge Hermanns benutzt. Was sonst noch gegen ihn zu sagen war, enthalten die Addenda am Schlufs des Bandes. Damit meinte Böckh, dem das Fortspinnen litterarischer Fehden verhafst war, die Sache beendet zu haben; Hermann aber verharrte in gereizter Stimmung und führte, wo sich Gelegenheit bot, den Streit gegen Böckh und dessen Anhänger weiter, nicht zum Vorteil seines eigenen Schaffens, welches sich dadurch zerplitterte.

Böckh stellte in zwei Einleitungsschriften über den athenischen Areopag, die 1826 und 1828 erschienen[3]), die Ansicht auf, diesem Gerichtshof sei für einige Zeit auch die Blutgerichtsbarkeit durch Ephialtes entzogen gewesen. Dagegen erklärte sich P. W. Forchhammer, Prof. in Kiel, und auch Schömann, der vorher mit Böckh übereinstimmend geurteilt hatte, änderte seine Ansicht.[4]) Hermann erklärte sich in dem Anhang seiner Abhandlung „De hyperbole“ (1829[5]) ebenfalls gegen Böckh, ohne dessen Namen zu nennen; er gebrauchte dabei die Wendung „Credant haec qui volent, nihil enim non creditur“. Über Welckers Sylloge epigrammatum schrieb er eine scharfe Recension und liefs derselben eine Abhandlung folgen, die den von Welcker gegebenen Emendationen inschriftlich überlieferter Epigramme weiter entgegentrat.[6]) Dissens Pindarausgabe beurteilte er 1830 mit An-

1) O. Ribbeck, Friedrich Wilhelm Ritschl (1879—81) 1, 85. 181 ff. 328.

2) S. 176 ff. über den Parthenon, 261 ff. über das Erechtheion, 605 ff. über die spartanischen Beamten, 717 ff. über den böotischen Dialekt, 726 ff. über die böotischen Beamten, 732 ff. über das böotische Jahr, 811 ff. über das delphische Jahr u. a.

3) Kl. Schriften 4, 245 ff. 308 ff.

4) Attischer Procefs, neu bearbeitet von Lipsius S. 173. 5) Opusc. 4, 284—302.

6) *De inscriptionibus quibusdam Graecis*, Opusc. 4, 303—332.

erkennung der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns, aber die Erklärungsweise tadelnd, wobei die „grofse Anhänglichkeit an Herrn Böckhs Aussprüche“ nicht ungerügt blieb.[1]) Eine scharfe Bemerkung Böckhs über den „Leipziger Kritiker“ im ersten Heft des zweiten Bandes des Corpus Inscriptionum, welches 1832 erschien, veranlafste ihn zu einer Abhandlung[2]), die nochmals auf die erste Inschrift des ersten Bandes zurückkam und dann einige inschriftliche Epigramme, meist aus dem neuen Heft, anders emendierte, doch des Tadels sich enthielt. Böckhs Einleitungsschrift vom Sommer 1833 behandelte ein Bruchstück des Lyrikers Timokreon abweichend von der früher von Hermann gegebenen Anordnung; Hermann entgegnete in sachlicher Weise in einer Abhandlung, die auch andere Dichterfragmente besprach.[3]) Böckhs Einleitungsschrift 1834 über die Vortragsweise der homerischen Rhapsoden[4]) veranlafste ihn zu einer besonderen Gegenschrift, die dann eine Entgegnung Böckhs im Corpus Inscriptionum hervorrief.[5]) Bis soweit ging der Streit in gemäfsigten Grenzen weiter, aber Otfried Müller reizte durch eine herausfordernde Bemerkung im Vorwort seiner Ausgabe von Äschylos Eumeniden (1833) Hermann aufs neue zum Zorn. Hermann trat mit einer langen Recension[6]), die auch auf das Sachliche, auf Müllers Abhandlungen über die Bühneneinrichtung des Stückes und über die politischen Zeitverhältnisse einging, dem „neuen Geschlecht“ entgegen, welches sich rühme andere Erkenntnisquellen zu besitzen als die „Notengelehrsamkeit“, namentlich eine „durch Inspiration eingegebene unmittelbare Anschauung des Alterthums“.[7]) An einer andern Stelle[8]) sagte er, doch ohne Böckh zu nennen: „Wer mit den Schriften dieser Schule bekannt ist, wird wissen, dafs man sich nie auf ihre Angaben verlassen kann, wenn man nicht die Stellen selbst nachsieht, indem sie bald aus mangelhafter Sprachkenntnis die Zeugnisse falsch versteht, bald dieselben ihren Ansichten gemäfs willkürlich interpretirt, bald etwas hineinphantasirt, das nicht darin liegt“. Und nun ging er auch noch einmal gegen Böckh vor, allerdings nicht in diesem Tone, sondern mit ruhiger Autorität, als

---

1) Opusc. 6, 1—69. 2) *De epigrammatis quibusdam Graecis*, Opusc. 5,164—181, gegen Böckhs Bemerkung im Corpus Inscr. 2, S. 63. 3) *De fragmentis poetarum in scholiis Vaticanis ad Euripidis Troades et Rhesum*, Opusc. 5, 182—206. 4) *De hypobole Homerica*, Kl. Schriften 4, 385—399. 5) *Quid sit ὑποβολὴ et ὑποβλήδην*, Opusc. 5, 300—311. Böckh im C. Inscr. 2, S. 675 ff. Böckh erklärte, wie F. A. Wolf, die beiden Ausdrücke ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως für gleichbedeutend und bezog sie darauf, dafs die Rhapsoden in regelmäfsiger Folge einander ablösten. Hermann drang auf Unterscheidung und deutete die ὑποβολὴ auf ein Einhelfen durch Angeben oder Vorsagen, mit Bezugnahme auf Hom. Il. 19, 80, verteidigte auch diese Deutung noch einmal in der *Defensio dissertationis de ὑποβολῇ*, Opusc. 7, 65—87. Die richtige Deutung gab Bernhardy 1836 in seiner Griechischen Litteraturgeschichte: es sollte nach Solons Verordnung ein schriftliches Exemplar zu Grunde gelegt werden. 6) Opusc. 6, 2, 1—215. 7) Ebd. S. 126. 8) S. 199.

Haupt der Leipziger Schule. In dem Programm, welches 1834 die Herstellung des philologischen Seminars an der Leipziger Universität ankündigte[1]), entwickelte er seine Lehre, wie man die Schriftsteller auslegen müsse, und benutzte als Beispiele hauptsächlich die beiden ersten pythischen Oden Pindars, den von Böckh und Dissen gegebenen Auslegungen entgegentretend. Dadurch war Böckh zu einer abermaligen ausführlichen Gegenschrift[2]) genötigt, in der er jedoch nicht von dem Streit zweier Schulen redete, sondern nur seine eigene Sache verteidigte. Er bezeichnete Hermanns methodische Vorschriften als wenig inhaltreich und subjektiv, wies nach, wie unsicher es sei, aus Prosastellen, in denen Dichterworte angeführt werden, die Verse herstellen zu wollen, und rechtfertigte dann ausführlich seine Erklärung der beiden pindarischen Oden, bei der zweiten Hermanns Auffassung in manchen Punkten anerkennend.

Damit schloſs Böckh seinerseits den Streit; Hermann dagegen konnte von seiner Gewohnheit, einzelne Behauptungen von Fachgenossen als Anlaſs für immerhin lehrreiche Opuscula zu benutzen, nicht abstehen. Er veröffentlichte weitere Bemerkungen zu Pindars pythischen Oden[3]), kam noch einmal auf zwei von den früher behandelten altertümlichen Inschriften zurück[4]) und bestritt Böckhs Meinung, daſs es vor der Entwickelung des Dramas lyrische Tragödien und Komödien gegeben habe[5]). Auch den Streit gegen Welcker und Müller setzte er fort.[6]) Aber in der Philologenwelt überwog das Friedensbedürfnis. Man erkannte Hermanns Verdienste, die sich auf eine Gelehrtenarbeit von Jahrzehnten gründeten, bereitwillig an und suchte ihn für die Anerkennung anderer Richtungen, die doch demselben Ziele zustrebten, zu gewinnen. Der wirksamste Schritt zum Frieden geschah im September 1837 bei der Jubelfeier der Universität Göttingen, wo der Plan gefaſst wurde, Philologenversammlungen ins Leben zu rufen, um den Gemeinsinn zu stärken und die Fachgenossen durch persönlichen Verkehr einander näher zu bringen. Hermann und Böckh waren beide in Göttingen nicht anwesend; Friedrich Thiersch, Hermanns früherer Schüler, mit Böckh nahe befreundet, übernahm hauptsächlich die schwierige Aufgabe, Hermann zu gewinnen. Sie wurde dadurch erleichtert, daſs Böckh schon vor dem Göttinger Feste den Entschluſs gefaſst hatte, durch

1) *De officio interpretis,* Opusc. 7, 97—128.
2) Kritik der Schrift G. Hermanns De officio interpretis, Kl. Schriften 7, 404—477.
3) *Emendationes Pindaricae,* Opusc. 7, 129—173.
4) *De duabus inscriptionibus Graecis,* ebd. 174—189.
5) *De tragoedia comoediaque lyrica,* ebd. 211—240 mit Beziehung auf Corp. Inscr. 2, S. 509 ff.
6) Gegen Welcker *De Aeschyli trilogiis Thebanis,* Opusc. 7, 190—210; gegen Müller *De Graeca Minerva,* ebd. 260—284.

persönliche Aussprache womöglich den Streit beizulegen. Er reiste im August 1837 über Leipzig nach Karlsruhe und machte in Leipzig Hermann einen Besuch, der dieses Entgegenkommen in herzlicher Weise aufnahm[1]). Auf der Rückreise kam Böckh Anfang Oktober nach Göttingen[2]), wo ihm Otfried Müller über den Verlauf des Festes berichtete. Thiersch aber schrieb am 21. Oktober einen herzlichen, wohlüberlegten Brief an Hermann[3]), der seine Wirkung nicht verfehlt haben wird. Zwar dauerte es noch längere Zeit, bis die beiden Häupter der Philologie sich entschlossen, persönlich an einer Versammlung teilzunehmen, und namentlich Böckh hielt sich zurück, aber der früher bisweilen leidenschaftliche Streit ihrer Anhänger wurde beigelegt, und schliefslich traten auch sie selbst einander näher. Hermann erschien 1840 bei der dritten Philologenversammlung, die in Gotha stattfand, und wurde ehrend begrüfst mit einer von Ritschl entworfenen lateinischen Adresse; 1844 bei der Versammlung in Dresden wurde er zum Vorsitzenden erwählt. Böckh erschien zuerst 1845 bei der Versammlung in Darmstadt und wurde dort mit einer von K. Fr. Hermann verfafsten Adresse[4]) begrüfst; dann erschienen G. Hermann und Böckh beide 1846 in Jena, und man sah sie freundlich miteinander verkehren.

---

1) Mitteilung des Hrn. Geh. Rat Richard Böckh. 2) Briefwechsel mit Müller S. 400. 3) Mitgeteilt in Fr. Thiersch's Leben 2, 466. Die Hauptstellen lauten: „Die vorzüglichste Absicht ist, die Philologen der verschiedenen Sparten und Schulen in möglichster Zahl zu einander zu bringen, und die Hoffnung, welche sich daran knüpft, ist, dafs der mündliche und persönliche Verkehr vieles ausgleichen werde was sich widerstrebt, vieles fördern was durch gemeinsamen Rath besser gedeihen wird, vorausgesetzt dafs überall das Tüchtige im Auge behalten und die kraftlosen und unklaren Bestrebungen beseitigt werden ... Es war der allgemeine Wunsch der bei der ersten Conferenz Gegenwärtigen, dafs Sie vorzüglich, verehrter Mann, unser Vorhaben der Billigung nicht unwürdig achten möchten. Ihres Namens wurde, wie natürlich überall, wo Philologen sich zusammenfinden, mit Dank und Verehrung gedacht, selbst von der Seite derjenigen, welche durch die Richtung ihrer Studien von Ihnen sich entfernt oder gegen Sie Fehde bestanden hatten. Die schwache Seite der auf das Sächliche vorzüglich gerichteten Philologie wird allgemein gefühlt; ebenso fehlt es nicht an Bereitwilligkeit diese zu stärken, und es ist vorzüglich dadurch, dafs unser Verein dazu Gelegenheit geben könnte, dafs er sich der Theilnahme von Ihnen und Ihrer Schüler Seite empfiehlt. Denn am Ende streben wir doch nach demselben Ziele, und Verständigung über die rechten Wege ist, wie mir scheint, so leicht, wie Einigung unserer Wissenschaft und der in ihr Arbeitenden gegenüber den uns allen gleich gefährlichen Feinden des stets wachsenden Industrialismus und Materialismus nöthiger thut als je."

4) Abgedruckt in der Zeitschrift für Altertumswissenschaft 1845 S. 950f., Nr. 119. Sie begrüfst Böckh als „virum integritate et constantia non minore quam fama meritisque conspicuum, qui a Platonicae sapientiae penetralibus profectus institutam a F. A. Wolfio totius antiquitatis comprehensionem philosopha mente temperavit," und enthält eine sorgfältige Zusammenstellung des mannigfachen Inhalts der von Böckh bis dahin veröffentlichten Werke.

So endete der langjährige Streit mit gegenseitiger Anerkennung. Hermann starb am letzten Tage des Jahres 1848; bei der nächsten Versammlung in Berlin 1850 widmete Böckh als Vorsitzender in der Eröffnungsrede ihm zwar keinen ausführlicheren Nachruf, aber seine Worte, dafs unter den dahingeschiedenen „grofsen Häuptern der Wissenschaft“ der „edle Gottfried Hermann“ zu betrauern sei[1]), gaben deutlich zu verstehen, wie er die bleibende Bedeutung des verdienten Mannes würdigte und den Streit als längst abgethan ansah. Ihm war es um die allseitige Ausbildung der Philologie zu thun; wenn er selbst grammatische Forschung nur gelegentlich unternahm, so hat er doch auch auf diesem Gebiete bedeutende Anregung gegeben: indem er die Verschiedenheit der Dialekte in den griechischen Inschriften beobachtete, gewann er die Grundlagen zu sprachgeschichtlicher Betrachtung; neben die bisher übliche logische Grammatik trat nun die historische Grammatik, deren weitere Ausbildung spätere Forscher sich angelegen sein liefsen.

1) Kl. Schriften 2, 198.

8. Abhandlungen, Metrologische Untersuchungen, Attisches Seewesen.

Während noch der Streit zwischen zwei Führern der Wissenschaft die Aufmerksamkeit der Philologen in Anspruch nahm, vollzogen sich zwei Ereignisse, die zum weiteren Aufschwung der Altertumsforschung viel beitrugen. Im Jahre 1829 war die Befreiung Griechenlands von der Türkenherrschaft vollendet; nun konnten Forschungsreisen leichter und erfolgreicher unternommen werden, und deutsche Gelehrte suchten gern den klassischen Boden von Hellas auf, nachdem ein deutscher Fürst die Herrschaft über das neue Königreich angetreten hatte. Der thätigste für Inschriftensammlung war Ludwig Rofs; er übersandte Böckh eine lange Reihe wertvoller Abschriften. Die Erwartung, dafs neuer Stoff zuströmen würde, erfüllte sich in erfreulichster Weise. Auch im Griechenvolke war wissenschaftliches Streben nach Erforschung seiner ruhmvollen Vorzeit erwacht. Schon in den zwanziger Jahren, mehr noch seit 1830, studierten junge Griechen in Deutschland, namentlich in München, Leipzig, Berlin. Zwei von ihnen, Alexandros Rhizos Rangabis und Kyriakos Pittakis, gründeten nach ihrer Rückkehr aus Deutschland 1837 in Athen eine archäologische Gesellschaft, deren Zeitschrift, wenn auch noch nicht regelmäfsig erscheinend, von neuen Funden Kunde gab[1]); beide standen mit Böckh in Briefwechsel. Das geistige Band zwischen Griechenland und dem abendländischen Europa war aufs neue befestigt und sollte nicht wieder zerreifsen.

In demselben Jahre 1829 wurde das Archäologische Institut in Rom gegründet. Eduard Gerhard, ein treuer Schüler Böckhs, hatte sich seit 1822 in Rom heimisch gemacht und wufste den preufsischen Gesandten daselbst, Chr. K. J. Bunsen, Niebuhrs Nachfolger, zur Begründung eines Vereins von Gelehrten verschiedener Nationen zu gewinnen, dem in der Wohnung des Gesandten, dem Palazzo Caffarelli auf der Höhe des Kapitols, eine Arbeitstätte bereitet wurde, und dessen Protektorat der kunstsinnige Kronprinz von Preufsen übernahm. Die Arbeiten des Instituts richteten sich auf Abbildung und Beschreibung von Kunstwerken griechischer, römischer, etruskischer Technik; sie wurden vom preufsischen Staate und von der Berliner

1) Vgl. Bursian, Gesch. der klass. Philologie, S. 1246.

Akademie durch Geldmittel unterstützt und erwiesen sich im Laufe der Zeit so wichtig und fruchtbringend, dafs nach Herstellung des Deutschen Reiches das Institut, in welchem die deutschen Mitglieder inzwischen das Übergewicht erlangt hatten, 1871 zu einer Reichsanstalt erhoben und 1876 eine Zweigabteilung desselben in Athen errichtet wurde. Böckh bezeugte seine Teilnahme für die Anfänge dieses Unternehmens dadurch, dafs er für den ersten Band der „Annali dell' Instituto di correspondenza archeologica" 1829 eine Abhandlung in französischer Sprache über zwei in Athen und auf der Insel Kalauria gefundene Inschriften verfafste.[1]) Denn die Inschriftenforschung gehörte mit zu den Aufgaben des Instituts, da Bauwerke, Statuen, Vasen, Reliefs so oft mit Inschriften versehen sind. Böckh blieb hinsichtlich der Mitwirkung seinem besonderen Gebiete treu, wenngleich er die kunstgeschichtliche Forschung mit eingehender Teilnahme verfolgte, wie aus dem darauf bezüglichen Abschnitt seiner Encyklopädie ersichtlich ist. Er schrieb französisch, weil es zunächst darauf ankam, dem neugegründeten Institut die Gunst der auswärtigen Gelehrten zu gewinnen: später liefs er im „Bulletino dell' Instituto" zwei lateinische Abhandlungen folgen über Inschriften von der Insel Tenos, über etruskische Vasen mit panathenäischer Inschrift (1832[2]); in den Annali behandelte er 1835 eine den athenischen Tempelschatz betreffende Urkunde.[3])

Seine Teilnahme an den Ergebnissen neuerer Forschungsreisen bezeugte Böckh 1827 durch die eingehende und den Gegenstand erheblich fördernde Besprechung von Bröndsteds Buch über die Insel Keos[4]), 1836 durch die kritische Behandlung der von dem österreichischen Gesandten in Athen, Baron v. Prokesch-Osten, auf der Insel Thera entdeckten altertümlichen Inschriften.[5]) Gefälschte Inschriften, die aus Malta nach Paris übersandt waren, erwies er, gleich den früheren Fourmontschen Fälschungen, als nichtig[6]), um die Wissenschaft vor Schaden zu bewahren. Er hatte in dem Gebiet der Inschriftenforschung, die anfangs mit soviel Mühe und Entsagung verbunden gewesen war, jetzt die beherrschende Höhe erreicht, und die Arbeit am zweiten Bande des Corpus Inscriptionum gab ihm weitere Gelegenheit, den mannigfachen Gewinn, der aus diesem Material zu ziehen ist, in den Erläuterungen darzulegen. In dem ersten Heft des zweiten Bandes gab er 1832 zu den in Südrufsland gefundenen Inschriften eine inhaltreiche Abhandlung über die Geschichte der griechischen Kolonieen am Bosporus[7]) und zu der aus Paros stammenden Marmorchronik einen trefflichen Kommentar.[8])

---

1) Kl. Schriften 6, 385—402. 2) Kl. Schriften 6, 403—406. 4, 350—361. 3) 6, 407—429. 4) 7, 329—368. 5) 6, 1—66. 6) *De titulis Melitensibus spuriis* (1832) 4, 362—372. 7) C. Inscr. 2, S. 81—117. 8) Ebd. 293—348.

Die Sammlung der attischen Inschriften, vorläufig im ersten Bande abgeschlossen, erhielt durch neue Funde, die zunächst von anderen Gelehrten einzeln veröffentlicht und bearbeitet wurden, mancherlei Zuwachs; Böckh richtete sein Augenmerk zuwartend auf die allmähliche Vermehrung der den attischen Staatsschatz betreffenden Urkunden. Eine von L. Rofs ihm mitgeteilte Inschrift, die sich auf den Schatz des Apollotempels in Delos bezieht, behandelte er sogleich 1834 in einer akademischen Abhandlung, indem er die Geschichte der heiligen Insel, die so lange Zeit Mittelpunkt des ionischen Volkslebens war, daran knüpfte.[1])

Andere, nicht epigraphische Abhandlungen waren der weiteren Aufhellung der athenischen Staatsaltertümer gewidmet; den schon erwähnten Abhandlungen über die Ephebie und den Areopag[2]) schlossen sich an 1827 die über die pseudeponymen Archonten[3]), welche erst später ganz aus der glaubwürdigen Überlieferung gestrichen worden sind[4]), 1832 über den Plan der Atthis des Philochoros[5]), ein Muster von Rekonstruktion eines verloren gegangenen Geschichtswerks aus den erhaltenen Bruchstücken. Auch Emendationen zu den Texten der Schriftsteller veröffentlichte er gelegentlich als Einleitungsschriften[6]), um zu zeigen, dafs diese von Hermanns Schülern mit Eifer geübte Thätigkeit auch ihm nicht fern liege. Weit wichtiger aber war ihm die geschichtliche und ästhetische Erklärung ganzer Schriftwerke; davon zeugen die beiden Abhandlungen von 1824 und 1828 über Sophokles Antigone[7]) und die drei Abhandlungen über Platons Bücher vom Staat (1838—40[8]), die allerdings nur die äufsere Anlage dieses Werkes zum Gegenstand nehmen, aber seine Bedeutung für die Zeitgeschichte durch Darlegung der Beziehungen Platons zu seinen Zeitgenossen in helles Licht stellen.

Ein gröfseres Werk, welches der Philologie abermals auf einem noch nicht hinreichend aufgehellten Gebiet bedeutende Förderung

---

1) Kl. Schriften 5, 430—476. 2) S. o. S. 43 u. 58. 3) Kl. Schriften 4, 266—300.

4) Droysen, Die Urkunden in Demosthenes' Rede vom Kranze, Zeitschr. f. Altertumswissenschaft 1839, Nr. 68 ff. Westermann, Untersuchungen über die in die attischen Redner eingelegten Urkunden, Abh. d. kgl. sächs. Ges. d. Wissenschaften, Bd. 1, 1850. Böckh hat in der zweiten Ausgabe der Staatshaushaltung die Echtheit dieser Urkunden, in denen pseudeponyme Archonten vorkommen, als zweifelhaft bezeichnet, später sich mündlich entschieden für die Unechtheit erklärt; s. M. Fränkel in den Anmerkungen der dritten Ausgabe, Bd. 2, S. 7.*

5) Kl. Schriften 5, 397—429.

6) Emendationen zu Herod. 7, 137; Andoc. de myst. 36; Pausan. 6, 19, 5; Eurip. Iph. Aul. 335; Tacit. hist. 1, 52; Lehrgedicht des Parmenides. Kleine Schriften 4, 80 ff.

7) Gedruckt in den Abh. der Berliner Akademie, wiederholt in der Ausgabe der Antigone 1843 u. 1884.

8) *De tempore, quo Plato rempublicam peroratam finxerit.* Kl. Schriften 4, 437 ff.

brachte, veröffentlichte Böckh 1838 unter dem Titel „Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfüfse und Mafse des Alterthums in ihrem Zusammenhange“. Die Beschäftigung mit einer neuen Ausgabe seines Buches über die Staatshaushaltung der Athener hatte ihn veranlafst, die ersten Abschnitte desselben über das Geldwesen näher zu erwägen, und die vergleichenden Berechnungen über Gewicht und Wert des griechischen Geldes führten ihn weiter zu Untersuchungen, die seiner mathematischen Begabung und Neigung entsprechend die gesamte Mafskunde des Altertums, worüber mancherlei Vorarbeiten in Bezug auf einzelne Zweige, namentlich von Letronne und Ideler vorlagen, in zusammenhängende Betrachtung zogen. Zu Grunde liegt der für die römischen Mafse in dem bei Festus angeführten Silianischen Volksbeschlufs[1]) ausgesprochene Gedanke, dafs Längenmafs, Hohlmafs und Gewicht ursprünglich in Beziehung aufeinander festgesetzt sind. Die Priester zu Babylon mafsen bei ihren Sternbeobachtungen die Zeit nach dem abfliefsenden Wasser, verglichen die Wassermengen miteinander und setzten, da sie die Mafse für den Handelsverkehr zu regeln hatten, das Gewicht eines Kubikfufses Wasser als Talent, mit Einteilung nach der Zwölfzahl, der Stundeneinteilung des Tages entsprechend.[2]) Dieses babylonische System verbreitete sich nach Vorderasien und Ägypten; durch die Phönizier wurde es den Griechen bekannt. Dem babylonischen Talent entspricht in Griechenland das äginäische, von Pheidon gesetzlich eingeführt als Grundlage für Gewicht und Münze; 6000 äginäische Drachmen wiegen ein Talent. Daneben aber gab es in Asien ein leichteres Talent, welches in Griechenland unter dem Namen Euböisches Talent Verbreitung fand; aus diesem leitete sich durch Solons Münzreform das attische Talent ab, das sich zum äginäischen wie 3 zu 5 verhält. Die sicilischen Griechen fügten dem ursprünglich von ihnen gebrauchten äginäischen Talent das bei den italischen Völkern herkömmliche Pfund, Libra, unter dem Namen Litra ein[3]); dadurch war die Anknüpfung für das römische Münzsystem gegeben, das sich unter griechischem Einflufs entwickelte. Bei der eingehenden Erörterung des römischen Münzwesens mit seiner mehrfachen Herabsetzung des Münzfufses wird der Nachweis geführt, dafs die überlieferten Summen der von Servius Tullius eingeführten Censusklassen nicht nach der alten römischen Währung, sondern nach dem erst zur Zeit der punischen Kriege eingeführten Sextantarfufs angesetzt sind.[4]) Die Längenmafse, Fufs und Elle, sind ursprünglich dem menschlichen Körper entnommen, dann aber dem Gewicht angepasst, da der Kubik-

1) Dieser Volksbeschlufs setzte fest, dafs ein Quadrantal (Kubikfufs) Wein 80 Pfund wiegen soll, das ist soviel wie ein attisches Talent.

2) Metrol. Untersuchungen S. 35f. 3) S. 293ff. 4) S. 427ff.

fufs Wasser als Gewichtseinheit anzusehen ist. Der griechische Fufs ist kleiner als der babylonische, der römische kleiner als der griechische, doch lassen sich, ebenso wie bei den Hohlmafsen, bestimmte Verhältnisse zu einander erkennen, und so ist ein Zusammenhang der Mafse hergestellt, welcher ebenso wie die Verwandtschaft des Münzwesens die Grundlage des Handelsverkehrs der antiken Völker bildet.[1])

Während Böckh mit diesen Untersuchungen beschäftigt war, übersandte ihm Ludwig Rofs Abschriften umfangreicher Urkunden, die sich auf das attische Seewesen bezogen. Diese bedurften besonders einer erklärenden Bearbeitung, die Böckh alsbald unternahm. Im Jahre 1840 gab er sie heraus unter dem Titel „Urkunden über das Seewesen des attischen Staates, Beilage zur Staatshaushaltung der Athener“. Es sind 17 Urkunden, einen Zeitraum von 52 Jahren, 373—322 v. Chr., umfassend, hauptsächlich Verzeichnisse der im Piräus vorhandenen Kriegsschiffe und des zugehörigen Schiffsgerätes. In Athen wurden alljährlich zehn Aufseher der Werften erwählt, die am Schlufs ihres Amtsjahres Rechenschaft zu legen hatten; was sie an Schiffen und Geräten ihren Nachfolgern überlieferten, wurde auf Steinurkunden verzeichnet, die demnach einen Einblick sowohl in den Bestand der Flotte als in die Art ihrer Ausrüstung gewähren; eine Urkunde giebt auch ein Verzeichnis der in letzter Zeit eingeforderten Schulden, woraus sich die den Trierarchen aufgelegten Leistungen erkennen lassen. Böckhs Erläuterungen geben ein anschauliches Bild von der für Athen so wichtigen Verwaltung des Seewesens; man erstaunt, wie ansehnliche Mittel diese eine Stadt auf die Erhaltung und Vergröfserung ihrer Kriegsflotte verwandte, die einer gewifs weit gröfseren Handelsflotte zum Schutze diente. Im Jahre 356 v. Chr. zählte die attische Kriegsflotte 383 Trieren, im Jahre 330: 392 Trieren und 19 Tetreren, im Jahre 325: 360 Trieren, 50 Tetreren, 3 Penteren; man war auf den Bau gröfserer Schiffe bedacht, wenngleich die Trieren als bewegliche und mäfsig grofse Schiffe sich am meisten bewährten. Nachdem Athen im Jahre 322 eine makedonische Besatzung in die Hafenburg Munychia hatte aufnehmen müssen, geriet seine Kriegsflotte in Verfall; es wurden keine Steinurkunden mehr über ihren Bestand ausgefertigt.

---

1) Vgl. die in Böckhs Encyklopädie, S. 380—384 der zweiten Ausgabe, mitgeteilte Übersicht der Metrologie. Nicht alle Kombinationen Böckhs sind von den späteren Forschern, Th. Mommsen, Fr. Hultsch u. a., angenommen worden, aber den Zusammenhang hat er erwiesen, und seine sorgfältigen Berechnungen haben die weitere Forschung sehr erleichtert.

9. Amtliche und persönliche Verhältnisse bis 1840.

Der Fülle wissenschaftlicher Werke, die wir betrachtet haben, ging eine ausgebreitete, mit gröfster Gewissenhaftigkeit geübte Lehrthätigkeit zur Seite. Lange Jahre hindurch hielt Böckh fast in jedem Semester drei mehrstündige Vorlesungen[1]), eine systematische, zwei interpretierende über einen griechischen und einen lateinischen Schriftsteller. Erst seit 1827 hielt er nur zwei Vorlesungen, 1834 stellte er die lateinischen ein, welche Cicero, Tacitus, Terenz und römische Litteraturgeschichte behandelt hatten. Er ordnete nun einen zweijährigen Cyklus an, der als systematische Vorlesungen Griechische Altertümer, Metrik, Griechische Litteraturgeschichte, Encyklopädie, als Interpretationskollegien Platon, Sophokles, Demosthenes, Pindar umfafste. Sein Vortrag war nicht so lebhaft und hinreifsend, wie Gottfried Hermanns Vortrag gerühmt wird[2]), aber klar, geistreich und fesselnd. Er führte seine Zuhörer auf die Höhe geistiger Umschau, gab ihnen reiche Belehrung und erfüllte sie mit Liebe zur Wissenschaft. Über seine Leitung des philologischen Seminars berichtet sein Schüler Klausen[3]) aus der Zeit um 1827, dafs er alle, die sich ihm anzuschliefsen suchten, freundlich und human behandelte und zu jedem, der sich dem Fache mit Entschiedenheit widmete, in ein individuelles Verhältnis trat; so führte er sie mit Leichtigkeit in das innere Getriebe der Wissenschaft ein: „Von einer genaueren Quellenbehandlung, scharfer Combination, feiner Abwägung der Probabilität haben auch die ausgezeichnetsten Schüler jener Zeit, die bereits Trieb zum gelehrten Sammeln und Freude an philologischer Beobachtung mitbrachten, erst durch Böckh einen wahren Begriff erhalten, besonders wenn er sie theilnehmen liefs am Sammeln und Bearbeiten der Inschriften, wobei oft eine Stunde gemeinschaftlichen Arbeitens mit ihm die gründlichste Einsicht eröffnete. In den Discussionen ging er in dem Grade, als die Mitglieder Lebhaftigkeit mitbrachten, mit

---

1) S. das Verzeichnis am Ende des Buches.

2) Herm. Köchly, Gottfried Hermann (1874), S. 17. In diesem Gedenkbuche ist der Streit Hermanns mit Böckh absichtlich unerwähnt geblieben.

3) Rudolf Heinrich Klausen, geb. zu Altona 1807, 1829 Docent in Bonn, 1833 Professor ebendaselbst, später in Greifswald, gest. 1840, veröffentlichte 1837 eine Biographie Böckhs in den von S. F. Hoffmann herausgegebenen Lebensbildern berühmter Humanisten.

Hingebung und Genauigkeit nicht blofs auf die eingereichten Abhandlungen[1]) und vorher aufgestellten Fragen, sondern auch auf die unmittelbar sich ergebenden Bemerkungen und Einwürfe, wenn sie es in irgend einer Weise verdienten, ein und fertigte den fähigen Schüler nie mit halbwahren Erklärungen und apodiktischen Entscheidungen ab, sondern verschmähte es nicht, ihn durch vollständige Argumentation zu überzeugen. Insofern auf diese Weise von ihm eine bedeutende Anzahl wissenschaftlicher Lehrer gebildet ist, darf von seiner Schule geredet werden. Der Anerkennung einer wissenschaftlichen Schule, deren Haupt er sein solle oder wolle, hat er immer auf das entschiedenste widersprochen, weil es nie sein Augenmerk war, den Schüler in einen von einer Partei gebilligten Formalismus zu zwingen, sondern durchaus nur ihn darüber zu verständigen, wie er sich nach seinen Anlagen und Neigungen dem Alterthum auf wissenschaftlichem Wege nähern könne."

In der Leitung des Seminars unterstützte ihn, als Buttmann 1828 erkrankt war, Bernhardy, der Wolfs und sein Schüler gewesen war; zu Ostern 1829 trat Karl Lachmann ihm zur Seite, der in Leipzig unter Hermann, in Göttingen unter Heyne und Dissen studiert hatte und Hermanns kritische Schärfe sich zum Muster nahm, doch ohne in dessen Einseitigkeit zu verfallen. Böckh gestand ihm bald die Beurteilung der auf römische Litteratur oder Altertümer bezüglichen Abhandlungen zu, und beide ergänzten einander in kollegialer Weise. Wirkte Lachmann besonders erfolgreich für methodische Schulung, so liefs Böckh die jugendlichen Kräfte freier gewähren, aber ein klares Ergebnis mufste erreicht und angemessen begründet werden. Mehr und mehr wurde es üblich, dafs Philologen, die auf anderen Universitäten ihre Studien begonnen hatten, in Berlin sie vollendeten. Böckhs Freunde und Schüler, Welcker in Bonn, Schömann in Greifswald, Müller in Göttingen, Meier in Halle, sandten ihm gern ihre besten Zöglinge zu, damit sie durch ihn in tiefdringender Auffassung des Altertums befestigt würden. Um dem grofsen Andrang zum philologischen Seminar zu genügen, liefs Böckh viele aufserordentliche Mitglieder zu, die einstweilen nur zuhörten und nicht zu den regelmäfsigen Übungen verpflichtet waren; ihre Zahl betrug in manchen Semestern 25 bis 30.

Im Kreise seiner Amtsgenossen war Böckh geschätzt wegen seiner frischen, klaren, auf Einhalten des rechten Mafses bedachten Thätigkeit; oftmals wurde er daher zur Verwaltung der Universitätsämter gewählt. In der langen Zeit seines Wirkens an der Berliner Universität ist er sechsmal Dekan der philosophischen Fakultät, fünfmal

1) Über die Art, wie Böckh die Beurteilung übte, s. den Brief an Meier 24. Jan. 1824.

Rektor der gesamten Universität gewesen.[1]) In diesen Ämtern und als Mitglied des akademischen Senats wirkte er fördernd und ausgleichend, abwehrend und mäfsigend, um Eintracht und wissenschaftlichen Geist zu erhalten und das Ansehen der Universität zu wahren. Nicht minder thätig war er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, auch hier mit der Regsamkeit des wissenschaftlichen Forschens die praktische Geschäftsgewandtheit vereinend, was sehr notwendig war, um die Thätigkeit dieser gelehrten Körperschaft für bestimmte grofse Zwecke zu erwärmen. Schon 1818 war er Mitglied eines Ausschusses „zur Revision des Zustandes der Akademie“[2]); sein Antrag, die bestehenden vier Klassen in zwei zusammenzuziehen, um die Gemeinschaft des Wirkens zu erleichtern, fand Zustimmung, wurde aber vom Minister v. Altenstein erst nach längerem Bedenken vorläufig genehmigt. Nachdem die Vereinfachung sich bewährt hatte, trat 1836 eine Kommission zum Entwurf neuer Statuten zusammen; ihre Beschlüsse, hauptsächlich auf Böckhs Gutachten beruhend, wurden 1838 genehmigt[3]); auf dieser Grundlage hat die Akademie seitdem eine weitreichende Thätigkeit entfaltet. Inzwischen war Böckh 1834 nach Schleiermachers Tode zum Sekretar der philologisch-historischen Klasse erwählt worden; in dieser Stellung leitete er fortan die Geschäfte in umsichtigster Weise, sorgte für die Veröffentlichung der akademischen Schriften und den Fortgang der wissenschaftlichen Unternehmungen[4]) und stand so inmitten vielfacher Bestrebungen, als rechter Philolog auf die Förderung mannigfaltiger Kunde bedacht.

Ein so vielseitiges Wirken gedieh ihm auf dem Grunde eines wohlgeordneten und behaglichen Privatlebens. In seiner Häuslichkeit wurde die Einfachheit, an die er von Jugend auf gewöhnt war, durchaus festgehalten; er war ein Feind jeglicher Schwelgerei[5]) und hielt die Zeit zu Rate. Doch fehlte es nicht an Geselligkeit in kleinerem Kreise, und an bestimmten Abenden versammelte er Studenten um sich, die ihm durch ihre Leistungen näher getreten waren; da wurde disputiert, und er gab dazu manches anregende und belehrende Wort. Zu einem Festtage für die Studenten gestaltete sich allmählich sein Geburtstag; da kamen Glückwünsche von vielen Seiten, besonders von den Getreuen der beiden Seminare; bisweilen vereinigte sich eine gröfsere Schar, um ihm ein Ständchen, in

1) Böckh war Dekan 1814—15, 1819—20, 1832—33, 1835—36, 1844—45, 1849—50, Rektor 1825—26, 1830—31, 1837—38, 1846—47, 1859—60.

2) Harnack, Geschichte der Königl. Preufsischen Akademie der Wissenschaften 1, 2, 684. 3) Ebd. S. 778.

4) Vgl. den am 4. August 1836 erstatteten Bericht Kl. Schriften 2, 221—228.

5) Brief an Niebuhr 23. März 1824: „Ich kann alle Leute nicht leiden, denen der Bauch ihr Gott ist“.

späteren Jahren auch einen Fackelzug zu bringen. Die Mietwohnung wurde, zumal in den ersten Jahren, öfters gewechselt[1]); gern hatte er die Annehmlichkeit eines freien Platzes oder eines Gartens, wo die heranwachsenden Söhne sich frei bewegen konnten. Es waren ihrer drei, Gustav 1810 in Heidelberg geboren, Alexander und Richard 1813 und 1824 in Berlin geboren. Der älteste bezog zu Ostern 1829 die Universität Berlin, um Philologie zu studieren, ging 1831 nach Göttingen, wo Otfried Müller sich seiner freundlich annahm, und später nach Italien, wo das Studium der antiken Kunst ihn fesselte; der zweite begann Ostern 1831 in Berlin das Studium der Medizin, ging dann nach Bonn und Paris, bestand in Berlin die ärztliche Prüfung und liefs sich 1836 als Arzt in Luckau nieder.

War das Amtsjahr in fleifsiger Arbeit vergangen, so wurde die Ferienzeit im August und September in der Regel zu Erholungsreisen benutzt. Die erste gröfsere Reise war 1815 nach Teplitz und Göttingen gerichtet, die zweite 1817 nach der badischen Heimat, wo Böckh seine Mutter nicht mehr am Leben traf, aber mit den Brüdern und Freunden Erinnerungen austauschte. In den folgenden Jahren wurde oftmals das Land Hannover besucht, wo die Verwandten der Frau zu gastlicher Aufnahme bereit waren. In Göttingen lebte die Mutter und die an den Professor der Theologie Heinr. Ludw. Planck verheiratete, Böckh innig befreundete Schwester; der Bruder Friedrich Wagemann hatte als hannoverscher Amtmann einen behaglichen Landsitz in Blumenau, später in Lemförde; auch der bejahrte Oheim Arnold Wagemann, Prior im Kloster Loccum, sah gern die Familie um sich versammelt. Ein andrer Verwandtenkreis war in Jena, wohin Böckhs Schwager, der ausgezeichnete Strafrechtslehrer Prof. Martin, 1816 von Heidelberg übergesiedelt war; dessen Tochter Emilie war dort mit dem Prof. der Medizin K. W. Stark verheiratet. Böckh verweilte 1820 und später noch mehrmals gern in Jenas akademischen Kreisen, wo K. W. Göttling, der 1814—15 sein Schüler gewesen war, die Philologie würdig vertrat. Oft war auch Halle, wo der getreue Ed. Meier stets bereit war, Station oder Endziel der Reise. Die Be-

1) Böckh wohnte 1811 Taubenstrafse 12, 1813 Französische Str. 20, 1814 Friedrichstr. 139, 1818 Kronenstr. 59, 1819 bezog er eine Sommerwohnung Tiergartenstr. 6, dann wohnte er im Hause des ihm befreundeten Buchhändlers G. Reimer Wilhelmstr. 20 in einer nach dem grofsen Garten belegenen Wohnung; seit Herbst 1821 Mohrenstr. 26 am Gensdarmenmarkt; 1824 hatte er eine Sommerwohnung im Kemperhof, seit April 1825 wohnte er in dem schön gelegenen Eckhause Neue Promenade 10. Im Juli 1829 zog er in Buttmanns Haus, Behrenstrafse, im April 1831 nach Oranienburger Str. 20 gegenüber dem Monbijou-Garten, im April 1840 in das Erdgeschofs des Mendelssohnschen Hauses Leipziger Str. 3, dessen grofser parkartiger Garten ihm mit zur Verfügung stand, im April 1846 nach dem Eckhause Dorotheenstr. 47, gegenüber dem Exercierplatz. Vom April 1853 bis zu seinem Tode wohnte er Linksstr. 40.

ziehungen zur badischen Heimat wurden durch wiederholte Reisen dorthin 1822 und 1828 aufrecht erhalten; im Herbst 1826 sandte der Bruder Georg seinen Sohn Ludwig Böckh nach Berlin, um unter des Oheims Leitung Philologie zu studieren; Ostern 1832 kam der Sohn des Bruders Fritz, Iwan v. Böckh, um in Berlin seine staatswissenschaftlichen Studien zu vollenden.[1]) Auch die Beziehungen zu dem älteren Zweige des Böckhschen Hauses wurden dauernd aufgenommen, als der Dekan Friedrich Böckh in Schwabach[2]) seinen jüngeren Sohn Karl 1830 zum Studium der Theologie nach Berlin sandte.

Zu Anfang des Jahres 1829 traf ein schwerer Schlag das häusliche Leben; Frau Dorothea Böckh, auf der Verwandtenreise nach Hannover im Herbst 1827 erkrankt, starb am 2. Februar nach längerem Leiden. Der trauernde Gatte zog sich eine Zeit lang vom geselligen Verkehr ganz zurück, wechselte die Wohnung und fand, als er im Herbst die gewohnte Reise nach Hannover unternahm, im Verkehr mit dem Verwandtenkreise, der ihm treu zugethan blieb, Milderung seines Schmerzes; dann ging er wieder mit neuen Kräften an die gewohnte Arbeit, zumal für die Inschriftensammlung, deren wachsender Umfang ihn noch für lange Jahre in Anspruch nahm. Im Januar 1830 wurde er zum Geheimen Regierungsrat ernannt. Im Sommer desselben Jahres erfreute ihn ein Besuch seines Bruders, des badischen Ministers, in Berlin; dieser hatte wegen der Zolleinigung Badens mit Preufsen zu verhandeln.[3]) Am 18. September 1830, nach der Rückkehr von einem kurzen Aufenthalt in Teplitz, schlofs Böckh, des einsamen Lebens überdrüssig, seine zweite Ehe mit einer Freundin seiner verstorbenen Frau, Anna Hoffmann geb. Taube. Er fand dadurch wieder, woran er gewöhnt war, liebende Teilnahme für das, was ihn innerlich bewegte; sein Haushalt wurde etwas stattlicher als früher eingerichtet.

Nachdem die Choleragefahr des Jahres 1831 in vorsichtiger Ruhe vermieden war und 1832 eine Augenentzündung die beabsichtigte Reise verhindert hatte, wurden 1833 wiederum die Verwandten der ersten Frau in Hannover besucht; 1834 ging die Reise nach Halle, Jena, Göttingen; kurz zuvor war der Bruder zum zweiten Mal in Berlin[4]) und brachte die Zolleinigung dem Abschlusse nahe, welcher 1835

---

1) Ludwig Böckh, geb. 1805, war 1834—1868 Lehrer am Lyceum zu Karlsruhe, dann bis zum Herbst 1871 Direktor des Lyceums in Heidelberg, starb zu Karlsruhe 1889. Iwan v. Böckh, geb. 1811, wurde 1837 Assessor bei der grofsherzogl. Steuerdirektion in Karlsruhe, 1843 im Ministerium, 1846 Legationsrat, 1849 Rat im Finanzministerium, 1862 Direktor der Forst- und Domänenverwaltung, starb 1877.

2) Sohn des S. 1 und 3 erwähnten Archidiakonus in Nördlingen.

3) Treitschke, Deutsche Gesch. 4, 358. 4) Ebd. 396.

erfolgte. In diesem Jahre reiste Böckh nach Greifswald und Rügen, 1836 wieder nach Jena und Göttingen; 1837 unternahm er eine gröfsere Rundreise nach Leipzig, Jena, Heidelberg, Karlsruhe, Strafsburg, Freiburg, Zürich, Baden, Bonn, Göttingen; 1839 und 1840 war das Seebad Heringsdorf auf der Insel Usedom zu stärkendem Aufenthalt ausersehen. Zu weiten Auslandsreisen konnte Böckh sich nicht entschliefsen, so gern auch namentlich die befreundeten Gelehrten in Paris, mit denen er in Briefwechsel stand, Letronne, Raoul-Rochette, K. B. Hase, ihn dort gesehen hätten. Er gab 1821 seinem Freunde v. Raumer, 1834 seinem Sohne Alexander Empfehlungen dahin, blieb auch durch A. v. Humboldt mit Paris in Beziehung, aber eine Reise dahin schien ihm keine Erholungsreise. Fragte man ihn, ob er nicht Italien und Griechenland sehen wolle, so erwiderte er wohl scherzend, er wisse, wie es im Altertum dort ausgesehen habe, und das sei ihm genug. Seine gleichaltrigen Freunde Welcker und Thiersch gaben durch ihre Reisen vielen jüngeren erfolgreiche Anregung, den klassischen Boden zu besuchen; er war damit sehr einverstanden, aber es widerstrebte ihm, durch längeren Urlaub seine Lehrthätigkeit und sein übriges Walten in der preufsischen Hauptstadt zu unterbrechen: konnte er doch sein Inschriftenwerk in diesem Mittelpunkt am besten fördern, da genug Stoff vorhanden war, der gesichtet und erklärt werden mufste.

Berlin war damals noch nicht eine solche Grofsstadt, dafs die Unruhe des täglichen Lebens auf edlere Geselligkeit hemmend eingewirkt hätte, es zählte 1817: 193000 Einwohner, 1831: 248000. Bedeutende Geister der verschiedensten Richtungen trafen dort zusammen; mancherlei litterarische Interessen wurden gepflegt; spaltend wirkten die politischen Gegensätze. Böckh hielt sich zu den Männern freierer Richtung, die sich namentlich in der Gesetzlosen Gesellschaft zusammenfanden, einer schon 1809 aus der Griechischen Gesellschaft hervorgegangenen gröfseren Vereinigung von Gelehrten, Künstlern, Beamten und Offizieren.[1]) Sein alter Freund **Buttmann** führte als „Zwingherr" den Vorsitz mit glücklichem Humor, der im geselligen Kreise Widerhall fand; dies beweist die von Böckh verfafste Inschrift des silbernen Bechers, der Buttmann am 5. Dezember 1817, seinem Geburtstage, überreicht wurde:

Σκηπτούχῳ βασιλεῖ μερόπων, ὧν οὔτι θέμιστες,
δείπνου ἐπισταμένῳ συμπότῃ ἀκροσόφῳ,
ἧς ἀρετῆς δεινῆς τε βοῆς χάριν ἀνταποτίνων
καίπερ μαινομένῳ δῶρον ἔδωκε λεώς.
Χαῖρε ἄναξ, καὶ πολλὰ παθὼν καὶ πολλὰ μογήσας
πίνοις εὐόδμου Ῥηνίου ἐπτέτεος.

---

1) S. o. S. 26. Hertz, K. Lachmann S. 216 ff.

Nach Buttmanns Tod 1829 hielt Böckh sich von dem gröſseren Kreise zurück und blieb nur mit einigen näheren Freunden in Verkehr; dafür entfaltete sich nach seiner Wiederverheiratung die Geselligkeit im eignen Hause reichlicher. Auſser den Gelehrten und höheren Staatsbeamten verkehrten hier auch litterarische Talente und interessante Fremde, die damals in Berlin überhaupt zuvorkommend aufgenommen wurden, so der französische Gelehrte Victor Cousin, der durch seinen 1832 in Paris veröffentlichten Bericht über den Stand des öffentlichen Unterrichts in Deutschland die Anerkennung deutscher Wissenschaft im Auslande förderte[1]), und der Marquis Arconati mit seiner geistreichen Gemahlin, die vor dem Drucke der österreichischen Herrschaft aus Italien entwichen waren, 1834 aber auch aus Berlin von der politischen Polizei ausgewiesen wurden.[2]) Ein Gedicht, welches Böckh der Marquise Arconati widmete, zeigt, wie er den Verkehr mit geistreichen Frauen zu schätzen wuſste:

Der Sonne Gold, der Silberstrahl Selenens,
und was Natur mit reichen Händen spendet,
und was der Habsucht gierig Auge blendet,
und selbst der göttergleiche Reiz Helenens,

nicht regen sie die Allgewalt des Sehnens
auf in dem Geiste, der zum Geiste wendet
den lichten Blick, wo Sinnentäuschung endet,
verstummt der Zwiespalt zweifelvollen Wähnens.

Doch Sonnenklarheit und der Luna Milde
und Reinheit und der Huldgöttinnen Blüthe,
von der Natur in edler Frauen Bilde

dem Geist, der Geister fesselt, so verschlungen,
daſs auch der Freiheit Flamme Dich durchglühte, —
Constanza, dieser Kranz ist Dir gelungen!

Als im Dezember 1834 die hochbegabte Charlotte Stieglitz sich selbst tötete, um ihren Gemahl, den Dichter Heinrich Stieglitz, der in Berlin an der Bibliothek beschäftigt war, durch den Seelenschmerz zu erhöhtem dichterischem Schaffen anzutreiben, erschien sie dem Freunde Böckh wie Alkestis, die sich einst für ihren Gatten Admetos geopfert; er widmete ihr folgendes Distichon:

Οἰχομένην ὑπὲρ ἀνδρὸς ἑκούσιον εἰς Ἀίδαο
οἷάπερ Ἄλκηστιν τήνδε θέμις σεβέμεν.

Welche dem Gatten zulieb freiwillig zum Hades hinabstieg,
sie der Alkestis gleich fromm zu verehren geziemt.

1) Varrentrapp, Johannes Schulze S. 403. Böckh gedenkt seiner in der Rede von 1832 (Kl. Schriften 1, 197): „Vir elegans, qui nuper apud nos hospes vixit“.
2) S. Böckhs Brief an Welcker 11. April 1834 und Humboldts Brief 1837.

Aus derselben Zeit liegen zwei an den Grafen Platen gerichtete Distichen vor, die der Hochschätzung dieses um die Pflege antiker Kunstform hochverdienten Dichters Ausdruck geben[1]):

Stolzester Erbe des Thrones der deutsch-hellenischen Muse,
 formenbegabt, schau zu, ob Dir der Rhythmus gefällt.
Nicht sind alle wir eselgeohrt, wo Boreas rauh haucht;
 lauschten wir sonst dem Gesang Deines unsterblichen Munds?

Als Gustav Böckh im Frühjahr 1835 nach Italien gereist war, kam er mit Platen in Neapel in persönlichen Verkehr und berichtete dem Vater darüber in seinen Briefen; Platen forderte ihn zu gemeinsamer Reise nach Sicilien auf, doch wiesen den jungen Böckh die Studienzwecke nach Rom; im Dezember 1835 kam die betrübende Nachricht, daſs der Dichter in Syrakus gestorben sei.

Mit Platens Polenliedern, die aber nicht in antikem Versmaſs gedichtet sind, berührt sich dem Inhalt nach folgendes Gedicht Böckhs aus dem Jahre 1831:

„Polonia sank“, rief Hermes im Göttersaal;
die Götter trauern ob der Geschicke Macht!
 Nicht Ares, Themis nicht vermochten
länger zu hemmen der Mören Urtheil,

daſs düsterm Walten Ilion, Ilion
selbst fiel, geschirmt von mächtiger Götter Hort!
 Sarmatenschaaren, aus dem Morgen
über Europa ergossen, werden

spät sie von wilderen Brüdern zurückgeschleppt,
gleich Israel zu weinen an fernem Strand,
 gleich Hellas netzumgarnten Bürgern
dort in der Kissischen Arderikka.[2])

Des Todes Loose trafen der Edlen viel;
glückseelig, deren Wunden der Tod entquoll!
 Nicht höret ihr der Kinder Wimmern,
die der Barbar an die Kette schmiedet.

Euch, die ihr würdig waret befreit zu seyn,
Euch hat von Knechtschaft heiliger Tod befreit;
 Euch beut Achill, Euch Diomedes,
Euch in der Seligen Inseln Cato

die Hand zum Willkomm! Feilen Tyrannenknecht
empfange Neros und des Tiberius,
 empfange Dantes ganzer Hölle
scheuſsliches teuflisches Hohngelächter!

---

1) In ähnlicher Weise nahm Böckh später herzlichen Anteil an den Dichtungen von Johanna Holthausen (mit ihrem Schriftstellernamen Agnes Le Grave genannt), weil sie ihre Verse in griechischem Geiste zu gestalten bestrebt war.

2) Herod. 6, 119.

Vertilge, Zeus, vertilge die Vipernbrut,
die sich am Herzblut letzet des edlen Stamms,
die Lästerzungen, feile Gleisner
oder geblendet vom Glanz der Kronen!

Rufslands grausames Verfahren gegen die besiegten Polen erregte damals in vielen Deutschen einen Unwillen, der die politischen Bedenken, dafs der preufsische Staat durch eine Wiederherstellung Polens geschädigt werden könne, überwog; Fr. v. Raumers Schrift über Polens Untergang[1]) brachte das in früheren Zeiten begangene Unrecht wieder in Erinnerung, gedachte aber auch der Wohlthaten, die dem mit Preufsen vereinigten Teile Polens durch Friedrich d. Gr. zu teil geworden.

Von den Amtsgenossen an der Universität standen Schleiermacher, Raumer, Bopp, W. Dieterici, Ed. Gans Böckh am nächsten; dagegen bildete sich zu Hegel und Ranke kein näheres Verhältnis. Hegel war durch die Begeisterung der Anhänger seines Systems verwöhnt und bei seiner spekulativen Richtung der philologischen Kritik eigentlich abgeneigt; Ranke, zehn Jahre jünger als Böckh, geriet bald nach seiner Berufung (1825) mit Raumer in Zwiespalt und ging in den Studien wie in den politischen Ansichten seinen besonderen Weg, auf dem er erst allmählich zu voller Anerkennung gelangte. Dagegen schlossen sich Trendelenburg und namentlich Gabler, die nach Hegels Tode (1831) als Vertreter der Philosophie berufen wurden, näher an Böckh an, und manche von den jüngeren Docenten, z. B. der dichterisch begabte Karl Werder, fanden bei ihm freundliches Entgegenkommen. „Rühmten die jüngeren Raumers erfrischendes, freimütiges Wesen, so fügten sie hinzu, dafs Böckhs Persönlichkeit ihnen noch mehr gewesen sei: er war von allen Docenten doch der erste, ein Vorbild für Denken und Handeln.“[2])

Eine dauernde und bedeutungsvolle Freundschaft bestand zwischen Böckh und den Brüdern v. Humboldt, den damaligen Hauptträgern des wissenschaftlichen Ruhmes von Berlin. Wilhelm v. Humboldt lebte, nachdem er Ende 1819 aus dem preufsischen Staatsdienst getreten war, auf seinem Landsitze Tegel den Sprachstudien und trat als Mitglied der Akademie mit Böckh in näheren Verkehr. So sehr sein Streben auf umfassende Ergründung der verschiedenen Sprachen des Menschengeschlechts gerichtet war, so gern kehrte er immer wieder zur griechischen Sprache zurück, an der sich einst unter Wolfs Leitung sein Eifer für Sprachstudien entfaltet hatte. Böckh seinerseits richtete gern seinen Blick über das ihm besonders vertraute griechische Altertum hinaus, und beide begegneten sich in der tieferen

1) Vgl. Treitschke, Deutsche Gesch. 4, 207.
2) Harnack, Gesch. d. Akademie 1, 2, 854. S. auch Beneke, Vatkes Leben S. 268.

Erfassung der Sprachen als des Ideenschatzes der Völker. Als nun Alexander v. Humboldt 1827 seinen Wohnsitz von Paris nach Berlin verlegte, nahm er bald teil an den Sprachstudien, besonders geleitet von dem Wunsche, die geographischen und astronomischen Kenntnisse des Altertums näher festzustellen. Für das Werk „Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent", 1834 erschienen, wandte er sich öfters ratfragend an Böckh, z. B. in Betreff des bei Platon geschilderten sagenhaften Erdteils Atlantis; ebenso als er nach Vollendung seiner Reise ins russische Asien das Werk „Asie centrale" schrieb, welches 1843 erschien, und ganz besonders bei den Vorarbeiten zum Kosmos, die ihn jahrelang neben anderen Studien beschäftigten. Und er blieb bei einzelnen Fragen nicht stehen; so lebhaft war sein Verlangen nach gründlicher Unterweisung, daſs er im November 1833 und längere Zeit im folgenden Winter Böckhs Vorlesungen in der Universität regelmäſsig besuchte, so wie er in Paris Letronnes Vorträge über Altertumskunde gehört hatte.[1]) Es war in Berlin nicht ungewöhnlich, daſs ältere Männer sich zu den Studenten gesellten; namentlich Hegels philosophische Vorträge hatten groſse Anziehungskraft geübt. Aber diese Teilnahme des berühmten, schon über sechzig Jahre alten Naturforschers an den Belehrungen über griechisches Staatswesen und griechische Litteratur war doch etwas besonderes; Böckhs Vortrag bot ihm, was damals keine Bücher bieten konnten, lebendige und tiefgehende Auffassung hellenischer Weisheit. Als Wilhelm v. Humboldt 1835 starb, hielt Böckh ihm in der Akademie eine weihevolle Gedächtnisrede[2]); er nannte ihn einen Staatsmann von perikleischer Hoheit des Sinnes und rühmte von seiner wissenschaftlichen Forschung, daſs sie zum Idealen erhoben war durch „unverwandten Blick auf das Edlere und wahrhaft Menschliche". Mit Alexander v. Humboldt war er noch lange in edler Freundschaft verbunden.

Unter den auswärtigen Gelehrten, die ihm nahe standen, ist zuerst sein Altersgenosse Friedrich Gottlieb Welcker zu nennen, ein Philologe, dessen bedeutende Leistungen für die Erforschung der griechischen Dichtung und bildenden Kunst ebenso wie Böckhs Werke die eindringende Würdigung des griechischen Geistes sehr gefördert haben. Sie lernten sich kennen, als Welcker 1808 aus Italien heimkehrend durch Heidelberg kam; 1818 wirkte Böckh mit zu der Berufung Welckers nach Bonn, wo dieser nun eine langjährige bedeutende Lehrwirksamkeit entfaltete. Sie schätzten einander auf Grund verwandter Anschauungen und Bestrebungen; doch sah der phantasievolle und künstlerisch veranlagte Welcker in Böckhs klarem Urteil

1) A. Dove in der von K. Bruhns herausgegebenen Biographie A. v. Humboldts 2, 60. 220 f. 2) Kl. Schriften 2, 211—215.

gleichsam eine höhere Instanz und war beglückt, wenn ihm des Freundes Beifall zu teil wurde; Böckh, mehr auf sich selbst gegründet, ehrte und liebte ihn als einen der tüchtigsten Mitstreiter auf wissenschaftlichem Gebiet. In gleichem Verhältnis stand er zu dem andern gleichfalls hochbedeutenden Altersgenossen Friedrich Wilhelm Thiersch, der in München die humanistischen Studien erfolgreich vertrat gegen engherzig katholische Bestrebungen, und zu dem etwas jüngeren Georg Friedrich Schömann, der bei bescheidnerem Wirkungskreis in Greifswald durch tüchtige Forschungen frühzeitig Böckhs Vertrauen gewonnen hatte und selbständig in der Wissenschaft weiterschreitend stets zu ihm in innerer Beziehung blieb. Als älterer wohlwollender Freund stand Friedrich Jacobs in Gotha mit Böckh in freundschaftlichem Einvernehmen und Briefwechsel; diese Freundschaft übertrug sich auf seinen jüngeren Genossen Valentin Rost, dessen Verdienste um Verbesserung des griechischen Unterrichts auf den Gymnasien bekannt sind. Mit Friedrich Creuzer blieb Böckh durch die Erinnerung an die Heidelberger Zeit verbunden; er begrüfste ihn herzlich, wenn seine Reisen ihn in die badische Heimat führten. Creuzers mythologischen Forschungen konnte er vielfach nicht beipflichten, erkannte aber gern an, dafs jener um die tiefere Auffassung der Mythologie als ursprünglicher Religion und um die Erkenntnis des ursprünglichen Zusammenhangs zwischen Griechenland und dem Orient grofse Verdienste habe. Noch in späten Jahren verschaffte er dem alten Freunde wissenschaftliche Ehren, 1846 die Erwählung zum auswärtigen Mitgliede der Berliner Akademie[1]), 1849 den Orden pour le mérite.[2]) Von Creuzers Schülern war Karl Friedrich Hermann, Otfried Müllers Nachfolger in Göttingen, ein treuer Verehrer Böckhs und für die Förderung der Platonischen Studien wie der griechischen Altertümer mit bestem Erfolge thätig.

Eigentümlich gestaltete sich Böckhs Verhältnis zu dem leicht verletzbaren Niebuhr. In den von Niebuhrs Freunden herausgegebenen Lebensnachrichten wird Böckh nur einmal kurz erwähnt[3]), nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet. Der Brief vom September 1815, in welchem Niebuhr von der Griechischen Gesellschaft spricht[4]), rühmt Heindorf und Spalding wegen ihres liebenswürdigen, für Mitteilungen aus den gemeinschaftlichen Studien empfänglichen Wesens, „wogegen andere, wieviel Kenntnifs und Geschick sie auch haben mögen, diese rege Theilnahme nicht kennen und auch ebensowenig von einem bestimmten Gegenstande der Untersuchung erwärmt sich darüber mittheilen oder Mittheilungen so aufnehmen, dafs man Lust behält oder auch nur Muth, ein zweites Mal

1) S. Böckhs Brief an Welcker, 25. Mai 1846. 2) S. den im 14. Abschnitt mitgeteilten Brief an Creuzer. 3) 1, 498. 4) 2, 147.

mit etwas ähnlichem zu kommen." Böckh ist hier nicht genannt, aber es ist wohl möglich, dafs er, mit eigenen Forschungen beschäftigt, dem lebhaft wifsbegierigen Niebuhr nicht immer Rede gestanden hat. Dafs sie aber einander näher traten, bezeugt der herzliche Ton des Briefes, mit welchem Böckh sein Niebuhr gewidmetes Werk, die Staatshaushaltung, diesem nach Rom übersandte. Die Inschriften gaben auch zu fernerem Briefwechsel Anlafs, und auf freundschaftlichem Einverständnis beruht die Aufforderung, welche Niebuhr 1826 an Böckh richtete wegen gemeinschaftlicher Leitung der in Bonn zu begründenden Zeitschrift „Rheinisches Museum". Böckh lieferte für das erste Heft seine Abhandlung über die athenischen Rechenschaftsbehörden, doch ehe das zweite erschien, trat ein Zerwürfnis ein. Niebuhr fafste die Beteiligung Böckhs an der in Berlin neugegründeten Zeitschrift „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" als Abwendung von der seinigen auf und schrieb an Böckh einen erregten Brief, auf welchen dieser nicht erwiderte; Böckhs Teilnahme am Rheinischen Museum war damit abgebrochen, um so mehr, da er mit dem Inhalt der zunächst folgenden Hefte nicht durchweg einverstanden war und die von Niebuhr verfügte Ausschliefsung Welckers mifsbilligte. Treffend urteilt Böckh in seinen Briefen an Otfried Müller[1]): „Niebuhr ist zu heftig und fest in Hafs und Liebe" und ein andermal: „Er kann nicht ohne Leidenschaft schreiben". In Niebuhrs Kleinen Schriften, sowie in den Vorträgen über alte Geschichte, die nach seinem Tode veröffentlicht wurden, findet sich keine Spur von ernstlicher Benutzung des ihm gewidmeten Böckhschen Werkes. Niebuhr starb am 2. Januar 1831, ohne dafs eine Wiederannäherung stattgefunden hätte.

Wie schmerzlich es Böckh berührte, wenn ein von früher her ihm eng verbundener Freund sich von ihm gekränkt glaubte, zeigt der schöne Brief, den er am Jahresschlufs 1830 an Müller schrieb über den Unwillen, mit welchem Dissen die doch vielfach anerkennende Recension seiner Pindarausgabe aufgenommen hatte.[2]) Müller brachte darauf als Dissens jüngerer Amtsgenosse die Sache wieder ins Gleiche, und Böckh nahm herzlichen Anteil, als er von der zunehmenden Kränklichkeit des Freundes erfuhr. Als Dissen 1837 gestorben war, veranstaltete Müller eine Sammlung seiner Schriften und sprach sich in der Einleitung über Dissens Pindarforschung in solcher Weise anerkennend aus, dafs Böckh damit ganz einverstanden sein konnte.

Karl Otfried Müller war unter Böckhs Schülern derjenige, welcher die Erwartungen des Meisters am trefflichsten erfüllte[3]); an

---

1) Briefwechsel S. 201, 220. 2) Ebd. S. 292—296. 3) Vgl. die von Böckh 1827 in der Abhandlung über die athenischen Rechenschaftsbehörden ausgesprochene Anerkennung Kl. Schriften 7, 333.

seinem regen Wirken in Göttingen hatte Böckh grofse Freude. Nächst ihm war Eduard Meier, 1825—1829 Professor in Greifswald, dann in Halle, mit Böckh dauernd verbunden. Beiden hatte Böckh den Weg zur akademischen Wirksamkeit geebnet; mit beiden stand er in regem Briefwechsel und persönlichem Verkehr. Minder günstig gestaltete sich anfangs Eduard Gerhards Laufbahn, da er keine Leistung zu Stande brachte, wie Böckh sie wünschte; als er aber in Italien das geeignete Feld für seine kunstgeschichtliche Forschung gefunden hatte, hielt Böckh mit seiner Anerkennung nicht zurück und förderte in der Akademie Gerhards Unternehmungen; mit Beifall sah er ihn später in Berlin als seinen Amtsgenossen. Von zahlreichen andern Schülern Böckhs, die sich in der Wissenschaft einen Namen erwarben, sind aus den Jahren 1811—1820 K. W. Göttling und Ludw. Döderlein, 1821 bis 1830 Ad. Trendelenburg, Leonh. Spengel, J. G. Droysen, Ludw. Preller, 1831—1840 Rich. Lepsius, Max Duncker, Otto Jahn, Hermann Bonitz, die Brüder Ernst und Georg Curtius zu nennen; noch viele andere nicht unbekannte Namen zählt das Verzeichnis der Schüler auf, die ihm 1857 eine Jubiläumsgabe stifteten.[1]) Als Zeugnis dankbarer Anhänglichkeit, wie sie in dem Herzen vieler lebte, sei folgende Stelle aus einem Briefe von Friedrich Kritz, Professor in Erfurt, vom 27. Oktober 1848, angeführt: „Wenn Ihnen auch meine Person unter der Zahl der vielen Hundert Schüler, die in dem Zeitraum von einem Viertelsäculum successiv Ihnen nahe standen, wieder unbekannt geworden ist, so ist für mich jene schöne Zeit, wo ich mich Ihrer Lehre, Ihrer väterlichen Fürsorge und des Zutritts zu Ihren geselligen Abenden erfreuen durfte, in hellster Erinnerung geblieben. Mit innigster Freude gedenke ich des regen und frischen wissenschaftlichen Lebens, welches Sie in Ihrer Schülerschaar zu erregen wufsten, und der Begeisterung, mit welcher alle Ihnen näher stehenden für Sie erfüllt waren, von denen ich nur Ullrich, Blum, Panofka, Neue, Bernhardy und Haupt nenne, um Ihnen etwa die Zeit zu vergegenwärtigen, der meine Erinnerungen gelten.“[2])

So stand er inmitten eines weitreichenden Kreises von Altersgenossen und Schülern, in beglückender Wirksamkeit. Wer mit edlen Bestrebungen ihm näher trat, fand ihn wohlwollend, milde, läfslich in äufseren Dingen, fest und klar in der Wissenschaft. Aus Parteistreitigkeiten, unter denen er selbst zu leiden gehabt, hob er die Philologie zu ideenreicher Betrachtung empor, und sein Gesichts-

1) Jahrbücher f. Phil. 75, 238—240. 2) Gemeint sind die Jahre 1817—1819. Ullrich, geb. 1795, war 1823—1869 Professor am Johanneum zu Hamburg. Panofka, geb. 1801, ging 1823 nach Rom und wirkte dort, eng befreundet mit Gerhard, für das archäologische Institut, starb 1858 als a. o. Professor an der Berliner Universität. Neue war Professor in Schulpforta, Bernhardy (S. 69) an der Universität Halle, C. G. Haupt zu Königsberg in der Neumark.

kreis war nicht auf das Altertum beschränkt; auch der neueren Philosophie, Dichtung und Geschichtsforschung wandte er sich gern zu, um den Unterschied des Antiken und Modernen tiefer zu erkennen.[1]) Vielseitig war sein Wissen, sein Schaffen aber auf bestimmte Ziele gerichtet, unablässig und doch nicht übermäfsig angespannt, von glücklicher Naturanlage begünstigt und von festem Willen geleitet. Für seine Willenskraft ist bezeichnend, was er einmal über Reisepläne an Schömann schrieb: „Ich habe denn doch aus mehreren Gründen es bei dem alten Entschlusse belassen, in die Heimath zu gehen, was ich vielleicht bedauern könnte, wenn es meine Art wäre zu bedauern, was ich einmal beschlossen habe, es mag ausfallen wie es wolle“.

Das Jahr 1840 bildet einen Abschnitt in Böckhs Leben, nicht nur wegen der auch ihn berührenden Veränderung der öffentlichen Zustände in Preufsen durch den Thronwechsel, sondern auch wegen zweier Todesfälle, die ihm nahe gingen und ihn an das nahende Alter mahnten. Sein ältester Sohn Gustav war 1836 krank aus Italien zurückgekehrt, übernahm dann eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Lubienski in der Provinz Posen, wo die Landluft ihm zu statten kam, gewann aber doch seine Gesundheit nicht wieder und starb Anfang August 1840 im Hause des Vaters. Bald darauf kam die Nachricht, dafs Otfried Müller auf seiner griechischen Reise plötzlich dahingerafft sei. Von beiden hatte Böckh schöne Hoffnungen für die Zukunft gehegt; sie wurden ihm entrissen zu einer Zeit, wo er selbst noch auf der Höhe des Wirkens stand, aber doch gern sich des Mitwirkens der jüngeren ihm so nahestehenden erfreut hätte. Er schrieb an seinen Bruder, den badischen Minister, am 19. August 1840 aus Heringsdorf:

> „Ich hatte mich vor diesem Sommer längst gefürchtet, und mit Mühe konnte ich bei Gustavs Krankheit die nöthigsten Geschäfte versehen, welche sich durch den Tod des Königs noch mehrten. Ich bin indessen über alles erträglich hinweggekommen, mit etwas mehr ergrautem Haar freilich. Wir Brüder sind allmählich ein ziemlich altes Kleeblatt geworden und haben auch wenig Anspruch mehr auf langes Zusammenleben. Die Blüthe ist vorüber, und der Genufs der Früchte, die das Leben getragen hat, ist nicht frei von bitterer Empfindung, wenigstens für mich. Und doch können wir, jeder an seiner Stelle, unser Leben glücklich preisen.“

Dem Jugendfreunde David Schulz schrieb er am 15. April 1841:

> „Im vorigen Sommer habe ich meinen ältesten Sohn verloren, und ringsum sind mir viele Freunde abgestorben, fast gleichzeitig mit meinem Sohne auch mein vertrautester Freund und Schüler Otfried Müller. An solchem Absterben erstirbt allmählich auch die Kraft und das Feuer der Jugend, die Ueberlebenden ragen wie Ruinen in die folgende Zeit hinein, und während man schon ohnehin die Spuren des Alters merkt, verstärkt

1) Vgl. die „Allgemeine Altertumslehre“ in der Encyklopädie S. 263f.

sich dies Gefühl noch dadurch, dafs wir die Genossen der besseren Jahre allmählich verlieren. Früher war ich gewohnt vorwärts zu denken und wenig zurückzusehen auf den zurückgelegten Weg; nach und nach fange ich an, in der Vergangenheit zu leben. Die Bilder unseres Hallischen Lebens sind mir immer gegenwärtig geblieben. Denkst Du noch an unsern Marsch nach Quedlinburg, und wie wir uns bei Könnern über den Malaga etwas verknurrten, ohne dafs wir es doch lange aushalten konnten, jeder auf der andern Seite der Landstrafse zu marschiren? Ich kann Dir nicht zumuthen, auf diesen Brief unmittelbar zu antworten, aber gelegentlich, gelegentlich einmal lafs mich hören, wie es Dir geht."

Mit männlichem Sinne seine Kraft zusammenfassend trat Böckh in die neue Zeit ein, die für Preufsen unter Friedrich Wilhelm IV. begann. Es schien, dafs lange gehegte Hoffnungen sich nun für Preufsen und Deutschland erfüllen würden; aber es traten politische Zwistigkeiten ein, die noch stärker als die Hemmungen unter Friedrich Wilhelm III. der gehofften Entwickelung entgegenwirkten. Böckh hat, in seiner Stellung hauptsächlich auf die Wahrung der freien wissenschaftlichen Forschung bedacht, von Anfang an teilgenommen an den Geisteskämpfen, die das öffentliche Leben seiner Zeit erfüllten; spät erst sollte er die Lösung sehen, die eine freiere Zeit brachte. Die Hauptzeugnisse für diese Seite seines Wirkens sind seine öffentlichen Reden, in denen er als Sprecher der Universität und der Akademie der Gesinnung, welche er mit vielen bedeutenden Männern teilte, Ausdruck gab, erfüllt von herzlicher Liebe zu König und Vaterland, aber auch mit freiem Geistesblick erkennend, was noch zu erstreben war. Was bis 1840 ihn besonders bewegte, ist zunächst zu betrachten.

---

10. Anteil am politischen Leben der Jahre 1815—1840.

Mit der Herstellung des europäischen Friedens traten für Preufsen und Deutschland die inneren Fragen des Staatslebens in den Vordergrund. Es handelte sich um Herstellung des tiefgesunkenen Wohlstandes durch weise Verwaltung, um weitere Entwickelung der Mitthätigkeit des Volkes am Staatswesen, wozu in Preufsen durch die Gesetzgebung der Jahre 1807—1811 der Grund gelegt war, und um Ausbildung des neugeschaffenen Deutschen Bundes zu einem lebenskräftigen Ersatz für das untergegangene Deutsche Reich. Die preufsische Verwaltung, von gewissenhaften Beamten sorgsam geführt, zeigte bald die wohlthätigsten Wirkungen; dagegen setzten sich der Einführung einer Volksvertretung, wie sie die Verordnung des Königs vom 22. Mai 1815 verheifsen hatte, allerlei Schwierigkeiten entgegen, und die Ausbildung gemeinsamer Einrichtungen für die deutschen Bundesstaaten gestaltete sich unter Österreichs Leitung zu einem drückenden System polizeilicher Aufsicht, welches die geistigen und wirtschaftlichen Kräfte der Nation lähmte. Insbesondere waren die Karlsbader Beschlüsse von 1819, welche die Universitäten unter strenge Staatsaufsicht stellten und Bestrafung der Demagogen anordneten, ein Werk der österreichischen Politik; sie äufserten ihre Wirkung in Preufsen durch das Verbot des Turnens und mancherlei Verfolgung. Es drohte die Gefahr einer beschränkenden Umgestaltung der Universitäten mit Vernichtung der bisherigen Lehrfreiheit und Lernfreiheit; die freie Entwickelung der Wissenschaft schien manchen Staatsmännern schädlich, weil sie ihr die Kraft nicht zutrauten, verderbliche Irrtümer durch ihre innere Macht zu überwinden; wie das Geistesleben der Nation verkümmern müsse, wenn den Universitäten die freie Bewegung entzogen werde, darum machten sie sich wenig Sorge. Böckh erkannte, dafs er durch seine Stellung berufen sei, in dieser Beziehung sich an den politischen Kämpfen der Zeit zu beteiligen. Er gehörte zu der nicht geringen Zahl einsichtiger Männer in Preufsen, die auch sonst ein Fortschreiten des Staates in freierer Richtung wünschten, aber in seinem Auftreten übte er weise Beschränkung: wenn von den Universitäten die Gefahr abgewandt wurde und die segensreiche Wirkung eines wirklich wissenschaftlichen Studienbetriebes in den Friedensjahren wieder zur Geltung kam, dann war auch in andern Beziehungen ein kräftiges Aufblühen zu hoffen. In der preufsischen Regierung siegte nach längerem Schwanken das

Vertrauen auf die ihrer hohen Aufgabe sich bewufste Wissenschaft; dazu hat Böckh durch Wort und That mitgewirkt. Er konnte dabei auf die Zustimmung des Ministers v. Altenstein rechnen, der in einer dem Könige 1818 eingereichten Denkschrift „über den Zeitgeist und seine Entartung“ den Grundsatz aufgestellt hatte: nur indem man das Gute grofsartig und mit Vertrauen befördere, lasse das Schlechte sich ernstlich angreifen.[1])

Am 26. April 1817, als der Berliner Universität ihre nun erst endgültig festgesetzten Statuten feierlich verkündet wurden, redete Böckh über Zweck und Geist des Universitäts-Unterrichts[2]): die Wissenschaft werde um ihrer selbst willen gelehrt, nicht zu äufserem Nutzen; sie veredle den Geist, zerstreue den Aberglauben, befestige Religion und Tugend, sie könne aber ohne Freiheit der Forschung, des Lernens und auch des äufseren Lebens nicht gedeihen. Habe vor kurzem Napoleon[3]), um die ihm gefährliche Geistesfreiheit zu unterdrücken, die Lehrer einer strengen Aufsicht unterworfen und die Wissenschaft unter Fachschulen verteilt, so seien die deutschen Universitäten durch das innere Band der von dem gemeinsamen Licht der Philosophie erleuchteten Wissenschaften lebenskräftig, und nicht militärischer Gehorsam herrsche auf ihnen, sondern väterliche Leitung, die der akademischen Freiheit Raum gebe, aber sie nicht ausarten lasse. Am 3. August desselben Jahres gab die bevorstehende Jubelfeier der Reformation ihm Anlafs darzulegen, was die Wissenschaft zur Kirchenverbesserung beigetragen habe und was sie wiederum derselben verdanke. Einst war das Sinken der wissenschaftlichen Bildung eine Hauptursache des Verfalls der Kirche; Luthers Werk aber stützte sich auf die von den Humanisten ausgegangene Erweckung des Geisteslebens; als der Zwang menschlicher Autorität in religiösen Dingen beseitigt war, konnten die wissenschaftlichen Erfolge der neueren Zeit eintreten.[4])

Die Rede vom 3. August 1818 erwähnte im Eingange die infolge des Wartburgfestes gegen die Universitäten entstandene Mifsgunst und rühmte die Milde des Königs, der für die aus Berlin beteiligten Studenten nicht Bestrafung wie für Verschwörer, sondern nachsichtiges Verfahren angeordnet habe; sie entwickelte dann den Wert, welchen die Wissenschaft, indem sie frei ihre Kraft entfalte, für den Staat habe, und folgerte daraus, dafs den Universitäten die äufsere Freiheit, auch die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten als

---

1) Varrentrapp, Johannes Schulze, S. 293. 2) Kl. Schriften 1, 37—45.

3) Der Redner nennt ihn „hostis generis humani, qui nunc in saxo Oceani consenescit“.

4) S. 52: Quid studiorum alacritatem magis retardat, quid mentis aciem magis obtundit, quam auctoritas imperiosa, in qua si acquiescere assuefactus sis, iam non opus sit ut ipse anquiras?

Grundlage der inneren Freiheit verbleiben müsse.[1]) Am 3. August 1819 sprach Böckh über die Ausbildung zu vollkommener Humanität[2]) und wies auf die im Altertum erreichte Höhe, sodann freimütig auf Mängel der neueren Zeit hin; lange sei die Pflege der Muttersprache vernachlässigt worden, und wenn neuerdings die deutsche Dichtung sich herrlich entfaltet habe, so seien Geschichtschreibung und Beredsamkeit noch gehemmt durch die Enge der Verhältnisse[3]); außerdem werde die Wichtigkeit der Leibesübungen verkannt, die den Griechen als wesentlich für die Ausbildung des freien Mannes galten.[4]) Die Rede schloſs mit einem Gebet, Gottes Walten möge die Räte des Königs und die Beamten des Staates zur Pflege des Volkswohles und zur Wahrung der Gerechtigkeit leiten, dem Staate Eintracht und Ruhe erhalten und üble Ratschläge abwenden.

Als dann doch die strengere Staatsaufsicht über die Universitäten angeordnet war, wandte die Rede vom 3. August 1820 sich gegen die verbreitete Meinung, daſs die Aufgabe der Universitäten sei, brauchbare Staatsdiener zu bilden. Böckh wies aus ihrer Geschichte nach, daſs sie zur Förderung der Wissenschaften gegründet seien; der Staat pflege sie aus demselben Grunde, wie er die Kirche schütze, damit nicht die höchsten menschlichen Güter dem Zufall und der Vernachlässigung preisgegeben würden. Habe der Staat anerkannt, daſs die auf Universitäten gebildeten ihm am besten dienen, so sei das für beide Teile ehrenvoll und nützlich, für den Staat, weil das Licht der Wissenschaft sich in alle seine Teile verbreite, für die Universi-

1) Dem Minister v. Reizenstein schrieb Böckh am 28. Mai 1819: „Für die Universitäten fürchte ich unerachtet des vielen Geschreis nicht viel; wenigstens kann hier keine bedeutende Abneigung oder Haſs gegen die Universitäten bemerkt werden, und die hiesige erhält von der Regierung nur Beweise der Achtung. Wir haben hier ietzo wenigstens 1200 Studenten; ich habe alle Ursache zufrieden zu sein mit meinen Privatverhältnissen. Das einzige, was alle Gutgesinnten schmerzlich vermissen, ist die politische Freiheit, welche den süddeutschen Ländern durch die Liberalität der Regierungen so schön gegeben worden ist. Daſs es hier am guten Willen fehlt, ist offenbar."

2) Kl. Schriften 1, 68 ff.: *De homine ad humanitatem perfectam conformando.*

3) S. 73: In historia et eloquentia claudicamus, ex quibus illa liberiorem rerum statum postulat, quam ut apud nos perfici queat, haec autem, si a sacris contionibus discesseris, vix ullum hucusque, ubi vigere posset, solum concessum repperit.

4) S. 77: Non memini me apud veteres legere, quod ne nostris quidem temporibus, mutata rerum omnium forma, ex harum artium ratione recte videtur colligi posse, gymnicis ludis populare imperium adiuvari; sed apud illos gymnasiorum neglectio non solum mores corrumpere, verum etiam incultae plebis dominationem adducere, perfectus autem et corporis et animi cultus optimis tradere civitatis habenas videbatur. Sed et aliena gymnicis posse ludis admisceri, quae arcenda sint, concedo, nec luctatores et pugiles perfectos omnes liberaliter eruditos fieri volo, nec si mollitiem expellendam iudico, horridam suadeo cynicorum vivendi formam vel mitioris contemptum cultus.

täten, weil die auf ihnen gebildeten Beamten, der Wissenschaft kundig, für sie Sorge trügen. Darum müsse der Staat verhüten, daſs die Universitäten Schaden leiden, und Übelstände mit geschickter Hand abstellen, doch so, daſs nicht durch die Heilungsversuche gröſsere Übel entständen. In Preuſsen sei man durch das Wohlwollen des Königs in geschütztem Hafen, Gottes Fügung werde die gegenwärtige Beunruhigung beschwichtigen.[1]) Die Hauptursache der Beunruhigung war das Wirken des für die Berliner Universität ernannten Regierungsbevollmächtigten, des Staatsrats Schultz. Es gab, wie Böckh in einem späteren Rückblick gesagt hat,[2]) Zerwürfnisse nach allen Seiten. Professoren wurden verdächtigt, namentlich Schleiermacher, und Studentenverbindungen aufgelöst; die Verwaltung des Ministers v. Altenstein erfuhr mannigfache Anfechtung, bis 1824 Schultz aus seinem Amt entlassen wurde.[3]) Dann stellte sich das Vertrauen der Regierung zur Universität wieder her, und überhaupt war Österreichs Einfluſs schon gemindert. Böckhs Reden konnten in dieser Zeit nicht auf direkte Bekämpfung der einmal angeordneten Maſsregel gerichtet sein; sie verfolgten den Zweck, ideale Gesinnung auch unter ungünstigen Umständen zu erhalten. In der Einleitung der Rede von 1821 sagte er, daſs er den Hörern auch etwas zu eigenem Nachdenken überlasse[4]), und schilderte dann Perikles als umsichtigen Staatsmann, der Athens Macht und Freiheit förderte, mit scharfem Blick für das Erreichbare auf den Plan eines griechischen Gesamtbundes unter athenischer Führung und auf weitaussehende Unternehmungen gegen Ägypten und Sicilien verzichtete, vor allem aber die Künste und Wissenschaften pflegte: unsere Zeit, sagte er am Schluſs, zeigt infolge der geschichtlichen Entwickelung andere Zustände; die Wissenschaften haben ihr Gebiet erweitert, die Anwendung der schönen Künste ist beschränkter, der Sinn des Volkes vielfach nur auf das

1) S. 88: Regis clementissimi benevolentia freti in portu navigamus, et Deus, qui ex pessimis optima praeter exspectationem provocat, praesentes componet turbas.

2) Rede von 1847, Kl. Schriften 2, 14.

3) Christoph Ludwig Friedrich Schultz, ein begabter, aber leidenschaftlicher Mann, bekannt durch seine Beziehungen zu Goethe (vgl. Goethes Briefwechsel mit Zelter), veröffentlichte später ein wunderliches Buch „Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer", Köln 1833, gegen Niebuhr gerichtet, und erregte damit den Spott der Gelehrten, s. Böckhs Briefwechsel mit Müller S. 332. 385; Encyklopädie S. 66. 373. Schwegler Röm. Geschichte 1, 150. 2, 34. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schultz ist von H. Düntzer 1852 herausgegeben.

4) Kl. Schriften 1, 89: Hoc enim hominibus cordatis maximam fere voluptatem affert, non si quis ea narret in quibus nihil ipsorum ingenio sit relictum, sed si largam inquirendi materiam proposueris, quam percensere pensitare iudicare possint, ex qua uberiores, quam quae verbis dicentis continentur, cogitationes sententias sensus eliciant.

Nützliche gerichtet; aber Dank gebührt dem Könige, der die Gründung eines Museums angeordnet hat und für Schulen und Universitäten sorgt, die der Neuzeit notwendiger sind als den einfacheren Zuständen des Altertums. Die Rede von 1822 legte den Wert der Altertumsstudien dar, die nicht ausschliefslich die Bildung zur Humanität für sich in Anspruch nehmen können, aber die unvergänglichen Grundlagen dieser Bildung enthalten; die von 1823 entwickelte, gewifs mit besonderer Absicht, aber allgemein gehalten, die Tugenden des Gelehrten im Gegensatz zu dem auf äufsere Ehren und Einflufs gerichteten Streben des Sophisten. Vor allem empfahl sie die Tugend der Tapferkeit, sowohl im Ringen nach tieferer Erkenntnis als in der Verteidigung der Wahrheit; nicht zur Unzeit solle der Gelehrte seine Stimme erheben, aber die Schuld der Bosheit oder der Heuchelei dürfe er nicht auf sich nehmen. Diese Rede deutete auf ernste Gefahr hin, aber im Mai 1824 trat die günstige Wendung ein; die Aufsicht über die Berliner Universität wurde dem milder gesinnten Ober-Regierungsrat Beckedorff übertragen, zugleich allerdings auch der eifrige Demagogenverfolger v. Kamptz, mit Beibehaltung seines Amts als Direktor der Polizei-Abteilung im Ministerium des Innern, zum Direktor der Unterrichts-Abteilung im Kultusministerium ernannt. Jedoch die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe hatten wenig Strafbares erwiesen; Kamptz hielt die politische Ruhe für nunmehr gesichert und hatte Sinn für die Pflege der Wissenschaft. Ein von ihm unterzeichnetes Ministerialschreiben sprach dem Prof. Böckh besondere Anerkennung aus für die am 3. August 1824 gehaltene Rede.[1]) Diese handelte von dem Wesen der lebendigen und kräftigen Wissenschaft[2]); sie führte aus, dafs die Wissenschaft ihr Lebensprincip in sich selbst habe und, wenn sie von aufsen her, namentlich vom Staate, Nahrung empfange und mit den menschlichen

---

1) Das Schreiben lautet: „Das Ministerium hat von dem Correctur-Exemplar der Rede, welche Ew. Wohlgeboren zur Feier des diesjährigen Geburtstages Sr. M. des Königs im grofsen Hörsaale der hiesigen Universität gehalten haben, mit einem besonderen Interesse nähere Kenntnifs genommen und sieht sich gern veranlafst, Ihnen über diese Rede, welche sich ebenso sehr durch die Gediegenheit und Zweckmäfsigkeit ihres Inhalts und durch die in derselben herrschende beifallswerthe Gesinnung, als durch ihre classische Form empfiehlt, seine besondere Zufriedenheit hierdurch zu erkennen zu geben. Den beabsichtigten Druck dieser Rede genehmigt das Ministerium um so lieber, je sicherer zu erwarten ist, dafs dieselbe durch öffentliche Bekanntmachung auch noch in einem weiteren Kreise auf den Geist und die Gesinnung der inländischen studierenden Jugend einen wohlthätigen Einflufs äufsern und beitragen werde, auch diejenigen zu belehren, welche die wahren Absichten der Regierung in Betreff der Universitäten bisher noch nicht begreifen konnten oder wollten. Berlin, den 11. August 1824. Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Unterrichtsabtheilung. v. Kamptz.

2) Kl. Schriften 1, 119 ff. *De vegeta et valida scientia.*

Bestrebungen verknüpft sei, doch nicht ihr inneres Wesen von daher empfange und nicht ihnen zu dienen bestimmt sei; ihre Aufgabe sei, die göttlichen Funken im Menschengeist zu wecken, zur Erkenntnis der den Stoff beherrschenden Begriffe vorzudringen, diese jedoch nicht als leere Formeln darzubieten, sondern mit Leben zu erfüllen; das geschehe am besten durch freie mündliche Lehre, geisttötend dagegen sei das Auswendiglernen vorgeschriebener Lehrsätze. Das Licht der Wissenschaft fördere die Staaten; mit der Betriebsamkeit wachse auch die sittliche Tüchtigkeit; dagegen geistig geknechtete Völker könnten leicht durch zufälligen Anstofs zu Aufruhr und Verbrechen getrieben werden. Bei den Griechen und Römern seien die Staatsmänner hochgebildet gewesen; auch unser Staat müsse von seinen Beamten wahrhaft wissenschaftliche Bildung verlangen und die, welche nur Brotstudien getrieben hätten, zurückweisen.[1])

Hatte diese Rede dem Geiste, in welchem eine Universität wirken soll, trefflichen Ausdruck gegeben, so bot die des folgenden Jahres einen dankerfüllten Rückblick auf das bisherige Gedeihen der Berliner Universität; die Zeit der Bedrängnis nur andeutend, stellte sie diese Schöpfung Friedrich Wilhelms III. in Zusammenhang mit vielen anderen Wohlthaten seiner Regierung, der Neuordnung der Staatsverwaltung und des Heerwesens, der Städteordnung und Befreiung des Bauernstandes; im fortschreitenden Staate gedeihe auch die in der Hauptstadt gegründete Hochschule. Der König gab ihr einen Beweis seines Vertrauens, indem er nach der Entlassung Beckedorffs, die 1827 wegen dessen Übertritt zum Katholicismus erfolgte, keinen neuen Regierungsbevollmächtigten ernannte, sondern dessen Geschäfte dem jedesmaligen Rektor übertrug. Böckhs fernere Reden aus diesen Jahren erörtern von verschiedenen Gesichtspunkten aus, bisweilen frühere Gedanken in anderer Fassung absichtlich wiederholend, die Vorzüge eines auf die Pflege der geistigen Güter gerichteten Staatswesens; gelegentlich wird auch auf die noch fehlende Verfassung hingedeutet.[2]) Im Jahre 1830 gab die Vollendung des Berliner Museums Anlafs, von der Pflege der Kunst zu reden, nicht nur in allgemeinen Zügen, sondern mit anschaulicher Schilderung der

---

1) S. 126: Quod nisi fiet, in peius ruent res et publicae et litterariae, ac frustra laborabitur ut corpori emortuo producatur vita iam non vitalis.

2) Rede von 1827 (S. 153): Non habemus libertatem, quam dicunt in charta scriptam, nec magna est in hoc imperio ordinum quos vocant civilium auctoritas, sed per universam reipublicae administrationem diffusa est moderatio quaedam, quam Fridericus Guilelmus iussis et exemplo praeit; unde nihil usquam cupide, nihil violenter, nihil per factionem geritur, et sic liberiores sumus quam qui videntur liberrimi.

Lage und Einrichtung des Museums[1]); 1831 begann die Rede mit einem Umblick auf die in den europäischen Staaten eingetretenen Erschütterungen und rühmte die in Preufsen bestehende gegenseitige Zuneigung zwischen Fürst und Volk[2]); diese verbürge den inneren Frieden und das ruhige Vorschreiten des Staates, sie könne durch das äufsere Band von Verfassungen und Verträgen nicht ersetzt werden. Er gab damit der in Preufsen damals durchaus vorherrschenden Stimmung[3]) Ausdruck, im Gegensatz zu dem unruhigen Drängen, welches infolge der französischen Juli-Revolution sich in vielen kleineren deutschen Staaten bemerkbar machte.[4]) Ebenso sagte er in der Rede von 1832: in Preufsen herrsche gröfsere Freiheit als anderswo, wo man sich für sehr frei halte, weil gute Sitten hier mehr Kraft haben als anderswo gute Gesetze.[5]) Als aber 1834 der Bundestag abermals, auf Österreichs Betreiben, Demagogenverfolgungen ins Werk setzte, erhob seine Rede sich zu scharfer Abwehr der mit Unrecht wiederum gegen die Universitäten ausgesprochenen Vorwürfe[6]): Friedrich Wilhelms Aussaat auf geistigem Gebiet habe nicht Drachenzähne ausgestreut, aus denen Blut und Verderben hervorwachse, sondern ein erfreuliches Aufblühen der trefflichsten Studien bewirkt.[7]) Die Rede des folgenden Jahres konnte gegenüber den eingetretenen Verurteilungen und den bedrohlichen, nur zum Teil veröffentlichten Beschlüssen der Wiener Konferenz sich nur in allgemeiner Betrachtung halten; sie gab aber dem weitverbreiteten Unwillen über das Polizeisystem des deutschen Bundestags[8]) erkennbaren Ausdruck. Der Redner sprach von dem in der Geschichte hervortretenden Walten der göttlichen Vorsehung; wie sie in der Natur den Zeiten ihr Mafs gebe und bei allem Gedeihen auch grofse Unglücksfälle, Erdbeben, Überschwemmung und Pest, zulasse, so sei auch die Entwickelung der Menschheit zwar fortschreitend geordnet, aber nicht ohne Verwirrung

1) S. 182: In campo militaribus olim exercitiis et paganorum turba conculcato, qui nunc arboribus consitus colitur in horti speciem, mox eum aqua saliente eximiae altitudinis irrigatura, ubi patera quoque illa grandis ex indigena saxo caesa et perpolita ponetur, solum flumini ereptum occupat magnifica artium domus, et q. s.

2) S. 187: Nullum firmius certiusque tranquillitatis pignus inveneris, quam principis id ingenium, quo mutuus dominantis et parentium amor concilietur.

3) S. Treitschke, Deutsche Gesch. 4, 185.

4) Vgl. die stürmischen Verhandlungen des badischen Landtags 1831, ebd. S. 227 f. Der Minister v. Böckh schrieb seinem Bruder schon 1828: „Sich alle drei Jahre mit hundert Mann, Pairs und Gemeinen, zu schlagen ist nicht angenehm, in jedem Fall ein Geschäft was etwas consumirt. Wer an der Spitze der Finanzen steht, hat immer den Hauptschlag auszuhalten, weil die meisten Deputirten um nichts eifriger kämpfen, als um Geld und Interessen, die man damit ausgleichen kann. Viel Sorgen macht mir die Sache nicht, aber viel Arbeit.“

5) Kl. Schriften 1, 195. 6) Ebd. 219. 7) 222. 8) Treitschke 4, 272, 274.

und Unglück; treffliche Menschen hätten Not, Gefängnis und Schande zu erleiden, während Übelthäter sich des Wohlstandes erfreuen[1]); aber an den Hindernissen selbst solle die Kraft des Menschengeschlechts erstarken; das habe sich im Altertum wie in der Neuzeit gezeigt; wenn der Gegenwart noch manches fehle, so sei es die Aufgabe der Wissenschaft und ihrer Vertreter, die Wege zum wahren Wohl zu weisen.[2]) Jener Verfolgungssturm ging vorüber; Böckhs Rede von 1836 rühmte mit gutem Grunde die Mäfsigung als eine hervorragende Tugend Friedrich Wilhelms III. und sprach den Dank dafür aus, dafs trotz des strengen Bundestagsbeschlusses die Universität in ihrem Bestande und Ansehen nicht gekränkt worden sei.[3])

Im Jahre 1837 erregte die Absetzung der sieben Göttinger Professoren, die sich weigerten, die vom Könige Ernst August verfügte Aufhebung der Hannoverschen Verfassung anzuerkennen, in ganz Deutschland grofses Aufsehen. Von Leipzig aus bildete sich ein Verein, der den Abgesetzten durch Geldsammlung zu Hilfe kam; in Berlin aber durfte nur heimlich gesammelt werden, denn König Friedrich Wilhelm III. hielt darauf, dafs die Handlungsweise seines Schwagers nicht öffentlich verurteilt werde, ehe der Bundestag seine Entscheidung über die aus Hannover an ihn gebrachten Klagen gegeben habe. Böckhs Freund Otfried Müller hatte sich der Erklärung der sieben zwar nicht angeschlossen, aber in Gemeinschaft mit fünf andern Professoren erklärt, dafs er sich nicht zu der in den Zeitungen verbreiteten Anrede und Adresse der an Ernst August abgesandten Universitätsdeputation bekenne. Böckh sprach ihm brieflich seine Zustimmung aus; er schrieb[4]): „Alle diejenigen, auf deren Urtheil Sie was geben können, ja ich weifs sogar keinen andern, sind nur höchst erfreut darüber gewesen, dafs Sie sich wacker und standhaft und edel auf der Seite der Edlen und ihrem Eide Getreuen gehalten haben“. Doch schickte er vorsichtig den Brief, welcher diese Worte enthielt, nicht ab, weil Müller ihm geschrieben hatte, dafs die Hannoversche Post viele Briefe öffne; er schrieb einen andern, der seine Teilnahme und Hilfsbereitschaft deutlich genug aussprach.[5]) Es kam in Göttingen nicht zum äufsersten; Müller blieb unbehelligt; die Mifsstimmung im Lande beruhigte sich, da König Ernst August nicht jede Verfassung verwarf, sondern Verhandlungen zuliefs auf Grund der früheren Verfassung von 1819. Aber der von ihm gegen hervorragende Männer der Wissenschaft geführte Schlag stärkte in Preufsen wie im übrigen Deutschland die Sache der Verfassungsfreunde. Böckh

1) Kl. Schriften 1, 227.
2) 233: Quicunque scientiae operam dant, eorum otio honestissimo hoc iniunctum est praeclarum negotium, ut praestent ea quibus augeatur publica et privata salus. 3) S. 243.
4) Briefwechsel mit Müller S. 406. 5) Ebd. 404.

sprach in der nächsten öffentlichen Rede, die er am 25. Januar 1838 in der Akademie hielt, nachdrücklich von dem „Sokratischen Muth, mit welchem der Gelehrte auf jedem Gebiet des Erkennens ohne Menschenfurcht seine Einsicht vertreten soll, weil er einen gröſseren Schaden nicht erleiden kann, als welchen er durch die Lüge an seiner Seele erleiden würde“[1]); dann auf Friedrichs d. Gr. Wertschätzung der Wissenschaft eingehend, hob er das „beneidenswerthe Verhältniſs der Einigkeit zwischen der Regierung eines groſsen Fürsten und der Gesinnung der freiesten und ausgezeichnetsten Denker seiner Zeit“ hervor. Die Festrede am 3. August dieses Jahres in der Universität zu halten lehnte er ab mit Rücksicht auf die ihm obliegenden Rektoratsgeschäfte. Am 3. August 1839 redete er freimütig über das Thema, was ein Fürst zur Blüte der Wissenschaft beitragen könne, und was er nicht vermöge.[2]) Das Geistesleben entwickelt sich nach eigenen, von menschlicher Lenkung unabhängigen Gesetzen zu Erscheinungen höchster Blüte, auf die dann wieder ein Sinken folgt, bis eine neue Zeit sich erfüllt; hierauf hat der Fürst keinen Einfluſs; auch können manche Richtungen des Geisteslebens, namentlich Beredsamkeit und Geschichtschreibung, nicht in jedem Staate, sondern nur unter gewissen Bedingungen gedeihen; aber jedenfalls kann der Fürst die Talente hervorziehen und fördern, ihnen Wirkungskreis geben, wissenschaftliche Anstalten einrichten und vervollkommnen, und viel kommt darauf an, was für Männern er die Fürsorge für den öffentlichen Unterricht anvertraut. Unter Münchhausens Pflege blühte einst die Göttinger Universität; in Preuſsen hat des Königs Weisheit einen ihm ähnlichen Minister an die Spitze gestellt.[3])

Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III. Böckh hielt ihm in der Universität eine feierliche Gedächtnisrede aus bewegtem Herzen, die seine hohen persönlichen Tugenden hervorhob und die mannigfachen Segnungen seiner Regierung rühmte. Am Schluſs sprach er die Hoffnung aus, daſs der Nachfolger die Wohlthaten des Vaters noch steigern werde, wohl erkennend was eine neue Regierung und eine neue Zeit fordere.[4]) Was noch fehle, blieb unangedeutet bis auf einen Punkt, den er schonend erwähnte, weil ihm viel darauf ankam: die Censur für Druckschriften.[5]) Sie war in Preuſsen maſsvoll geübt worden, aber sie war doch ein Zeichen der Unfreiheit und eine Hemmung der geistigen Bewegung, die er für unwürdig hielt. Als er 1832 vom Ministerium aufgefordert war, in die Censurbehörde einzutreten, hatte er standhaft abgelehnt, auch bei wiederholter Auf-

---

1) Kl. Schriften 2, 285. 2) 1, 256ff. 3) 263. 4) 278.

5) 276: Libertatem dicendi et docendi retinuimus; scribendi sive libertas, sive licentiam potius dixeritis, quod imminuenda visa est, non tam regiae voluntati quam communi huius saeculi tribuendum labi.

forderung. Er konnte sich mit Recht darauf berufen, dafs seine Arbeitskraft schon hinlänglich in Anspruch genommen sei; er machte aber auch kein Hehl daraus, dafs solche Thätigkeit ihm überhaupt zuwider sei.[1]) Man drang darauf nicht weiter in ihn, obwohl man gern die Autorität des berühmten Gelehrten für die Entscheidungen der Censurbehörde gewonnen hätte.

---

1) Der im Nachlafs erhaltene Entwurf zu einer Eingabe an den Minister v. Altenstein (29. Juli 1832) enthält folgende Stelle: „Ew. Excellenz kann ich nicht verhehlen, dafs die Ungewifsheit über die Entscheidung der bezeichneten Sache mich zu beunruhigen anfängt. Zwar ist mir nichts davon bekannt, dafs irgend ein Staatsdiener, und vollends ein akademischer Lehrer, welcher nur für eine bestimmte Stelle, für eine eigenthümliche, von allem übrigen Staatsdienste wesentlich verschiedene Thätigkeit berufen ist, verpflichtet sei, wider seinen Willen, seine Neigung, seine Überzeugung von dem wozu er geeignet oder nicht geeignet sein möchte, ja wider die ganze Richtung seines Lebens ein Amt anzunehmen, welches in keiner unmittelbaren Verbindung mit den Pflichten steht, zu deren Erfüllung er sich durch den eingegangenen Dienst anheischig gemacht hat, und ich habe also in dieser Beziehung keine Ursache, über meine wohlüberlegte Ablehnung mir ein Bedenken zu machen. Andrerseits aber kann dadurch, dafs die hohen Behörden meinen wiederholten unterthänigen Bitten kein Gehör schenken, die an sich einfache Sache immer mehr sich verwickeln und auf einen Punkt getrieben werden, wohin sie zu führen nicht die Absicht sein konnte. In meinem früheren unterthänigen Schreiben habe ich alles ausgeführt oder berührt, was mich abhält, jene Stelle anzunehmen, und ich müfste die Achtung vor mir selbst aufgeben, wenn ich den gefafsten Entschlufs aus Menschenfurcht aufgeben wollte.“

11. Reden in der Akademie; Antigone, Manetho, Inschriftensammlung.

Der Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms IV. liefs alsbald erkennen, dafs dem neuen Herrscher die Förderung des Geisteslebens ganz besonders am Herzen lag, und dafs er auch einer freieren Bewegung im Staatsleben nicht abgeneigt war. Indem er die strenge Behandlung, welche Männer wie Arndt und Jahn unter der vorigen Regierung erfahren hatten, mit königlicher Huld wieder gut zu machen suchte, berief er auch drei von den vertriebenen Göttinger Professoren zu ehrenvollen Stellungen, Dahlmann an die Universität Bonn, die Brüder Grimm an die Berliner Akademie. Auch Dichter und Künstler folgten seinem Rufe, um in Berlin auf günstig bereitetem Boden ihre Kräfte zu regen. Man konnte ein Zeitalter fröhlichen Aufblühens erwarten, ein schönes Fortschreiten der schon so bedeutend geförderten Kultur, wenn der König den lange zurückgehaltenen, jetzt mit Ungestüm sich äufsernden politischen Wünschen die Erfüllung nicht versagte. Aber gewichtige Bedenken hielten ihn davon zurück, und die 1842 angeordnete Milderung der Censur wich bald wieder einem strengeren Verfahren, weil Spott und Hohn der Presse den neu beginnenden politischen Kampf verbitterte. Unter diesen Umständen konnten Kunst und Wissenschaft nicht ungehemmt gedeihen. Dennoch ist auf persönliche Anregung des Königs Bedeutendes zu Stande gekommen, und Böckh in seiner angesehenen Stellung hatte daran nicht geringen Anteil.

Die Akademie der Wissenschaften erhielt von Friedrich Wilhelm IV. bald nach seinem Regierungsantritt den Auftrag, eine würdige Gesamtausgabe der Werke Friedrichs des Grofsen zu veranstalten, als Ergänzung zu dem Denkmal, dessen Grundstein noch unter Friedrich Wilhelm III. gelegt war. Böckh als Sekretar der philologisch-historischen Klasse trat auf Wunsch seiner Amtsgenossen an die Spitze der dazu erwählten Kommission, deren Arbeiten viele Beratungen und Verhandlungen erforderten.[1]) Erst 1856 kam das Werk zum Abschlufs, immerhin noch vor Vollendung des Denkmals; Böckhs an die Akademie erstatteter Bericht[2]) legt die mannigfachen Schwierigkeiten dar, welche

1) Vgl. Harnack, Gesch. d. Akad. 1, 2, 896 ff. 2) Kl. Schriften 2, 463—469.

zu überwinden waren. Die Hauptarbeit leistete Prof. J. D. E. Preuſs, der schon 1832—1834 eine Biographie des groſsen Königs herausgegeben hatte; Alexander v. Humboldt, Jakob Grimm, Leopold Ranke, der Museumsdirektor v. Olfers leisteten Hilfe als Mitglieder der Kommission; hemmend dagegen erwies sich Aug. Wilh. v. Schlegel in Bonn, der hinsichtlich der sprachlichen Reinigung des französischen Textes sich mit andern Mitarbeitern nicht verständigen konnte. Böckh hielt unter mancherlei Mühen die Arbeit im Gange und belebte die Teilnahme weiterer Kreise dafür durch eine Reihe von Reden über Friedrich d. Gr., die er bei Festsitzungen der Akademie hielt und dann durch den Druck veröffentlichte.[1]) Er sprach 1842 über Friedrich d. Gr. als Denker und Schriftsteller, 1846 über Friedrichs d. Gr. klassische Studien, 1849 über seine Regierungsweise, 1854 über den Philosophen von Sanssouci. Er stellte in diesen Reden das Bild des groſsen Königs, wie es sich ihm bei näherer Beschäftigung mit seinen Werken ergab, in seiner bleibenden Bedeutung dar gegenüber den Anfechtungen, die der Parteigeist von mehreren Seiten neuerdings erhob, und bewährte dabei die Klarheit eines an der Geschichte des Altertums geschärften Blickes. Am Schlusse der ersten Rede sagte er: „Je mehr Friedrich im Ganzen seines reichen geistigen Wesens gefaſst wird, desto mehr muſs er, auch ohne daſs wir alle seine Überzeugungen, Ansichten und Gesinnungen theilen, nicht bloſs bewundert, sondern auch geliebt werden". Und so führte er, mit warmem Anteil an der Gröſse seines Helden, in den folgenden Reden aus, wie Friedrich an den von ihm viel gelesenen Schriftstellern des Altertums seinen Sinn für ernstes und freies Denken nährte und ihnen im Jugendunterricht eine wesentliche Stellung anwies, wie er, gegen positive Religion gleichgültig, doch „nicht unempfänglich war für andächtige Erhebung und im Gewühle des Staatslebens sich Herz, Gemüth und Mitgefühl bewahrte", wie er trotz seiner Vorliebe für das Französische durchaus nicht bezweckte sein Land französisch zu machen, wie er als unumschränkter Herrscher, sich selbst beschränkend „gleichwie Pittakos und Periander, Trajan und Marcus Antoninus", seinen Staat zu weltgeschichtlicher Bedeutung erhob und im Innern soviel nützliches wirkte, als schwerlich damals in einer freieren Regierungsform zu Stande gekommen wäre. Abschlieſsend sagte er in der vierten Rede[2]):

„Hätte seine politische und kriegerische Thätigkeit nur ein jenseits der Grenze bedeutungsloses Preuſsen geschützt, vergröſsert, gestärkt, so wäre sie nicht weltgeschichtlich: aber er hat Preuſsen zu der Höhe erhoben, auf welcher es als Groſsmacht an der Lenkung der europäischen Geschicke selbständig theilnimmt, ohne Zweifel mit einem eigenthümlichen politischen Beruf, den zu bestimmen nicht dieses Ortes ist. Und was ist

1) Kl. Schriften 2, S. 282ff. 2) S. 431.

der innerste Kern seines philosophischen Denkens? Wahrlich nicht diese oder jene Ueberzeugungen und Behauptungen, in denen wir ihm beistimmen mögen oder nicht: denn er hat von Niemand gefordert seine Meinungen anzunehmen; es ist die geistige Freiheit, die auch die religiöse in sich schliefst, die Freiheit des Denkens und des Glaubens, der Forschung und Untersuchung, die Verwirklichung der Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Sittlichkeit im Staate, der Geist des religiösen Friedens und der Duldung innerhalb der Grenzen dessen, was eines guten Bürgers ist. Diesen Geist hat er wahrhafter und kräftiger als irgendwer vor ihm vom Throne verkündet, gleichfalls ein weltgeschichtliches Princip, welches weit hinausreicht über seinen Staat und seine Zeit. So in beiden zum Vergleich gestellten Wirkungskreisen weltgeschichtlich geworden, hat er dem Reiche dieselbe doppelte weltgeschichtliche Bedeutung gegeben, und beide Seiten derselben sind meines Erachtens, wie in seinem Geist so in diesem Staate, dergestalt verschwistert und verwachsen, dafs der Bestand beider in ihrer Wechselwirkung bedingt und begründet ist."

Diese Worte, gesprochen im Jahre 1854, wo Preufsens Ansehen unter den Grofsmächten sehr gesunken war und die inneren Zustände unter dem Drucke der Reaktion zu leiden hatten, sind ein Zeugnis weitblickenden historischen Urteils. Böckh zweifelte nicht, dafs Preufsen im Stande sei, sich dem von seinem grofsen König hinterlassenen Vorbild wieder anzunähern; er that das seinige, um dieses in den Zeitgenossen wieder lebendig zu machen. König Friedrich Wilhelm IV., obgleich in anderer Geistesrichtung lebend als Friedrich d. Gr., war mit der Ehrung seines grofsen Vorfahren sehr einverstanden und hochherzig genug, um einen Gelehrten von Böckhs Bedeutung gewähren zu lassen, wenn er ihm auch nicht durchweg beistimmte.

Den Reden auf Friedrich d. Gr. stehen sechs Reden über Leibniz zur Seite, ebenso wie jene in Festsitzungen der Berliner Akademie gehalten, doch mit geringerer rhetorischer Erhebung, mehr im Ton ruhiger Erörterung eines vielseitigen Gegenstandes. Böckh zeichnet den gelehrten Gründer der Akademie in seinen mannigfachen Bestrebungen, als Mathematiker und Naturforscher[1]), als Philologen, der aus der Beschäftigung mit dem Altertum die Kunst der Kritik sich zu eigen gemacht hat[2]), als Philosophen, der das Verhältnis der menschlichen Vernunft zur göttlichen Offenbarung tiefsinnig erwägt, zugleich aber ein Herz hat für sein deutsches Vaterland.[3]) In der letzten Rede, 1855, stellt Böckh dem vor kurzem verstorbenen Schelling zu Ehren dessen Urteile über Leibniz aus seinen früheren Schriften „nach Jugenderinnerungen“ zusammen, mit manchen Beziehungen zwischen beiden Philosophen, aber Schellings neueste Lehre, die Offenbarungsphilosophie, mit schonender Achtung abweisend. Eine dritte Gruppe bilden die kurzen Begrüfsungsreden, welche Böckh

1) Kl. Schriften 2, 201. 387. 2) Ebd. 247ff. 3) 301ff. 398.

als vorsitzender Sekretar an neu eintretende Mitglieder richtete; sie zeigen, wie er die Eigentümlichkeit eines jeden Gelehrten zu erfassen und zu den Aufgaben der Akademie in Beziehung zu setzen verstand. Hier erhob er sich frei über seine Fachwissenschaft zu weitem Umblick, leicht anknüpfend an die Bestrebungen des Altertums, wo es ihm passend erschien, und stets grofse Gesichtspunkte erfassend, so dafs er die philologische Kunst des Verständnisses aufs vielseitigste zur Geltung brachte. Und diese Reden bildeten doch nur den schmückenden Teil seines Wirkens für die Akademie; was er für ihr inneres Gedeihen an wissenschaftlicher Arbeit und persönlicher Einwirkung auf den Verkehr der Mitglieder leistete, war weit mehr; ein Verdienst, wie nur wenige es sich erwerben können.

Ein anderer Plan Friedrich Wilhelms IV., den Böckh fördern half, war darauf gerichtet, die griechische Tragödie auf der deutschen Bühne wiederzubeleben. Der Dichter Tieck brachte Sophokles Meisterwerk Antigone dazu in Vorschlag; der Komponist Felix Mendelssohn erklärte sich bereit, die Chor- und Wechselgesänge in Musik zu setzen. Als Text lag die deutsche Übersetzung von J. C. Donner vor; bei Benutzung derselben hatte Mendelssohn mehrfach Bedenken hinsichtlich der Rhythmen und wandte sich ratfragend an seinen damaligen Hausgenossen Böckh, der mit der Mendelssohnschen Familie, namentlich mit den beiden Schwägern des Komponisten, dem Maler Hensel und dem Mathematiker Dirichlet, freundschaftlich verkehrte. Böckh nahm nun geeignete Änderungen vor, begann einige Chöre neu zu übersetzen und gab auch Rat für die Bühneneinrichtung, die auf den grofsen Raum des antiken Theaters verzichten mufste und doch dem antiken Vorbilde möglichst nahe kommen sollte. Allmählich nahm er die Übersetzung des Ganzen in Angriff; Mendelssohn jedoch konnte, da der König baldige Aufführung wünschte, die Vollendung dieser Übersetzung nicht abwarten. Böckhs Anteilnahme an dem ganzen Unternehmen wurde dadurch keineswegs vermindert. Am 28. Oktober 1841 fand die erste Aufführung vor eingeladenen Zuschauern im Schlofstheater des Neuen Palais bei Potsdam statt; Böckh verfafste einen Bericht darüber in der preufsischen Staatszeitung[1]), der sowohl auf die Bühneneinrichtung wie auf die Musik einging und bei letzterer die Anwendung der modernen Kunstmittel

---

1) Abgedruckt in der neuen Ausgabe der Antigone 1884. König Friedrich Wilhelm IV. liefs zur Erinnerung an diese Aufführung eine Denkmünze prägen, die auf der Vorderseite den ausdrucksvollen Kopf des Sophokles zeigt, auf der Rückseite die auf einen Altar zuschreitende Antigone und in der Randverzierung die Medaillonbilder von Tieck und Mendelssohn. Die Vorderseite trägt die von Böckh verfafste Umschrift (in grofsen Buchstaben, ohne Interpunktion):

Αἰεὶ ζῶντ' ἐσορᾷς Σοφοκλῆ πρωτεῖα λαβόντα,
τῇ τραγικῇ τέχνῃ σχῆμα τὸ σεμνότατον.

in der auf feinem Verständnis des Werkes beruhenden Weise Mendelssohns durchaus billigte, nur hinsichtlich des Rhythmus einiger Chöre engeren Anschlufs an die Absicht des Dichters wünschte. Bald folgten wiederholte Aufführungen im Opernhause zu Berlin und weitere Versuche mit andern griechischen Tragödien. Mendelssohn selbst komponierte noch die Musik zum Ödipus auf Kolonos; bald folgte Heinrich Bellermann, der Sohn des der altgriechischen Musik besonders kundigen Direktors am Gymnasium zum Grauen Kloster Joh. Friedrich Bellermann[1]), mit der Komposition des Aias; den König Ödipus komponierte Eduard Lassen in Weimar u. s. w. So wurde die griechische Tragödie in deutschem Gewande wieder heimisch auf der Bühne, zwar nicht im gewöhnlichen Spielplan, aber bei festlichen Anlässen besonders wirkungsvoll.

Böckh vollendete in Mufse seine Übersetzung der Antigone und gab sie 1843 mit gegenübergestelltem griechischem Texte heraus. Sie sollte, nach Angabe des Vorworts, „den Grundtext so genau als möglich wiedergeben, ohne der Sprache Gewalt anzuthun“; mit Absicht war ihr „nur derselbe Grad der Verständlichkeit gegeben, welchen die Urschrift keineswegs blofs für uns hat, sondern für die Landsleute und Zeitgenossen des Dichters hatte“; sorgsam schlofs sie sich in den Chören und Klaggesängen dem griechischen Versmafse an. Allerdings verzichtete der Übersetzer damit auf die freie Bewegung der deutschen Sprache, die den Sinn des Dichters in leichter ansprechende Form kleiden würde; doch bleibt bewundernswert, wie ihm die getreue Nachbildung des eigentümlichen Ausdrucks und der Versmafse gelungen ist, und über dem Ganzen schwebt eine edle Haltung, die der Würde des antiken Kunstwerkes entspricht. Um die Pflicht philologischer Auslegung allseitig zu erfüllen, fügte Böckh seiner Ausgabe die beiden Abhandlungen, welche er 1824 und 1828 in den Schriften der Akademie veröffentlicht hatte, mit einigen Änderungen und Zusätzen hinzu. Die erste bringt die von früheren Kritikern mehrfach erörterte Frage, wann diese Tragödie zum ersten Male aufgeführt sei, zu klarer Entscheidung: an den grofsen Dionysien des Jahres Ol. 84, 3, d. h. im Frühjahr 441 v. Chr. Ferner giebt sie eine Betrachtung des Inhalts, der Charaktere und des dramatischen Baues: ein Muster der ästhetischen Erklärung, welche dem Philologen nicht minder obliegt als die sprachliche und die historische. Der Grundgedanke der Tragödie ist: „Ungemessenes und leidenschaftliches Streben, welches sich überhebt, führt zum Untergang“; das zeigt der Dichter ebenso an der edlen Antigone wie an dem minder edlen Kreon:

---

1) Joh. Friedrich Bellermann, Schüler Böckhs, war 1847—1867 Direktor des Gr. Klosters, starb 1874. Sein Sohn Heinrich wurde 1866 Professor der Musikwissenschaft an der Berliner Universität.

„Beiden schenken wir das tragische Mitleid, aber Antigone ist, weil der innere Grund ihrer That fromm, durch das Gottesurtheil an Kreon gerächt, und wie ihre Schuld geringer, da sie nur menschliches Gebot verletzt hat, ist ihre Bufse minder hart, weil ihr der Tod erwünscht erscheint. Kreon, da er gegen das göttliche Recht gefehlt hat und Urheber und Vollender des Unheils ist, wird empfindlicher gestraft durch verzweiflungsvolle Erkenntnifs seiner Thorheit. Für Antigone, als die minder schuldige und über ihr Geschlecht erhabene, bleibt unser Gefühl entschieden; Kreons Vergehen, als das gröfsere, bleibt in neuerem Andenken und wird eben darum auch in den Schlufsanapästen des Chores noch besonders berücksichtigt: des Göttlichen Scheu soll keiner verschmähn."

Die zweite Abhandlung giebt Textkritik und Erklärung einzelner Stellen, wodurch die Betrachtung des Kunstwerks vielseitig und fruchtbar wird. Scharfsinnig wird der Gedankengang der Chorgesänge und der Sinn manches kurzgefafsten Ausdrucks klargestellt. Sophokles Meisterwerk hat späteren Erklärern noch zu mancherlei Betrachtungen Anlafs gegeben[1]); Böckhs Ausgabe bietet noch immer die beste Einführung in die tiefsinnige Kunst des Dichters.

Unter den Bauwerken Friedrich Wilhelms IV. ragt das Neue Museum hervor; es war dazu bestimmt, einen Überblick über die Gesamtentwickelung der plastischen Kunst, sowohl durch Originalwerke wie durch Gipsabgüsse, zu gewähren, und besonderen Wert erhielt es durch die Originale ägyptischer Kunst, welche Lepsius auf seiner grofsen Reise 1842—1846 sammelte und nach Berlin sandte. Böckh, der Lepsius' Unternehmungen von Anfang an gefördert hatte, richtete sein Augenmerk besonders auf die von jenem mit glücklichem Erfolge betriebene geschichtliche Deutung der Denkmäler. Er beschlofs, zur Aufhellung der altägyptischen Geschichte beizutragen, was aus der griechischen Überlieferung zu entnehmen war, und untersuchte deshalb die aus dem griechisch geschriebenen Werke des Priesters Manetho, der unter Ptolemäus II. lebte, erhaltenen Bruchstücke und Auszüge. Sein 1845 erschienenes Buch „Manetho und die Hundssternperiode, ein Beitrag zur Geschichte der Pharaonen" hatte den Zweck, das von Manetho in der Anordnung der ägyptischen Dynastieen befolgte System festzustellen und dadurch einen verläfslichen Anhalt für die Zeitrechnung der ägyptischen Geschichte zu gewinnen. Böckh sonderte zunächst sorgfältig die echte Überlieferung aus Manetho von späteren Verfälschungen und kam dann rechnend zu dem Ergebnis, dafs jener die Hundssternperiode zu Grunde gelegt habe, d. h. eine Periode von 1461 ägyptischen Jahren, entsprechend 1460 Jahren des julianischen Kalenders. Das ägyptische Jahr war, wie schon Ideler 1825 in seinem Handbuch der Chronologie gezeigt hatte, ein bewegliches Sonnenjahr, dessen Anfang, weil man es nur zu 365 Tagen setzte, sich alle vier Jahre um einen Tag verschob, so dafs erst nach

1) Vgl. den „Rückblick" in Ludwig Bellermanns Ausgabe 1892.

1460 Jahren der ursprüngliche Anfangstag, den der Frühaufgang des Sirius bezeichnete (20. Juli), wieder erreicht war. Es ist überliefert, dafs eine solche Periode im Jahre 139 nach Chr. abgelaufen war; davon rückwärts rechnend setzte Böckh das Jahr 5702 vor Chr. als das dem Beginne der ersten Dynastie bei Manetho entsprechende. Der wirkliche Anfang des vereinigten ägyptischen Reiches war damit noch nicht festgestellt, sondern nur Manethos Anordnung; diese setzt offenbar Dynastieen nach einander, die in verschiedenen Landesteilen neben einander regiert haben. Es war aber nun die Vergleichung seines Systems mit den anderweitig auf Denkmälern und Papyrusrollen erhaltenen Königsverzeichnissen möglich; und Böckh legte dazu den Grund mit Benutzung des seit 1832 erschienenen Denkmälerwerks von Rosellini. Seine Rechnungen sind später von anderen Gelehrten, namentlich von Lepsius und G. F. Unger, wieder aufgenommen worden, und man hat schliefslich, weil die Königsverzeichnisse lückenhaft bleiben, sich für die langen Jahrhunderte der altägyptischen Zeit mit Annäherungszahlen begnügt[1]); aber Manethos System wird noch immer bei der Anordnung des überlieferten Stoffes zu Grunde gelegt. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Böckh durch sorgfältige Vergleichung der Angaben Manethos über die letzten Dynastieen mit den Nachrichten griechischer Geschichtschreiber und dem durch den Geographen Ptolemäos erhaltenen babylonischen Königsverzeichnis. Von der sechsundzwanzigsten Dynastie an ist man auf gesichertem historischem Boden, und die später folgende Zeit der Perserherrschaft über Ägypten berührt sich mannigfach mit der griechischen Geschichte. Das Buch über Manetho ist ebenso wie die „Metrologischen Untersuchungen" ein Zeugnis für den Wert, den die Verknüpfung der klassischen Philologie mit der orientalischen hat; Böckhs Hilfe hat die orientalischen Studien in Deutschland wesentlich gefördert und ihnen die Richtung auf Erkenntnis der antiken Gesamtkultur gegeben, die sie am besten vor Einseitigkeit bewahrt. Lepsius, Brugsch[2]), Duncker haben von ihm persönlich reiche Anregung

1) Vgl. Ed. Meyer, Geschichte des Altertums 1, 48 ff. (1884).

2) Vgl. Humboldts Brief an Böckh vom April 1849. Von Lepsius liegt eine ganze Reihe von Briefen an Böckh vor; 1837 berichtete er ihm aus Rom über römische und etruskische Münzen und Mafse (vgl. Metrol. Untersuchungen S. 168); nach der Rückkehr von seiner ägyptischen Reise stand er in Berlin ihm dauernd nahe, seit 1850 als Mitglied der Akademie; 1858 schrieb er bei Übersendung seines Königsbuches der Ägypter: „Mag man ein Buch für das grofse Publikum oder für die engere Wissenschaft schreiben, man denkt bei der Abfassung doch immer nur an einige wenige und fühlt sich selbst erst befriedigt, wenn man diese befriedigt zu haben glaubt. In diesem Sinne habe ich bei diesen Texten an niemand mehr gedacht als an Sie und würde auch niemandes Billigung höher schätzen als die Ihrige. Wenn in meinem Buche ein Fortschritt liegen sollte, so liegt er nur in der Verwendung dessen, was Ihre Untersuchung gesichert hat."

für ihre Studien empfangen; A. v. Gutschmid berief sich, als er 1858 mit seinen „Beiträgen zur Geschichte des alten Orients" auftrat, gegen die willkürlichen Konstruktionen Bunsens ganz besonders auf Böckhs Forschung.

Diese richtete sich aber auch auf andere Schätze, die das Wunderland Ägypten darbot. Neben der grofsen Menge von Denkmälern in Hieroglyphenschrift fanden sich auch, anfangs vereinzelt, dann immer zahlreicher, in ägyptischen Gräbern und Schutthaufen griechische Schriften auf Papyrus. Sie enthielten teils geschäftliche Aufzeichnungen und Urkunden aus den Zeiten der Ptolemäer und der römischen Kaiser, teils bruchstückweise Abschriften von Werken der griechischen Litteratur, die seit Gründung der grofsen Bibliothek zu Alexandria in Ägypten verbreitet waren. Die Lesung und Deutung dieser Papyrusschriften ist wegen des schadhaften Zustandes, den das dünne Material verschuldet, und wegen der Abkürzungen der griechischen Kursivschrift noch schwieriger als die der Steinurkunden; Böckh aber liefs sich die Mühe nicht verdriefsen, auch hier mit erweckendem Beispiel voranzugehen. Schon im Jahre 1821, als noch sehr wenige solche Schriften veröffentlicht waren, erklärte er in einer akademischen Abhandlung[1]) eine Papyrusrolle, die der preufsische General v. Minutoli soeben aus Ägypten mitgebracht hatte[2]); sie enthielt einen Kaufvertrag über ein Grundstück aus dem Jahre 105 v. Chr. Später fand man Teile der Ilias und Schriften des Stoikers Chrysippos; 1847 brachte der englische Gelehrte A. C. Harris Bruchstücke von Reden des Hypereides aus Ägypten mit und gab sie im folgenden Jahre heraus, in Steindruck nachgebildet auf elf Tafeln. Böckh nahm dieses Material alsbald zur Hand und gab ihm vollkommnere Deutung und Anordnung[3]); eine zweite Bearbeitung veröffentlichte gleich darauf Hermann Sauppe.[4]) Es waren meist Bruchstücke der Rede des Hypereides gegen Demosthenes, von historischem Wert, und weitere Funde folgten, namentlich 1857 ein grofser Teil der Grabrede, die Hypereides zu Ehren der im Lamischen Kriege gefallenen Athener gehalten hat.[5]) In neuester Zeit haben diese ägyptischen Funde, sowohl die urkundlichen wie die litterarischen, sich in unerwarteter Fülle vermehrt; durch sie ist der Philologie ein umfangreicher neuer Stoff zugewachsen, nachdem die Ordnung des Inschriftenstoffes in der Hauptsache glücklich bewältigt war.

---

1) Kl. Schriften 5, 205—247.

2) Vgl. Böckhs Briefe an Niebuhr 10. Dezember 1820 und 23. März 1824, an Meier 22. Februar 1821 und 12. Februar 1822.

3) Hallische Litteraturzeitung, Oktober 1848. Kl. Schriften 7, 518—572.

4) Philologus 3, 610 ff. und nochmals, mit Rücksicht auf Böckhs Bearbeitung, im Anhang seiner Ausgabe der *Oratores Attici* 1849. Vgl. den Bericht von A. Schaefer, Jahrb. f. Philologie 62, 227—241 (1851).

5) Vgl. Schaefer, Demosthenes und seine Zeit 3, 341 ff. (1858).

Böckhs Fürsorge blieb natürlich hauptsächlich den Inschriften gewidmet. Im Jahre 1843 lag der zweite Band des Corpus Inscriptionum vollendet vor, enthaltend die Inschriften aus Nordgriechenland, den Pontusländern, den griechischen Inseln und Kleinasien. Mitarbeiter war seit 1838 Johannes Franz, ein Schüler von Thiersch in München, der nach längerem Aufenthalt in Griechenland und Italien sich nach Berlin gewandt hatte und seinen Beruf zur Mitarbeit durch Herausgabe eines nützlichen Lehrbuchs der Epigraphik bewährte.[1]) Ihm übertrug Böckh nun die Bearbeitung des dritten Bandes auf Grund des schon reichlich gesammelten Stoffes; unter Böckhs leitender Aufsicht ward dieser Band 1853 vollendet. Den vierten vollendeten 1859 Ernst Curtius und Adolf Kirchhoff, zwei treue Schüler Böckhs, bis auf die Register, welche erst 1877 Hermann Roehl hinzufügte. So wurde dieses grundlegende Werk zum Abschlufs gebracht. Inzwischen aber war viel neuer Stoff hinzugekommen, auch hatte die Untersuchung der früher gar nicht oder nur schwer zugänglichen Originale manche Berichtigung und Ergänzung dargeboten. Der von Böckh gepflanzte Baum breitete seine Zweige mächtig aus; die Inschriftensammlung erlangte einen früher nicht geahnten Reichtum. Deshalb beschlofs die Akademie, Böckhs Werk in würdigster Weise erneuernd, die Herausgabe einer Reihe von monumentalen Werken. Die attischen Inschriften allein gestalteten sich zu einem vierbändigen Werke (seit 1873); 1882 folgten die Inschriften der ältesten Zeit, 1890 die westgriechischen, namentlich aus Sicilien und Italien, 1892 die nordgriechischen, 1895 die von den griechischen Inseln; der Abschlufs ist noch nicht erreicht, und er kann wieder nur ein vorläufiger sein.

Der Inhalt der Inschriften ist, wie Böckh oft betont hat, wichtig für alle Seiten des griechischen Kulturlebens; sie bieten aber auch eine wesentliche Förderung der Kenntnis der griechischen Sprache. Aus ihnen lassen sich die in verschiedenen Gegenden gesprochenen Dialekte deutlich erkennen samt ihren Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte; ferner stellt sich neben die früher allein bekannte Sprache der Litteraturwerke die amtliche Sprache der religiösen und politischen Urkunden und die Sprache des täglichen Lebens. Mit der Untersuchung der Dialekte machte H. L. Ahrens, ein Schüler Dissens in Göttingen, einen trefflichen Anfang, nachdem Böckh selbst an mehreren Stellen des Corpus Inscriptionum die Wege gewiesen hatte. Er widmete Böckh 1839 seine erste Schrift „De dialectis Aeolicis“; 1843 folgte die zweite „De dialecto Dorica“. Der Weiterführung dieser Forschungen dient jetzt die von H. Collitz 1884 begonnene Sammlung der griechischen Dialektinschriften.

1) Franz, Elementa epigraphices Graecae, Berlin 1840. Dazu der Artikel „Epigraphik“ in Ersch und Grubers Encyklopädie I, 40, 328—342.

12. Zweite Ausgabe der Staatshaushaltung; spätere Schriften.

Im Jahre 1851 erschien, lange erwartet, das Werk über die Staatshaushaltung der Athener in neuer Gestalt. Der darstellende Teil hatte Berichtigungen und mannigfache Zusätze erhalten, besonders auf Grund der metrologischen Untersuchungen und der seit 1817 in großer Fülle bekannt gewordenen Inschriften; der Hauptinhalt aber war unverändert.[1]) Dagegen waren die Urkundenbeilagen bedeutend umgestaltet; die Abrechnungen der athenischen Schatzmeister erschienen weit vollständiger, als sie im Corpus Inscriptionum hatten gegeben werden können, und ganz neu bearbeitet, mit ausführlicher Einleitung, waren die attischen Tributlisten, aus welchen der Umfang und die Bedeutung der Seeherrschaft Athens ersichtlich wird. Einen großen Teil dieser Urkunden hatte der griechische Gelehrte Rangabé in seinem Buche „Antiquités helléniques“ 1842 zuerst herausgegeben und erklärt, aber erst durch Böckhs Bearbeitung, die manche Irrtümer berichtigte, fügten sie sich in den Rahmen des Ganzen richtig ein. Noch immer strömte neuer Stoff zu; Böckh vereinigte das, was ihm während des Druckes an Verbesserungen und Nachträgen nötig erschien[2]), mit dem Register zu einem besonderen Heft, das als Anhang

---

1) Unter den Berichtigungen ist eine hervorzuheben. Die erste Ausgabe sagt 1, 210 von der Anschuldigung, daß Perikles die Kriegsfackel entzündet habe, um der Rechenschaft für seine Finanzverwaltung zu entgehen: „eine harte Anklage, welche aber verringert wird, wenn man bedenkt, daß mehre Anlässe zusammenkamen, und dieser selbstsüchtige Beweggrund andere nur verstärken mochte. Den Perikles hiervon ganz loszusprechen wage ich umsoweniger, als auch zur Unternehmung des samischen Krieges Aspasia soll beigetragen haben.“ Die zweite Ausgabe 1, 275: „eine harte Anklage, welche aber begreiflicher wird, wenn man bedenkt, daß mehre Anlässe zusammenkamen. Was erlauben sich nicht in einem von Parteien zerrissenen Staate politische Gegner wider einander? Ich bitte es den Manen des großen Geistes ab, wenn ich Bedenken gegen seine Uneigennützigkeit erhoben habe; er war über das Geld erhaben und offenbar unbestechlich.“ Dazu die Anmerkung: „Thuk. 2, 60: *χρημάτων κρείσσων*, 65: *χρημάτων διαφανῶς ἀδωρότατος*; ersterer Ausdruck ist dem Perikles selber in den Mund gelegt.“ Im Text folgt dann, an Stelle des Hinweises auf Aspasia, ein schönes Urteil über Demosthenes' Unbestechlichkeit, als Zusatz der zweiten Ausgabe.

2) Dazu gehörte die soeben bekannt gewordene Urkunde über die Gründung des zweiten attischen Seebundes, der von Aristoteles dem Marathonier beantragte Volksbeschluß. Böckhs Briefe an Meier aus dem Jahre 1851 zeigen, wie er sogleich an die genaue Erwägung und Herstellung dieser Inschrift ging.

erschien, und gab dadurch selbst zu erkennen, daſs sein Werk nicht abschlieſsend sei; aber aller ferneren Forschung hat es als Führer gedient. Die 1886 erschienene dritte Ausgabe ist, um das Werk als wissenschaftliches Denkmal zu erhalten, unverändert geblieben, nur mit Einfügung der Verbesserungen und Nachträge, auch solcher, die sich noch in Böckhs Handexemplar fanden; in einem inhaltreichen Anhang und in Anmerkungen zu den Urkundenbeilagen hat der Herausgeber Max Fränkel viele Ergebnisse neuerer Forschung umsichtig angefügt.

Der groſse Einfluſs, welchen Böckhs Werk in seiner erneuten Gestalt übte, ist in einer Reihe bald darauf erschienener Werke zu erkennen: 1855 erschienen K. Fr. Hermanns Griechische Staatsaltertümer in umgearbeiteter Gestalt, 1855—59 Schömanns Griechische Altertümer, 1855—67 Ernst Curtius' Griechische Geschichte, 1856—58 Arnold Schäfers „Demosthenes und seine Zeit". Das letztgenannte Werk schlieſst sich besonders eingehend an Böckhs Erörterungen über Gerichtswesen, Finanzen, Seewesen Athens an und verwertet sie zu einer anschaulichen Gesamtdarstellung eines wichtigen Abschnitts der griechischen Geschichte. Fernere Ergebnisse der fortschreitenden Inschriftenforschung sind dann namentlich in den Abhandlungen der Berliner Akademie dargelegt worden; 1869 veröffentlichte Ulrich Köhler Untersuchungen zur Geschichte des delisch-attischen Bundes, 1876 Adolf Kirchhoff die Geschichte des athenischen Staatsschatzes.

Zu einem neuen groſsen Werke entschloſs Böckh sich nicht mehr; aber noch manche reife Frucht ging aus der Weiterführung seiner bisherigen Forschungen hervor. Zunächst bot ihm das 1851 erschienene Buch von O. F. Gruppe „Über die kosmischen Systeme der Griechen" Anlaſs, auf die platonischen Studien seiner Heidelberger Zeit zurückzukommen. Gruppes Buch hatte den Zweck, die von Al. v. Humboldt im Kosmos, im Einvernehmen mit Böckh, gegebenen Nachweisungen über die Ansichten des Altertums vom Bau des Weltalls zu berichtigen. Er meinte, mit Beziehung auf die bei Humboldt erwähnten Vorläufer der Copernicanischen Lehre, namentlich Aristarch von Samos (um 260 v. Chr.), der sowohl die Axendrehung der Erde als auch ihr Kreisen um die Sonne mutmaſste[1]), beweisen zu können, daſs schon Platon im Timäus die Axendrehung der Erde gelehrt habe. Das Buch war gewandt geschrieben und fand Anklang; Böckh aber erkannte, daſs es auf oberflächlichen Studien beruhe und nur geeignet sei, Verwirrung in der Wissenschaft hervorzurufen.[2]) Er verfaſste deshalb eine Gegenschrift „Untersuchungen über das kosmische System des Platon" 1852, worin er seine früher

---

1) Humboldt, Kosmos 2, 140, 209, 349, 502.
2) Vgl. den Brief an Welcker, 9. Dezember 1851.

lateinisch gegebenen Erörterungen in deutscher Sprache weiter ausführte: nach Platon bewegt sich der Fixsternhimmel, von der Weltseele durchdrungen, in täglichem Umschwung von Ost nach West; innerhalb desselben bewegen sich Sonne, Mond und fünf Planeten in bestimmten Abständen in entgegengesetzter Richtung, aber durch jene Hauptbewegung beeinflufst; die Erde ruht in der Mitte. Am Schlusse heifst es: „Ich bin in diesem Zeitalter, in welchem Platon gegen Aristoteles wieder zurückgetreten ist, noch einer derer, die für Platon begeistert sind; ja ich verdanke ihm den besten Theil meiner Bildung: aber dies kann mich nicht bestimmen, ihm Ruhmwürdiges beizulegen, was ernste Forschung ihm absprechen mufs". Die Schrift hat die Form eines Sendschreibens an Al. v. Humboldt, auf dessen Aufforderung sie entstand; Einleitung und Schlufs machen sie zu einem litterarischen Denkmal der Freundschaft der beiden grofsen Gelehrten. In der Einleitung citiert Böckh einige Worte aus der ehrenden Rede, welche er am 4. Juli 1850 Humboldt in der Akademie gewidmet hatte, zur Feier der fünfzigjährigen Mitgliedschaft Humboldts in jener gelehrten Körperschaft.[1]) Er rühmt von ihm, dafs er nicht nur die Naturwissenschaften umfasse, sondern auch die Geschichte der Menschheit, dafs er „mit edler und dankbarer Liebe allen Ahnungen und Keimen späterer Kenntnisse des Kosmischen und Tellurischen durch das klassische und morgenländische Alterthum hindurch und in den mittleren Zeiten nachgespürt habe". Aber den Hauptsatz, der in jener Rede ausgesprochen war, hat Böckh nicht wiederholt, um seiner Huldigung das feine Mafs zu bewahren, gleichwie die Rede darin ihr Mafs hat, dafs sie nicht ganz den Verdiensten Humboldts gewidmet ist, sondern als Rede am Leibniztage in ihrem Hauptteile von Leibniz handelt. Jener Satz lautet: „Alexander v. Humboldt ist wie Leibniz der wahre akademische Mann, und wie letzterer für seine, so er für unsere Zeit das Ideal des akademischen Mannes".

Das Jahr 1853 brachte vier epigraphische Abhandlungen, die Böckh der Akademie vorlegte[2]), darunter besonders anziehend die über Hermias von Atarneus, den Freund des Aristoteles. Böckh nahm die Urkunde, welche ein Bündnis des Hermias mit der Stadt Erythrae überliefert, zum Anlafs, die Nachrichten über diesen Fürsten zu einem geschichtlichen Lebensbilde zusammenzustellen; dabei brachte er auch das von Aristoteles an Hermias gerichtete Gedicht in metrische Ordnung.[3]) Im folgenden Jahre gab er in der Abhandlung „Über das babylonische Längenmafs"[4]) eine wichtige Ergänzung zu seinen Metrologischen Untersuchungen, veranlafst durch die von seinem früheren Schüler Jules Oppert in den Ruinen von Babylon vor-

1) Kl. Schriften 2, 401 f. 2) Ebd. 6, 158 ff. 3) Ebd. 199. 4) 252 ff.

genommenen Messungen. Einen Streifzug in das seit längerer Zeit von ihm verlassene Gebiet der Römischen Litteraturgeschichte bezeichnet die kleine Schrift „Über Catos Carmen de moribus“[1]), veranlaſst durch den von seinem alten Schüler Kärcher[2]) geführten Nachweis, daſs Cato in Versen geschrieben habe. Dann wurden chronologische Untersuchungen, zu denen die Inschriften immer wieder neuen Anlaſs boten, zum Abschluſs gebracht.

Hatte er schon 1846 in der Abhandlung „Über zwei attische Rechnungsurkunden“[3]) aus den tageweise berechneten Zinsen den Unterschied der Gemeinjahre und Schaltjahre im attischen Kalender näher nachgewiesen, so folgte 1855 in der Schrift „Zur Geschichte der Mondcyklen der Hellenen“[4]) eine sorgfältige Untersuchung der griechischen und namentlich der attischen Jahresrechnung. Schon Joseph Scaliger hatte in seinem Werke De emendatione temporum 1583 erwiesen, daſs die Griechen zur Ausgleichung der Mondumläufe mit den vom Sonnenjahre abhängigen Jahreszeiten sich eines achtjährigen Schaltcyklus, der Oktaeteris, bedienten, aber die Dauer des griechischen Mondjahres und die Art der Einschaltung noch nicht sicher bestimmt. Ideler hatte in seinem Handbuch der Chronologie 1825 erwiesen, daſs in acht Jahren dreimal ein ganzer Monat eingeschaltet wurde; man zählte in der Oktaeteris fünf Mondjahre zu 354 Tagen und drei Schaltjahre zu 384 Tagen; die Monate wurden teils zu 29, teils zu 30 Tagen gerechnet. Um aber den Monatsanfang mit dem Erscheinen des Neumondes in Übereinstimmung zu halten, muſste man öfters einem 29tägigen Monat noch einen Schalttag zulegen; andererseits lieſs man bisweilen, wenn auch selten, den Schaltmonat wegfallen, um den Jahresanfang mit der sommerlichen Sonnenwende in Übereinstimmung zu halten. Der dadurch entstehenden Unregelmäſsigkeit suchte der athenische Astronom Meton in Perikles Zeit durch Aufstellung eines neunzehnjährigen Schaltcyklus mit sieben Schaltmonaten abzuhelfen. Ideler hatte vermutet, diese Verbesserung sei alsbald von den Athenern angenommen worden; Böckh wies nun aus den Inschriften nach, daſs man in Athen an der alten Oktaeteris noch bis Ol. 112, 3 (330/329 v. Chr.) festhielt; erst von da an stimmen die Schaltjahre mit dem Metonischen Cyklus. Die Feststellung der wechselnden Jahresanfänge in einer von Böckh entworfenen Tafel erleichterte nicht nur die Datierung mancher Urkunden, sondern führte auch zu berichtigten Zeitangaben wichtiger Ereignisse der griechischen Geschichte (Schlachten bei Mara-

1) Kl. Schriften 6, 296 ff. Vgl. ebd. 7, 159 ff. die Recension üb. Terenz aus d. J. 1810.
2) S. o. S. 17. 3) Kl. Schriften 6, 72 ff.
4) Jahrbücher für klassische Philologie, erster Supplementband, ein Auszug daraus Kl. Schriften 6, 329—336. Vgl. die Briefe an Meier vom September 1854 und März 1855.

thon, Salamis, Platää, Anfang und Ende des peloponnesischen Krieges.[1])

Ergänzend folgten 1856 die Epigraphisch-chronologischen Studien[2]) mit weiterer Feststellung der attischen Gemein- und Schaltjahre aus den neuerdings in der athenischen Zeitschrift Ephemeris und im zweiten Bande von Rangabés Antiquités helléniques veröffentlichten Inschriften, woran sich Untersuchungen anschlossen über das Amt des Prytanieschreibers, über die Epistatai und Proedroi der athenischen Volksversammlung, über die Bezeichnung von Schaltmonat und Schalttag in den Inschriften. Den zweiten Teil dieser Studien bildet eine eingehende Widerlegung der kurz zuvor von August Mommsen[3]) aufgestellten Ansichten über die griechischen Schaltsysteme, weit hinausgreifend über die attischen Zeiten. Erörtert werden darin der um Ol. 112, 3 von Kallippos zu Athen aufgestellte, aber vom Staate nicht angenommene Schaltcyklus, der von alexandrinischen Astronomen ausgegangene julianische Kalender, welcher durch Einführung des Sonnenjahres die Schaltmonate beseitigte und nur Schalttage übrig liefs, das seit etwa 30 v. Chr. in Alexandria geltende Schaltjahr, sogar die seit 222 n. Chr. vorliegenden Ostertafeln, welche Mommsen mit dem Kallippischen Cyklus in Zusammenhang gebracht hatte.[4]) Dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit des Gegners alle Anerkennung zollend ging Böckh dann auf dessen weitere Forschungen[5]) nicht mehr ausdrücklich ein, sondern beschäftigte sich, durch Theodor Mommsens Römische Chronologie veranlafst, weiter mit dem Schaltcyklus in einer Schrift, die zu einem Buche anwuchs: „Über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen“. Die hierin enthaltenen Forschungen waren, nach Angabe des Vorworts, im September 1859 beendigt, doch verzögerte sich das Erscheinen des Buches, dem noch einige Beilagen hinzugefügt wurden, bis 1863. Es ist das letzte Buch Böckhs, ganz einem speciellen Gegenstande gewidmet und unermüdlich in der Einzelforschung und doch der umfassenden Beziehungen keineswegs ermangelnd. Eudoxos, ein Schüler und Freund Platons, stellte der Oktaeteris zwei vierjährige Sonnencyklen zur Seite mit genauer Bezeichnung der Anfänge der Jahreszeiten nach den Sternbildern des Tierkreises, sowie der Episemasien, d. h. Witterungsanzeichen aus dem Auf- und Untergang gewisser Sterne. Sein Kalender (Parapegma) läfst sich erkennen aus den Schriften des Rhodiers Geminos und aus einem in

---

1) Vgl. E. Curtius, Griechische Geschichte 2[6], 812, 818 f., 852, 882.

2) Jahrbücher für klassische Philologie, Zweiter Supplementband. Nachtrag dazu Kl. Schriften 6, 337—362.

3) Ebd., Erster Supplementband S. 201—264.

4) Vgl. Böckhs Brief an Arnold Schaefer 28. Mai 1856.

5) Dritter Supplementband; Philologus Bd. 12.

Ägypten gefundenen griechischen Papyrus, dessen Angaben Böckh genau erörtert mit Heranziehung der Schrift des Ptolemäos über die Episemasien. Eudoxos von Knidos, dessen Lebensumstände näher betrachtet werden[1]), erscheint danach als bedeutender Astronom, neben ihm Philippos von Opus, gleichfalls ein Schüler Platons[2]); aus seiner Schule ging Kallippos hervor[3]); dann folgen die alexandrinischen Astronomen Dionysios[4]), Konon und Dositheos[5]), endlich der berühmte Hipparch von Nicäa (um 140 v. Chr.), dessen Lehre die folgende Zeit beherrscht. Böckh giebt in seinem Buche keine Geschichte der griechischen Astronomie, aber wesentliches Material dazu und scharf eindringende Erörterung astronomischer Fragen, wobei ihm, wie das Vorwort erwähnt, der an der Berliner Sternwarte schon damals thätige Astronom Wilhelm Förster hilfreich war. Mit diesem Buche war Böckhs schriftstellerische Thätigkeit noch keineswegs abgeschlossen, noch im hohen Alter arbeitete er forschend und schaffend. Und diesem unermüdlichen Dienste der Wissenschaft gingen die mannigfachsten Beziehungen zur Aufsenwelt zur Seite, deren Betrachtung wir nun wieder aufnehmen müssen. Sein wissenschaftliches Forschen gab ihm den festen Standpunkt, von dem sein übriges Wirken ausging.

---

1) Vierjährige Sonnenkreise, S. 16—22, 140—159. 2) S. 34—40. 3) S. 155. 4) S. 286 f. 5) S. 28—34.

13. Anteil am politischen Leben der Jahre 1840—1847.

Das grofse Ansehn, welches Böckh als Gelehrter und Universitätslehrer sich erworben hatte, gab sich auch in mancherlei Ehren kund, die ihm von gelehrten Gesellschaften und von Staatswegen erwiesen wurden. Er wurde 1820 auswärtiges Mitglied der Münchner Akademie, 1828 der Akademieen zu Neapel und Kopenhagen, 1829 der Akademie zu Turin und des Archäologischen Instituts in Rom, 1830 der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und des Niederländischen Instituts der Wissenschaften zu Amsterdam, 1831 des Institut de France zu Paris, 1832 der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Utrecht, 1837 Ehrenmitglied der archäologischen Gesellschaft zu Athen, 1838 auswärtiges Mitglied der Akademie zu Lissabon, 1839 der Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala, Ehrenmitglied der Akademie zu London, 1840 Ehren-Vicepräsident des afrikanischen Instituts zu Paris, 1841 auswärtiges Mitglied der päpstlichen archäologischen Akademie zu Rom, 1843 der Akademie zu Stockholm, Ehrenmitglied der ägyptischen Gesellschaft zu Kairo, 1844 auswärtiges Mitglied der Akademie zu Petersburg, 1845 der Gesellschaft der Wissenschaften zu Athen, 1849 Ehrenmitglied der Herculanischen Akademie zu Neapel, 1850 der Akademie zu Dublin, 1851 auswärtiges Mitglied der Akademie zu Haag, 1853 Ehrenmitglied der Akademie zu Boston, 1855 der Akademie zu Wien, auswärtiges Mitglied der geologischen Reichsanstalt zu Wien und des Athenäums zu Florenz, 1860 Ehrenmitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg, 1864 des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland. Er erhielt 1828 den preufsischen roten Adlerorden 3. Klasse, 1840 denselben 2. Klasse und den französischen Orden der Ehrenlegion, 1841 den russischen Wladimirorden, 1842 den preufsischen Orden pour le mérite, 1847 das Kommandeurkreuz des griechischen Erlöserordens, 1852 dasselbe vom bayrischen Michaelsorden, 1853 den bayrischen Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst, 1857 den Stern zum roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub, das Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens 2. Klasse, 1860 dasselbe 1. Klasse mit Eichenlaub und Stern, ferner die Brillanten zum Stern und Kreuz des roten Adlerordens; 1862 wurde er Vicekanzler, 1867 Kanzler des Ordens pour le mérite. Alle diese Ehren galten ihm hauptsächlich als Ehren, die man der deutschen Wissenschaft erwies; persönlich legte

er auf äufserliche Ehrungen keinen Wert. Aber er war sich wohl bewufst, dafs seine Stimme weithin gelte, und da er der Altertumswissenschaft einen lebendigen Anteil an dem Aufstreben der Gegenwart beimafs, so hielt er es auch für Pflicht, sich dem politischen Leben nicht zu entziehen. Doch nur als Gelehrter nahm er daran teil; er trachtete nicht nach einer praktischen Wirksamkeit über den Kreis des Universitätslebens hinaus. Dieses aber wurde von den politischen Streitigkeiten, welche die ersten Jahre Friedrich Wilhelms IV. erfüllten, mehrfach berührt; es galt, wie in den zwanziger Jahren, das Recht der wissenschaftlichen Forschung gegen Angriffe zu schützen und ihre hohe Bedeutung nicht nur durch das eigene Beispiel, sondern auch durch öffentliche Rede und Schrift darzuthun.

König Friedrich Wilhelm IV. war für Kunst und Wissenschaft begeistert; er war auch geneigt, der Litteratur und der politischen Meinungsäufserung gröfsere Freiheit zu gewähren, und milderte deshalb 1842 die Censurvorschriften; aber er wünschte die geistige Bewegung der Zeit in die ihm heilsam erscheinende Richtung zu leiten. Dem lebhaft sich äufsernden Verlangen nach einer schriftlichen Verfassung für Preufsen mit bestimmten Rechten der Volksvertretung versagte er die Erfüllung; die gesetzgebende Gewalt sollte der Regierung verbleiben, den neuerungssüchtigen Bestrebungen sollte die Stärkung christlicher Gesinnung im Volke entgegenwirken. So entstand ein zugleich politischer und kirchlicher Parteikampf, der besonders in der Presse und auf den Provinzial-Landtagen geführt wurde und das Ansehn der Regierung mehr und mehr erschütterte. Böckh und seine Freunde sahen diesen Gang der Dinge mit Besorgnis; ihnen galt schon seit 1815 die Verfassung als ein Heilmittel gegen die Erbitterung der Parteikämpfe, und die Hereinziehung des Christentums in politische Fragen als eine Schädigung des religiösen Sinnes. Der Kultusminister Albrecht Friedrich Eichhorn, der im Oktober 1840 an die Stelle des verstorbenen v. Altenstein trat, gewährte der strengkirchlichen Partei, deren Hauptvertreter zwei Professoren der Berliner Universität, Hengstenberg und Stahl, waren, bald grofsen Einflufs, und sein Verhalten gegen die Universitäten erweckte berechtigte Befürchtungen für die Erhaltung der wissenschaftlichen Lehrfreiheit: dazu konnte Böckh als erwählter Redner der Universität, dem die grofse Mehrzahl seiner Amtsgenossen das alte Vertrauen bewahrte, nicht schweigen. Es kam aber darauf an, nicht nur zu protestieren, sondern ein verderbliches Umsichgreifen des Parteikampfes zu verhüten, die besonnene Tradition der Zeit Friedrich Wilhelms III. gegenüber der frömmelnden Richtung zu wahren, die segensreiche Wirkung echter Wissenschaft immer aufs neue zu zeigen: das unternahm Böckh, gestützt auf seine Freundschaft mit Al. v. Humboldt und vertrauend auf die edle Denkweise

des Königs. Es gelang den beiden hoch angesehenen Gelehrten, den Sieg einseitiger Bestrebungen zu verhindern. Humboldt wirkte dafür in unmittelbar persönlichem Umgange mit dem Könige. Böckh stand dem Hofleben ferner, aber bei der Universität, der Akademie und im Ministerium war man gewohnt, auf seine Stimme zu hören, und der König schätzte sein reiches Wissen und seine bewährte Anhänglichkeit an den preufsischen Staat. Als Friedrich Wilhelm IV. am 31. Mai 1842 die Friedensklasse des von Friedrich d. Gr. gestifteten Ordens pour le mérite gründete, um Gelehrte und Künstler zu ehren, wurde Humboldt zum Kanzler, Böckh zum Ritter des Ordens ernannt; beiden blieb die Gunst des Königs dauernd zugethan. Für die Nachwelt liegen Böckhs öffentliche Reden als Zeugnisse seines politischen Denkens und Wirkens vor, doch sind auch persönliche Erlebnisse zu melden.

Die erste Geburtstagsfeier des Königs 1840 fiel mit dem Huldigungsfest in Berlin zusammen; wenige Tage darauf, am 22. Oktober 1840, hielt Böckh die Festrede in der Akademie.[1]) Er gab einen Überblick über das Gedeihen derselben unter Friedrich Wilhelm III., rühmte die Segnungen des Friedens, welche auf dem Gebiete der Wissenschaft die wechselseitige Anerkennung der Völker kräftig gefördert hätten, hob die gegenwärtige allgemeine Begeisterung hervor, „womit der erhabene, selber von den edelsten Gefühlen begeisterte Sinn des huldreichsten der Könige sein Volk beflügelt hat“, wies aber auch auf die Unsicherheit der Zukunft hin: „Wir haben verhängnifsvolle Zeiten im Vertrauen auf den in Gott ruhenden Vater des Vaterlandes überwunden: wem ist, falls auch der Weisheit des Königs es gelingen dürfte, gleich den Strahlen der Morgensonne die Nebel der gegenwärtigen Besorgnisse zu zerstreuen, wem ist die fernere Zukunft so offenbar, dafs er wüfste, ob jene Zeiten geschlossen sind, da in unseren Tagen so oft den Augenblicken der Hoffnungen erneute Besorgnifs entsprungen ist, und jede Ruhe unerwartete Stürme und Erschütterungen aus ihrem Schofse geboren hat?“ Die Besorgnis bezog sich hauptsächlich auf die Wiederkehr eines Krieges mit Frankreich, wo sich laute Stimmen für die Gewinnung der Rheingrenze erhoben hatten; diese Gefahr ging vorüber durch die Mäfsigung des französischen Königs Ludwig Philipp; umsomehr traten nun die Fragen des inneren Staatslebens hervor. Am 15. Oktober 1841 hielt Böckh die gewohnte lateinische Festrede in der Universität[2]); er sprach von den schon mannigfach bethätigten edlen Bestrebungen des Königs, erwähnte auch die in Aussicht genommene regere Beteiligung der Bürger am Staatsleben[3]), sprach die

1) Kl. Schriften 2, 256—273. 2) Ebd. 1, 279—289.

3) S. 282: Intellectum est in hac quoque re publica, quae robur armorum viribus ingenii et alacritate animorum augeat, commovendos cives esse ut ad publicas res appellant animos.

Zuversicht aus, dafs die Blüte der Wissenschaften dem Staate werde erhalten bleiben, trotz der gegen die Philosophie und die Altertumsstudien erhobenen Anfeindungen[1]), und schlofs mit dem Wunsche, dafs dem Könige, der in freisinniger Weise regiere, auch ein freier, nicht knechtischer Gehorsam geleistet werde.[2])

Die Rede von 1842 handelte von der Liebe zu Fürst und Vaterland; sie könne nicht aus knechtischer Dienstbarkeit hervorgehen, sie zeige sich im rechten Gebrauch der bürgerlichen Freiheit, namentlich wo diese, wie in England, seit langer Zeit befestigt sei[3]), und am meisten, wo der Fürst selbst sie eingesetzt habe, ohne die Nötigung durch Gewalt oder Unglück abzuwarten[4]); in der Liebe zu einem wohlwollenden Fürsten finde dann auch die Verschiedenheit der Provinzen und Volksstämme ihre natürliche Einigung. Der Schlufs der Rede betonte die auf innerer Neigung beruhende Fürsorge des Königs für die Wissenschaft mit der freimütigen Mahnung, eine wahre Förderung derselben könne nicht stattfinden, wenn man sie so leiten wolle, dafs sie der Befestigung der Herrschaft oder dem Schutze bestimmter Meinungen diene[5]); es komme viel darauf an, dafs die Lenker der Staaten das selbständige Wesen der Wissenschaft anerkennen, wie es der König als ein Herrscher von freier Denkweise thue.[6]) Dies war mit Beziehung auf Eichhorn gesagt, der in die Universitätsangelegenheiten mehr eingriff als sein Vorgänger, bei

---

1) S. 287: Matri doctrinarum omnium obstrepunt redivivi quidam Anyti et Meleti, infestam religioni, infestam civitati esse clamantes .... Meminerint velim, qui aliis rebus et technicis potissimum teneras puerorum et adolescentulorum mentes nutriri in scholis cupiunt, non id solum agi, ut ex Graecis Latinisque litteris futuri theologi et iurisconsulti tantum delibent, quantum ad disciplinae suae fontes mediocriter cognoscendos maxime necessarium sit, neque ut medici futuri artis suae vocabula discant, sed ut omnes, qui ad scientiam quamlibet accessuri sunt, opulentissima, quam priores gentes cultissimae succedentibus reliquerunt saeculis, perfruantur hereditate, atque ut optimis formentur exemplaribus, quibus plerique omnes, qui litteris inclaruerunt, formati sunt.

2) S. 289: Operam dabitis vos potissimum, commilitones carissimi, ut regi, qui imperio liberali gubernat suos, nobiscum et nunc et postea in officiis liberale praestetis obsequium: non enim ille postulat servile.

3) Mit Beziehung auf die vor kurzem stattgefundene Reise des Königs nach England.

4) S. 297: Maxime ubi princeps ipse instituerit libertatem sua sponte, neque exspectaverit donec ea vel vi vel rerum adversarum opportunitate importuna extorqueretur.

5) S. 299: Nec vero litteris recte favere potest, qui eas ita regendas censeat ut dominationi firmandae aut certis quibusdam opinionibus tuendis inserviant; *non possunt litterae vigere nisi liberae.*

6) Ebd.: Hanc esse scientiae naturam et indolem, nostra interest vel maxime ut rectores civitatium persuasum habeant; habet autem persuasum Fridericus Guilelmus Quartus, liberalissimi rex ingenii.

seinen Dienstreisen lehrhafte Ansprachen an die Professoren richtete[1]) und einzelne Docenten zu maſsregeln begann. Er hatte gewiſs wohlmeinende und staatserhaltende Absichten, aber schon machte sich unter Geistlichen und Lehrern, ebenso wie unter Offizieren und Juristen, unwürdige Heuchelei bemerkbar[2]); viele trugen scheinheiliges Wesen zur Schau, um für recht christlich zu gelten. Gegen solches Gebaren sprach Böckh sich aus in der Einleitungsschrift zu den Vorlesungen des Wintersemesters 1842—43; anknüpfend an eine Stelle in Platons Theätet[3]) ermahnte er die Studenten, ihren Geist zur Freiheit zu bilden, nicht unfreie Geschäftsmenschen und dienstwillige Schmeichler zu werden.[4]) Er hatte die Vorsicht gebraucht, hinzuzufügen, daſs in Preuſsen solche Entartung der für den Staat Thätigen nicht denkbar sei, wie einst zu Athen; dennoch schrieben die Zeitungen darüber[5]), und der Minister fühlte sich gekränkt. In der nächsten Einleitungsschrift muſste Böckh die Worte des Eingangs, die seinen Unmut über die ihm kundgegebene Miſsbilligung andeuteten, weglassen[6]); er hat dann nur noch eine Einleitungsschrift verfaſst. Sein Urteil über Eichhorn, der früher ein Freund Schleiermachers und Mitglied der Gesetzlosen Gesellschaft gewesen war[7]), hat Böckh in einem Briefe an seinen Bruder, den badischen Minister, vom 11. Mai 1843, kurz und treffend ausgesprochen: „Minister Eichhorn ist ein wunderlicher Heiliger geworden, und zwar im eigentlichsten Sinne, und wer sich nicht entschlieſsen kann den Kopfhänger zu spielen, kann mit ihm nicht fertig werden.“

Die Rede vom 15. Oktober 1843 ist ein Meisterstück feinen und zugleich entschiedenen Auftretens. In der Einleitung sagte Böckh, er hege nicht das Vertrauen, daſs seine Rede gefallen werde; er bitte um Nachsicht sowohl für das, was er sagen, als was er übergehen werde.[8]) Dann erörterte er die Frage, wieviel ein Fürst zur Blüte der Wissenschaften beitragen könne, mit näherem Eingehen auf Friedrichs d. Gr. Schrift über die deutsche Litteratur, die zwar

1) Treitschke, Deutsche Geschichte 5, 235. 2) Ebd. 245. 3) S. 172 c, d.

4) Kl. Schriften 4, 526: Agite igitur, commilitones, date operam ut, dum vobis suae quisque artis instrumenta et subsidia comparatis discendo, rerum et opinionum quasi extrinsecus oblatarum specie ne magis obumbrentur mentes vestrae quam illustrentur, magis obruantur quam erigantur, sed ut ante omnia *ad libertatem formetis* et in libertatem vindicetis animos vestros. Ita quidem effugietis istud quod Plato in *illiberales pragmaticos* iecit opprobrium, ac rei publicae salubriorem praestabitis usum quam blandi isti, quos ille castigat, et *obsequiosi assentatores* praestiterunt populo Atheniensi.

5) Varnhagen, Tagebücher 2, 105.

6) Ebd. 2, 164. In den Kl. Schriften 4, 527 sind diese Worte, in Klammern geschlossen, wieder eingefügt.

7) O. Mejer, Biographisches (Freiburg 1886) S. 242, 253.

8) Kl. Schriften 1, 302.

manche irrtümliche Urteile enthalte, aber auch anregende Vorschläge zur Verbesserung und Hebung des geistigen Lebens; doch habe der König diese Vorschläge nicht zu bindenden Vorschriften erhoben und einen Mann wie Kant nicht genötigt, seine Lehre danach einzurichten. So sei auch von dem jetzigen Könige nicht zu erwarten, daſs er den Universitätslehrern vorschreiben wolle, was und wie sie lehren sollen; sein Minister habe neulich in Bonn erklärt, der König wolle zur Herbeiführung eines neuen und besseren Zustandes nicht seine Macht gebrauchen, sondern wünsche nur dringend, daſs die Geister aus eigenem Antriebe sich dazu regen möchten. So denke ein Fürst, der die Wissenschaften schätze und liebe, und er könne sie schätzen, ohne sie vollkommen zu verstehen, denn wie kein einzelner die vollkommene Weisheit besitze, so sei auch das Menschengeschlecht zu keiner Zeit zu solcher Höhe der Erkenntnis gelangt, daſs es sich mit der Bewahrung des Überlieferten begnügen könne. Habe einst Friedrich d. Gr. gesagt, er schaue nur wie einst Moses das gelobte Land, ohne es zu betreten, so sei nach ihm eine Zeit glücklicher Entwickelung gekommen; dieses Glück, durch Friedrich Wilhelm III. gefördert, möge auch fernerhin dem Vaterlande nicht fehlen.

Die feine Ablehnung der von Eichhorn in Bonn ausgesprochenen Forderungen wird dem Minister als Gelehrtenstolz erschienen sein, den er einstweilen unbehelligt lassen könne, aber gegen staatsgefährliche Privatdocenten schritt er ein, nicht ohne vorher ein Gutachten der betreffenden Fakultät zu fordern. In Bonn wurde dem sehr radikal auftretenden Theologen Bruno Bauer die Erlaubnis Vorlesungen zu halten entzogen, in Berlin dem Philosophen Nauwerck, dessen politische Schriften den persönlichen Unwillen des Königs erregt hatten.[1]) Die Berliner Fakultät erklärte zwar auf Grund eines von Böckh und Fr. v. Raumer erstatteten Berichtes[2]), sie könne in jenen Schriften keinen Anlaſs zum Einschreiten gegen den Verfasser finden und sehe sie als eine Privatsache an, so lange er sich als Universitätslehrer „der neulich erteilten Erinnerung und seinem Versprechen gemäſs auf dem ihm zugewiesenen Gebiete innerhalb der wissenschaftlichen Erörterung halte“. Der Minister aber verfügte trotzdem, daſs Nauwerck seine Vorlesungen einzustellen habe. Das Gutachten der Fakultät wurde ohne Böckhs Zuthun in der Hamburger Neuen Zeitung vom 20. März 1844 veröffentlicht und steigerte die Teilnahme, die man in

1) Treitschke S. 233.

2) Böckhs Bericht, im Nachlaſs erhalten, bespricht Nauwercks Schriften (Über die Mecklenburgische Frage, Über Preſsfreiheit, Ein Wort über freie Verfassung, Polens Zukunft) einzeln und findet darin freimütige, doch berechtigte Kritik, allerdings mit scharfen Ausdrücken, doch dürfe man bei polemischen Schriften dem Schriftsteller in Rücksicht der Ausdrucksweise nicht zu enge Grenzen setzen; Justus Möser und Schlözer hätten viel freieres gewagt.

Berlin dem Gemaſsregelten bewies. Er wurde 1848 zum Abgeordneten Berlins für das Frankfurter Parlament gewählt und schloſs sich dort der republikanischen Partei an; der Wissenschaft hat er nicht weiter gedient.

Der Zwiespalt zwischen der Regierung und den Universitäten erweiterte sich, als im Herbst 1844 bei der Jubelfeier der Universität Königsberg die Professoren Burdach und Lobeck der Rede Eichhorns entgegentraten und dann der König selbst ihn in Schutz nahm, indem er von der Treue sprach, „die da weiſs, daſs man dem Fürsten nicht dient, wenn man seine hohen Diener herabzieht“. Böckh hielt damals, von häuslichem Leid getroffen, die Königsgeburtstagsrede nicht in der Universität, wohl aber in dem kleineren Kreise der Akademie; er sprach von dem Verhältnis der Wissenschaft zum praktischen Leben, hob die ideale Gesinnung des Königs hervor und bekämpfte die Befangenheit der Ansicht, „welche eine Verschlimmerung der Sitten bei nicht zu läugnender Vorschreitung der Erkenntniſs und Wissenschaft zu finden glaubt“[1]); er schilderte die allmählich umbildende und vom Aberglauben reinigende Wirkung der Naturwissenschaft, der Philosophie, der philologischen Forschung und erwähnte den Umstand, „dass diejenigen, welche mit Kraft und Folgerichtigkeit das Leben in engeren Fesseln gebunden halten wollen, die freie Entwickelung und Durchbildung dieser Zweige des Erkennens zu hemmen und abzuwehren für angemessen halten“. Die Rede wurde bald darauf gedruckt und in den Zeitungen besprochen; die Beziehung ihrer allgemein gehaltenen Äuſserungen war leicht zu erkennen. Der Kampf der Meinungen steigerte sich, als bald darauf die Ansprache veröffentlicht wurde, welche Böckh an seinem Geburtstage an die Studenten, die ihm ein Ständchen brachten, gerichtet haben sollte. Der Bericht darüber ging durch mehrere Zeitungen, und der König selbst wurde unwillig, als er die Darstellung im Pariser Journal des débats las.[2]) Böckh wurde über den Inhalt seiner Ansprache amtlich vernommen; er konnte mit gutem Gewissen erklären, daſs er nicht so geredet habe, wie die Zeitungen behaupteten; doch verbarg er seine Gesinnung nicht. Die Erklärung, welche er, amtlicher Aufforderung entsprechend, im Hamburger Correspondenten veröffentlichte, ist in ihrer Art ein Meisterstück; sie scheidet das echte von dem unechten und zeigt, wie Böckh in einer allerdings bedenklichen Zeit seine Haltung und sein Ansehen zu bewahren wuſste.

Der Hamburger Korrespondent hatte aus Berlin berichtet:

> „Gestern brachten die hiesigen Studirenden in groſser Zahl dem Prof. Böckh ein Ständchen zu seinem Geburtstag; einen Fackelzug zu bringen wurde schon im vorigen Jahre nicht gestattet. Herr Böckh hielt eine Dankrede, deren Freimüthigkeit lauten Beifall erweckte. Die Wissen-

1) Kl. Schriften 2, 332.
2) Nach einem Briefe Böckhs an seinen Bruder, den badischen Minister.

schaften, welche ich lehre (sagte er ungefähr), die Alterthumswissenschaften, die der wahre Grund aller edlen, humanen Bildung sind und stets sein werden, können mir ebensowohl schon Zuneigung erwerben, wie meine Gesinnung. Ich nehme an, dafs beides vereint Sie antreibt, mir das Zeichen Ihrer Liebe zu bringen. Ich kann sagen, dafs ich niemals meine Gesinnung verändert habe; ich habe stets für die Freiheit des Geistes und des Wortes gestritten und bin seit den dreifsig Jahren meines Lehramts an der hiesigen Universität immer ein Kämpfer dafür gewesen. So war ich es auch, als in den letzten Jahren die Versuche, die Freiheit des Geistes zu beschränken, immer deutlicher hervortraten, und so werde ich es immer sein, bis der Sieg errungen ist, zu dem Sie und die Jugend des Vaterlandes treu mithelfen müssen, damit das köstlichste Gut Ihnen erhalten bleibe, die Freiheit des Geistes und des Wortes, ohne welche keine andere Freiheit auf Erden sein kann."

Darauf erklärte Böckh:

„In der Staats- und gelehrten Zeitung des Hamburger Unpartheiischen Correspondenten vom 4. Dezember 1844 ist der Inhalt einer von mir an Studirende gehaltenen Anrede so angegeben, wie ich ihn nicht anerkennen kann. Dem Sinne und, wie ich mich erinnere, mehrentheils auch den Worten nach habe ich gesagt: „Der Ausdruck der Liebe, welcher einem Lehrer von den ihm näher stehenden Zuhörern gebracht werde, gelte theils seiner Lehre theils seiner Gesinnung. Ich hätte meine Thätigkeit den Alterthumsstudien gewidmet, welche allen Anfeindungen zum Trotz die ewige Grundlage einer freieren Bildung bleiben würden, wie sie es zur Zeit der Reformation gewesen, weil sie der Jugend die wahre Humanität einpflanzten; achteten mich also meine Zuhörer wegen meiner Lehre, so verdankte ich das der Vortrefflichkeit dieser Studien. Was meine Gesinnung betreffe, so hätte ich immer dieselbe gehabt; meine Gesinnung wurzle aber in der Freiheit des Geistes, welche zugleich das Princip der Bildung der akademischen Jugend sei und deren heiligstes Palladium. Ich setzte voraus, dafs in den Studirenden noch die ächte akademische Freiheit des Geistes fortlebe; ja sie scheine ächter zu sein als in den Zeiten meiner Jugend, weil sie von vielen Schlacken gereinigt sei, die ihr früher anhingen, und eine edlere und würdigere Grundlage habe, welche ihren Trägern um so mehr zur Ehre gereiche, je offener und widerwärtiger häufig sich entgegengesetzte Richtungen kund thäten; und diese akademische Freiheit werde, wie man sicher sein könne, nie verloren gehen."

Was in jenem Artikel hiermit nicht übereinstimmt, mufs ich als mir fremd ernstlich von mir ablehnen; namentlich stehen die prahlenden und auf meinen Wirkungskreis in keiner Beziehung passenden Ausdrücke, welche mir in dem genannten Artikel beigelegt sind, sowie die mir untergelegte Provocation der akademischen Jugend mit meinem Charakter in völligem Widerspruch. Ist in jenem Artikel die Rede von letztjährigen Versuchen, die Freiheit des Geistes zu beschränken, so habe ich von solchen überhaupt nicht gesprochen, wohl aber habe ich in meinen letzten, bei der Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs in den Jahren 1842 und 1843 vor der Universität gehaltenen Reden aus eigenem Antriebe öffentlich ausgesprochen, dafs unter der erleuchteten Regierung Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelms IV., des edelsten Beschützers der Wissenschaften und Künste, in unserm Vaterlande weniger als je für die Freiheit des Geistes und der Wissenschaften irgend etwas zu besorgen sei, und hiermit steht im innigsten Zusammenhange, was ich eben erst vor zwei Monaten in der vor der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Ein-

leitungsrede von Sr. Majestät des Königs erhabenen Grundsätzen in Bezug auf die Wissenschaften „aus voller Überzeugung, Erfahrung und Anschauung" ausgesprochen habe. Diese gedruckten Schriften entheben mich jeder ausführlicheren Erklärung über die vorliegende Sache.

Berlin, den 17. Dezember 1844. Aug. Böckh.

Diese Erklärung Böckhs wurde im Hamburger Korrespondenten veröffentlicht[1]), und der König, mit welchem inzwischen Humboldt über die Sache gesprochen hatte, erklärte in einem an Böckh gerichteten gnädigen Handschreiben[2]) sich dadurch für befriedigt und lud ihn bald darauf zur Tafel ein. Das Aufsehen, welches die Sache erregt hatte, ging nach der für Böckh günstigen Erledigung so weit, dafs die Zeitungen ein schon früher verbreitetes Gerücht aufs neue verkündigten, er werde an Eichhorns Stelle Unterrichtsminister werden, und diesem werde nur die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten verbleiben.[3]) Böckh verhielt sich solchen Gerüchten gegenüber durchaus ablehnend; um so mehr aber war er entschlossen, seine Pflicht als Dekan der philosophischen Fakultät zu erfüllen, als es sich bald nachher darum handelte, eine wesentliche Änderung des gesamten Universitätsunterrichts einzuführen.

Eichhorn hatte durch eine Verfügung vom 17. April 1844 bestimmt, dafs mit den Vorlesungen „konversatorische Übungen" verbunden werden sollten, wobei es auf „Verdeutlichung und Durchdringung der vorgetragenen Wissenschaft" ankomme. Eine zweite Verfügung vom 27. Februar 1845 bestimmte, dafs diese Übungen in einer „fortlaufenden, während des Semesters in gewissen Zeitabschnitten wiederkehrenden Verbindung" mit den zusammenhängenden Vorträgen stehen sollten, „um einerseits den Docenten die Überzeugung zu gewähren, dafs der wesentliche Inhalt der Vorlesung von den Zuhörern richtig gefafst worden sei, und ihnen Gelegenheit zur Nachhilfe zu geben, andererseits das Interesse der Zuhörer zu erhalten". Den Studenten, welche sich regelmäfsig daran beteiligen würden, sollte eine öffentliche Anerkennung durch eine Prämie, oder Verkündigung

1) Dezember 1844, Nr. 303. 2) Im Nachlasse vorhanden.

3) Hamb. Korrespondent 1845, Nr. 9. Böckh schrieb am 22. Januar 1845 an seinen Bruder, den badischen Minister: „Ich könnte ein glücklicher Mensch sein, wenn ich keine Reden zu halten brauchte; diese bringen mich in das beständige Geschrei der Zeitungen, die ich zwar gewöhnlich nicht lese, von denen ich aber doch höre. Zu des Königs Geburtstag im Oktober habe ich die unschuldigste Rede von der Welt gehalten; diese hat der hiesigen Litterarischen Zeitung und dem Rheinischen Beobachter Anlafs gegeben, gegen mich zu Felde zu ziehen, und da diese beiden Blätter für die Organe des Ministeriums Eichhorn gelten, ist daraus ein Aufsehn entstanden und ein grofses Geklatsch durch alle Zeitungen, zumal da die Sache mit der unsinnigen, immer noch fortdauernden Fabel zusammentraf, dafs ich Minister des Unterrichts werden sollte. Ich habe mich neulich in einer Unterredung mit Eichhorn darüber ausgesprochen und ihm unter anderem darüber gesagt, dazu würde ich wie der Esel zum Lautenschlagen passen."

ihrer Namen bei feierlichen Gelegenheiten, oder Vermerk im Abgangszeugnis zu teil werden. Die Fakultät war der Meinung, durch eine solche Einrichtung werde der Universitätsunterricht herabgezogen; wohl sei mündlicher Verkehr zwischen Professoren und Studenten nützlich und wünschenswert, aber dazu seien die schon bestehenden Seminarübungen das geeignete Mittel. In einer von Böckh entworfenen Vorstellung[1]) äufserte sie sich ablehnend, und da auch von

1) Aus dem im Nachlafs erhaltenen Schriftstücke sind folgende Sätze hervorzuheben: „Der zusammenhängende Vortrag des Universitätslehrers, welcher allmählich in die Anschauung eines grofsen Ganzen einführt, nöthigt zu einem umfassenden zusammenhängenden Nachdenken. Ein solcher Vortrag besitzt eine stille bildende Kraft, die man vergebens in Fragen und Antworten sucht, und ist gerade darum wirksam, weil er eine geistige Zumuthung ist. Durch die Geistesarbeit, die der Vortrag von ihm fordert, wird der Studirende in sich reif und lernt zunächst in der Auffassung seinen eigenen Gang gehen. Der Unterricht in der Form von Fragen und Antworten ist die niedrigste, dem Universitätsunterricht nicht angemessene Stufe. Will man dennoch Conversatorien mit zusammenhängenden Vorlesungen verbinden, in welchem Falle sie grofsentheils in Examinatorien und Repetitorien umschlagen werden, so werden sie, zumal bei grofser Zuhörerzahl, soviel Zeit in Anspruch nehmen, dafs sie kaum ausführbar sind; ja sie werden bei einem zahlreichen Auditorium völlig illusorisch sein... Es ist allerdings nicht zu verkennen, dafs durch solche Einschulung ein und der andere minder begabte Studirende für gewisse Fächer und Lebenszwecke besser könne zugerichtet werden, als durch blofses Hören von Vorlesungen. Aber während nach der bisherigen Universitätssitte die Jahre des akademischen Studiums eine dem Berufsleben vorausgehende Zeit freier Selbstbestimmung waren, welche durch das, was sie erzeugt und fördert, den Nachtheil bedeutend überwiegt, den die freiere Bewegung des Studirenden leicht mit sich bringt, würde jene Einschulung durch Repetitorien und Examinatorien diesen anerkannten Hauptvortheil der akademischen Studien grofsentheils vernichten, wenn sie allgemein würde. Dagegen sind solche Übungen erspriefslich, welche nicht Anhängsel von Vorlesungen sind, sondern in einem besonderen Gegenstande, z. B. einem schwierigen Schriftsteller oder in schriftlichen Aufsätzen der Studirenden aus dem Gebiet ihrer Privatstudien einen eigenen Mittelpunkt haben. Jene Conversatorien bilden nur eine Nachhülfe für den Mittelschlag der Köpfe: zu den selbständigen hingegen werden sich die talentvollen oder von ächtem wissenschaftlichem Interesse getriebenen zusammenfinden. Während jene sich ins Populäre verlaufen werden, halten die letzteren eine gröfsere wissenschaftliche Höhe und bilden Männer für die Pflege der Wissenschaft...

Es zieht die Universität herunter, wenn für eine Weise des Fleifses, welche dem eigenen Antrieb und Bedürfnifs zu überlassen ist, Hebel des Ehrgeizes in Bewegung gesetzt werden, und insbesondere die Nennung der Namen derjenigen, welche an den fraglichen Conversatorien besonders theilgenommen hätten, widerspricht so sehr der Sitte der Universitäten, erinnert so sehr an Schulakte, dafs Jünglinge von Geist in derselben eher eine Herabsetzung durch schülerhafte Behandlung als eine Ehre finden dürften, und die davon betroffenen dem schlagfertigen Spotte ihrer Commilitonen preisgegeben sein würden. So werden denn durch Mittel dieser Art nur die schlechteren zur Theilnahme an jenen Übungen angelockt werden, die besseren aber diese Motive zu conversatorischem Fleifse als unlautere und unwürdige ansehen und das ganze Institut dieser Conversatorien als ein unfreies betrachten."

anderen Universitäten ablehnende Antworten eingingen[1]), gab der Minister die beabsichtigte Reform auf; die Universitäten behielten ihre bisherige Lehrfreiheit. Eichhorn wurde in der nächsten Zeit durch die kirchlichen Verhältnisse, zumal durch die Vorbereitung der 1846 zusammentretenden Generalsynode der evangelischen Landeskirche, sehr in Anspruch genommen. Der ergebnislose Ausgang dieser Generalsynode[2]) war ein neuer Beweis von dem tiefgehenden Gegensatz der Parteien; einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, die von dem König beabsichtigte selbständige Verfassung der evangelischen Landeskirche Preufsens in solcher Weise ins Leben zu rufen, dafs die einander entgegengesetzten Richtungen sich wieder zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden konnten.

Böckh konnte damals nur mit Sorge in die Zukunft sehen; wo war ein Ende des Streites auf kirchlichem wie auf politischem Gebiet? Seine Rede am 15. Oktober 1845 beschränkte sich darauf, gegenüber den streitenden Parteien die wohlwollende Gesinnung des Königs als wertvollstes Unterpfand für das Gedeihen des Staates zu preisen.[3]) Im folgenden Jahre erhob er sich wiederum zu einer ernsten Verteidigung der Wissenschaft gegen die beiden nicht neuen, aber immer wieder hervortretenden Forderungen, sie solle dem praktischen Leben dienen und die von dem christlichen Glauben gezogenen Grenzen nicht überschreiten. Beide Forderungen, sagte er, richten sich namentlich gegen die Altertumsstudien[4]) und die Philosophie, die Studien, auf denen alle edle Bildung beruht; sie können nicht blühen, wenn sie nicht ihre Ziele und Wege aus sich selbst heraus bestimmen dürfen. Besonders wandte er sich gegen die neuerdings aufgestellte Behauptung, dafs die Philosophie eine Dienerin der Theologie sei. Man setzt ihr die Autorität des Positiven entgegen, welche notwendig ist, um das bürgerliche Leben in Ordnung zu halten und das Anerkannte zu schützen; aber es ist irrig zu meinen, dafs ihr Wesen die Negation sei, vielmehr steht der positiven Satzung die Natur der Dinge selbst gegenüber; diese zu erforschen ist die

---

1) Vgl. über die Bonner Universität Springer, Dahlmann 2, 181. Ribbeck, F. W. Ritschl 2, 144 f.

2) Treitschke, Deutsche Gesch. 5, 308.

3) Kl. Schriften 1, 318: In hoc motu ut non infructuoso ita incommodo, in hac distractione partium dissona et turbulenta quota quaeque res est, in qua consentiant plurimi?... Sed in tantis tamen discidiis una suppetit res maxima, spes et ancora salutis publicae, in qua consentiunt universi, amorem dico Principis optimi, cuius veneratio hodie huc vos advocavit.

4) Ebd. 328: Antiquae quidem litterae et iis invisae sunt, qui omnem scientiam ac studia scientiae ad vulgarem utilitatem referunt, et iis qui eruditionem finibus Christianae fidei contineri volunt: neutros tamen iudico calumniandis illis studiis suae rei, nedum probae generis humani educationi prudenter consulere.

Aufgabe der Philosophie. Sie kann auf die Prüfung des Positiven nicht verzichten; unter ihrer Einwirkung verwandeln und veredeln sich allmählich, wie die Geschichte lehrt, die Satzungen in Staat und Kirche; das Ziel ist die Ausgleichung zwischen Satzung und Erkenntnis.[1]) Wenn gerade auf dem Gebiet der Religion, die den Frieden auf Erden verbreiten soll, noch viel Zwiespalt herrscht, so erinnert der Redner am Schlufs an das Beispiel eines vor kurzem verstorbenen Amtsgenossen (Marheineke), der stets um die Ausgleichung bemüht war, und ermahnt dazu, Ehrgeiz und Leidenschaft von den wissenschaftlichen Bestrebungen fern zu halten; das entspreche dem edlen Sinne des Königs. Solche Worte aus dem Munde des damaligen Rektors der Universität mufsten beruhigend und erhebend wirken; er stimmte nicht ein in den Eifer der streitenden Gegner; er wahrte die Würde und die Pflicht der Wissenschaft, ohne behaupten zu wollen, dafs sie schon im Besitz der unfehlbaren Wahrheit sei.

Wie leicht in dieser gespannten Zeit ein Redner seinen Zweck verfehlen konnte, zeigte sich bei der Rede, welche Fr. v. Raumer am 28. Januar 1847 in der Akademie hielt.[2]) Er sprach über Friedrichs d. Gr. religiöse Duldsamkeit und stellte sie in Gegensatz zu der neuerdings herrschenden Geistesrichtung; dabei entstand ein Lachen unter den Zuhörern, die seinen Freimut zu schätzen wufsten. Friedrich Wilhelm IV., der persönlich zugegen war, äufserte nach beendigter Feier seinen Unwillen darüber, dafs man hier lachen höre über Dinge, die zum Weinen wären, und erklärte, er werde die Festsitzungen der Akademie nicht wieder besuchen. Die Mitglieder der Akademie erkannten sofort, dafs hier ein Verstofs vorgekommen sei, der wieder gut gemacht werden müsse, und richteten ein von Böckh verfafstes Entschuldigungsschreiben an den König, worin sie ihre Überzeugung aussprachen, dafs der Redner nicht aus sträflicher Absicht, sondern nur durch unvorsichtige Wahl des Gegenstandes und der Ausdrücke gefehlt habe und gewifs jede Zurechtweisung ohne Widerrede hinnehmen werde. Der König war dadurch befriedigt; das Schreiben aber wurde bald darauf im Rheinischen Beobachter, einer dem Ministerium Eichhorn nahestehenden Zeitung, veröffentlicht; es erhoben sich tadelnde Stimmen darüber, dafs es zu unterthänig gefafst sei[3]), und Raumer fühlte sich durch die öffentliche Besprechung einer Sache, die doch in öffentlicher Sitzung geschehen war, verletzt. Er erklärte seinen Austritt aus der Akademie, den Böckh gerade hatte

1) S. 333: Quamquam aliae nationes praecurrunt, aliae relinquuntur, tamen humanum genus universum videtur eo tendere, ut magis magisque obsolescat antiquus ille positionis et naturae sive rationis dissensus.

2) Vgl. die Darstellung bei Harnack, Gesch. der Akademie 1, 2, 930ff.

3) Die das Schreiben an den König rechtfertigende Denkschrift Böckhs ist bei Harnack 2, 551—557 abgedruckt.

verhindern wollen, und gewann dadurch Ansehen bei der liberalen Partei, während Böckh und die Akademie für einige Zeit in Mifsgunst gerieten. Aber es stand der Akademie nicht zu, in Streitfragen des öffentlichen Lebens Partei zu nehmen; sie war durch ihr wissenschaftliches Wirken darauf angewiesen, sich das Vertrauen des Königs und der Regierung zu erhalten. Nach einiger Zeit wurde auch das gnädige Antwortschreiben des Königs veröffentlicht[1]); damit war die Sache beigelegt. Das herzliche Freundschaftsverhältnis zwischen Raumer und Böckh wurde durch diesen unliebsamen Vorfall kaum vorübergehend gestört; ein litterarisches Denkmal desselben sind die 1851 von Raumer veröffentlichten „Antiquarischen Briefe“[2]), worin fünf Briefe Böckhs enthalten sind, die über Fragen aus der Altertumswissenschaft gründliche Auskunft in anmutiger Form geben.[3]) Beschwichtigend wirkte Böckh in dieser Zeit auch auf seinen Freund Meier in Halle[4]), der wegen freimütiger Äufserungen in einer Universitätsrede in Anklagestand versetzt war und sich nicht abhalten liefs, seinen Prozefs durch die Instanzen zu führen.

Das Jahr 1847 brachte durch die Berufung des Vereinigten Landtags dem preufsischen Staate einen bemerkenswerten, doch wiederum mit Parteikämpfen verbundenen Fortschritt seiner inneren Entwickelung. Böckh redete am 15. Oktober „De reipublicae motu“; er gab einen Überblick über die Verfassungsentwickelung der Staaten des Altertums, legte die Vorzüge einer aus den drei Hauptformen gemischten Verfassung dar und hob hervor, wie der preufsische Staat in heilsame innere Bewegung gekommen sei durch Einführung öffentlicher Verhandlungen unter der Obhut eines über den Parteien stehenden Königtums.[5]) Die von vielen gehegte Hoffnung auf friedliche Weiterentwickelung ging leider nicht in Erfüllung; das Jahr 1848 brachte gewaltsame Erschütterung und schwere Gefahr. Allerdings verschwand nun das Ministerium Eichhorn und die oft lästig empfundene Censur der Bücher und Zeitschriften; aber es trat auch arger Mifsbrauch der plötzlich gewährten politischen Freiheit ein. Es mufste sich entscheiden, ob Preufsens Staat und Volk zu höherer Entwickelung reif sei oder dem Untergang zueile, wie einst so manche blühende Staaten des Altertums.

---

1) Varnhagen v. Ense, Tagebücher 4, 49.

2) Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, Fr. v. Raumer und H. Ritter, herausgegeben von Fr. v. Raumer, Berlin 1851.

3) Wiedergedruckt in Böckhs Kleinen Schriften 7, 582—615.

4) Briefe an Meier 27. Januar und 1. November 1846, 18. April 1847, 20. Februar 1848.

5) Kl. Schriften 1, 348: Quod in patriarchico regno religione aliqua principi tributum est, ut divino iure regnare videretur, id in optima civitatis forma recta ratione eatenus retinetur, ut regia maiestas supra partium certamina quaelibet collocata neminique obnoxia et sacrosancta sit.

14. Anteil am politischen Leben der Jahre 1848—1857.

Die Märzkämpfe in Berlin brachten erschreckende Ereignisse; doch gelang es, die Volksbewegung wieder zu beruhigen. Der König hatte die Berufung einer gewählten Volksvertretung zugestanden; aber während diese beriet, entwickelte sich ein Zustand der Unsicherheit, der erst gegen Ende des Jahres sich besserte, als eine gröſsere Truppenmacht in die Stadt einzog und der Entwurf einer schriftlichen Verfassung vom Könige verkündet wurde. Die Universität wurde durch die besonnene Haltung ihrer Professoren vor stürmischem Anteil an der Volksbewegung, wie er in Wien sich zeigte, bewahrt. Als am 20. März die Studenten sich bewaffneten, um im Anschluſs an die Bürgerwehr die Ordnung aufrecht zu halten, war Böckh im Universitätsgebäude erschienen, um seine Vorlesung zu halten; er wurde als Prorektor aufgefordert, sich der Bewegung anzunehmen, und zog mit etwa 150 noch unbewaffneten über die Straſse, um das Palais des Prinzen von Preuſsen zu schützen.[1]) Er fand es schon durch Besatzung gesichert, kehrte wieder um und leitete die Bewaffnung und Einteilung der Studenten, zog auch abends mit auf die Wache. An den folgenden Tagen hielt er sich mehr zurück, da jüngere Amtsgenossen die Führung übernahmen; sobald es möglich war, begann er wieder Vorlesungen zu halten. Inzwischen hatte die Wahlbewegung, damals etwas ganz Neues, die Bürger Berlins stark in Anspruch genommen; Böckh wurde zum Wahlmann erwählt und hielt dreimal Ansprachen an die Wahlmänner seines Bezirks, um eine gemäſsigte Wahl für das Frankfurter Parlament zu Stande zu bringen, was denn auch gelang. Im übrigen zog er sich in seine Studien zurück und brachte die Tributlisten des attischen Reiches in Ordnung. Unter dem Ministerium Auerswald, welches am 25. Juni berufen wurde, erging an ihn die Aufforderung, das Amt des Kultusministers zu übernehmen[2]); er lehnte ab, weil er sich dazu nicht berufen fühlte, und der bisherige Direktor im Kultusministerium, v. Ladenberg, wurde

1) Dies und das Folgende nach Briefen an den Bruder Fritz und an Meier.

2) Brief an den Bruder, 5. Okt. 1848: „Während des Ministeriums Auerswald kam ein Bruder eines Ministers zu mir und verlangte, ich solle mich gegen ihn erklären, ob ich das Unterrichtsministerium annehmen wolle; er gab mir auch fünf Tage Bedenkzeit. Ich dachte, wenn mich das Ministerium Auerswald zum Minister haben wollte, so könnte es mich durch einen andern fragen lassen als durch diesen Boten, und gab am ersten und am fünften Tage wieder den Bescheid, daſs ich dazu keine Lust hätte. Ich traute dem Boten nicht, sondern glaubte, er wolle etwa erst anzetteln, daſs ich Minister würde;

ernannt. Um so rühriger war Böckh für das Wohl der Universität. Von Jena aus erging der Ruf an die Professoren der deutschen Hochschulen, Abgesandte zur Beratung von Reformen dorthin zu entsenden; er aber war der Meinung, dafs die stürmische Zeit für Herbeiführung wirklicher Verbesserungen nicht geeignet sei, und setzte durch, dafs die Berliner Universität die Einladung ablehnte, mit Hinweis auf die vom preufsischen Ministerium für das preufsische Hochschulwesen in Aussicht gestellten Beratungen; diesem Beispiel der Zurückhaltung folgten dann auch die übrigen preufsischen Universitäten.[1])

Am 15. Oktober 1848 hielt Böckh die Festrede zum ersten Mal in deutscher Sprache[2]), einem Beschlufs des akademischen Senats ent-

---

und hätte ich auch eine officiellere Sendung bekommen, so würde ich freilich ebenso geantwortet haben. Ich habe mich um die ganze Sache nicht mehr bekümmert; erst letzten Montag hörte ich nur von Humboldt, dafs ich wirklich das Ministerium hätte erhalten sollen. Es ist mir sehr lieb, dafs dieser Antrag mir durch einen Unterhändler gemacht wurde, gegen den ich sehr leicht ablehnen konnte; abgelehnt hätte ich ihn freilich auch gegen jeden andern, einmal weil ich unter den gegenwärtigen Umständen nicht dazu passe, und sodann weil ich voraussah, dafs das Ministerium sich nicht halten würde." Vgl. Humboldts Brief vom 15. Juni 1850.

1) Brief Böckhs an Creuzer, 24. August 1849: „Ihr gütiger Brief vom 15. August, verehrter Freund, ist mir sehr erfreulich gewesen, da er mir zweierlei angenehmes brachte, erstlich die Gewifsheit, dafs Sie die Zeit der Wirren glücklich überwunden haben, zweitens dafs Ihnen die Ernennung zum Ritter des Ordens pour le mérite zur Befriedigung gereicht hat. Dafs Sie nach Frankfurt geflüchtet waren, war mir ganz neu; ich wünsche Ihnen Glück zur Rückkehr und dazu, dafs Sie Haus und Habe doch noch in gutem Stande wiedergefunden haben. Ich habe mich im Vertrauen auf die günstige Lage meiner Wohnung in einem Viertel, dessen Besetzung durch die Truppen ich im Falle eines Conflicts sicher erwarten konnte, niemals von der Stelle bewegt; doch hatten wir zweimal das Werthvollste zusammengebündelt, um damit zum Thore hinauswandern zu können, wenn es erforderlich wäre, denn ich wohne sehr nahe am Brandenburger Thore, und einmal hatte ich meine Tochter zu Bekannten in den Thiergarten gebracht, weil ein Hauptstreich der Demokraten erwartet wurde; es ging aber gut vorüber. Fast die ganze Zeit unserer Revolution hindurch habe ich fleifsig studirt und dadurch die neue Ausgabe meiner Athenischen Staatshaushaltung zu Stande gebracht, deren Druck jetzt begonnen hat. Den zweiten Tag nach dem 18. März bin ich auf die Wache gezogen, nachher wurde ich krank und nahm wenig Antheil an diesem Dienste. Bei den Wahlen habe ich nur das nöthigste gethan. Bei der Universität war ich thätiger, um den beabsichtigten sogenannten Reformen entgegenzuarbeiten, die nur Verschlechterungen sind; ich rechne es mir zum Verdienst an, die Beschickung des Jenaer Congresses hintertrieben zu haben, nicht weil ich borussisch wäre, denn ich bin vielmehr sehr deutsch gesinnt, sondern weil alle diese Wichtigthuerei zu nichts führt, und weil wir erst unser eigen Haus zu bestellen haben, ehe man das gemeinsame Universitätswesen betreiben könnte."

2) Kl. Schriften 2, 18—33. Schon am 3. August 1847 hatte er zum Gedächtnis Friedrich Wilhelms III. deutsch geredet (ebd. S. 1—17), aber am 15. Oktober 1847 wiederum lateinisch (s. o. S. 120); die Festreden in der Akademie wurden schon seit Friedrich Wilhelms II. Zeit deutsch gehalten.

sprechend, der seitdem in Geltung geblieben ist. Er beklagte die an so vielen Orten Europas entstandenen „Kämpfe, Spaltungen und Zerwürfnisse, die eine tiefe und kaum mehr auszufüllende Kluft gesprengt haben zwischen Fürsten und Völkern, welche früher durch ein wechselseitiges Band der Pietät verbunden waren oder verbunden schienen“. Er redete unter der Voraussetzung, daſs in den Herzen seiner Zuhörer die Pietät noch nicht erloschen sei „und daſs die Freunde, Lehrer und Jünger der Wissenschaft, welcher Farbe auch jeder einzelne angehören mag, der Besonnenheit nicht entbehren“, von der im Verfassungsstaate besonders zu erwartenden Pflege der Wissenschaft und des Unterrichts, hinweisend auf die Blüte Athens zur Zeit der gemäſsigten Demokratie und nachdrücklich warnend vor der Ochlokratie, „wo das Geistige vom Sinnlichen, das Ideale vom Irdischen unterdrückt wird“. Die Rede war getragen von der Zuversicht, daſs der preuſsische Staat, nach Überwindung der inneren Erschütterung, als Verfassungsstaat sich zu schöner Blüte erheben werde; sie schloſs mit den Worten: „Werden in der allgemeinen Verwirrung der Gedanken Weisheit, Mäſsigung und Eintracht uns das neue Gut zu wahren im Stande sein, so gehen wir einer heiteren Zukunft mit dem angestammten Fürsten entgegen. Gott erhalte den König und sein Haus!“

Im September 1849 fanden die Beratungen der preuſsischen Universitätskonferenz in Berlin statt. Böckh wirkte mit Nachdruck dafür, daſs bewährte Einrichtungen beibehalten wurden, namentlich die Bedingung des Reifezeugnisses von einem Gymnasium für die vollgiltige Immatrikulation.[1]) Das Amt eines Kurators, welches Böckh für überflüssig erklärte, wurde im Ministerium doch für notwendig erachtet.[2]) Das damals in Vorbereitung begriffene Unterrichtsgesetz kam nicht zur Ausführung; die Beschlüsse der Konferenz blieben aber doch im wesentlichen maſsgebend für die fernere Behandlung der Universitätsangelegenheiten. Böckhs Rede am 15. Oktober dieses Jahres hob die Bedeutung des nunmehr in Preuſsen eingeführten verfassungsmäſsigen Königtums[3]) hervor: „Unstreitig hat unserem Staate die absolute Monarchie in vollem Maſse die Einheit und Stetigkeit gegeben, durch welche das Königthum den Völkern zuträglich ist; es wäre mehr Verlust als Gewinn, wenn die neue Umwandlung das Königtum untauglich machte, das zu wirken, wozu es vorzüglich berufen scheint. Aber so ist es nicht! Weit entfernt, daſs ein durch weise Gesetze gemäſsigtes und beschränktes Königthum die Einheit und Festigkeit des Staates zu erhalten minder fähig wäre, erhält es sie vielmehr auf eine edlere Weise als ein

1) Der gedruckte Bericht über die Universitätskonferenz von 1849 ist von Joh. Schulze, Böckh und Lachmann gemeinschaftlich redigiert; Angaben daraus s. bei Hertz, K. Lachmann S. 77, und Varrentrapp, Joh. Schulze S. 539 ff.

2) Varrentrapp S. 541. 3) Kl. Schriften 2, 37.

unumschränktes." Er knüpfte daran die Hoffnung, dafs nun auch die politische Einigung Deutschlands gelingen werde, trotz Verschiedenheit der Mundarten, der Sitten, der religiösen Bekenntnisse, damit Deutschland nicht, wie einst Hellas, der Unterdrückung durch fremde Mächte anheimfalle: „mögen die Lehren der Geschichte endlich einmal nicht überhört werden!"[1]) Aber im folgenden Jahre mufste er klagen[2]): „Fort und fort sind dem edlen Werke so grofse Schwierigkeiten und Hemmnisse in den Weg gelegt worden, dafs vielen zu Deutschlands tiefster Erniedrigung, mit Scham und Betrübnifs, alle unsere Hoffnungen zu Grabe getragen scheinen. Doch verzweifeln wir noch nicht, dafs ein neuer Wechsel, und dieser aus dem Schlimmen zum Guten, das Vaterland wieder erheben werde." Die Rede erörterte dann, mit Beziehung auf die Verhandlungen der Universitätskonferenz, die Schwierigkeiten, welche sich der Durchführung des Grundsatzes „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei" entgegenstellen.

Die folgenden Jahre waren für alle Vaterlandsfreunde, die an dem Ideal eines einigen und freien Deutschlands festhielten, eine Zeit entsagungsvollen Wartens. Österreichs hergestellte Macht hemmte, wie in der Zeit nach 1815, jeden Schritt zur Einigung, und in Preufsen erstarkte der Einflufs der strengkirchlichen Partei so sehr, dafs freiere Regungen noch mehr als früher unterdrückt wurden und das Weiterbestehen der neugegründeten Verfassung gefährdet erschien. Es gehörte Mut und Kraft dazu, den Glauben an eine bessere Zukunft zu bewahren und ferner im Kampfe zu stehen für die Erhaltung der höchsten geistigen Güter.[3]) Böckh besafs diesen Mut und schöpfte die Kraft, vom Alter ungebeugt, aus der Fülle lebendiger Wissenschaft; sein Verhalten wirkte ermutigend auf viele jüngere. In der Rede vom 15. Oktober 1852 erörterte er das Walten der göttlichen Vorsehung im Gange der Weltgeschichte, besonders in den Staatenbildungen, citierte die trostvollen Worte des Demosthenes[4]) vom

1) Ebd. 48. Die schon erfolgte Ablehnung der Kaiserwürde ist in der Rede nicht erwähnt, wohl aber das siegreiche Vordringen preufsischer Truppen „bis an die äufsersten Marken Germaniens". In dem oben angeführten Briefe an Creuzer schreibt Böckh weiter: „Sie fragen, ob ich eine Ferienreise machen werde. Nach Baden zu reisen habe ich keine Lust; in ein verstimmtes und verwirrtes Land reise ich nicht gern. Aus Liebe zum König und für Deutschland hatte ich gewünscht, er möge die Kaiserkrone annehmen; mehr Verwirrung als durch Ablehnung würde dadurch nicht entstanden sein, und ich glaube, die Demokratie hätte nach der Annahme (mit Vorbehalten) ebenso kräftig unterdrückt werden können. Ich denke, dann würde in Baden kein solcher Ausbruch erfolgt sein; doch mag ich irren." 2) Kl. Schriften 2, 52.

3) Ein Zeichen der verbitterten Stimmung, die damals manches edle Gemüt beherrschte, ist Uhlands Ablehnung der Wahl zum Ritter des Ordens pour le mérite; s. Humboldts Brief an Böckh, 5. Dezember 1853. Böckh hatte ihn vorgeschlagen, Humboldt den Vorschlag unterstützt, der König ihn genehmigt.

4) Rede vom Kranze 253—255, S. 311 f. Böckh, Kl. Schriften 2, 69.

athenischen Staate, der edle Entschliefsungen gefafst habe und, trotzdem er einen Stofs erlitten, besser davon gekommen sei als die meisten anderen Hellenen, und sagte am Schlufs: „Sie werden mit mir des Glaubens und der Überzeugung leben, dafs dieses Land und Reich eine erhabene und weltgeschichtliche Bestimmung erhalten, und nicht der Zufall diesem Volke dieses Herrscherhaus der Hohenzollern zugeloost, sondern die Vorsehung es ihm zugetheilt habe, damit es in der Gegenwart und Zukunft durch grofse Tugenden die geschichtliche Aufgabe löse, die nach den Thaten und Geschicken einer grofsen Vergangenheit wir als die Aufgabe dieses Landes und Reiches erkennen.“ Gegenüber der im inneren Staatsleben herrschenden Reaktion behandelte er am 15. Oktober 1853 nochmals das schwerwiegende Thema der lateinischen Rede von 1846, das Verhältnis der Wissenschaft zum praktischen Leben und zu den positiven Satzungen. Er warnte davor, leichtsinnig und übermütig an dem Positiven zu rütteln, betonte die Achtung und Ehrfurcht, die den religiösen Satzungen gebühre[1]), wahrte aber der Wissenschaft das Recht, neben der Erklärung des Positiven auch selbständig die Wahrheit zu erforschen: „Gehen die Satzung und das freie Erkennen noch nicht immer mit einander, so ist dies zeitweilig als eine menschliche Unvollkommenheit zu ertragen, bis sie bei weiterer Entwickelung, wie zu hoffen, in der Einheit aufgehen werden, da der Inhalt beider nicht nothwendig verschieden ist: beider Anfang und Ende ist Gott und das Gute! Dagegen geschieht der Wissenschaft ein wesentlicher Eintrag, wenn ihr Kategorien aufgedrungen werden, welche dem Positiven entnommen sind“: es giebt keine besondere monarchische oder republikanische, protestantische oder katholische Wissenschaft; „selbst ihre Verschiedenheit nach dem Volksthümlichen und den allgemeinsten religiösen Unterschieden ist eine Unvollkommenheit, denn die Wahrheit kann nur Eine sein“. Über das Verhalten des Staates zur Wissenschaft sagte er[2]): „Ist der Staat die Verwirklichung des gesammten Guten durch die menschliche Thätigkeit, zu welchem Guten auch das Erkennen gehört, so verhält er sich auch zu dem Erkennen nicht gleichgültig, sondern setzt es selber in sich ein. Es folgt jedoch daraus nicht, dafs er dadurch dessen Freiheit und Selbstbestimmung aufhebe; vielmehr, höbe er diese mittelst seiner Einsetzung auf, so höbe er das Erkennen selber auf, während er es einsetzen will. Er mufs es also als ein freies in sich aufnehmen, wie er in den von ihm umschlossenen religiösen Gemeinschaften die Freiheit der Gewissen anerkennt. So, denke ich, hat unser Staat die Wissenschaft in sich eingesetzt. Die Freiheit der Wissenschaft wie der Gewissen ist ein Hauptgrundsatz dieses Staates, ein Grundsatz, welchen Friedrich der

1) Kl. Schriften 2, 92. 2) 2, 96.

Grofse, der, wie man ihn auch herabziehen mag, stets Preufsens Heros bleiben wird, mit der unvertilgbaren Schrift des Geistes tief in das Herz des Staates eingegraben hat.“ Die ganze Rede ist ein Zeugnis hoher und freier Gesinnung, würdig des in langjähriger Geistesarbeit erprobten Sprechers der Universität. Die Hörer fafsten sie auf als kraftvolle Entgegnung auf Stahls damals von vielen nachgesprochenes Wort, die Wissenschaft müsse umkehren.[1]) Mifsgunst der vorgesetzten Behörde hatte Böckh in dieser Zeit nicht so wie früher unter Eichhorn zu befürchten; der Kultusminister Karl v. Raumer, seit Dezember 1850 Ladenbergs Nachfolger, war zwar auch von kirchlichem Eifer erfüllt, aber in seinem Verfahren vorsichtiger als Eichhorn[2]) und den Altertumsstudien besonders zugethan; Joh. Schulze, unter Eichhorn etwas zurückgesetzt, stand nun wieder in vollem Ansehn, bis er zu Ende des Jahres 1858 wegen vorgerückten Alters sein einflufsreiches Amt niederlegte.

Böckhs Reden aus den Jahren 1854—56 sind ebenfalls von hohen Gedanken erfüllt, doch ohne hervorstechende Beziehung zur Gegenwart. So wenig er im Privatleben seine Abneigung gegen die herrschende Reaktion verhehlte, in seinem öffentlichen Auftreten bewahrte er die Mäfsigung des über die Verwirrungen der nächstliegenden Zeit hinausblickenden Philosophen. Als im Herbst 1857 Friedrich Wilhelm IV. erkrankt war, sprach er „in dieser Zeit der Besorgnifs um ein theures Königshaupt“ von dem „unschätzbaren Werth des Königthums für Staat und Menschheit“, auch die Gefahren des Socialismus und Kommunismus in den Kreis dieser Betrachtung hereinziehend. Was Aristoteles der zum Kommunismus hinneigenden Staatsweisheit Platons entgegensetzte, der Staat solle nicht eine Homophonie aus gleichen Tönen sein, sondern eine Symphonie aus verschiedenen[3]), das gilt auch von der Neuzeit; im Staate soll sich die Versöhnung der entgegengesetzten Elemente vollziehen, und das geschieht am besten unter dem erblichen Königtum, das „seiner Idee nach frei ist von allen einseitigen und ausschliefslichen Richtungen“, dem „im gesunden Zustande des Staates alle Parteien jene Ehrerbietung zollen, die ihm als Träger des Staates in seiner Erhabenheit über jede Volksklasse gebührt“. „Der Aristokratie und der Demokratie ist eine allgemeine Begeisterung für das Haupt des Staates fremd, und Neid und Streit darin vorherrschend; sie kennen nicht die gemüthliche Theilnahme an seinem Wohl oder Weh, nicht das Mitgefühl für den Fürsten, welches in Zeiten der Noth oder Gefahr des Staates wunderbar wirkt, und wie jetzt bei einer ihm persönlich drohenden Gefahr lebhaft hervorbricht.“ Diese Rede ist besonders durchwärmt von dem Pulsschlag edlen Gefühls, mit dessen Ausdruck Böckh für gewöhnlich zurückhielt, um der inneren Bewegung, die bei ihm lebhaft war, Meister zu bleiben.

1) Vgl. Humboldts Brief vom Oktober 1853; Varnhagen v. Ense, Tagebücher 10, 308. 2) Vgl. L. Wieses Urteil, angeführt bei Varrentrapp, Johannes Schulze S. 549. 3) Kl. Schriften 2, 156. Arist. Pol. 2, 5 S. 1263b.

15. Amtliche und persönliche Verhältnisse 1840—1857.

Das äufsere Leben des unablässig schaffenden Gelehrten ging gleichmäfsig dahin in gewohnter Einfachheit. Allerdings brachte seine Stellung es mit sich, dafs er öfters an vornehmer Geselligkeit teilnahm, auch an des Königs Tafel zu Gaste war. Aber sein Tagewerk war dem Lehren und Forschen gewidmet, und seine beste Freude war, die Früchte geistiger Aussaat reifen zu sehen. Seine Vorlesungen übten stets auf zahlreiche Hörer Anziehungskraft, weil er die allgemeinen Gesichtspunkte in glücklichster Weise mit der Einführung in die Einzelforschung zu verbinden wufste. Wie er auf den zweckmäfsigen Inhalt der Vorlesungen bedacht war, sprach er gelegentlich aus in der Antwort, die er einem fremdländischen Hörer[1]) auf die vorwitzige Frage, wie es komme, dafs seine Vorlesungen interessanter seien als seine Bücher, in freundlicher Weise gab: „Weil ich dem Publikum nur die Resultate meiner Forschungen vorlege, die ideale Anschauung für die Studenten zurückbehalte". In der Leitung des philologischen Seminars stand Lachmann ihm treu zur Seite; nach dessen Tode (13. März 1851) trat aushelfend Böckhs Schüler Martin Hertz ein; Ostern 1853 begann Moriz Haupt, Lachmanns jüngerer Freund, Gottfried Hermanns Schwiegersohn, seine bedeutende Wirksamkeit an der Berliner Universität. Er vertrat die auf Erklärung und Kritik der Schriftsteller gehende Richtung der Philologie, aber in vollem Einverständnis mit Böckh; die Gegensätze früherer Zeit waren überwunden. Über Böckhs Verfahren im Seminar berichtet Hertz, der ihm selbst angehört hatte[2]): „Nachsichtig läfst Böckh seine Jünger mit fast nicht zu ermüdender Geduld gewähren und ihre oft unreifen Ansichten vorbringen und austauschen, aber ein scheinbar absichtslos hingeworfenes Wort bringt sie schliefslich zum Bewufstsein des Abweges, leitet auf die rechte Bahn. Nur selten, und wo die ungeübten Kräfte nicht ausreichen wollen, übernimmt er es selbst, in längerer Auseinandersetzung, die dann aber auch um so nachdrücklicher wirkt, die aufgeworfenen Probleme zu lösen. Man fühlt sich ziemlich selbständig, und doch steht man fast unmerklich

---

1) Lord Acton, der in seiner Schrift German schools of history, 1886 (deutsch von Imelmann „Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft", 1887) dies von sich selbst erzählt; angeführt bei Harnack, Gesch. d. Akademie 1, 2, 857.

2) M. Hertz, Zu Böckhs achtzigstem Geburtstag, in Wachenhusens Hausfreund 1866, Nr. 9.

fortdauernd unter dem fördernden, lenkenden Einflufs, der mit weiser Sparsamkeit überall da hervortritt, wo es noth thut, sich aber nirgends einmischt, wo der Flügelschlag der jugendlichen Seelen mit nur einiger Berechtigung Raum für sich beanspruchen darf." Für viele, die schon anderweitig einen festen Grund ihrer Studien gelegt hatten, war dieses Seminar ein Abschlufs von nachhaltiger Wirkung. Aus dem weiten Kreise derjenigen, welche sich in der Zeit nach 1840 Böckhs Schüler nennen durften, seien hier nur zwei hervorgehoben: Adolf Kirchhoff, später sein Nachfolger auf dem akademischen Lehrstuhl, und Karl Bernhard Stark, sein Verwandter[1]), 1855—1879 Professor der Kunstarchäologie in Heidelberg. Von den alten Schülern stand Meier in Halle ihm am nächsten; in mündlichem und brieflichem Verkehr erörterte er mit ihm griechische Altertümer, Inschriften, Universitätsangelegenheiten, politische Zustände, die reizbare Natur des jüngeren oft mäfsigend, aber stets bereit, seine Ansichten zu hören.

Auch manche von G. Hermanns Schülern traten ihm in persönlicher Freundschaft nahe, indem sie den Aufschwung, welchen die Philologie durch ihn gewonnen hatte, freudig anerkannten, so namentlich Friedrich Ritschl, der in Bonn das Haupt einer neu aufblühenden Philologenschule war. Dieser hatte nach Vollendung seiner Studien in Halle, durch Reisig und Meier empfohlen, sich um eine Stelle in Böckhs Seminar für gelehrte Schulen bemüht; da eine solche aber nicht sogleich offen war, sich 1829 in Halle habilitiert mit einer Schrift über den Tragiker Agathon, die, ähnlich wie einst Böckhs Buch über die Tragiker, chronologische Untersuchungen mit der Betrachtung der dem Dichter eigentümlichen Kunstweise vereinigte und im Vorwort die Methode und Aufgabe der historischen Philologie erörterte.[2]) Seine erste Vorlesung über Metrik beschäftigte sich eingehend mit Hermanns und Böckhs Lehren, um eine selbständige Weiterbildung der Theorie zu begründen; als er sie im Winter 1831—32 zum zweiten Male hielt, schickte er eine Einleitung voran, in welcher er ganz nach Böckh die Philologie als „Reproduktion des Lebens des klassischen Altertums" bezeichnete[3]) und die Metrik an die Litteraturgeschichte anknüpfte, als Darstellung des musikalischen Elements in der sprachlichen Form der Poesie. Seine Berufung nach Breslau 1833 hatte er dem umsichtigen Walten Johannes Schulzes zu verdanken[4]), gewifs nicht ohne Zuthun Böckhs, dem er seine bisher erschienenen Schriften stets übersandt oder überreicht hatte; ebenso bewirkte Schulze 1839 seine Berufung nach

---

1) Enkel des Prof. Martin in Jena, s. o. S. 71.

2) Ribbeck, Fr. W. Ritschl 1, 69. 3) S. o. S. 57. 4) Varrentrapp, Joh. Schulze S. 447.

Bonn, wo er nun neben Welcker eine höchst bedeutende Wirksamkeit entfaltete. Hier wandte er sich in seinen Vorlesungen und Seminarübungen allmählich besonders der lateinischen Sprachforschung zu, behielt aber, zumal in seinen Vorlesungen über Encyklopädie, immer das Ganze der Wissenschaft im Auge und förderte stets auch die griechischen Studien, sowohl durch seine Vorlesungen über Homer und Äschylos, wie durch zahlreiche Veröffentlichungen im Rheinischen Museum. Seiner mit Böckh übereinstimmenden Auffassung der Philologie und ihrer hohen Bedeutung für unsere nationale Bildung gab er besonders in der Königsgeburtstagsrede 1843 über Wilhelm v. Humboldt Ausdruck; auch er trat den engherzigen Ansichten der bloſsen Utilitarier und der frommen Dunkelmänner (tenebriones) mutig entgegen.[1]) In engere Verbindung mit Böckh kam er durch das Bestreben, der griechischen Inschriftensammlung nunmehr auch die lateinische zur Seite zu stellen; er wandte sich 1852 an das Ministerium und an die Berliner Akademie mit der Bitte um Geldhilfe zur Veröffentlichung einer Auswahl der für die Geschichte der lateinischen Sprache wichtigsten älteren Inschriften, die in genauer Abbildung der Schriftzüge vorgelegt werden sollten. Soeben hatte Theodor Mommsen seine Sammlung *Inscriptiones regni Neapolitani Latinae* herausgegeben; Ritschl bewirkte, nachdem sein Plan bei Böckh freundliche Aufnahme gefunden hatte[2]), daſs diesem in Italien bereits heimischen Gelehrten, in Gemeinschaft mit Wilhelm Henzen, dem Sekretar des Archäologischen Instituts in Rom, einem Schüler Welckers, 1853 von der Akademie die Herausgabe der schon lange beabsichtigten groſsen Sammlung *Corpus Inscriptionum Latinarum* übertragen wurde.[3]) Ritschls Auswahl erschien als selbständiges Glied dieser Sammlung 1863 unter dem Titel *Priscae Latinitatis monumenta epigraphica* und in demselben Jahre der erste Band des Corpus Inscriptionum; es war die würdigste Fortsetzung der einst von Böckh begonnenen Arbeit. Ritschls öftere Anwesenheit in Berlin verstärkte das Band persönlicher Verehrung, das ihn mit Böckh verknüpfte; als später Ritschl durch unangenehme Zwistigkeiten in Bonn sich veranlaſst sah, seinen Wirkungskreis nach Leipzig zu verlegen, bewies Böckh ihm herzliche Teilnahme.[4])

Ein anderer Schüler G. Hermanns, der zu Böckh in nähere Beziehung trat, war Hermann Köchly. Dieser hatte wegen seines frei-

1) Ribbeck 2, 140. 2) Ebd. 207. 211.

3) Vgl. Harnack, Gesch. d. Akademie 1, 2, 911 ff. Von den Brüdern Mommsen stand Tycho Mommsen Böckh am nächsten; er berichtete ihm 1847 und 1861 ausführlich über seine Pindarforschungen in Italien. Doch sind auch Briefe von August und Theodor Mommsen im Nachlaſs vorhanden; ersterer schrieb ihm mehrmals über seine chronologischen Forschungen (s. o. S. 106), letzterer übersandte 1844 seine Schrift über die römischen Tribus, 1851 seine Ausgabe des Diocletianischen Edikts De pretiis. 4) Ribbeck 2, 371, vgl. die Briefe.

mütigen Auftretens in Dresden 1849 Deutschland verlassen müssen und einen Ruf an die Universität Zürich angenommen; hier suchte ihn Böckh auf bei Gelegenheit seiner Ferienreise 1851 und ermutigte ihn, der des wissenschaftlichen Zuspruchs bedurfte. Im folgenden Jahre übersandte ihm Köchly mit einem herzlichen Briefe die „Geschichte des griechischen Kriegswesens“, welche er in Gemeinschaft mit W. Rüstow, einem früheren preufsischen Offizier, verfafst hatte, und blieb seitdem mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel. Als er 1863 den Ruf nach Heidelberg erhalten hatte, welcher ihn ehrenvoll nach Deutschland zurückführte, schrieb er an Böckh: „Ihr Besuch war nach langer Sturmnacht der erste Lichtblick; ich nahm ihn als gute Vorbedeutung, und sie hat mich nicht betrogen.“

Noch näher war mit Böckh durch gemeinsame Richtung der Studien verbunden Arnold Schaefer, ein Schüler von G. Hermann und W. Wachsmuth in Leipzig, den die eingehende Beschäftigung mit den attischen Rednern zur Erforschung des attischen Staatswesens hinführte. Er erfuhr bei Ausarbeitung seines Geschichtswerks „Demosthenes und seine Zeit“ Böckhs freundliche Teilnahme und Aufmunterung, und als er 1859 nach England reiste, um dort in den Archiven für seine Geschichte des siebenjährigen Krieges zu arbeiten, waren ihm Böckhs Empfehlungen an englische Gelehrte höchst wertvoll. Schaefer war Historiker auf philologischer Grundlage, nach dem Vorbilde Niebuhrs und Böckhs; die kritische Beschäftigung mit der alten Geschichte erschien ihm als die vorzüglichste Schule, um auch Mittelalter und Neuzeit richtig beurteilen zu lernen. Während er eindringende Studien über die Politik und Kriegführung Friedrichs d. Gr. und seiner Gegner zum Abschlufs brachte, lehrte er zu Bonn als Professor für alte Geschichte, im Sinne Böckhs auf ihre Bedeutung für die Gegenwart hinweisend[1]), und auch darin mit Böckh verwandt, dafs er unter den Helden der Neuzeit Friedrich d. Gr. sich zum Gegenstand besonderen Studiums erwählte.

Als sichtbares Haupt der deutschen Philologen erschien Böckh, bei aller Bescheidenheit seines Auftretens, als Ende September 1850 die Philologenversammlung in Berlin tagte. Nach mehrjähriger Pause fanden sich die Pfleger und Freunde der Altertumswissenschaft wieder zusammen, besonders zahlreich die Lehrer an preufsischen Gymnasien, die gröfstenteils Böckhs Schüler waren. Sie hatten in den Wirren der letzten Jahre mancherlei Anfechtung ihrer Wissenschaft erfahren; der unruhige Geist der Neuzeit hatte sich gegen die Gelehrsamkeit der toten Sprachen erklärt und volkstümliche Bildung der Jugend gefordert als Grundlage für einen volkstümlichen Staat, und wenn

1) Rektoratsrede von 1871, abgedruckt in A. Schaefers Historischen Aufsätzen und Festreden (1873). Vgl. J. Asbach, Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schaefer, Leipzig, Teubner 1895, S. 24 ff.

nun die Wogen des republikanischen Strebens sich wieder beruhigt hatten, so wollten die Philologen doch nicht als Vertreter des Stillstandes und Rückschritts erscheinen. Es war notwendig, dafs ihr geistiger Führer ihnen die rechte Bahn der segensreich fortwirkenden Wissenschaft zeigte und die unberechtigten Angriffe zurückwies; das that Böckh in seiner Eröffnungsrede.[1]) Er betonte im Eingange die einigende Kraft der deutschen Wissenschaft, die sich auch jetzt wieder nach dem Mifslingen der politischen Einigung Deutschlands bewähren müsse, sprach dann von dem Zusammenwirken des wissenschaftlichen Studiums und der Praxis des Unterrichts, ermahnte zum Festhalten der Idee des Ganzen bei aller Teilung der Arbeit und widerlegte die Besorgnisse, die man etwa wegen der Zukunft hegen könne. Die Angriffe gegen die Philologie gehen teils aus von „sehr beredten Halbwisssern und Halbgelehrten, welche, ohne sich in irgend eine Wissenschaft vertieft zu haben, es sich zum Geschäfte machen, die Beziehungen der Wissenschaft auf den Staat, das Volksleben, den sogenannten Geist der Zeit und seine Erfordernisse und Bedürfnisse festzustellen, um danach den Werth oder Unwerth der Wissenschaften zu messen“, teils von einem „seine Grenzen überschreitenden Glaubenseifer, der dem Christenthum so wenig ausschliefslich eigen ist, dafs er sogar schon den Anytos und Meletos gegen Sokrates, wie viele andere im Alterthum gegen die Lehren der Wissenschaft aufregte.“ In letzterer Beziehung bemerkte er: „Der wissenschaftlichen Theologen werden wenige sein, die sich an diesem Vorwurf betheiligen, und wir sind vielmehr sowohl der Kirche des Mittelalters zum Danke verpflichtet, dafs sie uns die edlen Schätze des Alterthums erhalten und überliefert hat, als der Kirchenverbesserung des 16. Jahrhunderts, dafs sie ganz vorzüglich diese Studien gefördert und gepflegt und in die Schulen eingeführt hat. Allerdings, denke ich, nähren diese Studien die Freiheit des Geistes; aber eine Kirche, die diese nicht ertragen könnte, würde nicht die Kirche im Geist und in der Wahrheit sein.“ Sodann hervorhebend, dafs das Altertum „ungeachtet aller Verirrungen von religiösen Empfindungen, Gedanken und Anschauungen erfüllt sei“, und dafs die Bildung der Griechen eine echt volkstümliche war, „welche alles aufgenommene Fremde alsbald in eigenes Wesen und eigenes Fleisch und Blut umwandelte“, fuhr er fort: „Freilich mufs man zugeben, dafs aus dem Grundsatz, die Bildung solle eine volksthümliche sein, sich der Gebrauch der klassischen Alterthumstudien zur Erreichung derselben nicht ableiten lasse, folglich wenn dieser Gebrauch gerechtfertigt sein soll, andere Gründe dafür vorhanden sein müssen; wenn jedoch zu irgend welchem Zweck aufser dem Einheimischen ein anderes sprach-

1) Kl. Schriften 2, 183—199.

liches, litterarisches, geschichtliches, überhaupt im weitesten Sinne des Worts philologisches Bildungsmittel angemessen befunden wird, so ist gewiſs keines dem Volksthum ungefährlicher als das Antike, weil damit nicht die Bildung eines andern gleichzeitigen Volkes bewuſst oder, was noch schlimmer, unbewuſst übertragen wird, wie die französische lange Zeit in die deutsche eingeschwärzt worden, sondern das Antike eben nur die gemeinsame Wurzel und Grundlage aller europäischen Bildung ist.“ Und dann folgte nach einer Abwehr der bloſsen Nützlichkeitsbestrebungen die Würdigung des bleibenden Werts, den das klassische Altertum hat: „Vermöge des Entwickelungsganges, welchen die europäische Menschheit nicht ohne die Vorsehung genommen hat, ist unser ganzes Wissen mit tausend und aber tausend Fäden in das Antike so verschlungen und verwachsen, daſs man nicht willkürlich dieses eine herausschneiden kann, ohne das ganze Gewebe zu zerstören; und finge man erst an, die ältere Hälfte der Menschengeschichte und alles, was das Alterthum uns vorgearbeitet hat, zu vernachlässigen, so würden wir, um auf eigenen Füſsen zu stehen, den Füſsen den Boden entziehen, auf welchem sie gehen gelernt haben, oder die Grundmauern zerstören, nachdem wir bis zum Baue des Daches gekommen zu sein uns vorstellen. Ob übrigens das Alterthum, wie viele glauben, wirklich von uns soweit übertroffen sei, daſs wir dieses Bildungsmittels enthoben sein könnten, erlaube ich mir unbeschadet der Verehrung für alles Edle und Schöne und Groſse, was die neuere Welt erzeugt hat, bescheiden in Abrede zu stellen und nur daran zu erinnern, daſs es eben noch nicht lange her ist, seitdem unsere Poesie, Philosophie und Plastik sich an dem Alterthum wieder erneut und sich eine höhere Weihe gegeben haben, und daſs es Thorheit wäre zu glauben, hiermit sei der Born des frischen Lebens erschöpft, welcher aus dem Alterthum zu uns herüberquillt und alle folgenden Zeitalter bis zu uns herab getränkt und erquickt hat.“ Er schloſs mit der Versicherung, daſs, wenn nur die Philologen selber das Ihrige thun, man der urkräftigen Macht des Altertums sicher vertrauen könne: „haben diese Studien weit schlimmere Zeiten, haben sie die Völkerwanderung und das ganze Mittelalter, haben sie den dreiſsigjährigen Krieg überdauert, in welchem fast gänzlich erloschen sie dennoch bald wieder zu schöner Blüthe erstanden sind, so werden sie auch die Zeit der neuesten Wirren überdauern, denen selber sie, zumal für das zerrissene deutsche Vaterland, ein heilsames Gegenmittel in der leider zu oft überhörten politischen Weisheit des Alterthums bieten können.“

Die Rede wirkte erhebend und begeisternd; man dankte dem verehrten Manne, der aus so reicher eigener Erfahrung so kräftig und besonnen das hohe Gut der umfassenden historischen Bildung verteidigt hatte. Er leitete dann die Verhandlungen der Versammlung,

welche fruchtbare Anregung auf den verschiedensten Gebieten brachten[1]), mit Umsicht und Würde, obgleich eine Augenentzündung ihm hinderlich war; auch herzerfreuende Gastlichkeit bewies er, indem er die Teilnehmer zu einer Abendgesellschaft in seine geräumige Wohnung einlud. Etwa dreihundert Personen waren versammelt, mancher alte Schüler erfreute sich wieder seiner Anrede; mancher sonst dem hauptstädtischen Leben fern stehende nahm den Eindruck mit, daſs in Berlin dem Geistesleben eine besonders fruchtbare Stätte bereitet sei; hatte doch auch der König persönlich seine Teilnahme bewiesen und der Versammlung in den Gärten von Potsdam freundliche Aufnahme bereitet. Die Wertschätzung der Wissenschaft, sofern sie sich in der Heranziehung ihrer Vertreter zu den Ehrenbezeigungen des öffentlichen Lebens ausspricht, ist seit jener Zeit in Deutschland zur feststehenden Sitte geworden. Viel dazu beigetragen hat auch der edle König Maximilian II. von Bayern, der als Kronprinz in Göttingen und Berlin studiert hatte und bei späteren Besuchen in Berlin mit Böckh und Ranke verkehrte; er lieſs im Frühjahr 1850 durch seinen Kabinettsrat Dönniges Böckh um Mitteilung seiner Griechischen Litteraturgeschichte ersuchen.[2]) Wie weit Böckh diesem Wunsche entsprach, ist nicht bekannt; 1851 übersandte er dem Könige die neue Ausgabe der Staatshaushaltung und wurde darauf durch Verleihung bayrischer Orden geehrt.

Böckhs Familienleben wurde nochmals von einem harten Schlage getroffen, als ihm im August 1844 auch der zweite Sohn starb. Alexander Böckh, seit 1839 Kreisphysikus zu Greifenhagen in Pommern, erkrankte in der Ausübung seines ärztlichen Berufes, suchte in Pyrmont und Helgoland Heilung, starb aber auf der Rückreise am Typhus im Hause des Vaters, eine Witwe mit vier Kindern zurücklassend. Zwei von diesen starben jung an der Cholera im September 1849; die beiden überlebenden Söhne wuchsen zur Freude des Groſsvaters heran, traten in das preuſsische Heer ein, gelangten als Offiziere zu angesehenen Stellungen und waren namentlich im Militärerziehungswesen thätig.[3]) Böckhs dritter Sohn Richard ersetzte dem Vater, soweit es möglich war, den Verlust der beiden älteren Brüder; er studierte in Berlin und Heidelberg Rechts- und Staatswissenschaft, trat 1845 als Auscultator beim Kammergericht

---

1) Vgl. den Bericht in der Zeitschrift f. Gymnasialwesen 4, 313—316.

2) Zwei darauf bezügliche Briefe von Dönniges liegen im Nachlaſs vor.

3) Friedrich Böckh, geb. 1837, machte als Premierleutnant den Krieg von 1866 mit, war dann Lehrer an den Kadettenanstalten in Wahlstatt, Plön, Lichterfelde, 1880—90 Kommandeur der Anstalt in Plön, 1890—93 Direktor des Militärwaisenhauses zu Potsdam. Karl Böckh, geb. 1843, machte den Krieg von 1870 mit, war dann Kompaniechef in der Kadettenanstalt zu Lichterfelde, später Major in Freiburg, Oberstleutnant in Elberfeld.

in Berlin ein, arbeitete als Referendar an den Regierungen zu Potsdam und Erfurt, und seit 1852 als Regierungsassessor, seit 1864 als Regierungsrat bei dem statistischen Bureau in Berlin, wo er die Richtung wissenschaftlichen Wirkens einschlug, der er dann mit grofsem Erfolge, auch als Universitätsprofessor, treu geblieben ist.[1]) Neben ihm wuchs eine Tochter aus zweiter Ehe, Marie, heran, durch Geist und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnet; sie wurde dem Vater eine treue Begleiterin auf Reisen und vermählte sich 1854 mit dem Professor der Rechte Rudolf Gneist.

Die Erholungsreisen führten 1841 und 1842 wieder nach Heringsdorf, wo befreundete Berliner Familien ebenfalls Aufenthalt nahmen, 1843 und für wenige Tage auch 1844 in die badische Heimat; 1845 wurde der Verwandtenkreis im Lande Hannover und die Philologenversammlung in Darmstadt besucht, 1846 die Freunde in Halle und Jena. 1847 ging die Fahrt nach den schlesischen Bädern Warmbrunn und Salzbrunn, 1849 und 1850 nach Erfurt und anderen Orten Thüringens. Da die erwähnte Augenentzündung sich hartnäckiger erwies als die frühere von 1832 und eine Narbe zurückliefs, die zur Trübung der Hornhaut des linken Auges führte, so wurden auf Rat der Ärzte 1851 und 1852 Kuren in Karlsbad und Teplitz unternommen; 1851 knüpfte sich daran eine gröfsere Rundreise nach Wien, Salzburg, München, Karlsruhe, Zürich und zur Philologenversammlung in Erlangen; 1852 reiste er von Teplitz zur Philologenversammlung in Göttingen; spätere Versammlungen hat er nicht mehr besucht. Um dem Augenleiden, welches zum Glück nicht weiter vorschritt, auch ferner entgegenzuwirken, wiederholte Böckh auch 1853 und 1854 den ihm liebgewordenen Aufenthalt in Karlsbad und Teplitz; in den beiden folgenden Jahren wurde Friedrichroda in Thüringen, wo der joviale Valentin Rost aus Gotha[2]) für freundliche Aufnahme sorgte, zum Erholungsort erwählt.

Diese Reisen unterbrachen wohlthuend die mannigfaltige Thätigkeit, die er mit unvergleichlicher Geistesfrische übte, stets mit klarem Blicke das Wesentliche erfassend und im Verkehr mit hohen Staatsbeamten und Gelehrten ebenso wie mit den aufstrebenden Jüngern der Wissenschaft freundlich entgegenkommend, auch dem Scherz nicht abgeneigt. Wie vielen jüngeren er förderlich gewesen ist, läfst sich kaum ermessen. Aus der grofsen Zahl seiner Zuhörer traten doch immer nur wenige ihm näher, aber auch deren Zahl wuchs im Laufe der Jahre ins Grofse. Besonders nahm er sich der Bedrängten an, in denen er tüchtiges Streben erkannte, verschaffte ihnen Stellen im Seminar für gelehrte Schulen oder gab ihnen Em-

---

1) Seit 1875 Direktor des statistischen Amtes der Stadt Berlin.

2) S. o. S. 78.

pfehlungen; manche minder begründete Gesuche hat er freilich auch abgelehnt, zumal von Schriftstellern, die mehr dem eignen Nutzen als der Wissenschaft dienten. Wo er half, that er es in zartfühlender Weise, mit innerem Anteil an der Lage des Hilfesuchenden und seine Selbstthätigkeit erweckend, wofür edlere Naturen ihm dankbar waren. Mehrfach tritt auch hier seine Gemeinschaft mit Al. v. Humboldt hervor, wo es galt verfolgten Gelehrten zu helfen. Beide nahmen sich 1846 des Philologen K. H. Lachmann an, der auf Betreiben seiner Verwandten ins Irrenhaus gesperrt war, dann aber freigelassen wurde.[1]) Als Kuno Fischer 1855 seine Thätigkeit als Privatdocent in Heidelberg hatte aufgeben müssen, erwirkte Böckh für ihn die Zulassung bei der Berliner philosophischen Fakultät und setzte in Gemeinschaft mit Humboldt beim Könige durch, daſs das Ministerium seinen Widerspruch gegen die Zulassung fallen lieſs[2]); Fischer zog jedoch vor, einem inzwischen aus Jena an ihn ergangenen Rufe zu einer Professur zu folgen. Ferdinand Lassalle, der in Berlin studiert hatte, dann 1849 in Düsseldorf wegen politischer Umtriebe verurteilt war und ein unstetes Leben geführt hatte, vollendete 1857 unter Böckhs Einfluſs sein früher begonnenes Werk über den griechischen Philosophen Heraklit; als er 1858 aus Berlin ausgewiesen wurde, verwandten Böckh und Humboldt sich mit Erfolg für Zurücknahme dieses Befehls.[3]) Der später von Lassalle begonnenen sozialen Agitation stand Böckh selbstverständlich fern; als einen hochbegabten, selbständig denkenden, von Klugheitsrücksichten nicht beherrschten Kopf hat er ihn anerkannt.[4])

Erwünschte Gelegenheit für Böckhs zahlreiche Freunde und Schüler, ihn öffentlich zu ehren, bot zuerst der siebzigste Geburtstag, dann in gröſserem Maſsstab das fünfzigjährige Doktorjubiläum.[5]) Am Vorabend des 15. März 1857 brachten mehrere hundert Studenten ihm einen glänzenden Fackelzug; ihre Deputation überreichte eine von Oskar Begas kunstvoll verzierte Adresse, die sein Wirken in der Wissenschaft wie im Leben rühmte: „In demselben Grade, in welchem Sie Athens Staat und Kunst getreu erkannten, gewannen Sie auch ein sicheres Maſs für die Dinge, die die Gegenwart erfüllten, und gaben den Geistern mit erneutem Genuſs zugleich eine bessere

1) Nach vorliegenden Briefen. Karl Heinrich Lachmann, aus Schlesien gebürtig, zu unterscheiden von dem Berliner Philologen, hatte 1839 eine als gründlich anerkannte „Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis Alexander“ herausgegeben.

2) Gleichfalls nach vorliegenden Briefen. Vgl. Varnhagen, Tagebücher 13, 89, 258. 3) Vgl. Varnhagen, Tagebücher 14, 290 und Humboldts Briefe.

4) Ein nach Lassalles Tode 1864 geschriebener Brief Böckhs, der dies ausspricht, ist in dem Buche „Lassalles Leiden“ 1887 veröffentlicht.

5) Bericht von Ferdinand Ascherson in den Jahrbüchern für klassische Philologie 75, S. 225—263.

Richtung auf ihr Ziel. So haben Sie auf dem Boden der Wissenschaft Unvergängliches errichtet, während Sie im öffentlichen Leben mit umfassendem Blick und heiter freiem Sinn wirkten. Ihren Schülern aber wurden Sie der herablassendste Freund und theuerste Lehrer." Böckh dankte in herzlichen Worten und sagte am Schluſs: „Die Eltern übergeben den Kindern die Fackel des Lebens, die Lehrer den Lernenden die Fackel des Wissens und der Erkenntnis in gleichgestimmter Seelenharmonie: wie bedeutungsvoll also ist die Anerkennung, die dem Lehrer unter Fackelschein und harmonischem Klang der Töne von Ihnen zu Theil wird!" Am Morgen des 15. März, eines Sonntags, erschien zuerst der Minister von Raumer und überreichte im Auftrage des Königs dem Jubilar den Stern zum roten Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub; dann folgten zahlreiche Deputationen. Rektor und Dekane der Universität überreichten die Urkunde einer Böckh-Stiftung zu einem Stipendium für Studierende der Philologie, wozu ein Kapital von über 3000 Thalern aufgebracht war; die Universität Halle erneuerte das Doktordiplom; der Vertreter der Universität Heidelberg überreichte ein lateinisches Schreiben, welches Böckhs dort begonnene akademische Thätigkeit schilderte; die Akademie der Wissenschaften sprach ihrem thätigen Mitgliede die herzlichsten Wünsche aus; das Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg und die Direktoren der Berliner Gymnasien ehrten seine Verdienste um die Ausbildung eines wissenschaftlichen Lehrerstandes; Magistrat und Stadtverordnete von Berlin überreichten ihm durch eine Deputation den Ehrenbürgerbrief. Der Groſsherzog von Baden hatte mit ehrendem Handschreiben den Zähringer Löwenorden übersandt. Zahlreiche Adressen und Glückwünsche, letztere zum Teil in Form von griechischen Gedichten, waren von auswärtigen Akademieen, Universitäten, Gymnasien und Einzelnen eingegangen, von der Teubnerschen Buchhandlung in Leipzig eine von Fr. Ritschl verfaſste lateinische Adresse.[1]) Viele Zuhörer aus früherer Zeit, über 350 aus 98 Semestern, hatten sich zur Stiftung einer ehernen Votivtafel vereinigt, die Prof. Gerhard als einer der ältesten überreichte. Böckh dankte gerührt für alle Beweise der Liebe und Verehrung, sichtlich überrascht von der Menge und Mannigfaltigkeit derselben. Am Nachmittag fand im Mäderschen Saale ein Festmahl statt, bei welchem sein nächster Amtsgenosse Moriz Haupt in ausgezeichneter Rede[1]) des Jubilars Verdienste und Persönlichkeit würdigte. Die bescheidene, von Humor durchwehte Antwort des Gefeierten wies darauf hin, daſs jeder, der auf wissenschaftlichem Gebiete wirke und andere zum Wirken anleite, sich selbst gewissermaſsen überflüssig mache; der Siegerkranz gehe von einem Haupte auf das andere über,

1) S. den Abschnitt „Glückwünsche und Dankbriefe".

und der Kranz, der dem Jubelgreise gereicht werde, grüne und blühe nicht mehr, doch sei er zu innigem Danke dafür verpflichtet, daſs seine Vergangenheit nicht vergessen sei. Darauf verlas der Rektor Prof. Trendelenburg ein Schreiben des durch Krankheit am Erscheinen verhinderten Alexander v. Humboldt[1]), welches als Denkmal wissenschaftlicher Freundschaft tiefen Eindruck machte. Andere Reden folgten; auch der akademischen Jugend ward gedacht, die diesem Lehrer so groſse Verehrung entgegenbrachte. Am nächsten Morgen um 10 Uhr hielt Böckh in gewohnter Weise seine Vorlesung. Das Katheder war mit Blumen geschmückt; die Hörer gaben ihren Glückwunsch kund; er dankte in bewegten Worten und fuhr dann fort in der Erklärung von Platons Schrift über den Staat. Am Abend versammelte sich ein groſser Kreis von Gästen in Böckhs Wohnung, um in zwangloser Geselligkeit, wie er sie liebte, das Fest zu beschlieſsen.

---

1) S. unter Humboldts Briefen.

16. Die letzten Jahre.

Noch zehn Jahre nach dem Jubiläum hat Böckh sich des gewohnten Wirkens und Schaffens erfreuen können. Wie Humboldt, so war auch ihm nach reichem Ertrag der Mannesjahre ein gottbegnadetes Alter beschieden. Die ihm ans Herz gewachsene Lehrthätigkeit setzte er ununterbrochen fort, doch seit 1859 mit der Einschränkung, daſs er nicht mehr zwei wöchentlich vierstündige Vorlesungen hielt, sondern eine sechsstündige; die Interpretationskollegien gab er auf. Die beiden Seminare leitete er wie früher. Daneben beschäftigte ihn die Sammlung und Herausgabe seiner „Kleinen Schriften", wobei treue Schüler ihm behilflich waren, und hierbei war er auch noch produktiv thätig. Den einst in Heidelberg verfaſsten Abhandlungen über das platonische und pythagorische Weltsystem fügte er, als sie neu gedruckt wurden, Anhänge hinzu[1]), in denen er seine Lehre gegen andere, neuerdings von Th. Martin, Grote, Schaarschmidt aufgestellte Ansichten verteidigte; ein Anhang zu den Chronologischen Studien beschäftigte sich mit Aug. Mommsens weiteren Forschungen[2]); sein letztes Buch über die vierjährigen Sonnenkreise ergänzte er durch die umfangreiche, mit astronomischen Berechnungen ausgestattete Abhandlung „Über des Eudoxos Bestimmungen des Auf- und Unterganges des Orion und Kyon, mit einem Anhange über die Auf- und Untergänge des Arktur und der Lyra".[3]) Wohl möchte man wünschen, daſs er mit der reichen Erfahrung des Alters Gegenstände, die dem allgemeinen Verständnis näher liegen, behandelt hätte, aber dies konnte er anderen überlassen, nachdem die Altertumsstudien unter seiner leitenden Einwirkung einen so bedeutenden Aufschwung genommen hatten; ihn reizte die spezielle Erörterung schwieriger Probleme, wie in seinen Jugendtagen.

Während so sein wissenschaftliches Sinnen dem unveränderlichen Gange der Gestirne zugewandt war, die den Wandel der menschlichen Dinge überdauern und im Altertum noch mehr als jetzt bestimmend auf die Einrichtungen der Menschen wirkten, bewahrte er sich doch auch rege Teilnahme für die politische Entwickelung der Gegenwart. Die seit 1858 eingetretene freiere Regierung in Preuſsen bestätigte ihm die stets gehegte Überzeugung, daſs ein lebenskräftiger Staat fortschreite; er sah, wie frühere Gegensätze sich ausglichen, nachdem

1) Kl. Schriften 3, 253—265. 294—320. 320—342. 2) Ebd. 6, 337—362. Vgl. o. S. 106. 3) Ebd. 3, 343—448.

die Herrschaft der strengkirchlichen Partei zurückgedrängt war. Aber neue Sorgen stellten sich ein, als die Frage der Neugestaltung Deutschlands mehr und mehr zur Entscheidung drängte. In Briefen an Verwandte und Freunde gab er seinen Hoffnungen und Besorgnissen oft lebhaften Ausdruck[1]); mit unbedingtem Beifall verfolgte er die Thätigkeit seines Schwiegersohnes Gneist im preufsischen Abgeordnetenhause. Der Verfassungsstreit, der sich aus den Verhandlungen über

1) Am 8. Juni 1859 schrieb Böckh an einen jüngeren Freund, den er in Karlsbad kennen gelernt hatte, Otto Sarwey in Stuttgart, den späteren Kultusminister Württembergs: „Friedrich Wilhelm III. ist der letzte Fürst gewesen, der sich mit Kraft der Anmafsung der Geistlichkeit, der katholischen und der protestantischen, entgegengesetzt hat; seither ist alles rückwärts gegangen, und die politische Lage Deutschlands ist durch den Wachsthum des Romanismus bedeutend verschlimmert worden. Österreich hat sich ganz dem Jesuitismus und dem mit diesem Hand in Hand gehenden Despotismus ergeben, dies mufs nothwendig die Sympathie des protestantischen Theiles Preufsens für Österreich schwächen, mit welchem die katholische Partei in Preufsen ohnehin schon liebäugelt. Es ist eine politische Abnormität, wenn in den Kammern confessionelle Fraktionen sich constituiren; ich halte dies für ein grofses Übel und hasse die Reichensperger und Consorten. Ich gestehe meine Besorgnisse vor Österreich, wenn es mächtig aus dem jetzigen Kampfe hervorgehen sollte, der doch eigentlich im Interesse des Despotismus und Jesuitismus geführt wird. Österreich wird dann alle Anstrengungen machen, um mit dem Netz dieser Systeme ganz Deutschland zu überziehen, wozu die Fäden schon angelegt sind. Auf der andern Seite sehe ich wohl ein, wie grofs die Gefahr vor Napoleon sei, und dafs es freilich bedenklich ist, Österreich im Stich zu lassen, weil es bei eintretender Gefahr auch uns wieder im Stich lassen wird. Umgekehrt, wenn wir es auch retten, werden wir ebensowenig Dank haben als Rufsland für die Unterwerfung Ungarns; es ist sehr unbequem, dankbar sein zu müssen, und Leute von einer bestimmten Geistesrichtung, wie sie die österreichische Regierung hat, hassen den, welchem sie Dank schuldig sind, noch mehr als den, welcher ihnen Schaden zugefügt hat." — Am 29. August 1860: „Der Gang der Concordat-Angelegenheit in Württemberg ist mir, so weit ich ihn verfolgt habe, sehr befremdlich gewesen; die Badener haben sich dagegen tapfer gehalten, und dies wird eine bedeutende Wirkung hervorbringen. Der weitverbreitete Ultramontanismus in Deutschland ist ein Schandfleck für die deutsche Nation, die beschämt hinter den Italienern zurücksteht, und nicht allein in dieser Rücksicht, sondern auch in den Einheitsbestrebungen. Wenn die Deutschen auch beklagen müssen, dafs Italien aufser den Bereich des deutschen Einflusses kommt, so müssen wir doch zugeben, dafs es berechtigt ist eine Staatseinheit zu bilden, und dafs es einen grofsen Mann gefunden hat. Diesem wünsche ich, dafs er nicht scheitern möge; ich folge ihm nicht ohne Furcht für ihn, so sicher auch sein Handeln ist. Bis jetzt scheint er auch das einzige Beispiel eines kühnen Mannes ohne alle Selbstsucht." — Am 26. Februar 1862 an seinen Neffen Friedrich v. Böckh, badischen Militärbevollmächtigten beim Bundestag zu Frankfurt: „Die badischen Abgesandten in Frankfurt werden freilich jetzt bei den meisten Kollegen nicht sehr beliebt sein, denn Herr v. Roggenbach spielt eine unbeliebte Melodie. Es wäre besser, wenn er preufsischer Minister wäre, oder wenn ein Mann von seinem Schrot und Korn preufsischer Minister des Auswärtigen sein könnte, was sich bezweifeln läfst. Wir brauchen einen nicht zum Tupfen, sondern zum Schlagen. Um nicht eine verbotene gelehrte Abhandlung zu schreiben, sage ich nur, dafs diese zwei Dinge ganz

die Heeresverstärkung entwickelte, bekümmerte ihn aufs tiefste[1]); doch erlebte er noch die heilsame Wendung des Jahres 1866, die Versöhnung der Streitenden, die Bildung der nationalliberalen Partei, welche der Führung Bismarcks Vertrauen entgegenbrachte; auch Gneist schloſs sich ihr an. Endlich war der Sieg über Österreich errungen, das so lange Zeit Preuſsens Fortschreiten und Deutschlands Einigung gehemmt hatte.[2])

Böckhs öffentliche Reden aus dieser letzten Zeit sind wundervolle Zeugnisse seiner im Alter ungeschwächten, von hohem Stand-

verschieden sind, wie die Erfolge beweisen, indem man mit dem gewohnten Tupfen nie erreichen wird, was mit dem Schlagen, daſs also auch die Wörter tupfen und τύπτειν allem Anschein nach keine Gemeinschaft haben. τύπτειν wird zwar auch vom Stechen, z. B. einer Schlange (eigentlich beiſsen) gebraucht, aber nie vom Tupfen, welches griechisch στίζειν ist." [Preuſsischer Minister des Auswärtigen war damals noch Herr v. Schleinitz.] — Am 5. Mai 1862 an Sarwey: „Mein vaterländisches Gefühl ist stark erregt, und ich nehme den gröſsten, wenn auch passiven Antheil an dem Schicksal des Staates und Landes und Volkes. Wir gehen einer schweren Zeit entgegen; wer kennt das Ende dieser Wirren? Diese lasten auf dem Innern, und darum kümmert der Handelsvertrag [mit Frankreich] uns jetzt wenig. Sollte er die von Ihnen vorgezeichneten schlimmen Folgen haben, so liegt die Schuld, glaube ich, an den Würzburgern und nicht an Preuſsen. König Wilhelm ist edel und ehrenhaft und hält gewiſs Wort, wenn er versprochen hat, kein deutsches Land an das Ausland aufzuopfern: so lange es nicht eine Nothwendigkeit ist, gegen die auch die Götter nicht kämpfen können."

1) An Sarwey 4. Dezember 1864: „Der Premier handelt nach auſsen wie im Innern; seine Energie erwirbt ihm Freunde im Lande, aber wenn damit nicht Rechtssinn gepaart ist, hat mir die Energie keinen Werth. Auch überschätzt man die Erfolge. Die Tapferkeit der Soldaten war allerdings groſs, und der Erfolg, daſs in wenigen Stunden so starke Positionen überwunden wurden, ist bewundernswürdig. Auch die Führung muſs anerkannt werden. Aber es ist Uebermuth, wenn man daraus schlieſsen will, gröſseren Kriegen würden wir in gleicher Weise gewachsen sein. Das Innere ist durch den Krieg nicht gebessert worden, insbesondere ist der Zustand der Gerichte bedenklich. Ob Gneist seine unermeſslichen Anstrengungen im Polenproceſs umsonst gemacht haben wird oder nicht, kann man noch nicht ermessen; für ihn persönlich bleibt seine Thätigkeit ruhmvoll, wenn sie auch nicht ihr Ziel erreichen sollte. Daſs ich mit meinen Freunden mich unglücklich fühle, werden Sie selber ermessen. Ich befinde mich jetzt im Anfang des achtzigsten Jahres und habe keine Aussicht, das Bessere noch zu erleben. Möge es Ihnen in Ihrem Vaterlande gelingen, glücklich zu wirken und glücklich zu sein!"

2) Sarwey an Böckh 31. Dezember 1866: „Sehr oft habe ich im Laufe dieses Jahres einer früheren Äuſserung von Ihnen gedacht. Sie schrieben mir vor mehreren Jahren, die deutsche Geschichte scheine still zu stehen. Das ist nun allerdings anders geworden, sie hat einige Riesenschritte gemacht, und ich vermuthe, daſs Sie in dem Geschehenen das Bessere erblicken, das noch zu erleben Sie im Jahre 64 die Hoffnung aufgegeben hatten. Ich hätte eine andere Entwickelung gewünscht; aber auf dem Boden der Thatsachen scheint mir wie allen ruhigen Beobachtern eine Verständigung zwischen Nord- und Süddeutschland im Interesse beider geboten. Ich erkenne sogar das Gute der Krisis willig an, wenn ich auch auf der Gegenseite Position genommen hatte."

punkt aus klar schauenden Geisteskraft. Am 15. Oktober 1858 sprach er „über den Werth der Verbindung des Dynastischen mit dem Volksthümlichen". Die Unvollkommenheit einerseits der Kleinstaaten, andererseits der Universalmonarchieen erwägend legte er dar, wie das in Sitte, Recht, Religion und Sprache sich ausprägende Volkstum zu politischer Entfaltung und Sicherstellung gelange durch das Walten eines edlen und grofsen Herrscherhauses. Besonders betonte er die Pflege der heimischen Sprache als eine Grundbedingung für den Bestand eines Volkes und eines volkstümlichen Staates. Am 15. Oktober 1859 gab er der wiedererweckten Hoffnung auf Deutschlands Einigung durch Preufsen kräftigen Ausdruck, indem er Preufsens Stellung in dem wissenschaftlichen Leben Deutschlands betrachtete und auf das Wort des Prinzregenten „In Deutschland mufs Preufsen moralische Eroberungen machen" hinwies. Bei der Schillerfeier am 11. November 1859 richtete er an die Studenten erhebende Worte über die Pflege des idealen Sinnes, den Schiller vorzüglich erweckt habe und der der Jugend so wohl anstehe. Im Jahre 1860 wurde ihm die wohlverdiente Ehre zu teil, als Rektor die fünfzigjährige Jubelfeier der Berliner Universität zu leiten. In ihm, der allein noch übrig war von den bei Begründung der Universität berufenen Lehrern, verkörperte sich die ganze Geschichte der Universität. Mit Bewunderung sah man ihn geistesfrisch seines Amtes walten, welches ihm grofse Leistungen auferlegte, sowohl bei der Vorbereitung des Festes wie bei dem Feste selbst, wo unzählige Glückwünsche von hochgestellten Personen und Korporationen zu beantworten waren. Die Festrede, welche Böckh auf der Kanzel der Nikolaikirche hielt[1]) (denn die Aula der Universität war zu klein für die Festversammlung), schilderte die Zeitumstände, unter welchen, und den Geist, in welchem die Universität einst gestiftet war; sie erhob sich zu weihevoller religiöser Betrachtung in der Ausführung des Satzes „Das vernünftige Erkennen des menschlichen Geistes ist eine fortwährende Gottesverehrung im Abbilden der Ideale." Unter den Glückwünschen berührte ihn persönlich besonders der des Gymnasiums zu Karlsruhe; die schriftliche Antwort, die er einige Tage später sandte[2]), ist ein schönes Zeugnis gemütvoller Erinnerung an die Jugendzeit.

Noch zweimal hat Böckh dann öffentlich geredet, am Geburtstage König Wilhelms I. 1861 und 1862. Die erste Rede über die Schwierigkeiten, welche die neue Regierung zu überwinden habe, ist gleichsam eine Weissagung der grofsen Dinge, die erst kommen sollten. Ausgehend von der Bedrohung des europäischen Friedens durch Frankreichs Ehrgeiz erinnerte er daran, dafs Deutschlands Ehre verletzt sei durch den Trotz Dänemarks und dafs die Reform des

1) Kl. Schriften 3, 60—74. 2) S. unter den Dankbriefen.

deutschen Bundes, immer wieder durch Sondergelüste vereitelt, eine notwendige Aufgabe bleibe; die innere Lage des Staates betreffend sprach er von dem Widerstreben der polnischen Nationalität, von den Klagen über Bureaukratie und über „Uneinigkeit des Kriegerstandes und der bürgerlichen Bevölkerung“. Den Klagen setzte er ernste Mahnungen entgegen und erinnerte an das Wort des Königs: „Es ist Preufsens Bestimmung nicht, dem Genufs der erworbenen Güter zu leben“; den Ernst der kommenden Zeit verkündigend schlofs er mit dem Wunsche: „Möge König Wilhelm die Segnungen des Friedens uns erhalten, unter denen das Gedeihen der Wissenschaft zählt; aber mögen die Meister und Jünger der Wissenschaft das Gelöbnifs thun, bei Kriegsgefahr in derselben Begeisterung für König und Vaterland wie vor nahe einem halben Jahrhundert zu kämpfen mit Wort und That, und möge es in dem Weltplane der Vorsehung liegen, dafs Preufsen unter der Führung der Hohenzollern mit dem deutschen Vaterlande glücklich den grofsen Beruf erfülle, den eine ruhmvolle Vergangenheit ihm vorbedeutet hat.“ Am 22. März 1862 behandelte er in seiner letzten öffentlichen Rede nochmals den ihm besonders am Herzen liegenden Gegenstand, das Verhältnis des Staates zum Erziehungs- und Unterrichtswesen. Der Staat ist nach platonischer Lehre „die Einrichtung, in welcher die ganze Tugend der Menschheit sich verwirklichen soll“; deshalb mufs er wie die Sittlichkeit so die Erkenntnis pflegen; dazu ist die Volksschule ebenso wichtig wie die höheren Unterrichtsanstalten, aber „die unteren Kreise können nicht gedeihen, wenn die höheren nicht wohl bestellt sind“. Der Wunsch am Schlufs der Rede lautet: „Preufsen stützt sich seit langer Zeit auf die Kraft des Geistes wie auf die Macht der Waffen. Mögen dem erhabenen König auch niemals die Männer der Wissenschaft fehlen, die den Geist des Volkes nähren und heben und in Zeiten der Gefahr die Flamme der Liebe zum Vaterland und zu dem angestammten Fürstenhause wie vor einem halben Jahrhundert zu entzünden bereit und befähigt sind.“

Unter seinen Reden in der Akademie ist die Gedächtnisrede auf Al. v. Humboldt hervorzuheben, die er dem aus dem Leben geschiedenen Freunde am 7. Juli 1859 hielt. Nachdem er über die von der Akademie beabsichtigte Ausgabe der Werke von Leibniz berichtet hatte, wies er auf die im Sitzungssaale, den Leibniz Büste schon lange zierte, nunmehr aufgestellte Büste Humboldts hin und fuhr fort:

„Alexander v. Humboldt hat eine ruhmvolle Lebensbahn bis zu einer seltenen Grenze des Alters durchmessen; bei seinem Scheiden ergreift uns Wehmuth und Schmerz, aber wir müssen ihn glücklich preisen. Sein Leben war glückselig durch Tugend und Erkenntnifs, und nicht getrübt durch ungewöhnliches Mifsgeschick. Mit überreichen Gaben des Geistes ausgestattet, einer unermüdlichen Thätigkeit und geistigen, früher auch körper-

lichen Anstrengungen gewachsen, niemals nachlassend oder ermattend, fast bis an sein Ende selbst die Nacht bis auf die nothwendigste Erholung der Arbeit widmend, für alles Edle und Gute nicht nur empfänglich sondern begeistert, nicht von Leidenschaften gestört, hat er in seinen grofsen und mannigfachen Lebensrichtungen das Höchste erreicht, eine Stufe, auf der man dem Sterblichen mit dem Dichter zurufen kann „Trachte nicht ein Gott zu werden.“ Sein Weltruhm überragt selbst Leibnizens Namen in dem Mafse, als in unserer Zeit der wissenschaftliche Verkehr ausgedehnter geworden; unbestritten bleibt er in allgemeiner Anerkennung die erste wissenschaftliche Gröfse seines Zeitalters.... Ohne Staatsmann zu sein oder sein zu wollen, hat er die Thätigkeit des Staatsmannes und die Staatsklugheit geübt. Als ein vermittelndes Band zwischen der Gelehrtenwelt und den höchsten Kreisen wird er für lange Zeit unersetzlich sein. Ein Weltbürger im ausgedehntesten und edelsten Sinne des Wortes, war er zugleich ein Deutscher und ein Preufse, ein Freund der Freiheit und ein Mann des Volkes, der selbst im höchsten Alter die persönlichen Bürgerpflichten erfüllte, und wiederum hochgeachtet und geliebt von den edelsten Fürsten.“

Diese Rede besiegelte die langjährige, tiefgegründete Freundschaft der beiden grofsen Gelehrten, deren Wirken soviel dazu beigetragen hat, dafs Berlin die geistige Hauptstadt Deutschlands wurde und blieb. Im Jahre 1861 legte Böckh das anstrengende Amt eines beständigen Sekretars der Akademie nieder; sie war zum grofsen Teil durch seine einsichtsvolle Thätigkeit zu hoher Blüte gediehen und hat seitdem nicht aufgehört, sich immer wieder durch Aufnahme der tüchtigsten Kräfte zu ergänzen.

Böckhs Familienleben wurde im Jahre 1864 nochmals getrübt durch den Tod seiner zweiten Frau, die länger als dreifsig Jahre Freude und Leid mit ihm geteilt hatte. Er trug auch diesen Verlust mit Fassung und fand Ersatz in dem Kreise der ihn umgebenden Kinder und Enkel. Die Familie seines Sohnes wohnte in der Nähe, die Familie Gneist zog in seine Wohnung ein. Er sah das heranwachsende Geschlecht gern um sich und gönnte ihm ein leichteres Los, als er selbst in der Jugend gehabt hatte. Die Erholungsreisen führten ihn 1857 nach Franzensbad, 1858 nach Jena, wo er an der Jubelfeier der Universität teilnahm, und von da nach Friedrichroda. Dieser freundlich gelegene Waldort war auch in den nächsten Jahren, abwechselnd mit Franzensbad, Reiseziel; 1865 ging es in weitere Ferne nach Interlaken, um die erhabene Alpennatur zu schauen.

Der achtzigste Geburtstag und der Tag des sechzigjährigen Doktorjubiläums waren Ehrentage, an welchen die vielen Glückwünschenden sich der unverminderten Geistesfrische des Jubilars erfreuen konnten. Zum Jubiläum am 15. März 1867 brachten die Studenten ihm wieder einen Fackelzug, und zahlreiche Deputationen erschienen im Hause, deren Begrüfsungen er freundlich erwiderte, ohne zu ermüden. König und Königin ehrten ihn durch huldvolle Handschreiben; der Kronprinz erschien persönlich unter den Glück-

wünschenden. König Wilhelm ernannte ihn zum Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite; seine Vorgänger in dieser Würde waren Humboldt, Savigny und Cornelius gewesen. Aus der Heimat erfreute ihn der Glückwunsch des Prinzen Wilhelm von Baden, Bruders des Grofsherzogs, den er mit einem bedeutungsvollen Rückblick auf den Gang seines Lebens beantwortete. Bei dem Kommers, der dem Fackelzug folgte, sprach Prof. Gneist in Böckhs Namen dessen Dank der Studentenschaft aus und schloss seine Rede mit diesen Worten:

„Wir leben in einer ernsten Zeit, in der wir einer grofsen Zukunft entgegengehen. Mit Verleugnung so manches berechtigten Gefühls müssen wir an dem Werke der Gründung des deutschen Staates arbeiten, und in diesen schweren Augenblicken mag uns Böckhs Wirken wie ein günstiges Omen vor der Seele stehen. Ein Schwabe ist er von Geburt, und doch mit voller Seele eingewachsen in den Geist der norddeutschen Universität. Mit voller Liebe hat er die Eigenthümlichkeiten des norddeutschen Wesens erfafst; mit Begeisterung hängt er an dem Staate, dessen Bürger er jetzt seit mehr als fünfzig Jahren ist. Dafs dieser Geist, der für alles Schöne und Edle lebt, in dieser Weise fähig war, die besten Eigenschaften der Nation in sich zu verschmelzen, das mag eine Bürgschaft dafür sein, dafs es auch dem Norden und Süden der deutschen Nation gelingen wird, in ein harmonisches Ganzes aufzugehen."

Ein Nachklang der Feier in engerem Kreise ist in folgenden Gedichten erhalten. Anknüpfend an die Worte, welche Böckh 1859 in ein Stammbuch geschrieben hatte:

Wie Blumen welken, flieht die Gestalt dahin,
und die Natur zeigt ewiges Sterben nur:
was ist der Mensch, wenn ihm des Winters
Stürme die Locken vom Haupt geschüttelt?

schrieb ihm der Musikdirektor Gustav Reichardt, dessen Sohn, der spätere Ministerialdirektor, dem Gneistschen Hause befreundet war:

Lafs mahnen heut an eigene Worte Dich,
als einst Du fragtest, klagend das Alter an:
„Was ist der Mensch, wenn ihm des Winters
Stürme die Locken vom Haupt geschüttelt?"

Wohl rauben Stürme Bäumen das Sommerlaub,
doch fest wie immer stehet der Eiche Stamm,
in Sturmeswuth doch unerschüttert,
neu sich belebend der kerngesunde.

Und deckt Dein Haupt nur spärlich das Silberhaar,
viel schöner schmückt und schützet die Schläfe Dir
des Lorbeers Laub, das Deines Lebens
nimmer versiegende Kraft getrieben.

Böckh antwortete darauf:

Verklungen ist der Jubel, der Fackelschein
er ist erloschen; aber in Deinem Wort
lebt fort und fort in edlem Rhythmus,
wie Du verklärt mich in Deiner Liebe!

Das sind wohl die letzten Verse, die er gedichtet hat, der Gabe der Musen sich noch erfreuend, die ihn durchs Leben geleitet hatte. Wenige Monate darauf war die Kraft seines Körpers erschöpft. Im letztvergangenen Winter hatte er noch regelmäfsig seine Vorlesungen gehalten; nun zeigte sich das Bedürfnis der Ruhe, und im Sommer trat ein Schlagflufs ein, dessen Folgen sich zwar wieder zu vermindern schienen, doch wiederholte er sich unerwartet, und so verschied der greise Gelehrte, umgeben von der liebenden Sorgfalt seiner Angehörigen, am 3. August 1867.

Mit hohen Ehren, unter grofser Teilnahme von nah und fern, ward er auf dem Alten Dorotheenstädtischen Kirchhof, wo viele Berliner Gelehrte ruhen, bestattet. In weiten Kreisen gedachte man seines unvergefslichen Wirkens, namentlich auf den Philologenversammlungen im Herbst 1867 zu Halle und 1868 zu Würzburg. Die Wissenschaft ging ihren ruhmreichen Gang weiter, getragen von jüngeren Kräften, die gröfstenteils aus seiner Schule hervorgegangen waren; seine grundlegenden Werke aber bewährten ihre fortwirkende Kraft, und mit ihnen verknüpfte sich das lebhafte Andenken an seine edle Persönlichkeit. Beredten Ausdruck gab diesem im Gedächtnis der Nachwelt fortlebenden Ruhme die Gedächtnisrede, welche Ernst Curtius ihm 1885 hielt[1]), als die Berliner Universität die hundertjährige Erinnerungsfeier seines Geburtstags beging. Die anschauliche Übersicht der langen Reihe von Böckhs Werken schlofs Curtius mit den Worten: „Er hat uns die alte Welt in solchem Umfange neu aufgeschlossen, die Gesetze hellenischen Denkens und Dichtens sowie die Ordnungen des öffentlichen Lebens in so grofsem Zusammenhang an das Licht gebracht, dafs wir von einer aus frischen Quellen strömenden, einer zweiten Wiedergeburt des klassischen Alterthums, die mit Böckh begonnen hat, reden dürfen. Diese war aber nicht, wie die erste Renaissance, ein Rifs in die natürliche Entwickelung, eine Spaltung der Volksgenossen, sondern sie war mit der Wiedergeburt des eigenen Volkes eng verwachsen; keine schwärmerische Überschätzung der Vergangenheit, denn er fühlte tief und lebendig, welche Heilsquellen unsere Zeit vor der Heidenwelt voraus habe, keine ästhetische Genufssucht, sondern eine männliche Erhebung von Geist und Gemüth, eine lebensvolle Vergegenwärtigung des für alle Zeit Denkwürdigen und Gültigen, was das Alterthum hervorgebracht hat, getragen von einer philosophischen Weltanschauung und erwärmt von einer echt menschlichen Liebe, wie sie Niebuhr und Böckh für Athen hatten.“ An seiner Persönlichkeit hob er den Grundzug freundlicher Milde und die schlichte Anspruchslosigkeit hervor, aber auch den willensstarken Charakter, die Arbeitsamkeit,

1) Altertum und Gegenwart 3, 115—135.

die Kraft innerer Sammlung, wodurch er so grofses zu leisten vermochte. „Man bewundert die Macht hochgebietender Staatsmänner und Feldherrn, welche die Volksgeschichte in neue Bahnen lenken; aber nicht minder bewundernswürdig erscheint uns die Macht, welche von einem Geiste ausgeht, der ohne äufserliche Mittel in einsamer Forschung eine von Geschlecht zu Geschlecht sich lebendig fortpflanzende Wirkung erzielt, um den sich in allen gebildeten Nationen die Männer sammeln, welche die geistige Geschichte der Menschheit zu erkennen suchen, um von ihm immer neue Anregung und Begeisterung zu empfangen."

Erwägt man die Schwierigkeiten, welche seine Zeit ihm entgegenstellte, in der Unfertigkeit der Hilfsmittel, wie in den beengenden Zuständen des öffentlichen Lebens, so mufs man Böckh als einen siegreichen Vorkämpfer und Heerführer auf geistigem Gebiet verehren, dem die günstiger gestellten Nachkommen den gröfsten Dank für Mehrung und Sicherung der Geistesgüter schuldig sind. Allerdings lag Kampflust nicht in seinem Charakter; sein ganzes Auftreten war mafsvoll und fein, aber die Entschiedenheit, mit der er die idealen Güter verteidigte, wird neben der Gröfse seiner wissenschaftlichen Leistungen immer denkwürdig bleiben.

---

17. Die Encyklopädie der philologischen Wissenschaften.

Als nachgelassenes Werk, hervorgegangen aus den Vorlesungen, die Böckh von 1809 bis 1865 sechsundzwanzigmal über das Ganze seiner Wissenschaft gehalten hat, liegt das von treuen Schülern ans Licht geförderte Buch vor[1]), welches vorzüglich geeignet ist, jüngere aufstrebende Kräfte in die Altertumswissenschaft einzuführen und den Fernerstehenden die Bedeutung dieser Wissenschaft klar zu machen. Es faſst die unendliche Menge des Stoffes in planvollem Überblick zusammen und zeigt überall die Wege, wie man zur rechten Erkenntnis gelangen kann; mit der Encyklopädie ist die Methodologie verbunden. Gern folgt man der Hand des Meisters, die durch reich angebaute Gefilde zu aussichtreichen Höhepunkten führt, und wird dabei der belebenden Kraft sich bewuſst, die einst sein Vortrag übte.

Ausgehend von einer hohen und umfassenden Definition der Philologie[2]) entwickelt Böckh zuerst in einem formalen Teil, eingehend und mit lehrreichen Beispielen, die Grundsätze der Auslegung (Hermeneutik) und der Beurteilung (Kritik), welche die philologische Thätigkeit zu befolgen hat[3]); sie kommen zunächst an den Sprachdenkmälern zur Geltung, sind aber auch auf die übrigen aus dem Altertum überlieferten Gegenstände anzuwenden. Dann beginnt der materielle Teil mit einer „Allgemeinen Alterthumslehre“, welche den Charakter der antiken Kultur im Gegensatz zur modernen darlegt, ferner den Unterschied der griechischen und der römischen Kultur und ihre Zusammengehörigkeit, endlich ihre fortdauernde Einwirkung auf die neuere Zeit: „Das Ideal der Zukunft kann nur eine Bildung sein, welche die ächten Elemente der antiken in sich aufnimmt“.

Die „Besondere Alterthumslehre“ gliedert sich nun in vier groſse Abschnitte, deren erster „Vom öffentlichen Leben der Griechen und Römer“ handelt. Der Staat „umfaſst alle übrigen Sphären des Volkslebens“, seine Gestaltung erscheint sehr mannigfaltig, die politische Freiheit ausgebildet, doch ist im Altertum sowohl der Staat als der Einzelne innerhalb des Staates „gebundener“ als in neuerer Zeit.[4]) Als Hilfswissenschaften werden einleitend die Chronologie und die Geographie betrachtet. Man erkennt die Berechtigung, diese beiden Wissenschaften, soweit sie das Altertum betreffen, dem

---

1) August Böckh, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, herausgegeben von Ernst Bratuscheck 1877, zweite Auflage [mit vermehrten Litteraturnachweisen] von Rudolf Kluſsmann 1886. Leipzig, Teubner

2) S. o. S. 54. 3) S. 56. 4) Encyklopädie, zweite Ausgabe S. 268.

System der klassischen Philologie einzufügen, wenn man in Böckhs Darstellung überschaut, wieviel die Philologen seit Joseph Scaliger (1583) und Philipp Clüver (1616) für sie geleistet haben. Philologische Forschung hat sich mit mathematischer und naturwissenschaftlicher verknüpft, um einen historischen Zweck, die klare Übersicht des Geschehenen nach Zeit und Raum, zu erreichen. Es folgt die Betrachtung der politischen Geschichte, welche die Aufgabe hat, „ein treues Abbild der Ereignisse nach ihrem zeitlichen Verlauf und ursachlichen Zusammenhang zu geben“, und der Staatsaltertümer, welche die „Zustände und Einrichtungen der antiken Staaten“ darzustellen haben. Die Scheidung der beiden bei Herodot noch verbundenen Gebiete ist bei Thukydides und Aristoteles schon erkennbar und seitdem im Gebrauch geblieben; die römische Bezeichnung „Antiquitates“ ist die Übersetzung des griechischen „ἀρχαιολογία“; der Sophist Hippias war der erste, der über die Zustände der Vorzeit, als Archäolog, Vorträge hielt. Die neueren Philologen haben seit Sigonius (1560) sich besonders eingehend mit den Staatsaltertümern beschäftigt; in der Geschichte ergänzen ihre meist monographischen Darstellungen die mehr universalhistorischen der Historiker.

Der zweite Abschnitt führt in das „Privatleben der Griechen und Römer“ ein und behandelt einleitend als Hilfswissenschaften die Metrologie und die Numismatik, weil „ohne Kenntnifs der Maſse und Münzen das wirthschaftliche Leben nicht zu verstehen ist. Zwar setzt der Staat sie fest, aber für den Privatverkehr, an dem er durch die Staatshaushaltung selbst theilnimmt.“ Das Privatleben gliedert sich dann als äuſseres und inneres; jenes umfaſst die Wirtschaft: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Hauswirtschaft, Lebensweise, Verkehrsmittel; dieses das Leben der Gesellschaft: Familienleben, Gastfreundschaft, geselliger Verkehr, Sklaverei, Erziehung, Bestattung und Verehrung der Todten. Hier bietet sich der philologischen Forschung ein reiches Arbeitsgebiet, für welches Böckh fruchtbare Gesichtspunkte aufstellt, z. B. sagt er über die Sklaverei:

„Die Arbeit befreit den Geist von den Fesseln der Materie, wenn sie, wie im Alterthum, den höheren Zwecken des Staatslebens untergeordnet ist und von der Kunst veredelt wird. Aber sie erfüllt ihren Beruf nur vollständig, wenn sie in allen ihren Leistungen durch sociale Anerkennung aufgemuntert und gefördert und durch die Erfindungen der Wissenschaft erleichtert wird. Dies fehlte dem Alterthum, weil in demselben die Idee der Freiheit nicht zu vollem Bewuſstsein gelangt war. Man riſs die körperliche Arbeit von der geistigen los und bürdete sie einer staatlosen Klasse von Menschen auf, denen man als beseelten Maschinen keine freie Individualität zuerkannte.“

Doch hebt er auch die allmählich eintretende Besserung hervor:

„Ein groſser Theil der römischen Sklaven bestand nicht aus Barbaren, sondern aus Griechen und griechisch gebildeten Orientalen, die den Herren an Bildung überlegen waren und als Lehrer, Ärzte oder Künstler Einfluſs

gewannen. Hierdurch wurde eine humanere Auffassung der Sklaverei vorbereitet. Man begann auch in den Sklaven die Menschenwürde zu achten, wozu besonders die Verbreitung der stoischen Philosophie beitrug, welche lehrte, dafs alle Menschen von Natur frei und Brüder seien. Im Geiste der Stoa suchte die Sklavengesetzgebung des Kaiserreichs die dienende Klasse vor Härte und Grausamkeit zu schützen. Allein der stoische Kosmopolitismus ging nicht darauf aus, das Institut der Sklaverei selbst aufzuheben; denn die wahre Freiheit, d. i. die Emancipation des Geistes von der Sinnlichkeit, war nach stoischer Lehre unabhängig von der äufsern Lebensstellung. Ähnlich erstrebte auch das Christenthum nur eine geistige Erlösung und ermahnte die Sklaven ausdrücklich zum duldenden Gehorsam. Aber es gestaltete die Knechtschaft allmählich durch die Idee der allgemeinen Menschenliebe um."

Der dritte Abschnitt handelt „Von der äufseren Religion und der Kunst". Die Religion als Ganzes ist die Grundlage für Kunst und Wissenschaft; aus den äufseren Religionsgebräuchen, dem Kultus, entsteht die Kunst; die Religionsvorstellungen dagegen bilden als Mythologie den Anfang der Wissenschaft. Aber der Kultus, dessen Mannigfaltigkeit die sogenannten gottesdienstlichen Altertümer betrachten, ist keineswegs blofs etwas Äufserliches; er geht aus der begeisterten Hingabe an das göttliche Walten hervor und wirkt erziehend zur Frömmigkeit und Sittlichkeit. Die religiöse Begeisterung ist die innere Quelle der Kunst; die Örtlichkeiten und Formen des Kultus sind die Träger ihrer Ausbildung. Mit tiefem Verständnis entwickelt Böckh das Wesen der griechischen Kunst:

„Sie ist, wie Aristoteles sagt, eine Nachahmung der Natur. Aber diese Nachahmung ist keine einfache Wiederholung der in der Natur gegebenen Erscheinungswelt. Wenn die Griechen die Natur in ihrer höchsten Vollkommenheit sahen, so wurden sie doch hierdurch nur angeregt, mit Begeisterung das Ideal zu erfassen, das jenseits der Natur liegt und durch dieselbe nur hindurchscheint. Dies prägten sie in der innern Anschauung tiefer und tiefer aus, als irgend eine natürliche Gestalt es dem natürlichen Auge zeigt. Sie schauten enthusiastisch und darum mehr, als der nüchterne Blick sieht, und wurden so fähig, durch ihre schöpferische Einbildungskraft, durch die Nachbildung der innern Vision mehr als das Geschaute zu geben, so dafs die klassischen Gebilde der griechischen Kunst jedes edlere Gemüth über die sinnliche Begierde zur Ahnung des göttlichen Geistes erheben, in welchem der Urgrund aller Schönheit liegt."

An die eingehende Betrachtung der bildenden Künste, die seit Winckelmann als Archäologie der Kunst bezeichnet wird, schliefst sich die Betrachtung der Künste der Bewegung: Gymnastik, Orchestik, Musik. Die Gymnastik, aus praktischen Zwecken hervorgegangen, wird dadurch zur Kunst, dafs „in den Festspielen die Darstellung der schön geregelten Leibeskräfte der Gottheit geweiht wurde". Die Tanzkunst wurde als „verfeinerte Gymnastik", die Musik als Begleitung der Poesie in die der Götterverehrung gewidmeten Feste aufgenommen. Aus der Verbindung der drei Hauptgattungen der Poesie mit Orchestik und Musik erwuchsen die Künste des poetischen

Vortrags: Rhapsodik, Chorik, Dramatik, die bei den Griechen ganz besondere Ausbildung gefunden haben: die Rhapsoden trugen in begeisterter Bewegung die epischen Dichtungen vor; der tanzende Chor sang die lyrischen Hymnen, Päane und Siegeslieder; im Drama, der vollkommensten Form des musischen Agon, wirkte die Poesie nicht nur mit Orchestik und Musik, sondern auch mit den bildenden Künsten zusammen.

Allmählich aber lösten die Künste sich von der Religion, der sie ihre Ausbildung verdankten. „Der Enthusiasmus suchte, auch wo er nicht direkt der Gottesverehrung entsprang, einen künstlerischen Ausdruck; die politische Begeisterung prägte sich in den öffentlichen Werken aus; die Pietät des Privatlebens fand in der Kunst das Mittel, der Verehrung und Liebe einen würdigen Ausdruck zu geben; in diesem Enthusiasmus haben z. B. das Porträt und die weltliche Lyrik ihren Ursprung." In kurzen Zügen werden dann die Epochen der Kunstgeschichte bis zu ihrem Verfall in der römischen Kaiserzeit geschildert. „In der hellenistischen Welt wurden alle Künste mit höchster Virtuosität geübt; im römischen Reiche erhielten die bildenden Künste grofse monumentale Aufgaben, aber alle Künste entarteten dadurch, dafs sie hauptsächlich dem Luxus der Vornehmen oder roher Volksbelustigung dienten und zum Handwerk herabgewürdigt wurden; mit der idealen Begeisterung schwand bei den Künstlern die Originalität der Erfindung; der Stil sank zur Manier herab."

Der vierte Abschnitt führt die Überschrift „Von dem gesammten Wissen des klassischen Alterthums" und ist in fünf Teile geordnet. Die Mythologie ist Darstellung des Ideenstoffes in seinen Keimen; mit den Vorstellungen vom Walten der Götter verbinden sich in lebhafter Phantasie die Anfänge der Naturerkenntnis und die ältesten geschichtlichen Überlieferungen. Die Philosophie ist Darstellung des Ideenstoffes in seiner einheitlichen Entfaltung, sie erhebt sich zu umfassenden Systemen, in denen der menschliche Geist nach der höchsten Erkenntnis ringt. Von ihr lösen sich allmählich die Einzelwissenschaften als Darstellung des Ideenstoffes in seiner Vereinzelung; es wird betrachtet, wie sich Mathematik, Naturforschung, Medizin, Rechtskunde, Rhetorik, Grammatik im Altertum entwickelt haben. Die Verbindung des Ideenstoffes mit der Sprachform zu betrachten ist die Aufgabe der Litteraturgeschichte; sie ordnet die mannigfachen Erzeugnisse der Poesie und der Prosa nach den in innerer Entwickelung sich aneinander schliefsenden Stilgattungen. In diesen Teil sind feine Charakteristiken der hervorragendsten Schriftsteller, besonders der drei attischen Tragiker, des Herodot und Thukydides, des Cicero und Tacitus eingeflochten. Den Anhang zur Litteraturgeschichte bildet die Epigraphik, da die Inschriften sich den verschiedensten Gattungen der Poesie und Prosa einordnen, einerseits Epigramme und lyrische Gedichte, andererseits

Gesetze, Verträge, historische Berichte, rhetorische Kundgebungen. Allerdings überwiegen bei ihnen die praktischen Zwecke, die Form tritt daher gegen den Inhalt zurück. „Sie sind die zuverlässigsten Quellen für die Kenntnifs des gesammten antiken Lebens; sie sind der Codex diplomaticus der Staatsalterthümer, geben wichtige Aufschlüsse über die Verhältnisse des Privatlebens, erläutern den Sinn der Kunstdenkmäler, gewähren einen unmittelbaren Einblick in die mannigfaltigen Formen des Cultus und sind in höchster Instanz entscheidend für die Geschichte der Sprache und Schrift, da sie die verschiedenen Entwickelungsstufen derselben vergegenwärtigen."

Den letzten Teil bildet die Sprachgeschichte oder historische Grammatik, welche die „Form des Wissens an sich" darstellt. Erscheint die Grammatik am Anfang des Systems, im formalen Teil, als notwendiges Mittel der Auslegung, so bildet sie in ihrer idealen Vollendung auch den Schlufs.

„Die Grammatik kann nur umfassend sein, wenn sie die Sprache historisch construirt und nicht bloss einen festen Typus derselben liefert, der entweder fingirt ist oder nur einer bestimmten Entwickelungsstufe entspricht. Wie die Welt sich in der Erkenntnifs spiegelt, so spiegelt sich die gesammte Erkenntnifs noch einmal in der Sprache. In dieser wird sich der Geist seines eigensten Wesens bewufst, und sie enthält daher die allgemeinste Wissenschaft des ganzen Volkes. Daher ist die Grammatik, wie Novalis sagt, die wahre Dynamik des Geisterreichs, zugleich transscendental und empirisch, und es ist somit gerechtfertigt, dafs wir in ihr den θριγκὸς μαθημάτων für die Philologie erblicken, entsprechend der Stellung, welche Platon in der Philosophie der Dialektik anweist."

Zuerst wird nun Ursprung und Wesen der Sprache betrachtet; sie ist kein Erzeugnis willkürlicher Übereinkunft, sondern beruht auf angeborener Anlage, die der Geist frei und selbstthätig entwickelt. Aus der Vielheit der Sprachen, die sich nach Sprachstämmen gliedern, treten die beiden einander verwandten klassischen Sprachen hervor, und nun folgt die Betrachtung ihrer Lautgesetze, der Entwickelung der Schrift, der Wortbildung, der Abwandlung der Formen, des Satzbaus, zuletzt Stilistik und Metrik. Die Encyklopädie kann das Einzelne nicht erschöpfend behandeln; beigegeben sind aber hier, wie in den früheren Abschnitten, lehrreiche Erörterungen, z. B. über die Unterschiede der Tempora, über den Zusammenhang der Casus und der Präpositionen.

Das Schlufswort weist darauf hin, dafs in der Philologie alles vereinzelte Wissen sich zu einer grofsen Einheit gestalten müsse; darin liege die formelle Vollendung der Wissenschaft und für den Forscher die Anregung zu tieferem Eindringen sowie zu beständiger Selbstprüfung.

„Auch wer vorzugsweise den Stoff im einzelnen zusammenträgt, mufs denselben mit dem Gedanken durchdringen, damit alles Handwerksmäfsige von der Wissenschaft ausgeschlossen bleibe. Durch die wahre Durchdringung des encyklopädischen und des speciellen Wissens wird auch ein

sittlicher Geist im Betriebe der Wissenschaft entstehen, frei von Selbstsucht, Ruhm- und Geldsucht, die Viele vielfach von der Bahn der Wahrheit ablenken."

Die Aufstellung dieses gedankenreichen Lehrgebäudes der klassischen Philologie ist ein Verdienst, wie nur ein Meister der Wissenschaft es sich erwerben kann, ein Zeugnis seines umfassenden Wirkens, ein Vermächtnis für die Nachwelt. Und damit diese über den bleibenden Wert der Altertumstudien nicht im Zweifel sei, hat Böckh in der Einleitung seines Werkes sich also ausgesprochen:

„Noch beruht alle Geschichte ihrer einen Hälfte nach auf dem Alterthum; noch wird keiner ein ordentlicher Philosoph werden, der nicht die Geschichte aller Systeme, das Werden der Philosophie von Anbeginn von neuem durchlebt hat. Noch stehen die poetischen Werke des Alterthums höher als alle andern, was nur die nicht einsehen, die eine oberflächliche Kenntnifs davon haben; noch waltet nirgends ein höherer Geist als im Alterthum. Nimmt man einigé Wissenschaften, die in der ersten Entwickelung stehen, aus, besonders technische und überhaupt Naturwissenschaften, mit denen auch die Philologie als Geschichte des Geistes weniger Berührung hat, so wurzelt alle unsere Kenntnifs noch im Alterthum. Wo ist das Christenthum entstanden als in der antiken Welt? Wer kann seine Grundlage, wer sein erstes Leben, dessen Zurückführung die eigentliche Quelle seiner Restauration ist, wer seine Sätze selbst verstehen, ohne in das Leben des Alterthums eingeweiht zu sein? Wer kann leugnen, dafs das römische Recht noch immer die Grundlage unserer Rechtsverhältnisse ist, soviel auch davon geändert worden? Welcher Arzt kann, wenn er nicht ein blofser Praktiker und roher Empiriker ist, das Alterthum verachten? Oft liegen noch verborgene Schätze darin. Kurz, es ist noch jetzt auch dieser Theil des historischen Studiums, den wir Alterthumskunde nennen, die Basis aller Disciplinen, in tausend Fäden verflochten und verwachsen mit unserer Bildung. Nicht gering anzuschlagen ist auch der moralische Werth dieses Studiums; überall giebt das Alterthum rein menschliche, vorurtheilsfreie, geistige, von dem *αἰσχρόν* entfernte Ansichten und macht den Menschen frei und freigesinnt. Mit den Worten werden zugleich die Gedanken eingesogen, die das geistige Eigenthum aller gebildeten Völker und von den Alten auf uns vererbt sind, die Grundansichten der gebildeten Menschheit überhaupt; die Mängel sind freilich abzustreifen. Wer da glaubt, dafs wir nach Erlangung einer mäfsigen, einigermafsen selbständigen Bildung nun die Alten, durch deren Hülfe wir sie erlangt haben, entbehren könnten, der glaubt, wenn man das Dach gebaut habe, könne man die Fundamente ohne Noth vernachlässigen."

Der Mann, der also lehrte, hat zugleich in seinem Leben die geistige und sittliche Tüchtigkeit, zu welcher die Altertumstudien erheben, so bewährt, dafs er der aufstrebenden Geistesentwickelung des 19. Jahrhunderts die wesentlichsten Dienste geleistet hat. Wie sollte nicht sein Andenken auch fernerhin dankbar geehrt werden? Die Altertumswissenschaft steht in lebendiger Weiterentwickelung; die überraschenden Ergebnisse der Ausgrabungen auf klassischem Boden führen ihr fort und fort neuen Stoff zu, immer klarer werden die fernen Jahrhunderte; Altertum und Gegenwart treten in immer engere Beziehung zu einander. Böckhs Forschung hat vielfältige Früchte getragen; möge auch sein Geist den Nachkommen nicht fremd werden!

II. Briefe.

1. Briefwechsel mit Fr. G. Welcker.

Friedrich Gottlieb Welcker, geb. 4. Nov. 1784 zu Grünberg in Hessen, studierte in Gießen und reiste 1806 nach Rom, wo der gelehrte Archäolog Zöega ihn in das Studium der antiken Kunst einführte. Als Erzieher im Hause des preußischen Gesandten Wilhelm v. Humboldt hatte er auch gesellschaftlich eine angenehme Stellung. 1808 nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er zu seinem Lehramt am Gießener Pädagogium bald eine Professur an der dortigen Universität, nahm 1814 an dem Feldzuge nach Frankreich teil, reiste dann nach Kopenhagen und folgte 1816 einem Ruf nach Göttingen, wo er mit Dissen Freundschaft schloß. 1819 nach Bonn berufen, wurde er alsbald zugleich mit seinem jüngeren Bruder und E. M. Arndt in eine politische Untersuchung verwickelt, die aber seine Lehrthätigkeit nicht unterbrach und mit Freisprechung endigte. Eine zweite Untersuchung hatte er 1832 zu bestehen, wobei er ein Jahr lang vom Amte suspendiert war. Dieses Mißgeschick hemmte den begeisterten, hohe Ziele verfolgenden Gelehrten doch nur vorübergehend; er schuf bedeutende Werke und vertiefte seine Anschauung des Altertums durch eine zweite Reise nach dem Süden 1841—43; zwei Winter verweilte er in Rom, den Sommer 1842 in Griechenland. Noch zweimal brachte er, von Reiselust weit mehr als Böckh erfüllt, die Winterzeit in Rom zu, dazwischen lag 1850 eine Reise nach Paris. In den letzten Jahren erblindet, aber unermüdlich thätig, starb er hochbetagt am 17. Dezember 1868 zu Bonn.

1809, 4. April. Heidelberg. Verehrtester Freund! Eine Gelegenheit, welche sich mir eben darbietet, will ich nicht versäumen, um Ihnen in der Eile, wie ich längst mir vorgenommen hatte, wenigstens einige Zeilen zu schreiben, und so mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft, welche mir unser Creuzer[1]) verschaffte, zu sichern. Ich hoffe, wir werden von ietzt an in häufigere Correspondenz treten und glaube eben darum ietzo mich etwas kürzer fassen zu dürfen, wozu ich um so mehr genöthigt bin, da der Freund, welcher diesen Brief gütigst besorgen will, in einer halben Stunde schon abreist. Also nur das für den Augenblick dringendste und nothwendigste.

Sie wissen ohne Zweifel längst, daß Creuzer uns leider verläßt und mit nächstem Monat nach Leyden zieht. Der Himmel gebe, daß er sich dort gefalle! Seine Stelle ist wegen eines gleichzeitigen Rufes nach Königsberg mir übertragen worden, und ich habe zugleich die Besorgung der Redaktion des philologischen Theils unserer Jahrbücher übernommen, an welcher Sie zu unserer großen Freude bisher so thätigen

1) Namen, Büchertitel und ähnliches sind in den Briefen öfters gesperrt gedruckt, um die Übersicht des Inhalts zu erleichtern; andere gesperrte Worte sind in den Originalen unterstrichen.

Antheil zu nehmen die Güte hatten. Ich hoffe, dafs Sie auch in Zukunft uns nicht werden abtrünnig werden; um dieses ersuche ich Sie vorläufig, mit der Bitte zugleich, dafs Sie mir melden möchten, was Sie noch zu recensiren gedenken; nach der Messe werde ich die Ehre haben, Ihnen weitere Vorschläge zu thun. Von der vergangenen Zeit ist noch ein Buch übrig, wozu ich keinen unterrichteteren Recensenten glaube finden zu können als Sie, nehmlich Rehfues[1]) Briefe aus Italien, die Sie auch in einer der Recensionen anführen, welche ietzo in meinen Händen sind. Haben Sie die Güte, mir auch hierüber Ihre Entschliefsung zu melden.

Gegenwärtig bin ich mit einem kleinen Aufsatze für die Studien beschäftigt, einem Beitrage zur Philosophie der Sprache[2]), welcher in das nächste Heft kommen soll, zu welchem, wenn ich nicht irre, auch Sie eine Abhandlung geliefert haben. Sodann werde ich zu einer neuen Ausgabe des Pindar schreiten, welchen ich ganz zu restauriren und zu reformiren gedenke, nach den Grundsätzen, welche ich in einer nächstens erscheinenden, zum Wolfischen Museum gehörigen Schrift auseinandersetzen werde. Ich bin dadurch in einen Streit mit Hermann verwickelt worden, welcher sich aber zu beiderseitiger Beruhigung noch privatim hat beilegen lassen, und wovon daher nur das Resultat bekannt werden soll.

In Hoffnung einer baldigen gütigen Antwort habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebenster Diener und Freund

Böckh.

1809, 26. April. Giefsen. Ihren gütigen Brief, theuerster Freund, habe ich erst vor einigen Tagen bei meiner Rückkunft aus den Ferien erhalten. Sehen Sie daher diese Beantwortung als eine recht prompte an, ob sie gleich vielleicht spät kommt; denn da mich die Gelegenheit, in nähere Verbindung mit Ihnen zu treten, die er mir bietet, so sehr erfreute, so möchte ich nicht gern säumig erscheinen.

Ich nehme recht vielen Antheil an Ihrer Beförderung in Heidelberg, für Sie und für die Universität, — denn Sie werden wahrscheinlich beide gleich zufrieden und froh seyn, zusammen zu bleiben. Dafs ich in Zukunft Creuzern nicht mehr sehen soll, schmerzt mich ausnehmend. Doch gebe ich nicht die Hoffnung auf, dafs wir ihn wieder in Deutschland sehen werden.

Ihre Thätigkeit und Ihre Thaten auf verschiedenen Feldern setzen mich in Erstaunen. Wenn man auch zuweilen der Kraft gern glauben will, so sieht man doch nicht immer recht den Raum, den sie nöthig hat, sich zu bewegen und zu schaffen. Wenn Sie an Pindar gehen, so werden Sie mich zu einem der aufmerksameren Zuschauer haben. Durch Veranlassung einer Vorlesung über ihn werde ich diesen Sommer zu dem Metrischen, das ich lang vernachlässigt habe, zurückkehren. (Wiewohl bei unsern kleinen philologischen Studien hier wenig Zeit auf das Eigentliche, wohin man wollte, kommen kann, indem sich halbentschiedene und halbbestellte ἐξηγηταί in den Vorhallen des Tempels unter fremdblickenden Ankömmlingen ziemlich kalt herumtreiben.) Der Punct, bei dem ich

1) Später Curator der Universität Bonn. 2) S. o. S. 21.

vor vielen Jahren in Ansehung der melischen Sylbenmaſse stehen geblieben, ist ungefähr der: sie lassen sich nicht durchgängig für sich ordnen. Die Systeme der Grammatiker sind nicht hinreichend und nicht bis zum Organismus und dem inneren Leben gedrungen; man müſste die Begleitung der Musik haben, um überall sicher den Tact zu bestimmen. Die Musik scheint zwar in dieser Composition die Worte meist nur accompagnirt zu haben, aber an manchen Stellen scheinen auch Pausen im Text zu seyn, zu verschiedenem Effect, den ein feines Gefühl errathen und mit Wahrscheinlichkeit die Lücken bestimmen könnte. — Dies ist indeſs so sehr blos Erinnerung, daſs ich ebenso vorurtheilslos als mit Vergnügen Ihrer Untersuchung folgen werde. Ich lese übrigens wahrscheinlich diesen Sommer auch über Griechische Kunst. [Folgt das Anerbieten weiterer Beiträge zu den „Heidelberger Studien".]

Die folgenden Briefe beziehen sich auf Beiträge, die Welcker übersendet; im September 1809 treffen sie sich persönlich in Gieſsen. Am 18. Oktober 1810 bittet Böckh um Welckers Verwendung bei Wilh. v. Humboldt in Wien „wegen der von ihm gehofften Beiträge zum Pindar" und fügt hinzu, er habe sich entschlieſsen müssen, den Text des Pindar „schon diesen Winter noch hier drucken zu lassen". Welcker antwortet, er habe sogleich an Humboldt geschrieben.

1811, 1. August. Berlin. Wer von uns beiden, lieber Freund, unverzeihlicher gehandelt habe, Sie oder ich, daſs wir uns nicht geschrieben, will ich nicht entscheiden; nur soviel kann ich versichern, daſs Ihr Name schon seit langer Zeit auf meinem Denkzettel steht und auf das Kreuz wartet, welches ich vorzuzeichnen pflege, wenn das Geschäft erledigt ist, welches ich mir damit im Gedächtniſs erhalten wollte. Mein trefflicher Amtsgenosse und Freund Hirt[1]) sendet Ihnen ein ebenfalls verspätetes Antwortschreiben, welches aber wahrscheinlich wenig Trost enthalten wird. Ist denn Ihr Zoëga[2]) immer noch nicht fertig? und werden die Subscribenten denn auch ordentlich darüber benachrichtigt, wenn er fertig seyn wird? Ich warte darauf schon lange. Humboldt hat mir neulich durch Uhden sagen lassen, daſs er die Vergleichungen der Pindarischen Handschriften nicht mehr besitze; sie müſsten wahrscheinlich bei der Plünderung seiner Güter durch die Franzosen zu Grunde gegangen sein.

Unsern Aristophanischen Übersetzer Kärcher[3]) habe ich etliche Monathe schändlich vergessen, und ich frage Sie nun endlich, wie es damit steht. Hat H. die Übersetzung angenommen oder nicht? Geben Sie mir darüber kürzlich Auskunft, lassen Sie mich aber um des armen Mannes willen nicht so lange warten, wie ich ihn habe warten lassen. Die Wolfsche Übersetzung der „Wolken" soll nun auch erschienen sein; ich habe sie aber noch nicht gesehen. Er ziert sich damit wie das kokketteste Kind oder Mädchen und sagt, sie sei ihm entrissen worden, er habe sie nicht wollen drucken lassen, und was dergleichen Abgeschmacktheiten mehr sind, womit er sich zum Gespötte aller Vernünftigen macht,

---

1) S. o. S. 26. 2) Die beiden ersten Hefte des Werkes „Die antiken Basreliefs von Rom, mit den Erklärungen von Georg Zoëga, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. G. Welcker" erschienen 1811, die Fortsetzung 1812, Zoëgas Leben von Welcker 1819. 3) S. o. S. 17.

die Unvernünftigen aber und Urtheilslosen zu seinen Bewunderern. Von der Ihrigen spricht er in seinem bekannten fade witzelnden Ton.

Von meinem Pindar ist nun der Text erschienen, welchen ich Ihnen gern übersenden wollte, wenn ich nur noch ein Exemplar hätte. Zunächst beschäftigen mich nun die Abhandlungen und die kritischen Anmerkungen. Den 18. August werde ich nach Göttingen reisen und dort bis zum 20. September bleiben. Haben Sie Lust mir in dieser Zeit zu schreiben, so adressiren Sie den Brief an mich nach Göttingen mit dem Zusatz: Bei Frau Generalsuperintendentin Wagemann abzugeben. Mit unserer Universität geht es ganz gut, wir haben diesen Sommer schon mehr als 450 Studenten.

Stets der Ihrige

Böckh.

Welckers Antwort liegt nicht vor. Im Mai und Dezember 1815 übersendet er aus Giefsen einige kleine Schriften, ebenso im Januar 1817 aus Göttingen, wobei er der „schätzbaren Stunden Ihres Umganges in Berlin“ gedenkt. Bald erfolgte, durch Wilh. v. Humboldt und Böckh vermittelt, seine Berufung an die neugegründete Universität Bonn.

1818, 15. September. Göttingen. Erst heute, lieber Freund, ist mir ein Schreiben des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten zu Berlin vom 8. September zugekommen, wodurch ich beauftragt werde, nachdem Sie in einer Privaterklärung sich zu der Professur in Bonn weder geneigt noch dagegen abgeneigt gezeigt hätten, mündlich mit Ihnen weiter zu unterhandeln. Ich bedaure von ganzem Herzen, dafs Ihre frühere Abreise den Hauptzweck des Ministeriums gewissermafsen vereitelt oder wenigstens dessen vollständige Erfüllung erschwert, benutze aber die erste Post, um Sie von demjenigen zu unterrichten, was mir aufgetragen ist. Auch glaube ich, dafs Sie, obgleich ich Ihnen rieth, Ihre Entschliefsung nicht zu lange hinzuschieben, sich dennoch noch nicht officiell werden erklärt haben. Nachdem wir uns über die Sache bereits hinlänglich unterhalten haben, ist es wohl nicht nöthig wieder vom Ei an zu beginnen. Wie gut es die Regierung meint, und dafs sie gewifs alles Mögliche thun wird, um die Universität zu Bonn in einen würdigen Stand zu setzen, davon habe ich Sie hinlänglich überzeugt, und da Sie in gewisser Hinsicht nicht abgeneigt waren, aber die Bedenklichkeit hatten, dafs es an literarischen Hülfsmitteln fehle und Ihre angefangenen Arbeiten würden unterbrochen werden müssen, so beschränkt sich, was ich noch zu sagen habe, vorzüglich darauf, Sie in dieser Hinsicht näher zu unterrichten, wozu ich bis zu einem gewissen Grade durch das Schreiben des Ministeriums in den Stand gesetzt bin. Das Ministerium schreibt mir nämlich, „dass die Bibliothek der Universität in Bonn auch dem Umfange, welchen die ganze Anstalt haben soll, entsprechend werde ausgestattet werden, wozu alle Mafsregeln schon getroffen seien“. Dies gewährt nun freilich für die Archäologie noch keine Bürgschaft, wie Sie vielleicht wünschen; indessen kann ich Ihnen eine andere bieten, die freilich hinlänglich ist. Sie sollen nämlich die Sache selbst in die Hand bekommen: es wird Ihnen die Stelle des Oberbibliothekars angeboten, falls Sie dazu Neigung und Beruf fühlen, wozu noch aufser den bereits

gebotenen 1500 Th. ein weiteres Gehalt von 300 Th. Ihnen beigelegt werden soll. Endlich hoffe ich, daſs es kein unbedeutender Beweggrund für Sie sein wird, dass Sie mit Ihrem Bruder wahrscheinlich zusammentreffen werden, „indem die bereits veranlaſsten Unterhandlungen zu seiner Berufung an eine ordentliche Professur zu Bonn führen können."

Ich wiederhole es, daſs Sie von Seiten der Regierung das Beste erwarten dürfen. Ich erinnere mich, daſs Sie dem Preuſsischen Staatsdienste insofern nicht ganz trauten, als Sie glaubten, es wären vielleicht damit Widerwärtigkeiten oder eine nicht liberale Behandlung verbunden; ich kann Ihnen aber in dieser Hinsicht versichern, was ich schon gethan habe, daſs hiervon gerade das Gegentheil stattfindet und die Universitäten nach meiner Erfahrung so behandelt werden, daſs man nichts zu wünschen übrig hat; und wenn ich Ihnen mündlich nicht stärker zurieth, so that ich es besonders deshalb, weil der Gesichtspunkt der Bibliothek in meinen und Ihren Augen zu mächtig wirkte: nach der ietzigen Stellung der Sache aber würde ich Ihnen unbedingt zugerathen haben. Doch dies wird in Ihrem zu fassenden Entschluſs kein weiteres Gewicht haben können.

Ich reise um den 24. oder 25. dieses von hier ab und bin Ende September in Berlin. Wenn ich nun dorthin komme, muſs ich doch dem Minister eine genügende Antwort bringen; ich bitte Sie daher, mir sogleich von Gieſsen aus, ohne einen Posttag zu überschlagen, wenigstens eine vorläufige Entschlieſsung zu melden. Das Ministerium rechnete freilich auf eine mündliche Unterhandlung und hat mir deshalb geschrieben, wenn Sie zu einem bestimmten Entschluſs der Annahme kämen, möchte ich Sie zu einer schriftlichen Erklärung auffordern, wodurch Sie sich verbänden, nach erfolgter officieller Berufung nicht wieder zurückzutreten: eine Vorsicht, die wegen kürzlich vorgekommener Fälle zu nehmen man sich veranlaſst gefunden. Im Falle, daſs Sie kommen möchten, müſsten Sie aber auf jeden Fall auf Ostern 1819 kommen, was sich wohl überhaupt von selbst versteht. Haben Sie also die Güte, in Ihrem Briefe diese Punkte zugleich zu berücksichtigen. Sollten Sie berechnen können, daſs Ihr Brief den 25. d. M. nicht mehr hier eintreffen könne, so schreiben Sie mir direkt nach Berlin. Leben Sie wohl, Bester.

Ganz der Ihrige

Böckh.

1818, 11. October. Oberofleiden. Ihr Brief vom 15. September, lieber Freund, hat mich so spät erreicht, daſs Sie unterdessen recht unzufrieden mit mir gewesen seyn werden. Sie müssen aber den Umständen nach mich entschuldigen. Ich kam von Göttingen zunächst hierher zu meinem Vater und hatte mir vorgesetzt, bald nach Gieſsen zu gehn. Dort hob Ihren Brief mein Bruder für mich auf, während ich meinen Reiseplan umdrehte, erst eine Fuſswanderung von mehr als 14 Tagen machte und dann erst nach Gieſsen kam. Der Brief aber war nun hierher geschickt worden, wo ich ihn erst vor wenigen Tagen gefunden.

Vielleicht an demselben Tage, wo Sie mir geschrieben, hatte ich, noch auf der Reise, die Stelle in Bonn abgelehnt. Diesen meinen Brief wird ohne Zweifel Herr Staatsrath Nicolovius als ungültig betrachtet

haben, da ich von dem Antrag, der mir durch Sie geworden ist, zu der Zeit noch nichts wissen konnte. Dieser Antrag aber hat für mich ganz die Wichtigkeit, welche Sie vermuthen; die Aussicht, meine Arbeiten könnten unter diesen Umständen weit weniger durch eine Versetzung verschoben werden, als ich vorher befürchtete, hat meine Entschliefsung wankend gemacht, und das Zutrauen, welches Ihre Regierung in mich setzt, hat etwas sehr aufforderndes und reizendes für mich. In den nächsten Tagen reise ich nach Göttingen zurück, wo ich auch meinen Bruder, der von Kiel zurückkommt, finden werde. In Ansehung des Umfangs der Geschäfte, welche mir die erste Bibliothekstelle machen würde, sowie der speciellen Kenntnisse, die sie erfordern dürfte, bin ich nicht unterrichtet genug. Ich werde mich sogleich mit Benecke[1]) besprechen und Ihnen baldmöglichst eine entscheidende Antwort geben. Wehren Sie bey dem Herrn Minister den Verdacht einer ungeziemenden Säumnifs ab, indem Sie ihn versichern, dafs kleine Zufälle, oder im Ganzen meine Ferienreise den Aufschub meiner Antwort veranlafst haben. Darüber, lieber Freund, können Sie im voraus gewifs seyn, dafs ich nicht zurückgehe, wenn ich einmal, es sey auf welche Art es wolle, erklärt habe, dem Rufe folgen zu wollen. Je weniger es, wie es scheint, zuweilen in diesen Verhältnissen mit dem Wort genau genommen wird, um so mehr sollten sie immer mit aller Gewissenhaftigkeit behandelt werden. Leben Sie recht wohl. Mit aufrichtiger Freundschaft

Der Ihrige

F. G. Welcker.

1819, 19. Februar. Berlin. Was Ihre Bonner Verhältnisse betrifft, theuerster Freund, so hoffe ich, wird nun durch Ihren letzten Brief an mich alles in Ordnung sein, und ich schreibe daher darüber weiter nichts mehr. Was aber Ihre Anfrage wegen der Inschriften anlangt, so mufs ich bedauern, Ihnen da wenig oder gar nichts leisten zu können. Denn die besondere Art meiner Sammlung, die ethnographische Anordnung, macht es mir unmöglich, ohne den ganzen Wust durchzusehen, etwas herauszufinden, und frisch im Gedächtnifs ist mir nichts, weil ich seit einem ganzen Jahre mich nicht mit Inschriften beschäftigt habe: sonst stünde Ihnen alles zu Gebot, Herausgegebenes und Unedirtes, worauf ich gar nicht neidisch bin. Nur von den Epitaphiis duobus ab Ang. Maio nuper repertis will mir nichts anders mehr einfallen, als dafs die paar Inschriften gemeint sein mögen, die er zum Fronto herausgegeben hat, aber wenn ich mich recht erinnere, sind sie nicht metrisch und keine Grabschriften. Finden kann ich sie jedoch in meinem Apparat nicht, weil ich die Städte vergessen habe und ein Index mir fehlt. Soviel zum Voraus. Ich schlage indefs meine Mappen auf, um zu sehen, ob ich denn doch etwas herausgreifen kann. [Folgt die Mitteilung mehrerer metrischer Inschriften.]

Machen Sie nun damit, was Sie Lust haben. Etwas läfst sich herausbringen. Verzeihen Sie zugleich der wild verwirrten Eile, womit ich

1) Georg Friedrich Benecke, 1814 bis 1844 Professor und Bibliothekar in Göttingen.

schreibe; denn ich habe allerlei im Kopf und so mancherlei Beschäftigungen, dafs ich die Briefe meist im Fluge schreibe. Aufser meinen drei Vorlesungen und drei Stunden im Seminar habe ich theils die ordentlichen Geschäfte in der Akademie der Wissenschaften, theils noch besondere nicht wissenschaftliche Angelegenheiten derselben, und aufserdem mufs ich als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission Examina halten, die mich gerade heute distrahiren; dabei liegt mir eben der Lektionskatalog und die Correctur der Pindarischen Scholien auf dem Halse. Ihre Zeitschrift, letztes Heft, habe ich empfangen und danke Ihnen; dagegen scheinen Sie meine Abhandlung über die Dionysien noch nicht erhalten zu haben, die ich doch schon vor einigen Monaten abgeschickt habe. Ich schreibe gegenwärtig eine Abhandlung über den Pythagoreer Philolaos, vermisse aber dabei des Syrianus Commentar. zu Aristot. Metaphysik. Fabricius notirt, dafs darin der Philolaos dreimal vorkommt, zu XII. 71 b, 88 b und XIII. 102. Hier mufs ich Sie schon um Vergeltung angehen. Sollte der Syrianus, der sehr selten scheint, in Göttingen sein, so bitte ich sehr mir die Stellen abschreiben zu lassen, wozu Sie einen Seminaristen oder meinen Schwager Rudolf Wagemann brauchen können. Doch bitte ich Sie zu revidiren, ob auch die ganzen Stellen (zumal wenn Fragmente darin stecken sollten, wie ich fast vermuthe) vollständig abgeschrieben sind. Ich bitte inständig um baldige Antwort[1]), da ich die Sache zu einer akademischen Abhandlung brauche, die ich in kurzem lesen mufs. Dissen meinen besten Grufs.

Ganz der Ihrige

Böckh.

1821, 25. August. Aachen. Hier in meinem Bade-Exil habe ich zuerst (was Sie nicht übelnehmen dürfen, da keine Vernachlässigung sowenig Ihrer als des trefflichen Philolaos Schuld daran war) Ihre jüngste Schrift, und mit wahrem Vergnügen gelesen. Ich las dabey auch Schleiermachers Heraklit wieder, und den Empedokles, die Commentatt. Eleaticae. In meiner Religionsgeschichte der Griechen kann ich nicht umhin, den Ausgangspunkt der Philosophie und überhaupt ihr Verhältnifs zur Religion im Lauf der Jahrhunderte, vorzüglich aber die Theologie der gröfsten Philosophen zusammenfassend und in Bezug auf frühere Systeme und Spuren darzustellen. Von der Ausführung bin ich ietzo zwar noch entfernt und weifs nicht einmal, wann nur ein Theil des Ältesten in einer druckfähigen Darstellung vollendet seyn wird.[2]) Möchten Sie uns bald Ihr Corpus Jnscript. geben, — ohne dies ist es auch unangenehm, eine solche Arbeit auslaufen zu lassen, besonders da ich zu der Geschichte der Lehre die des Cultus hinzunehme.

Von Dissen hörte ich seit Ostern nichts und bin daher recht besorgt. Leben Sie wohl, mein theurer Freund.

F. G. Welcker.

---

1) Diese liegt nicht vor; ebenso kein Brief aus der folgenden Zeit, wo gegen Welcker eine politische Untersuchung eingeleitet war.

2) Der erste Band von Welckers Griechischer Götterlehre erschien erst 1857. Vgl. Kekulé, Leben Welckers S. 175 u. 351 f.

1824, 5. December. Bonn. Ich schicke Ihnen hier, mein theurer Freund, ein Quodlibet von litterärischer Kritik und Mythologie[1]), wodurch ich wünschte Ihnen zum kleinen Theil die Schuld abzutragen, worin ich seit langer Zeit gegen Sie stehe. Die Tragödien von Sophokles und Euripides habe ich sämmtlich bald nach meiner Rückkehr aus Italien hinsichtlich ihrer Structur untersucht, und der allgemeine Typus, den ich damals gefafst habe, ist mir noch verblieben; die Arbeit aber liegt noch in ihrer ersten rohen Gestalt. Dagegen, woran ich sonst nicht gedacht hatte, die Plane des Aeschylus zu untersuchen, bin ich erst vor wenigen Jahren durch eine Vorlesung über den Prometheus veranlafst worden, und Humboldt, dem ich die damals geschriebene Einleitung mitgetheilt hatte, ist durch seine Aufmerksamkeit auf die Materie und seine einsichtsvollen Bemerkungen, so wie nachher Dissen durch ernstliche Aufforderung Schuld daran gewesen, dafs ich an Bekanntmachen dachte. Was als Vorwort zur Trilogie Prometheus dienen sollte, ist fast Hauptsache geworden, als ich zur Ausführung schritt, die Zusammenstellung der übrigen. Wenn die Leichtigkeit des Findens einen Grund der Wahrscheinlichkeit in diesem Falle abgeben könnte, so dürfte ich mir in vielen dieser Trilogieen Zustimmung versprechen, denn vierzehn Tage lang im vorvorigen Sommer habe ich jeden Tag wenigstens eine in allen Punkten zusammengebracht. Wird Hermann diese Art der Polemik übel aufnehmen? Es sollte mir leid thun, denn es ist mir kein Gefallen gewesen, nicht öfter ihm beypflichten zu können und zu müssen. Billigen Sie die Ἑρβασίους S. 605? — Kein Wort sage ich über den Widerspruch gegen Sie, welchen Sie hier und da finden.

Ihre Abhandlung über die Kritik des Pindar ist mir nach den Herbstferien zugekommen, die Rede durch Druks[2]); beide habe ich mit dem grofsen Genufs, welchen Ihre Schriften mir immer machen, zum Theil mit noch ganz besonderem, gelesen. Diefs die erste auf den Grund zurückgehende Geschichte eines Textes, ein Werk, welches Ihre Pindarischen Arbeiten auf das Würdigste krönt. Dafs Ihre und Dissens Erklärungsmethode noch so wenig in ihrer wahren Bedeutung gefafst oder doch öffentlich anerkannt zu werden scheint, ist mir ein Zeichen der Verworrenheit, die in unserer gewühligen philologischen Welt herrscht. Was Sie in der Abhandlung über Hermeneutik und ihr Verhältnifs zu der Kritik sagen, war mir aus der Seele gesprochen: die Sprache in den realen Theil der Philologie aufzunehmen, habe ich mir in meinen Vorlesungen über die Encyklopädie schon mehrmals erlaubt gehabt. Ihre paläographischen Bemerkungen habe ich gleich hier und dort anwenden können; um ein Beyspiel zu erwähnen, denn es ist lang her, dafs ich sie las, so ist Alcm. fr. 37 *πρέπε* nun auch diplomatisch in *πρέπει* zu ändern.

Aber Ihre lat. Rede vom Jahre 1823 müssen Sie ja noch die Freundschaft haben mir zu schicken. Druks sagte mir, dafs Sie mir die Inscriptionen gleich schicken wollten, sobald Sie ein Heft fertig hätten. Geben Sie sie durch die Post, denn ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich darauf freue. Aufserdem könnte ich sie vielleicht brauchen, da ich

1) Welcker, Die Aeschylische Trilogie Prometheus, Darmstadt 1824.
2) Ein von Welcker an Böckh empfohlener Student.

diesen Winter werde den Theognis in Druck geben und vielleicht die Epigramme aus den beyden Programmen mit manchen anderen anhänge. Ich habe durch Sie Herrn Rose vorigen Sommer kennen gelernt. Sein Werk über die älteren Inschriften[1]) ist mir bis jetzt noch nicht einmal dem Titel nach vorgekommen. Ende dieses Jahres erhalten Sie des Philostratus Gemälde[2]), worin ich ein paar Stellen des Pindar behandelt, auch Ein Fragment des Aristophanes über Sophokles ans Licht gezogen habe, ich will wünschen zu Ihrer Zufriedenheit.

Ich denke Ihrer sehr oft, bester Freund, und nehme an Ihrem Wohlergehn im Haus, im Amt, im Asyl der Musen herzlich Antheil. Leben Sie recht wohl.

F. G. Welcker.

Ihnen darf ich wohl am ersten die Gefälligkeit zumuthen, die Beyschlüsse an ihre Behörden zu senden. — An Schleiermacher bitte ich, sowie an Niebuhr, gelegentlich viele Grüfse zu sagen.

1825, 25. Mai. Berlin. Längst schon, verehrtester und theuerster Freund, war es meine Schuldigkeit Ihnen zu schreiben, aber es gibt immer soviel zu thun, dafs man mit dem Nöthigsten nicht fertig werden kann, und die Inschriften verwickeln mich in so vielen nothgedrungenen Briefwechsel, dafs ich für den freundschaftlichen und erfreulichen abgestumpft werde. Aufserdem wollte ich gerne über Ihr Aeschyleisches Werk mit Ihnen mich unterhalten, habe defswegen von Tag zu Tag mit dem Schreiben gezögert, und schreibe zuletzt, ohne dies thun zu können. Denn es geht mir wunderlich damit. Ehe Sie mir das Buch schickten, hatte ich es gekauft und, wie man zu thun pflegt, durchgeblättert. Nachher erhielt ich es als Ihr Geschenk, gab das eine Exemplar zurück, legte das andere zum Lesen hin, wenn ich Mufse hätte, und nachdem ich es lesen wollte, kann ich's nirgends finden, soviel Mühe ich mir auch gegeben habe. Wahrscheinlich ist es verliehen, und ich mufs warten, bis es sich gutwillig wieder einfindet, denn ein fremdes Exemplar mag ich mir nicht borgen, sondern will das eigene lesen. Also entschuldigen Sie mein Stillschweigen. Hermanns Recension habe ich angesehen; sie schien mir hölzern. Durchgelesen habe ich sie nicht, denn ich habe beinahe Fichtesche Antipathie gegen die Recensionen.

Kein Mensch kann mir nachsagen, dafs ich meines Zeichens ein Bewunderer wäre; aber das gestehe ich, dafs ich Sie bewundere, wie Sie in kurzer Zeit so reichhaltige Werke liefern können, da Sie, wie Herr Dr. Bach mir sagt, bald wieder aufser dem Philostratos etwas Neues werden erscheinen lassen. Ich werde immer steifer und unbeweglicher, den Steinen gleich, mit denen ich mich plage, und mufs mich manchmal aufrütteln, um mannigfachere Vorstellungen in mir zu erregen und eine freiere Bewegung, wozu besonders die Vorlesungen gut sind. Ich lese jetzt wieder

1) Hugh Rose (englischer Geistlicher), Inscriptiones Graecae vetustissimae, Cambridge 1825. Vgl. Briefwechsel zwischen Böckh und K. O. Müller, S. 80, 84, 87, 196f.

2) Philostratorum Imagines recensuit Fr. Jacobs, observationes addidit F. Th. Welcker, Lipsiae 1825.

einmal die philologische Encyklopädie und weifs von älterer Zeit her, dafs wir hierin viel gemeinschaftliche Gedanken haben, wovon mich auch Ihre letzte Äufserung über meine Pindarische Abhandlung von neuem überzeugt hat: und nichts kann mir erfreulicher sein.

Das erste Heft des Corp Inscr. Gr., welches ich Ihnen nebst dem letzten Verzeichnifs der Vorlesungen geschickt habe, werden Sie nun wohl erhalten haben. Wer selbst etwas leisten kann, ist billig, und das erwarte ich also auch von Ihnen. Mühe habe ich mir gewifs gegeben, aber weitläufigere Ausführungen lagen nie in meinem Plane, und wer alle Griechischen Inschriften herausgeben will, mufs sich kurz fassen. Daher habe ich auch durchaus alles fremdartige vermieden und mich durchaus auf die Denkmäler selbst beschränkt. Nur selten bin ich ausführlicher gewesen, wie bei der architektonischen Inschrift[1]), die, ohne gröfsere Anstalten zu machen, durchaus nicht ins klare gebracht werden konnte. Jetzt lasse ich an der Fortsetzung drucken.

Herr Dr. Bach hat mir wunderbare Dinge von Ihrem liebenswürdigen Heinrich[2]) erzählt, der doch wirklich ein närrischer Mensch ist. Bach gefällt mir, die Schrift über Solon[3]) ist für einen jungen Mann leidlich, wenn auch nichts von Auszeichnung darin ist. Die Ausführung über ἕρκος ὀδόντων hat mir am besten gefallen. Wie er mir sagt, wollte er sich mit dem Pausanias beschäftigen. Da ich ihn noch nicht genug kannte, habe ich ihm fürs erste nicht zugerathen. Wenn man keine neue Hilfsmittel an Handschriften zum Pausanias hat, ist in kritischer Hinsicht wenig zu machen, und mir scheint die Erklärung desselben durch Zutrag geographischer und artistischer Notizen nicht zweckmäfsig, da hierbei über die Grenzen einer kunstgemäfsen Erklärung hinausgegangen wird, und nicht sowohl mehr Pausanias als die Sache erläutert wird, die in die Geographie und Kunstgeschichte gehört. Bekker hat eine Collation zum Pausanias, die sehr erspriefslich ist. Aber sie ist wohl nicht von ihm herauszubekommen. Sollte Bach nicht besser thun, wenn er auf dem betretenen Wege fortführe oder einen der Schriftsteller nähme, die ganz vernachlässigt sind, z. B. Themistius u. dgl.?

Bei Gelegenheit der Empfehlung des Dr. Bach haben Schlegel und Windischmann[4]) durch kleine Briefe mich erfreut. Ich habe keine hinlängliche Veranlassung und Stoff zur Antwort; daher beschwere ich Sie mit der Bitte, bei beiden die Stelle von meinem Briefe zu vertreten. Sagen Sie Schlegel meinen herzlichen Dank für sein freundschaftliches Andenken, und dafs ich hoffe, er habe das Heft des Corp. Inscr. empfangen, was ich an ihn abgesandt habe; Windischmann danken Sie auch für seine Liebe zu mir und sagen Sie ihm, wie leid es mir sei, dafs wir nicht noch im alten Verkehr wären, wie vor Zeiten. Aber das Schreiben ist gar zu beschwerlich, und man kann sich damit wenig verständigen. Und nun ein herzliches Lebewohl.

Mit aller Herzlichkeit

ganz der Ihrige

Böckh.

---

1) C. Inscr. Gr. I, 160 = C. Inscr. Att. I, 322. Vgl. Briefwechsel mit Müller S. 139 ff. 2) Prof. der klassischen Philologie in Bonn, † 1838. 3) Nic. Bach, Solonis carmina quae supersunt, Bonn 1825. 4) Professoren in Bonn; vgl. o. S. 14.

1825, 10. September. Berlin. Eben heute Abend, da ich von einem Spaziergange zurückkomme, erhalte ich Ihren freundlichen Brief vom 4. d. M., und da ich vielleicht zu verreisen gedenke, will ich noch heute antworten, indem ich Ihnen zugleich zwei Kleinigkeiten, und die eine doppelt (das andere Stück für Schlegel) schicke oder vielmehr gleich dreifach, auch für Windischmann. Da ich nun aber mich hinsetze, um in der Eile zu schreiben, gehen mir die Gedanken so bunt durch den Kopf, dafs ich eigentlich nicht weifs, wo ich anfangen soll. Indessen verdient Ihre Sendung von Beiträgen zu den Inschriften zuerst herzlichen Dank, ich werde sie alle redlich benützen. Überraschend ist mir gewesen, was Sie über das Epigramm *οὐδὲ τύχη σ' ἐδάμασσε* schreiben; ich hatte, da ich das Epigramm schon bearbeitet habe (da es in den 2. Fascikel kommt[1]), die von Ihnen aufgestellte Ansicht mit den Worten destinirt: De Aristotele et Alexandro m. ne cogita, weil nämlich Alexander vor Aristoteles gestorben ist Aber Sie haben die Sache mit wenigen Worten einleuchtend gemacht und ich habe Ihre Ansicht gleich angenommen. Nur *θεὸν* nehme ich in Schutz.

Wenn Sie noch mit der Ausarbeitung der Epigramme[2]) warten wollen, werden Sie mehrere finden in dem folgenden Fascikel, die ich Ihnen freilich vor Jahren schon hätte schicken sollen. Aber ehe man selbst die Inschriften genau ausgearbeitet hat, kann man ihnen oft nicht ansehen, ob sie metrisch sind oder nicht. In No. 27 ist *ἠπιοδώρου* sehr wahrscheinlich; aber ich habe absichtlich nicht alles erklärt und bin gewifs den meisten schon zu weit gegangen. Wie ich höre, recensirt Hermann die Inschriften und ist mit der Kritik nicht zufrieden, meint auch, es liefsen sich viele andere Erklärungen aufstellen, als die ich gegeben habe. Daran zweifle ich nicht; je weniger man weifs, desto mehr hält man für möglich, weil man die Möglichkeiten nicht ausscheiden kann von dem, was den Verhältnissen allein angemessen ist. Kopp[3]) ist ein Tölpel, der es übrigens gut meint, und wenn es Hermann, dem ich keine gute Meinung zutraue, nicht zu bunt macht, werde ich mir Zeit und Laune ebenso wenig mit Widerlegung seiner als des Kopp verderben. Denn ich liebe, wie Sie, den Frieden, und was dabei herauskommt, wenn man sich mit den Unkundigen herumpaukt, das wird nun Müller auch erfahren haben, der auf eine indignirende Weise von Lange zum zweiten Mal angegriffen ist:[4]) ein Vorfall, der mir, so wenig mich die Sache angeht, die Laune gestern und heute verdorben hat.

Ihren Philostratos habe ich noch nicht wieder vom Buchbinder zurück; ich werde, was Sie auch sagen mögen, davon lesen, soviel ich kann. Die Trilogie habe ich nun auch wiedergefunden, noch nicht

1) C. Inscr. Gr. I, 911.

2) Welckers *Sylloge epigrammatum Graecorum* erschien 1828.

3) Vermutlich Ulrich Friedrich Kopp, Verfasser der *Palaeographia critica s. Tachygraphia veterum exposita,* Mannheim 1817—1820, sowie der Schrift *De varia ratione Inscriptiones interpretandi obscuras,* Frankfurt 1827. Vgl. Briefwechsel zwischen Böckh und Müller S. 169, 171.

4) Ebd. S. 155ff. 166; Reinhold Lange in der Jenaer Litteraturzeitung 1824. nach Bursian Gesch. der Philologie S. 1015.

ganz gelesen, aber was ich gelesen habe, ist vortrefflich. Besonders hat mir die Abhandlung über die Weiberherrschaft[1]) viel Vergnügen gemacht, da sie überraschend richtige Ergebnisse gibt. Nur Eines wünsche ich, dafs Sie nicht so viel in die Noten setzten, denn dadurch wird man confus. Übrigens circulirt sie fast immer, und während ich schreibe, habe ich sie wieder verliehen.

Nicht alles in Ihrem Briefe über die historischen ...[2]) ist mir klar. Aber soviel sehe ich ein: es wäre Zeit, dafs die Gleichgesinnten stärker zusammenhalten. Denn es ist ein furchtbares Getreibe. Überall riechen sie Mysticismus und wollen aufklären. Nur mit Creuzer kann ich mich nicht vertragen, so sehr ich eine tiefere Ansicht der Mythologie liebe. Müllers Buch[3]) habe ich vortrefflich gefunden, und ich denke, Sie werden sich auch damit vertragen. Defswegen will ich nicht alles unterschreiben, glaube auch, dafs er etwas mehr Spekulation im Mythus hätte zugeben können. Aber es ist eine Schande, wie der Pöbel gegen diesen trefflichen Forscher spricht; Jungen, die ihm kaum die Riemen zu lösen würdig sind, setzen sich gegen ihn aufs hohe Pferd. Wüfste man nur einen Ausweg, diesem Skandal ein Ende zu machen!

Ihre Bestellungen werde ich bestellen; wie viele gebe ich Ihnen immer! Aber ich bin wunderlich gemischt aus Bescheidenheit und Unverschämtheit. Bachs Sache[4]) thut mir herzlich leid, er wird um derselben willen eine Stelle in Bonn nicht bekommen, die er nach dem Vorschlag des Consistoriums in Köln hätte erhalten sollen. Welche schlimme Sache ist es um die Partheisucht!

Mit dem zweiten Fascikel der Inschriften bin ich fertig und lasse daran drucken; 24 Bogen sind schon gedruckt. Vielleicht kommen noch die Megarischen Inschriften hinein. Ich arbeite jetzt am Peloponnes. Argolis und Anhängsel habe ich über die Seite und stecke in Sparta, was ein häfslicher Knäul von Inschriften ist, weil ich über 200 Stück durcharbeiten mufs, ehe ich über die Constitution der einzelnen ganz ins Reine kommen kann. Indessen denke ich die Arbeit zu unterbrechen und übermorgen auf etwa 12 Tage nach Göttingen zu reisen. Es macht mir schwere Sorge, wie ich das nächste Jahr an den Inschriften arbeiten soll, da ich leider zum Rector erwählt bin und es nicht zum zweiten Mal ausschlagen konnte. Ich wollte dem König sehr dankbar sein, wenn er mich nicht bestätigte.

Doch ich bin müde und schliefse. Tief empfinde ich den Werth Ihrer Freundschaft, die nichts jemals trüben wird, und bitte Sie meiner stets in Liebe zu gedenken, wie ich Ihrer gedenke. Grüfsen Sie alle Freunde bestens, besonders Windischmann und Schlegel. Von ganzem Herzen

der Ihrige

Böckh.

---

1) Auf der Insel Lemnos, zusammenhängend mit dem Dienst der Kabiren daselbst; Welcker, die Aeschylische Trilogie Prometheus S. 311 ff., 585 ff.

2) Der Brief liegt nur in Abschrift vor; es scheint ein Wort zu fehlen, vielleicht „Studien“.

3) K. O. Müller, Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, Göttingen 1825. 4) Streit mit dem S. 162 erwähnten Prof. Heinrich.

1826, 22. Januar. Berlin. Vorgestern, theuerster Freund, habe ich Ihren freundlichen Brief nebst Beilage erhalten und die letztere abgesandt. Für das mir selbst gesandte Exemplar des Theognis[1]) danke ich Ihnen herzlich, wiewohl ich noch nicht habe dazu kommen können, mich damit zu beschäftigen, da ich kaum im Stande bin, die laufenden Arbeiten jedes Tages zu beseitigen. Ihr Brief ist mir aber zu viel werth, um nicht, sobald ich konnte, darauf zu antworten. Zuvörderst bin ich nun sehr begierig auf Ihre Widerlegung der Hermannschen Recension, um deren Übersendung, sobald sie fertig ist, ich Sie sehr ersuche. Ich höre, dafs auch der Dr. Lange, den ich wegen seines widrigen Angriffs auf Müller nicht leiden mag, gegen Hermanns Recension seiner Perser geschrieben hat. Die Schrift ist mir aber noch nicht zu Gesichte gekommen. Meine Gegenschrift gegen Hermann war ganz fertig; indessen habe ich sie auf Meiers Verlangen zurückgehalten, weil dieser die in der Hall. Lit. Z. enthaltene Analyse drucken lassen wollte, mit welcher Hermann allerdings doppelt bezahlt ist. Da er nun hierüber natürlich sehr wüthend ist, so wird er, wie ich höre, etwa im Februar wieder antworten, und ich will dann zusehen, ob ich schweige oder ob ich ausführlich oder auch nur so antworte, dafs ich sage, ich würde das Nöthige in der Vorrede des Corp. Inscr. und in den Addendis erwiedern. Wenn ich erst Ihre Gegenschrift gesehen habe, werde ich vielleicht mich eher dazu bestimmen, dem Hermann zu antworten, zumal wenn Sie schon Einiges beigetragen haben.

Dafs ich Ihnen, was von dem zweiten Heft des Corp. Inscr. fertig ist, zusende, daran finde ich natürlich an sich kein Bedenken: nur kann ich es nicht gleich mit diesem Briefe thun, theils weil ich einen Carton habe setzen lassen, der noch nicht gedruckt ist, und den ich doch gleich, damit Sie ein richtiges Exemplar haben, mitsenden möchte, theils weil der Drucker immer grofse Schwierigkeiten macht, wenn er mir ein Exemplar zusammensetzen soll, weil er das Fertige zusammengepackt hat. Sobald ich aber ein vollständiges Exemplar des jetzt Fertigen erhalten kann, sende ich es Ihnen. Jedoch sind wenig Verse darin. Dagegen bitte ich Sie sehr, wenn Sie etwas aus nicht gangbaren Büchern haben, mir dies zu schicken; namentlich bekomme ich Holländische und Niederländische Zeitschriften nicht zu Gesicht, da bei unserer Bibliothek aus Mangel an Geld grofse Stockung eingetreten ist, und ich überhaupt kein Talent und keinen Trieb habe Zeitschriften zu lesen. Nicht einmal die *Bibliotheca critica nova* haben wir; in dieser ist etwas, wie ich aus Hermann sehe, über meine Inschriften; könnten Sie mir dies vielleicht abschreiben lassen? So ist es mir gleich verdriefslich, die Epigramme aus Attika nicht zu kennen, die Sie aus dem *Messager de Gand* 1823 und aus dem *Class. Journ.* Th. XXX anführen, da ich das letzte noch nicht so weit gelesen habe, und ich bitte Sie sehr, mir diese, und wenn sonst noch etwas in den genannten Büchern sein sollte, so bald als möglich zu schicken, da der Druck der Attica bald zu Ende geht. Auch das Silberplättchen von Badenweiler in Karlsruhe kenne ich nicht; Sie scheinen den Kupferstich davon zu haben, und deshalb bitte ich Sie darum, da

1) Theognidis reliquiae, ed. Fr. Theoph. Welcker, 1826.

es mir leichter ist, es von Ihnen zu bekommen, als wenn ich nach Karlsruhe schreibe. Kennen Sie die in der Amalthea Th. III S. 424 genannte Inscr. Desclusiana in Leiden? Oder könnten Sie, bei Ihrer Nähe, die bekommen? Ich habe an Reuvens[1]) nicht gern schreiben mögen, da ich nicht weifs, ob er nicht böse auf mich ist. Die Rinckschen Inschriften, die Sie die Güte haben mir zu schicken, hatte ich von ihm ebenfalls mitgetheilt erhalten, sowie die sehr schlechte Abhandlung über die Kabiren, worin er Inschriften als attisch giebt, die offenbar von Delos sind, wie ich auch, ich weifs nicht mehr wo, schon gesagt habe. [Folgen Bemerkungen über zwei von Welcker anders gelesene Epigramme.]

In der letzten Zeit habe ich den Peloponnes absolvirt und besonders gesucht, alle Ergebnisse der spartanischen Inschriften, deren Behandlung ebenso schwierig als langweilig war, zusammenzustellen, und ich denke dadurch für die Kenntnifs des spartanischen Staates der späteren Zeit etwas gefördert zu haben, was aber wahrscheinlich ebenso hudelig gelesen und ebenso wenig verstanden werden wird, als das vorhergehende. Ehe ich das Rectorat niedergelegt habe, kann ich aber nicht weiter arbeiten und werde unterdessen nur das Fertige drucken lassen.

Bach ist nach Oppeln abgegangen, ich habe seitdem nichts wieder von ihm erfahren, wünsche aber, dafs er zufrieden sein möge. Vielleicht kann er in Zukunft wieder an den Rhein kommen.[2]) Es ist schändlich, wie man ihm mitgespielt hat, und es freut mich, dafs ich wenigstens etwas weniges beitragen konnte, ihm seinen hiesigen Aufenthalt zu erheitern. Grüfsen Sie Windischmann und Schlegel, welchem ich für sein vortreffliches Gedicht sehr danken lasse, freundschaftlichst von mir. Hier mufs ich schliefsen. Nehmen Sie meine vielen Aufträge nicht übel, um deren Erfüllung ich nochmals bitte, und vergessen Sie mir ja nicht den Anti-Hermann zu schicken. Mit immer gleicher Herzlichkeit

der Ihrige
Böckh.

1826, 16. März. Berlin. [Übersendung des fertigen Teils vom zweiten Heft der Inschriften, Mitteilung zweier von Osann verkehrt behandelten Epigramme, Dank für Mitgeteiltes.] Vor kurzem habe ich doch einige Augenblicke gefunden, um etwas in Ihren Theognis hineinzublicken, zu dessen Verständnifs Ihre Prolegomena einen guten Theil beigetragen haben. Mich soll wundern, ob die Leipziger nicht auch darüber wieder herziehen. Wie mir scheint, verführt den Hermann zu seinen Streichen besonders der Verdrufs, dafs er nicht mehr nachkommen kann bei den Fortschritten der neueren Philologie, weil ihm die Elemente der historischen Forschung fehlen und diese nicht so rasch nachgeholt sind. Da will er dann die Schuld auf die Schriftsteller schieben, als ob diese ohne Methode zu Werke gingen. Bei aller Leidenschaft affectirt er Unbefangenheit und hat in dieser mir sogar vor einigen Tagen ein Geschenk mit einer neuen Dissertation von ihm über Aeschylos Philoktet

1) Prof. in Leiden, vgl. Briefwechsel mit O. Müller S. 79f.
2) Nik. Bach starb 1841 als Direktor des Gymnasiums zu Fulda.

gemacht. Indessen habe ich keine Lust, mit ihm wieder in Verbindung zu treten. Leben Sie recht wohl.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1826, 21. Mai. Berlin. Gleich nach Empfang Ihrer Mittheilung, theuerster Freund, habe ich Ihren Nachtrag zur Trilogie gelesen, wenn man es lesen nennen kann etwas geschwinde herunterschlingen. Es ist wahrhaftig eine schöne polemische Schrift, die Sie geliefert haben, und Hermann ist wahrlich gut zugedeckt; alles ist so geistreich aufgefaſst und mit einer himmlischen Geduld durchgeführt. Ich bin unter der Last meiner Geschäfte, die freilich auch Sie drücken, nicht im Stande so ausführlich zu sein; auch fehlt mir die Geduld dazu, und ich fürchte durch zu weit geführte Polemik mich zu sehr aufzureizen. Daher habe ich meine Antwort an Hermann in drei Parthien getheilt: 1) die Vorrede zum ersten Bande des Corp. Inscr., worin ich das Allgemeine abmachen werde, ohne ihn mehr als einmal zu nennen, und ohne die polemische Form. 2) Addenda, worin ich alles Einzelne widerlege, auch die merkwürdige Diatribe über die Sigeische Inschrift[1]) ... Diese Sachen kündige ich einstweilen auf dem Umschlag des zweiten Heftes an, welches in dieser Woche fertig werden wird. 3) schreibe ich eine Abhandlung über die Euthynen und Logisten mit einer kurzen Einleitung und Ausleitung; in jener werde ich einiges vom Zwecke der Philologie sagen, und was ich darin sage mit der Streitsache über den Oed. Col. belegen, indem ich Hermann Schritt vor Schritt widerlege; in dieser will ich von Hermanns Verfahrungsweise reden. Alles drei habe ich schon angefangen, jedoch rücke ich langsam fort. Auf diese Art habe ich mir die Arbeit erleichtert und brauche nicht ein ganzes Buch zu schreiben, sondern nur etwa drei Bogen, und widerlege doch alles, was er gesagt hat.

Sie werden wissen, daſs Niebuhr und Hasse[2]) mich bewogen haben, Antheil an dem Bonner Museum zu nehmen und sogar als Redacteur aufzutreten. Rechnen Sie mir dieſs nicht als Anmaſsung zu; ich habe es ungern gethan, aber ich glaubte nicht es abschlagen zu dürfen. Ich wünschte sehr, daſs sich aller Zwiespalt bei Ihnen legte; ich für meine Person glaube nicht, darin mich verwickeln zu dürfen, und bin überzeugt, daſs Sie es billigen werden, wenn ich keine Parthei nehme, sondern mich mit beiden vertrage. Ich werde in diesen Tagen Niebuhr den Antrag thun, ob sie meinen Aufsatz über die Logisten aufnehmen wollen; ohnehin war es seine und Hasses Ansicht, durch das Museum den Leipzigern etwas entgegenzusetzen, und so paſst ja die Sache vollkommen zu ihrem Zweck.

Schonen Sie Ihre Gesundheit: was Sie schreiben, daſs Ihnen die Sache über den Kopf wachse, das empfinde ich auch, aber ich bewundere Sie, daſs Sie soviel bezwingen. Vale.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

---

1) Vgl. Corp. Inscr. 1, S. 876. 2) Prof. der Rechte in Bonn, †1830.

1826, 22. Juli. Bonn. Auf Ihren Brief vom 21. May wollte ich Ihnen gleich antworten, theuerster Freund, aber viel Unterbrechung durch Besuch engte mich etwas ein, und vieles mufste ausgesetzt werden. Sie treten nun bald von Ihrem Consulat zurück und werden dann mit verdoppeltem Eifer zu litterarischer Arbeit zurückkehren. Wiewohl Sie werden unter den Geschäften mehr gefördert haben, als andre wenn sie frey sind. Ich höre, dafs hier an Ihrer Zeitschrift schon gedruckt wird, und freue mich, dafs in dem von Ihnen geschickten Aufsatz, wie ich durch den dritten, vierten Mund vernehme, allgemeine Ansichten vorgetragen sind, die in diesem Augenblick grofses Interesse haben werden. Niemand sehe ich lieber neben Niebuhr an der Spitze dieser Zeitschrift als gerade Sie: ich weifs, dafs Sie auch den philologischen Studien, die mich vorzüglich beschäftigen, nicht abgeneigt sind noch entgegenarbeiten; und da ich keinen Theil des Studiums wüfste, den ich nicht aufserordentlich achtete, wenn er nur recht behandelt wird, so bin ich schon zufrieden, wenn man das, was ich treibe, nicht mit Krittel, Einbildung und Eigensinn anficht. Was Sie sonst von Partheien hier sagen, ist ein eigen Ding, Grofsherzigkeit ist möglichst wenig vorhanden. Herauskommen kann dabei nichts, Charakter wird die Sache niemals erhalten, höchstens den der Langweiligkeit. Ich bin daher zufrieden, mich wenig darum zu bekümmern und wenigstens activ daran nicht den entferntesten Antheil zu nehmen. Diefs ist freilich die schlechteste Art, um sich vor Verkennung zu schützen; aber sie ist doch besser, als mit Bewufstseyn der Nichtigkeit und Eitelkeit solcher Verhältnisse sich mit kleinen Feindseligkeiten zu beladen.

Indem ich jetzo über Antigone lese, so sehe ich von neuem, auf welcher Stufe als Ausleger des Sophokles Hermann steht. Wenn ich nicht sonst schon in Fehde mit ihm stünde, und die Sache durchaus absichtlich erscheinen würde, so möchte ich einmal gern an Beyspielen zeigen, wie falsch das meiste versucht ist, und wieviel übergangen ist, was des Aufschlusses bedürftig und fähig war. Gegen Ihren Freund Meier werde ich dem armen aufgereizten Mann wie ein gar freundlicher Gesell vorkommen. Es freut mich übrigens sehr, dafs Sie mit den Blättern zufrieden waren. — Geh. R. Kopp war mehrere Tage hier und freute sich, von mir zu hören, dafs Sie eben nicht erzürnt gegen ihn seyen! Er lebt der Buchstaben, als eines beglückenden Glaubens.

Leben Sie wohl mit den Ihrigen. Mit der herzlichsten Freundschaft

Ihr F. G. Welcker.

1826, 29. Oktober. Bonn. Verzeihen Sie, theuerster Freund, dafs ich Ihnen so spät die fehlenden Bogen meines Anti-Hermann sende. Eine lange Ferienreise, nachher ein Besuch meines Bruders aus Freyburg[1]) mit seiner Familie haben mich seit dem 8. September, wo meine Exemplare noch unterwegs waren, abgehalten. Ich wünsche, dafs die Abhand-

1) Karl Theodor Welcker, 1819 als Professor der Rechte nach Bonn berufen, verliefs den preufsischen Staatsdienst nach Beendigung der gegen ihn ebenso wie gegen Fr. G. Welcker gerichteten politischen Untersuchung, und wurde 1822 an der Universität Freiburg angestellt.

lung über das Satyrspiel Ihren Beifall erhalten möchte, indem ich theils die Sonderung der einzelnen Dramen, theils auch die ästhetische Bestimmung des Grundcharakters in allen mit einer Art von Zuversicht behandelt habe, bey der man sich in dem Alter, worin ich stehe, nicht wesentlich irren darf, ohne daſs es pessimi ominis wäre; sich nicht irren in den Augen eines Richters wie Sie sind. Ich habe hier auch ein Kapitel Ihrer Schrift über die Tragiker berühren müssen, worin ich vieles nicht unterschreiben konnte: viele andere sind darin, worin ich reiche Belehrung finde. Auf vieles Einzelne kann man sich nicht einlassen, wenn man verflochtene Untersuchungen verfolgt, was von einem andern Ausgangspunkt angesehen sich anders darstellen mag. Mit groſsem Antheil habe ich Ihren Aufsatz über die Euthynen gelesen, der keine Ausrede übrig läſst. Nicht bloſs ich, obgleich mir Liebe zu Ihnen und eine rege Empfänglichkeit, womit ich dem was Sie schreiben entgegenkomme, wahrscheinlich doch noch Unpartheylichkeit des Urtheils genug übrig lassen, sondern auch andere hier, welchen sonst Hermann gewaltig imponirte, finden Ihre Sprache im Verhältniſs der Angriffe gemäſsigt. Andre Partisane hat Hermann hier, die von aller Gerechtigkeit und Wahrheit im Urtheil entblöſst sind, und deren Geflüster nur Intriguen bezweckt. Die unglückliche Emendation des Harpokration[1]) hat vielleicht mein Buch über Aeschylus veranlaſst, wo gerade mehrere Male *οὐ* in verdorbenen Stellen eingeschoben worden ist: denn ich finde, daſs Hermann, obgleich er es im Ganzen schilt, doch im Einzelnen manches daraus berücksichtigt. Herzlich gefreut haben mich auch die Zeilen über Müller, die ihn mit einem Male über alle seine Tadler beruhigen werden. Ich bin mit ihm neulich in Göttingen und auf einer Wanderung in den Harz viel zusammen gewesen und habe ihn recht lieb gewonnen. Wie angenehm würden mir die Unterhaltungen mit ihm und Dissen seyn, wenn ich sie recht oft haben könnte. Dissen hofft Sie bald wieder einmal in Göttingen zu sehen. Ich fand ihn frisch an Geist und nicht angegriffen gerade jetzt körperlich: allein weit mehr noch als sonst scheint doch leider seine Gesundheit ausgesetzt, an jedem Lüftchen hat sie einen Auflaurer oder Feind. Viel haben wir von Ihnen gesprochen. [Folgt eine Mitteilung über Inschriften.]

Hermann schickte mir neulich einen Studenten zu mit einem Briefe,[2]) worin er mich zu belehren sucht, woher es komme, daſs er aus den Alten das Aechte und Lautere zu schöpfen wisse, und wir andern moderne Ideen in sie hineintragen. Das Programm *De Aeschyli Heliadibus,* welches der Brief begleitete, etwas höhnisch gegen mich verfaſst, verfehlt wieder den Hauptpunkt der Erklärung, die Bedeutung der Rhode, den ich besonders zu erörtern unterlassen hatte, und bey solchem Nichtkennen der Verhältnisse hebt man sich dann behaglich über alle aus ihnen geschöpfte Kritik weg.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und bleiben Sie meiner freundschaftlich eingedenk. Von Herzen

der Ihrige

F. G. Welcker.

---

1) Einen Miſsgriff Hermanns, s. Böckhs Darlegung Kl. Schr. 7, 289: „Diese ganz heillose Umkehrung des Zeugnisses“.

2) Abgedruckt bei Kekulé, Leben Welckers S. 221–226.

1826, 29. November. Berlin. Als ich eben im Begriff war, theuerster Freund, an Sie zu schreiben, um Ihnen die früher auferlegte Mühe wieder abzunehmen, erhielt ich Ihren lieben Brief vom 24. d. Das Stackelbergische Werk[1]) habe ich gestern, gleich nachdem es angekommen, eingesehen; die beiden Inschriften hatte ich bereits aus Fourmonts Papieren. Die Messenische[2]) ist falsch gelesen, es ist von keiner Euphemia die Rede, sondern der Mann heifst Q. Plotius *Εὐφημίων*, wie deutlich in Fourmont steht. Die Aeginetische hat schon Osann[3]) herausgegeben; auch habe ich eine Abschrift von Gell; ich habe mich damit noch nicht beschäftigt, zweifle auch, dafs etwas herauszubringen ist. Auch für die Sachen aus dem Giornale Arcadico bin ich dankbar, wiewohl ich sie schon notirt hatte; aber ich bitte deswegen nicht nachzulassen, denn Sie haben mich doch auf vieles aufmerksam gemacht, was ich nicht hatte. Jetzt gehe ich auf Ihren früheren Brief zurück, welchen zu beantworten ich mir neulich vorbehalten hatte.

Erst vor kurzem habe ich den Rest des „Nachtrages zur Trilogie“ durchgelesen und gebe Ihnen in Betreff der Bestimmungen, was Satyrspiel gewesen, was nicht, vollkommen Recht, weit entfernt, was ich darüber vor zwanzig Jahren geschrieben, aufrecht halten zu wollen. Die Zeit mufs ihre Fortschritte machen, und es ist ein andres, jetzt und vor zwanzig Jahren geschrieben zu haben. [Folgen Anfragen über einige von Welcker erwähnte Inschriften.] Sie werden wahrscheinlich wissen, dafs hier auf Hegels und seiner Parthei Veranlassung Jahrbücher der Litteratur herauskommen sollen und wirklich nächstens herauskommen werden. Da man sich um mich dabei bemühte, habe ich nicht abschlagen mögen, zumal da ich allerdings darauf sehen mufs, der Intrigue der Leipziger Parthei wenigstens insofern negativ entgegenzutreten, dafs ich mir nicht geradezu neue Feinde mache. Auch hoffte ich und hoffe es noch, die Partheilichkeit gegen andere durch meinen Beitritt etwas zu mildern und möglichst eine Vermittelung zu bewirken. Gans[4]), den ich für so übel nicht halte als viele, hat mir gesagt, er habe wegen Ihres Beitritts auch an Sie schon geschrieben, und ich bitte Sie, uns zu unterstützen. Ich wünschte allerdings, dafs die Zeitschrift ordentlich würde. Das Recensiren ist zwar meine Sache nicht, indessen habe ich Bröndsted[5]) über Keos übernommen, und die Zeitschrift wird damit anfangen. Wenn ich dabei auch nicht viel geleistet habe, so glaube ich doch auf einige Punkte in der Geschichte dieser merkwürdigen Insel aufmerksam gemacht

1) Magnus v. Stackelberg, ein Freund Gerhards in Rom, veröffentlichte 1826 das Werk „Der Apollotempel zu Bassae in Arkadien und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke, dargestellt und erläutert“. 2) C. Inscr. 1, 1460.

3) Friedrich Gotthelf Osann, geboren in Weimar 1794, Schüler Böckhs (s. o. S. 36), 1821 Professor der klassischen Philologie in Jena, 1825 in Giefsen, starb daselbst 1858.

4) Professor der Rechtswissenschaft in Berlin, Schüler Hegels, später mit Böckh sehr befreundet (siehe dessen Briefwechsel mit Müller, S. 436), starb 1839.

5) Peter Oluf Bröndsted, seit 1819 dänischer Geschäftsträger in Rom, veröffentlichte 1826 den ersten Band seines Reisewerks *Voyages dans la Grèce, accompagnés de recherches archéologiques,* starb als Professor an der Universität Kopenhagen 1842.

zu haben, die übersehen worden sind. Man hat mir diesen Beitritt zu den Jahrbüchern zum Theil übel ausgelegt. Alle, die dies thaten, haben nur an ihre Leidenschaften gedacht, und nachdem sie sahen, daſs ich gerade die Partheilichkeit aufzuheben bestrebt bin, denken sie schon gemäſsigter. Wie sehr wollte ich, daſs auch die Bonner in sich gingen und ihre Parthei wollte Frieden machen! Diese verdammten Händel, die doch überall nur in der Selbstsucht gegründet sind, verbittern alle wissenschaftliche Thätigkeit. Ich bin gerade in dieser Hinsicht mit Niebuhr gar nicht einverstanden, der den Zunder, wie es scheint, anfacht. Im Vertrauen gesagt (denn geklatscht soll es nicht sein, und ich bin überzeugt, daſs Sie davon gegen Niemanden etwas fallen lassen) habe ich auch gelegentlich über Sie an ihn geschrieben, und es war mir verdrieſslich, so viel Vorurtheil bei ihm zu finden, was nur auf den Häkeleien beruhen kann, die Ihre Universität beunruhigen.

Ich schlieſse hier, da ich nichts wesentliches mehr zu schreiben habe. Hermann wird doch etwas schwitzen, da er Schlag auf Schlag aus Bonn zwei Hiebe erhalten hat. Beiſst er wieder, so muſs man ihm noch einmal kommen: er muſs durchaus jetzt gezähmt werden, oder er wird es niemals.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1827, 22. Januar. Berlin. Es freut mich, daſs Sie, theuerster Freund, die Einladung zu den hiesigen Jahrbüchern angenommen haben; ich hoffe, sie sollen keineswegs der Parthei dienen, die sie erfunden hat, und finde es ietzt abgeschmackt, daſs viele darüber schelten, als ob Gott weiſs welche Gefahr daraus zu befürchten wäre. Was möglich und nöthig ist, um einer Partheisucht entgegenzuarbeiten, habe ich gethan und vielleicht nicht ohne Erfolg, indem dadurch doch die Gesellschaft selbst aufmerksam geworden ist und die Parthei vielleicht verschüchtert, so daſs sie nicht unvorsichtig sich bloſs geben wird.

Vor Erscheinung meiner Gegenschrift hat sich Hermann sehr achtend über mich gegen Leute geäuſsert, die es wieder hierher tragen sollten, und nur über Meier und Müller geschimpft, von denen ich mich gar nicht sollte loben lassen. Überhaupt gab er an, vorzüglich durch meine Schüler gereizt zu sein, auch durch Zwischenträgereien aus den Vorlesungen; und da er von einem meiner Zuhörer, der ehemals der seinige gewesen, hörte, daſs ich seiner nie in Unehren erwähnte, wurde er etwas wankend und mit sich unzufrieden. So kleinlich ist dieser Mann! Einer seiner Freunde hat an Meineke[1]) geschrieben, H. sei ein vortrefflicher Mann, nur reiſse ihn seine Heftigkeit zu Übereilungen hin, wie in der Fehde mit mir; nachher bereue er es freilich, aber dies könne ihn nicht entschuldigen. Reisig[2])

1) August Meineke, geboren 1790 zu Soest, Schüler Hermanns, 1814 Prof. am Gymnasium zu Danzig, 1817 Direktor desselben, 1826—1857 Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, 1830 Mitglied der Akad. d. Wissenschaften, † 1870.

2) Karl Reisig, geb. 1792 zu Weiſsensee in Thüringen, Schüler Hermanns, seit 1820 Prof. in Halle, starb auf einer Reise in Italien Januar 1829.

ist zwar mit Hermann entzweit gewesen und nur oberflächlich versöhnt, aber seine Feindschaft gegen Meier ist doch überwiegend. Dennoch hat er hierher geschrieben an einen seiner Schüler: „H. ist durch B.s Abhandlung aufs Haupt geschlagen und durch dessen Äufserung über Müller beschämt“, welches letztere auf Reisigs eigene Verhältnisse gehen soll. In demselben Briefe steht, dafs er, Reisig, mit Ihnen in der Hauptsache einstimmig sei. Alles dies deutet dahin, dafs die Parthei, mit der doch Reisig noch durch Seidler[1]) in Verbindung steht, ihrer Sache nicht mehr viel zutraut. Ich bin weitläufiger über dies Zeug geworden, als ich wollte. Für die Nachrichten über die Inschriften danke ich Ihnen. [Folgen Bemerkungen zu den Inschriften.]

Recht vielen Dank bin ich Ihnen dafür schuldig, dafs Sie mir die Komödie des Grafen v. Platen[2]) empfohlen haben, die ich schon zweimal vorgelesen habe, und die mich in eine wahre Begeisterung versetzt hat. Ich würde darüber gern noch mehr schreiben, aber es kommt mir im Augenblick ein Schreiben zu, welches mich nöthigt abzubrechen und nach der Universität zu gehen. Also kurz noch den besten Wunsch des besten Wohlergehens.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1827, 3. März. Berlin. [Dank für Mitteilungen, Bemerkungen über Epigramme.] Die Hermanniade[3]) werden Sie nun wohl gelesen haben; er hat denn doch tüchtige Seitenblicke auf mich geworfen. Dafs er die lyrische Tragödie bestreitet, ist auch nur wieder ein Beweis seiner aufserordentlichen Unfähigkeit der Combination. Die Artigkeit gegen Sie ist auch nur wieder jene boshafte und übermüthige. Das Bonnische Cliquenwesen ist abscheulich. Den Leipzigern, die recht eigentlich Intriguanten sind, ist dies Verhältnifs gewifs nicht verborgen, um so häfslicher ist der Schlufs der Hermannischen Recension, die wieder ganz aus dem Ton ist, wie die Insinuation gegen mich in Betreff Bekkers. Der Mensch ist incurabel. Dafs ich, wo er Anerkennung verdient, anständiger als er sie ihm angedeihen lasse, werde ich ihm in dem nächsten Lektionskatalog[4]) zeigen, wenngleich auch dieser seine Satzungen bestreitet.

Gestern habe ich Niebuhrs, wie Sie sagen, Erklärung über den Helm des Hieron[5]) gelesen, et obstupui. Wie kann jemand solches Zeug aushecken? *Τυραν* soll *ἀνάθημα* sein! Da brauchen wir keine weitere Erklärungen, wenn man so reden will. In Rücksicht der Paroemiaci ist er ganz irrig unterrichtet. Er meint, Paroemiaci kommen blofs als Schlufs akatalektischer Anapäste vor, und weifs nicht, dafs in den dramatischen Dichtern oft ganze Reihen von Paroemiaci hinter einander stehen,

---

1) August Seidler, geb. 1779 bei Zeitz, Schüler Hermanns, 1816—1824 Prof. in Halle, dann Privatgelehrter in Leipzig, † 1851.

2) Die verhängnifsvolle Gabel, 1826 erschienen.

3) Hermanns Recension von Welckers Schrift über die Äschylische Trilogie Prometheus. Leipziger Litt. Zeitung 1827, Januar.

4) Kl. Schriften 4, 254, über Metrik.

5) C. Inscr. 1, 16. Vgl. Böckhs Brief an K. O. Müller vom 11. März 1827, Briefwechsel S. 220, 225.

dafs ein ganzes Gedicht des Tyrtäus in lauter Paroemiacis geschrieben ist: Ἄγετ' ὦ Σπάρτας εὐάνδρου etc. Endlich bedenkt er das nicht, was ich stillschweigend vorausgesetzt habe, dafs der Paroemiacus nach Hephästions ausdrücklicher Angabe darum den Namen erhalten hat, weil man (einzeln) Sprüchwörter darin fafste, gerade wie ihn auch Hieron so einzeln hingestellt hat, weil es gebräuchlich war, in ihm Sentenzen gleichsam als Epigramme zu fassen. Auch kann ich ihm mit einer Anzahl Sprüchwörter in Form des Paroemiacus aufwarten. Ich habe vorläufig ein Dutzend zusammengestellt. Vielleicht unterrichte ich ihn gelegentlich darüber; jedoch bin ich noch im Zweifel, da er es übel nehmen könnte.

Schon gleich nach Abfassung des ersten Theiles dieses Briefes habe ich den Factor der Druckerei gebeten, mir die Bogen des Corp. Inscr. auszusuchen. Allein er behauptet, es sei alles so verpackt, dafs er jetzt unmöglich dazu kommen könne, und so mufs ich diesen Brief abgehen lassen, ohne die Bogen zu schicken; sobald ich sie irgend bekommen kann, erhalten Sie sie; ich werde wieder mahnen und treiben. Graefes Zeug habe ich auch gelesen.[1]) In dem einen Epigramme hat er eine gute Conjectur: Ὠγυγίων Ἐριχθονιδῶν, aber das meiste ist grundschlecht. Die vortrefflichen delphischen Inschriften hat er miserabel verpfuscht. Ich schliefse mit innigster Freundschaft

der Ihrige

Böckh.

1827, 10. Oktober. Berlin. [Dank für mitgeteilte Inschriften.] Asopius[2]) hat mir selbst geschrieben wegen der neuen Inschriften des Atheners Cyriacus Pittakis, von dem Sie einiges schon im zweiten Heft des C. I. finden werden. Ich werde in diesen Tagen versuchen, was sich durch Asopius und durch den Grafen Guilford thun läfst, wiewohl ich nicht glaube, dafs die 400 (an 1400 glaube ich gar nicht) Inschriften ungedruckt sind. Dafs Niebuhr sie gleich kapern wollte, ist merkwürdig. Ich werde von seiner Reizbarkeit gar keine Notiz nehmen; auch liegt mir nichts daran, ob ich auf dem Umschlage des Rh. Mus. stehe oder nicht. Niemand hat die Macht, mich zur Theilnahme an Partheisachen zu nöthigen; wer meine Unpartheilichkeit nicht vertragen kann, kommt mir entgegen, wenn er von mir scheidet. Übrigens weifs ich nicht, ob wir gespannt sind, denn er hat mir nicht geschrieben, und ich thue es auch nicht. Dafs er sich zu hoch anschlägt, ist klar; doch ich will davon abbrechen. Die Inschrift Φιλόμβροτος etc.[3]) hatte ich, aber aus anderen Quellen. Theilen Sie mir dennoch immer wieder mit, was Ihnen vorkommt. Ich werde Anfangs November, wie Sie verlangen, wieder Bogen senden. Mit der herzlichsten Ergebenheit

ganz der Ihrige

Böckh.

---

1) Christian Ferdinand Graefe, geb. 1780 zu Chemnitz, Bibliothekar und Conservator der Antiken in St. Petersburg, hatte im 8. Bande der Schriften der Petersburger Akademie über die delphischen Inschriften gehandelt; s. Corp. Inscr. 1, 1690; Briefwechsel mit Müller S. 221.

2) Griechischer Gelehrter, 1822 in Paris als Freund des Grafen Clarac für die Inschriften thätig (Briefwechsel mit Müller S. 111, 123), später Professor der griechischen Litteratur an der Universität Athen. 3) C. Inscr. 1, 1769.

1828, 9. Juli. Bonn. [Empfehlung zweier jüngerer Gelehrten]. Ein Grund, warum ich Ihnen ohnehin in dieser Zeit schreiben wollte, ist der Empfang des letzten Theils des Corp. Inscr., welcher mir nebst zwey Programmen vor kurzer Zeit durch den Buchhändler zugekommen ist. Sie haben mich durch dies Werk auf eine Art beschenkt, die ich nie ganz erwiedern kann. Ihnen aber wünsche ich von Herzen Glück zur Vollendung eines solchen Werks, wie dieses Vol. I ist. Die Vorrede ist ein Meisterstück zweckmäſsiger, zweckgenügender und gedrängter Arbeit. Die Behandlung der N. 1 hat mich vorzüglich ergötzt, weil diese Analyse jedes Strichelchen festhält und den Vorwurf der Verwegenheit durch den Beweis der kunstgeübtesten Vorsicht und Bedachtsamkeit fast lächerlich macht. Auch die Erwiederung auf die verschiedenen grammatischen Rügen ist überhin zureichend und statuirt ein Beyspiel an einer unbilligen Kritik und falsch angewandten Virtuosität. Sehr kleinlich ist es, daſs Hermann selbst in einem Hesiodischen Vers *καί τε*, das er früher zulieſs, Ihnen zum Verdruſs jetzt in den Opusc. 2, 304 in *ἠδὲ* verwandelt. Nichts lächerlicher als diese spitzen, knappen, dem Sprachgeist fremden Regeln erst setzen und dann durch eigenwillige Emendationen zu rechtfertigen. Aber was soll man noch sagen zu diesem Hochmuth! Ich meyne die Heliaden als Personen des Dramas gehörig beleuchtet zu haben: der Mann aber ist seiner Leute in Deutschland und Holland sicher genug, um zu sagen, das gehe ihn nichts an. Seine lächerliche Emendation von *ὀρεχθέει* vertauscht er mit einer unwahren und erklärt meine Gründe für *ὀρεχθέει*, die mir immer noch triftig erscheinen, für unbegreiflich. In der That, ich leugne nicht, durch unreife Schriften der früheren Zeit und Fehler der späteren allerley Buſse verdient zu haben, aber ich weiſs doch nicht, was ich zu dem Rath der heutigen Philologie halten soll, wenn dieser Mann meynt mit bloſsen Schmähungen pro auctoritate Gründe niederzuschlagen, wie ich sie ihm über einige Punkte entgegengestellt habe. Aber an Selbständigkeit hat es unter den Deutschen immer ein wenig gefehlt, und wer das Geschrey des Augenblicks für sich hat, mag sich manches erlauben. Ich werde mich darum in meinen Bemühungen um die Sachen nicht irre machen lassen, wenn auch das lahme Publicum zum groſsen Theil sich irre machen läſst und mich mit Mistrauen oder mit Bedauern ansehen sollte.

Werden wir Sie denn nicht bald einmal wieder hier sehen? Ich darf Ihnen kaum vorschlagen, bey mir mit Ihrer Familie zu wohnen, obgleich mein Bruder mit der seinigen sich bey mir behilft, da es an Raum nicht fehlt; aber Sie könnten bey mir und Ihre Frau, der ich meine beste Empfehlung zu sagen bitte, bey Hasses sich einquartieren, und wir brächten, ich wenigstens, sehr angenehme Tage zu. Denken Sie daran. Meine Sylloge epigr. schicke ich Ihnen nächstens. Die Vorrede ist seit drey Wochen im Druck, so druckt man hier. Von Herzen der Ihrige

F. G. Welcker.

1828, 24. Juli. Berlin. [Antwort auf die Empfehlung.] Was Sie in der Schulzeitung über die Heliaden geschrieben haben[1]), ist

1) Welcker, Kl. Schriften 4, 210—224 über G. Hermanns Abhandlung De Aeschyli Heliadibus (Opusc. 3, 130ff.)

mir so klar und einleuchtend gewesen, daſs mich Hermanns Unverschämtheit in den Opusculis indignirt hat. Man muſs einen solchen Menschen laufen lassen. Glauben Sie nur nicht, daſs Ihr Verdienst deſshalb minder anerkannt wird; ich habe oft, besonders bei Jüngeren, Gelegenheit gehabt zu sehen, wie Sie anerkannt werden; wiewohl es freilich auch hier bequeme Leute giebt, die nicht untersuchen mögen, und wieder gemüth- und herzlose, die für nichts bedacht sind, als ihrer Parthei zu huldigen, und solche, denen vor Ideen graut und die nur Varianten hochachten und etwa Emendationen. Ich habe, seitdem ich denken lernte, nicht begreifen können, was eine Philologie will und soll, die nicht auf Bildung von Ideen hinarbeitet. Daſs aber der Antagonismus derer, die durch die neuen Ansichten in ihrem handwerksmäſsigen Betrieb gestört werden, sich immer mehr Luft macht, kann man den Handwerksgesellen auch nicht übelnehmen. Für Ihre freundliche Gesinnung gegen mich bin ich Ihnen wie immer dankbar. Wie gerne möchte ich Sie wieder einmal sehen! Allerdings denke ich in diesem Herbste eine weitere Reise zu unternehmen, nach meinem Geburtslande; aber die Zeit reicht nicht zu, nach Bonn zu kommen. Uns an einem dritten Orte zusammenzubestellen, hat auch seine Schwierigkeit. Also werden wir uns wahrscheinlich nicht sehen. Ich reise ungefähr den 23. August hier ab, aber welches Weges weiſs ich noch nicht. Doch komme ich über Frankfurt und Heidelberg. Leben Sie wohl. Von ganzem Herzen

Der Ihrige
Böckh.

1829, 4. März. Bonn. Sobald ich die traurige Nachricht erfuhr von dem Schicksale, welches Sie betroffen hat, theuerster Freund, wollte ich Ihnen meine innige Theilnahme aussprechen: und nur darum habe ichs einige Tage aufgeschoben, weil mich jedesmal, wenn ich schreiben wollte, ein schmerzliches Gefühl zurückhielt. Ich hatte nichts davon gewuſst, daſs Ihre Frau krank sey; die Frau Hasse, die ich mehrmals gesehen, muſs zu sehr mit der Unwohlheit ihres Mannes oder ihrer eigenen beschäftigt gewesen seyn, daſs sie mir nie etwas über ihre Freundin gesagt hat. Um so gröſser war mein Schrecken und die Besorgniſs, ob Sie in das Verwirklichte sich zu finden vermöchten. Eine so groſse Veränderung in dem ganzen Lebensbilde, welches man von einem Freunde aufgefaſst hat, so ganz plötzlich eingetreten oder in Erfahrung gebracht, behält auf lange Zeit etwas unglaubliches, sodaſs man sich immer von neuem durch die Gewiſsheit afficirt fühlt.

Das Glück Kinder zu besitzen und in ihnen gewissermaſsen Erben und Empfänger der Gefühle und Gesinnungen, die man gegen die Mutter hegte, wird Ihnen jetzt recht fühlbar seyn: und ich wünsche von Herzen, daſs die Freude an den Söhnen die herben Erinnerungen recht viel bey Ihnen unterbrechen und mildern möge.

Mit der theilnehmendsten und aufrichtigsten Freundschaft

Ihr
F. G. Welcker.

1829, 14. März. Berlin. Oefter habe ich Ihnen über das Geschick schreiben wollen, was mich betroffen hat, theuerster Freund, weil ich weiſs, daſs Sie auch Menschliches, nicht blos Gelehrtes berührt, aber ich habe es unterlassen, weil ich auf Hasses rechnete und in der Verwirrung, in die ich gesetzt war, so wenig Briefe als möglich schrieb. Mit desto gröſserem Dank erkenne ich Ihre Theilnahme, die Ihr heute empfangener Brief ausspricht. Ich habe unterdessen, seit dem Tode meiner theuren Frau, mich so gut als möglich einzurichten gesucht und gedenke mein ganzes Leben immer mehr in eine ruhige Ordnung zu bringen. Leben doch viele isolirt, so muſs auch ich mich darein finden, wenngleich die Erinnerung an das Bessere mit vielen wehmüthigen Gefühlen verbunden ist, und die Veränderung meines ganzen Hausstandes mit vielen unangenehmen Besorgungen, die mich seit etlichen Wochen fast von allen Studien entfernen und nur immer gröſser werden zu wollen scheinen, so daſs ich oft des Lebens überdrüssig werde. Sind diese vorbei, so hoffe ich, daſs heitere Erinnerungen aus dem Leben meiner Frau und selbst aus den letzten Tagen ihrer Leiden, zwischen welche doch schöne Augenblicke traten, mir das Leben, soweit es noch möglich ist, verschönern sollen.

Hermann hat wieder sein Müthchen gekühlt[1]), weſshalb ich auch an Sie hatte schreiben wollen. Der gute Mann ist seiner Weisheit voll und achtet alle Ueberlieferung gegen dieselbe gering. Wie lächerlich ist es, wenn er Ihnen vorwirft, auf mein Wort Lesarten wie *ἐξηγήσατο* anerkannt zu haben, da Sie und ich diese Lesarten nur der ganzen Anzahl von Leuten glauben, die an Ort und Stelle gewesen sind und einer wie der andere dies gesehen haben. Mit unglaublichem Selbstvertrauen trägt er das Unglaublichste vor, wie seine Herstellung des einen corcyräischen Epigramms. Fast ist es schade, daſs doch Einiges mit unterläuft, was zu loben ist, wie sein Versuch die attische Grabschrift auf einen gefallenen Krieger herzustellen.

Während der Krankheit meiner Frau habe ich die Inschriften von Olbia und dem kimmerischen Bosporus ausgearbeitet und dazu eine etwas lange Einleitung geschrieben, da vieles im Zusammenhang zu erörtern war. Anfangs April denke ich an die Inseln des Archipelagus zu gehen und will dann bald den Druck wieder beginnen lassen. Ich wünschte sehr, erst den Anfang des April hinter mir zu haben; mein Hauswesen ist mir im höchsten Grade zur Last.

So viel für heute. Nehmen Sie wiederholt meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Theilnahme. Leben Sie wohl.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1830, 25. April. Berlin. Gestern, theuerster Freund, habe ich Ihre beiden Abhandlungen über den Linos[2]) und den Dionysios[3]) er-

1) Eine in die Opuscula nicht aufgenommene Recension Hermanns.

2) In der Allgemeinen Schulzeitung 1830, wiederholt in Welckers Kleinen Schriften 1, 8—55.

3) In Seebodes N. Archiv f. Phil. 5, 65—80; später in dem Buche über den epischen Cyklus S. 73 ff.

halten und beide gleich mit Begierde gelesen. In Bezug auf die letztere danke ich Ihnen dafür, daſs Sie das, was mir natürlich der Hauptgesichtspunkt war, auch als das hervorgehoben haben, woran mir am meisten gelegen war, nämlich die Verwirrung zu beseitigen, welche dadurch entstanden war, daſs man den pragmatisirenden Mythographen Dionysius bei Diodor für den alten milesischen hielt. Die zweite Frage, wer er sei, war mir untergeordnet; ihn aber für den Kyklographen zu halten habe ich mich besonders dadurch bestimmen lassen, daſs Creuzer Historische Kunst S. 126 ff. den Gang eines Cyklus darin hat nachweisen wollen, was Diodor aus dem Dionysius darstellte. Ich habe nicht Zeit jetzt zu untersuchen, inwiefern dies begründet ist; indessen ob ich gleich sonst sehr wohl einsehe, daſs Ihre genaue Behandlung der Sache sehr viel für sich hat, müssen Sie doch noch gerade diesen Punkt entfernen, da Sie zumal zugeben, es hänge davon die ganze Sache ab, ob wirklich ein Kyklograph von Diodor gebraucht sei oder nicht. Lobeck Agl. T. II[1]) handelt die Sache auch ab und schreibt so verworren darüber, daſs man meinen sollte, Weichert hätte schon dasselbe was ich gesagt, wovon aber das Gegentheil stattfindet. Freilich hat Lobeck die Stelle in meinem Explicat nicht einmal gekannt. Müller *De cyclicis poetis*[2]) hat sich auch für den Samier entschieden.[3]) Eine genaue Zusammenstellung der Fragmente oder Erwähnungen der Leute habe ich nicht gemacht, wie Sie, und ich weiche daher um so lieber jeder sorgfältigeren Untersuchung.

Der Abhandlung über Linos wird auch Ihr Feind die Vortrefflichkeit nicht streitig machen können. Ich habe freilich auch darüber keine genaue Untersuchung angestellt, aber desto mehr freut es mich, die Grundansicht ungefähr ebenso gefaſst zu haben, namentlich auch mit der Bestimmung, daſs das Volk schwermüthige und traurige Melodien liebe, worauf man auch bei den Ursprüngen der Elegie hätte Acht haben sollen.

Für die Nachweisungen aus Raoul-Rochette danke ich, wiewohl ich diesmal schon selbst die Augen aufgethan hatte. Die Inschrift von Tralles[4]) ist mir kürzlich gerade auch in anderer Beziehung, nehmlich wegen der persischen Chronologie, merkwürdig gewesen. Daſs die Inschrift C. I. n. 90 in Palermo ist, hatte ich bald nach dem Druck durch Panofka[5]) erfahren, der dieselbe gesehen hatte und als sicilisch herausgeben wollte; ich warnte ihn noch gerade zur Zeit. Jedoch bin ich nicht gesonnen, solche Dinge in den Addendis nachzutragen. Ich lasse jetzt wieder am C. I. drucken. Grüſsen Sie Schlegel von mir recht herzlich.

Ganz der Ihrige

Böckh.

---

1) Christian August Lobeck, geb. 1781 zu Naumburg, 1814—1860 Prof. in Königsberg, veröffentlichte 1829 das Werk „Aglaophamus, sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri III".

2) C. W. Müller, De cyclo Graecorum epico et poetis cyclicis, Leipzig 1829.

3) Es sind, abgesehen von dem bekannten Dionysios von Halikarnaſs, drei Schriftsteller desselben Namens zu unterscheiden: Dionysios von Milet, nach Suidas ein Zeitgenosse des Hekatäos; Dionysios von Mytilene (*ὁ σκυτοβραχίων*), Dionysius von Samos, den Welcker für den Verfasser des *Κύκλος ἱστορικός* hielt. Vgl. Müller, fragm. hist. Graec. 2, 7. 4) C. Inscr. 2, 2919.

5) Schüler Böckhs, s. o. S. 80.

1831, 26. August. Wiesbaden. Vermuthlich ist Ihnen schon die Ankündigung eines neuen Rheinischen Museums zugekommen, verehrtester Freund, und Sie haben sich dann gewundert, sie nicht zuerst durch mich zu erhalten. Ich musste 5—6 Wochen meine Vorlesungen doubliren, um hier das Bad zu gebrauchen, wo ich schon den 15. angekommen bin. Aber nicht die gehäuften Geschäfte waren es eigentlich, die mich abhielten, in aller Eile Sie um einige Theilnahme an diesem Unternehmen zu bitten, sondern die Überzeugung, daſs ich den Werth, den ich darauf in jeder Hinsicht setze, Ihnen auf keine Weise zu bestätigen nöthig habe. Auch bin ich entfernt mich allzu dringend an den zu wenden, der für Vorlesungen, die Akademie, Programme, Reden und ein ganzes Corpus Inscr. zu sorgen hat; daſs es mir aber ungemein erfreulich seyn würde, wenn Sie der Rheinischen Philologie eine Freundeshand bieten könnten, darf ich doch auch nicht auf dem Herzen behalten. Vom Corpus Inscr. erscheint ja wohl bald wieder ein Fascikel, ich bin darauf äuſserst begierig.

7. September. Nachdem ich durch Besuch meiner Geschwister an diesem Briefchen unterbrochen worden war, wurde es mir immer ungewisser, ob ich meinen Plan, nach Berlin zu reisen, würde ausführen können, und da ich mit in der Absicht schrieb, um mich bey Ihnen anzumelden, schob ich immer auf, bis ich nun seit zwey Tagen durch den schnellen Gang der Cholera noch zeitig genug zurückgebracht worden bin und nun nur zu sagen habe, wie sehr ich bedaure Sie nicht sehen zu können. Humboldts Gesundheit soll heruntergekommen seyn, und ihn zu besuchen war der nächste oder unmittelbarste Beweggrund, diese lang gewünschte Reise gerade jetzt zu unternehmen, womit sich so mancher andere recht einladende verband. Bis zuletzt hatte ich daher selbst der Contumaz, die mich eigentlich weit mehr als die Cholera schrecken könnte, Trotz zu bieten vor. Aber die zwey letzten Zeitungen schneiden alle Überlegung ab.

In das erste Stück des neuen Rheinischen Museums werde ich vermuthlich mehrere eigene Aufsätze geben müssen, da der Druck bald nach meiner Rückkunft beginnen sollte und so bald nicht viele Beyträge zu erwarten sind. Ein Aufsatz über Prodikos, vielleicht einer über den inneren Zusammenhang und die genauere Musterung der Tragödien des Sophokles wird sich darin präsentiren, und gewiſs eine Abhandlung über die grammatische Tragödie des Kallias, die schon Jahr und Tag in Niebuhrs Händen gewesen war.

Sie haben, wie ich hier erfuhr, des Franz Schaum sich sehr angenommen, wofür ich Ihnen den herzlichsten Dank sage. Sie haben in Ihrem Begriff der Freundschaft das Thätige, was die Alten hinzuzählten, die jetzige Welt gewöhnlich nicht damit verknüpft: und ich, ich ziehe ebenfalls in dieser Hinsicht das Antike vor. Von unserem Freunde Dissen habe ich lange nichts gehört und fürchte daher, daſs er sehr leidend ist. Seinen Pindar habe ich vor im Rhein. Mus. anzuzeigen und dabey manche Oden ausführlicher zu behandeln, seine eigene Behandlungsweise aber, soviel mir möglich, genau zu würdigen und zu erläutern. Ich hatte diese nicht leichte und kurze Arbeit angefangen, bin

aber unterbrochen worden, und dann fällt es mir immer schwerer, als beym ersten Anlauf, mich zum herzhaften Angreifen zu bestimmen.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und schützen Sie sich mit den Ihrigen wohl vor dieser schrecklichen Krankheit.

Mit der herzlichsten Freundschaft

Ihr

F. G. Welcker.

Aus dem für Welcker betrübenden Jahre 1832 liegen beiderseits keine Briefe vor. Das Rheinische Museum begann erst 1833 zu erscheinen; das Neue Rheinische Museum 1841.

1833, 27. Oktober. Bonn. Theuerster Freund! Herr Berchet, aus Mailand, alter Freund von mir, Näke, Schlegel, von Niebuhr während eines früheren hiesigen Aufenthalts, bittet mich um einen Brief ganz besonders an Sie. Er wird mit der Familie Arconati in Berlin den Winter zubringen, wo der Sohn ein Gymnasium besuchen soll, und wird also einige Rathgebung von Wichtigkeit seyn. Berchet schreibt in Prosa und Versen seine Muttersprache klassisch, was viel sagt, liest den Homer, Deutsch, Englisch, ist ungewöhnlich von Bildung und Charakter. Mir ist zugleich die Gelegenheit erwünscht, Sie wieder einmal freundschaftlich anzureden. Mehr aber zu schreiben darf ich nicht anfangen, da der Augenblick nicht ist um fortzufahren. Ich freue mich jeder guten Kunde, die ich von Ihnen vernehme. Grüſsen Sie mir den Ihrer Söhne, den ich zu spät hier näher kennen lernte und sehr lieb gewonnen habe. Von Herzen

Ihr

F. G. Welcker.

1834, 11. April. Berlin. Sehr lange, theuerster Freund, habe ich Ihnen nicht geschrieben, nicht etwa weil ich keine Zeit hatte, denn am Ende findet sich zu freundschaftlichen Briefen eben soviel Zeit als zu angenehmer mündlicher Unterhaltung, sondern weil die Unsicherheit darüber, was die Briefe für Schicksale haben können, alle Lust an solcher Unterhaltung benimmt, selbst wenn der Inhalt der unschuldigste sein sollte. Sie haben mir aber rasch nach einander so viele schöne Sachen zugeschickt, daſs ich geschwinde, ehe der Überbringer abreist, wenigstens noch soviel schreiben will, als der vergönnte Zeitraum erlaubt. Die ganzen Tage über habe ich die zwei letzten Hefte des Rh. Mus. gelesen, die zufällig beide fast zusammen hier angekommen sind, und zugleich Ihre allerliebste Abhandlung über die Geburtshülfe[1]), und ich habe durchaus die Fülle der Gelehrsamkeit, die Lebendigkeit der Darstellung und die weitgreifende Fülle der Gedanken bewundert, überdies auch die Geduld, welche Sie in Zerlegung fremder Untersuchungen bewiesen haben. Nur begreife ich nicht, woher Sie die Muſse zu diesen mannigfachen Arbeiten nehmen: denn ob ich gleich fleiſsig bin, könnte ich dennoch so viel keineswegs zu Stande bringen. Um für mannigfache Berichtigungen meiner Sachen,

1) Welcker, Kl. Schriften 3, 185—208.

welche Sie, vielleicht ohne es zu wissen, geliefert haben, auch eine darzubringen, so habe ich eben zuletzt das Epigramm im zweiten Heft gelesen S. 304 *οὔνομα Φιλοκύνηγος*; dies ist schon besser bei Thom. Smith Notit. VII. eccl. S. 15, auch in Spons Reise t. III, Inscr. p. 26 gedruckt[1]) und es ist zu lesen *κραιπνὸν ἔθηκα πόδα*. Das Relief ist ein Hund, wie in Ihrem Bonner Stein, und das Denkmal selbst bezieht sich auf diesen Hund, welchen Prokesch zu einem Lamm metamorphosirt hat.

Sehr gern möchte ich auch einmal etwas in das Rh. Mus. liefern, aber habe ich einmal eine einzelne Abhandlung, mufs ich sie benutzen, um meinen Verpflichtungen für die langweilige Akademie zu genügen, oder für den verwünschten Lectionskatalog. Einen solchen wird Ihnen Herr Berchet überbringen; wir sind, soviel ich weifs, über Homer nicht derselben Ansicht.[2]) Aber an Nitzsch[3]) werden Sie schwerlich mehr Vergnügen als ich finden; seine eigenthümlich steife und trockene Dialektik, wenn man diesen Ausdruck davon gebrauchen will, ist mir höchlich zuwider. Später werde ich Ihnen eine Abhandlung über gewisse Verhältnisse von Delos schicken und namentlich über den Deliakos des Hyperides. Am C. Inscr. lasse ich seit geraumer Zeit wieder langsam drucken; etliche 40 Bogen vom nächsten Heft sind fertig. Unter anderen kommt darin das Epigramm Sylloge p. 182 Nr. 134 vor[4]), wobei ich bedauert habe, dafs Hermann es nicht in richtige Trimeter gebracht hat, um ihn einmal auf eine augenscheinliche Weise fassen zu können. Ich kann nämlich beweisen, dafs alle metrische und grammatische Fehler dieses Epigramms ganz sicher sind, weil das Wesen des Epigramms in der Buchstabenzahl jedes einzelnen Verses beruht; jeder Vers enthält nämlich die Anzahl der Tage des Monats, welche in der Abschrift, die ich besitze, rechts angegeben ist. Zugleich ist es ein Akrostichon; die ersten Buchstaben bilden zusammen die Angabe des Erfinders: *Μένιππος εὗρε*. Das Ganze ist freilich schlecht, aber seine Auflösung nicht zu bestreiten.

Herr Berchet wird Ihnen von dem Schicksal, was ihn und die Familie, in welcher er lebt[5]), hier betroffen hat, selbst erzählen, und so enthalte ich mich daher aller Benachrichtigung darüber. Ich danke Ihnen, dafs Sie mir seine Bekanntschaft verschafft haben; durch ihn habe ich den Marquis und die liebenswürdige Marquise kennen gelernt, die alle Männer von Bildung und feinem Gefühl, wenn sie auch übrigens, wie Gans und Savigny[6]), Antipoden sind, durch die Anmuth ihres Geistes gefesselt hat. Sie sind von allen Privatpersonen und Familien, deren Umgang ihnen angenehm war, mit grofser Aufmerksamkeit aufgenommen worden, und ich bitte Sie, ihnen in Bonn den Aufenthalt durch freundliches Entgegenkommen angenehm zu machen. So viel ich weifs, sind sie dort schon bekannt. Wenn sie sich hätten etwas herabstimmen wollen

---

1) Danach Corp. Inscr. 2, 3559.
2) Böckh, De hypobole Homerica, 1834. Kl. Schriften 4, 385—396.
3) Gregor Wilh. Nitzsch (Prof. in Kiel) Erklärende Anmerkungen zu Homers Odyssee Bd. 1, 1826. Meletemata de historia Homeri, I. 1830.
4) Corp. Inscr. 2, 2722. 5) Arconati, s. o. S. 74.
6) Friedrich Karl v. Savigny, geb. 1779 in Frankfurt a. M., seit 1810 Professor der Rechtswissenschaft in Berlin, später 1842—48 Justizminister, † 1861.

(ich will nicht sagen herabwürdigen oder erniedrigen), so würde ihnen der edle Polizeiminister auch hier ferner den Aufenthalt gestattet haben[1]); doch haben wir es hier ihnen nicht verdenken können, dafs sie ihrer Würde eingedenk blieben. Der widerwärtige Gang, den die Verhältnisse einzuschlagen scheinen, und der zunächst den Universitäten Verderben droht, macht mir, der ich an alten Formen hänge, mit denen ich grofs geworden bin, Sorge und Verdrufs und raubt mir manche Stunde der Heiterkeit, welche mich sonst beleben würde. Doch Sie haben davon schon zu viel genossen; ich wenigstens nur Vorschmack. Leben Sie wohl.

Mit der herzlichsten Freundschaft
der Ihrige
Böckh.

1834, 13. December. Bonn. Ich habe Ihnen auf einen Brief, den ich im Frühjahr erhielt, nicht geantwortet, theurer Freund, obgleich es mir grofse Freude machte, Ihre Gesinnungen unverändert zu finden. Ich mufs Ihnen diefs höher anrechnen, als Sie umgekehrt Werth darauf zu legen haben, dafs meine Anhänglichkeit an Sie sich gleich geblieben ist. Wir alle, die wir leben, erfahren den Einflufs der umgebenden Welt und der Lage, und die Mannigfaltigkeit und Bedeutendheit, der Wechsel der Erscheinungen, Strömung und Gedränge in einer grofsen Hauptstadt mögen ja wohl die Auffassung gar einfacher Verhältnisse und stiller Existenzen etwas anders bestimmen, als das Leben in grofser Abgeschlossenheit. Ihr erweiterter Wirkungskreis bey der Akademie[2]) ist sehr erfreulich, und für Sie persönlich mir sehr lieb. Die Aussichten für die besonnene, ehrenfeste Wissenschaft im Historischen sind immer noch gut genug; die Philologie, wie sie sich gestaltet hat und immer mehr gestalten sollte, scheint mir manche Gefahren zu laufen. Ich sehe ihr daher gern Freunde und Verbündete zuwachsen, und die Akademie kann, unter Ihrer Einflüsterung, manches gute Wort für sie aussprechen. Es ist ein eigenes Verhängnifs, dafs in Zeiten der Gährung, eben weil es darum gilt sich Luft zu machen und auseinanderzuwerfen, die Conservativen selbst am Zerstören unbewufst Theil nehmen. Und so halte ich die Philologie, die man jetzt geringschätzt, nur fremden Zwecken unterordnen und, wenn sie blühte, für abgedroschen und überflüssig, vielleicht gar für gefährlich ansehn möchte, für einen Grundstein der bestehenden Ordnung der Dinge, für eine Hauptbedingung, um den Sinn für die Vergangenheit zu erhalten und den traurigen Rationalismus und Ephemerismus der Amerikanischen Sinnesart abzuwehren. Auch wäre eine geachtete und mächtige Philologie nöthig, um die immer zunehmende Weinerlichkeit und den Pharisäismus der Theologie in Schranken zu halten.

Ich hoffe, dafs wir nun bald wieder ein Heft über die Inscriptionen erhalten. Die neu immer wieder zu Tage kommenden Sachen müssen Ihnen oft soviel Ärger als Vergnügen machen. Bey der Menge Ihrer gelehrten periodischen Arbeiten und Ihrer verschiedenartigen Geschäfte

---

1) Die Familie Arconati wurde 1837 auch aus Bonn ausgewiesen, s. Varnhagen v. Ense, Tagebücher 1, 38. 2) S. o. S. 70.

habe ich wahrlich nicht darauf Ansprüche machen können, etwas von Ihnen in das Rheinische Museum zu erhalten. Aber wenn sich doch einmal etwas wie von selbst zu diesem Zwecke darbieten sollte, so werden Sie gewifs an mich denken, um so mehr als man sich überall hütet, nur eine Anzeige von dieser vielen wohl nicht angenehmen Zeitschrift zu machen. Ich lasse eben die Jamben des Simonides drucken[1]), an denen ich unerwartet unter dem Zurichten für den Druck noch manchen Knoten finde; denn als ich sie vor Jahren zusammenstellte, schien mir die Sache gar leicht und geringfügig. Aber welcher Mangel an historischem Sinn in der Philologie gewesen ist, sieht man auch an diesem verhältnifsmäfsig kleinen und doch nicht unwichtigen Gegenstande. Dafs Sie über meine Aufsätze in dem Museum günstig, nur zu freundschaftlich urtheilen, ist mir eine Aufmunterung, diese Art der Untersuchung, die manchen etwas peinlich und zu „citatenreich“ erscheinen mag, auch ferner zuweilen anzuwenden. Wohl aber sehe ich, dafs eine gröfsere Beschränkung, entweder im Stoff oder in der Ausführung, und eine bedeutende Form, wodurch viele Ihrer Proömien sich zu Kunstwerken erheben, die auf sich selbst ruhen werden, zu einer dauernderen Wirkung erforderlich sind. Indessen mufs ich suchen an dem Durchgange, der zu mancherley Erkenntnissen noch ferner eröffnet werden mufs, mit Hand anzulegen.

Die Arconati ist gegenwärtig, wie Sie wohl wissen, in Mailand, ihr Sohn hier, ihr Mann in Brüssel, ihr Freund in Paris. Sie ist eine vortreffliche Frau, die ich sehr hochschätze. Dafs ich sie nicht öfter sah, als sie hier zusammen lebten, hing allein an der Gewohnheit einer grofsen Zurückgezogenheit, in der ich lebe.

Sollten Sie Humboldt sehen, so bitte ich ihn meine unveränderte und grofse herzliche Anhänglichkeit bestimmt merken zu lassen. Ich schreibe ihm nicht, weil die Krankheit und Gefahr zu besprechen und davon zu schweigen mir gleich hart angehn würde.[2]) Leben Sie wohl! Mit herzlicher Freundschaft

Ihr

F. G. Welcker.

1836, 1. Januar, Berlin. Ihren freundlichen Brief vom 5. Oktober, verehrter Freund, habe ich immer auf meinem Tische liegen gehabt, um zu antworten, aber es geschah immer nicht, weil auch der Epische Cyklus[3]) auf dem Tische lag, der erst gelesen sein sollte. Dazu konnte ich um so weniger kommen, weil ich darin nicht stückweise lesen wollte, sondern im Zusammenhang. Ich habe also immer alles, was mich daran stören konnte, vorweg abgemacht, und darüber bin ich zu dem Hauptvorhaben erst in diesen Tagen gekommen und habe erst gestern die

1) Welcker, Simonidis Amorgini iambi qui supersunt, Rheinisches Museum 3, 353—438.

2) Wilhelm v. Humboldt (vgl. o. S. 158) starb nach längerem Leiden am 8. April 1835.

3) Welcker, Der epische Cyklus oder die homerischen Dichter; Rheinisches Museum, Erster Supplementband, 1835. Der zweite Teil dieses Werks erschien, ebenfalls als Supplementband des Rheinischen Museums, 1849.

Lesung vollendet. Lange schon habe ich die Fülle Ihres Geistes und Ihre Gelehrsamkeit bewundert, und diese Bewunderung ist bei diesem Buche nur gewachsen. Es ist ein grofser Stoff gegeben zum Nachdenken, und dies Nachdenken ist bei mir keineswegs mit der Lesung schon beendet. Ich habe erst geschmaust, aber noch nicht verdaut. Auch gestehe ich offenherzig, dafs es mir einigermafsen schwer wird, alle meine früheren Ansichten über den Gegenstand so abzuschütteln, um Ihnen unbedingt beizupflichten. Man bedarf überall eines Anknüpfungspunktes, um fremde Gedanken in sich aufzunehmen, überall einer im eignen Wissen gegründeten Prädisposition, sobald nicht der Gegenstand von der Beschaffenheit ist, dafs mathematische oder streng syllogistische Beweise möglich sind: aber deswegen wird man, bei einiger Überlegung, nicht den hohen Werth eines so ausgezeichneten Werkes verkennen wollen. Es ist alles aus einem Gufs und in strengem Zusammenhang; doch wird auch dieser nicht einmal aufgehoben, wenn man über einiges noch bedenklich ist. Ich sehe z. B. wirklich nicht ein, dafs Ihre Grundansicht gefährdet wäre, wenn man nicht überzeugt wäre, dafs Zenodotos den Cyklus gebildet habe. Gesammelt hat er die Gedichte des Cyklus freilich auf jeden Fall, aber dafs die Idee des Cyklus, der ideale Bestand desselben, nicht früher gewesen, davon habe ich ebenso wenig einen Beweis gefunden, als ich das Gegentheil zu beweisen wüfste. Bedenklicher ist mir Ihre Constituirung eines kyklographischen Epos im Gegensatz gegen den homerischen Kyklos. Dafs ein Unterschied in den Gedichten war, wie Sie ihn darstellen, halte ich für gewifs, aber die Anwendung des Ausdrucks kyklisch auf einige Dichter, wie Antimachos, scheint mir sehr gewagt. Dafs Antimachos von den Alten als Kykliker betrachtet worden sei, kann ich auf das Zeugnifs oder die Aussage der Horazischen Scholien noch nicht glauben. Diese und ähnliche Punkte wünsche ich wohl einmal mit Ihnen durchzusprechen, denn eine Behandlung von Controversen in Briefen ist fast unmöglich, sobald der Gegenstand nicht blofs Einzelheiten betrifft. Ich habe übrigens so genau gelesen, dafs ich an einigen Stellen mich sogar gequält habe, wo Druckfehler sein müssen. S. 442 oben mufs der Satz in Unordnung gerathen sein.

Hermann scheint sich durch die Widerlegung im Corpus Inscr., von welcher Sie schreiben, doch etwas getroffen gefühlt zu haben, da er noch einmal zu einer Defensio geschritten ist.[1]) Bei der *εἰκὼν γραπτὴ* scheint er nicht Lust gehabt zu haben anzubeifsen; er befriedigt sich damit, dafs man sich verwundern werde, wenn ich ein auf die Mauer gemaltes Gemälde nicht für einen *πίναξ ἀνακείμενος* gelten lassen wollte, und beschwert sich, dafs ich etwas für Spott gegen Sie gehalten habe, was auf Sie gar nicht gehen könne. Von letzterem habe ich mich überzeugt, aber die Schuld liegt ebensowohl an der seltsamen Schreiberei von Hermann als an mir, denn die ganze Stelle ist so zusammenhangslos geschrieben, dafs man, um Zusammenhang darin zu finden, Beziehungen sucht, wo freilich keine sind. Mit der *ὑποβολὴ* findet er sich seltsam ab, blofs mit einer grammatischen Kategorie: das Wort sei nämlich passivisch zu nehmen.

---

1) S. o. S. 59: Defensio dissertationis de *ὑποβολῇ*.

Als ob damit der Sinn im mindesten gebessert wäre! Es wird wo möglich noch unsinniger, denn alsdann kämpften sie also im Sich-souffliren-lassen. Auf solche Kniffe werde ich nicht erwidern.

Daſs Sie Ihrer Gesundheit wegen nach Baden zu gehen genöthigt waren, hat mich überrascht. Ich dachte, Sie wären kerngesund. Ich habe auch kürzlich stark an Rheumatismus gelitten, doch ist mir dies nicht so beschwerlich als die Geschäfte, die mich unerträglich belasten und wobei so wenig herauskommt. Am langweiligsten sind die der Akademie der Wissenschaften. Diese Institute sind und bleiben in Deutschland todt, und alle Anstrengungen ihnen Leben einzuhauchen vergeblich, zumal wenn wie hier persönliche Cliquen ins Spiel kommen, gegen die nichts Besseres aufkommen kann. Daſs Sie meine Reden so sehr anerkennen, freut mich. Sie sind für wenige geschrieben, denn Kunst und Einheit in solchen Erzeugnissen kann man heutzutage nur zur eigenen Befriedigung bezwecken, da die Zuhörer und Leser meistens nichts davon bemerken.

Grüſsen Sie Arconatis und Berchet. Mit herzlicher Ergebenheit und Verehrung

ganz der Ihrige

Böckh.

1836, 20. December. Berlin. Meinen besten Dank, verehrtester Freund, für Ihren Brief vom 26. Okt., den ich erst kürzlich nebst den neuesten Heften des Rh. Mus. durch den Stud. Beckmann erhalten habe. Ich habe mich über das Heft, sobald ich Zeit hatte, hergemacht; nachdem ich nothdürftig (denn wer kann ietzo noch alles lesen?[1]) die Hekabe perlustrirt hatte, habe ich Ihre Abhandlung über Heraklides[2]) gelesen und bin überzeugt, daſs Sie das Richtige getroffen haben. Vorher hatte ich schon Ihre Erklärung des Vasenbildes[3]) gelesen; Ihre Erklärung des Bildes als eines Spaſses ist sehr glücklich. Aber die verruchten Beischriften können einen zur Verzweiflung bringen; ich weiſs nichts Besseres, als was Sie darüber gesagt haben. Die Aufgabe ist genau genug abgegrenzt, und es dürfte sich schwerlich in dem griechischen Sprachvorrath etwas finden, woraus man bessere Erklärungen dieser Inschriften entnehmen könnte.

Sie schreiben von meinem Opusculis als nächstens erscheinenden. Allein ich denke noch nicht daran; die Ankündigung habe ich bloſs auf Verlangen eines Buchhändlers zugegeben, obgleich ich jetzt weniger als je Hand anlegen kann. Ich möchte zunächst meine Staatshaushaltung wieder herausgeben; im Sommer fing ich an zu revidiren; das ist aber die ärgerlichste Arbeit von der Welt, eine neue Ausgabe zu machen. Gleich beim ersten Bogen blieb ich stecken und habe die ganze Arbeit vorläufig zurückgelegt, da mir zumal zweierlei in den Weg kam. Erstlich hat Roſs eine enorme Inschrift gefunden, über das Seewesen der Athener, welche ich in die Staatshaushaltung hineinarbeiten möchte; dazu gehört aber

1) Im Original unterstrichen. 2) Rhein. Museum 5, 113—124 = Kl. Schriften 1, 451 ff. Heraklides Pontikos περὶ πολιτειῶν. 3) Rhein. Museum 5, 140 ff. = Alte Denkmäler 3, 488 ff. Die Arkesilasvase.

grofse Zeit. Zweitens bin ich auf verzweifelte Untersuchungen über Mafs und Gewicht gerathen, womit ich mich bald ein halbes Jahr herumschlage. Zwar wollte ich nur eine Abhandlung darüber schreiben, zuletzt aber ist ein Buch daraus geworden, und ich bin noch nicht entschlossen, ob ich dieses Buch nicht auch der Staatshaushaltung als Beiwagen oder in das Schlepptau gebe. Eine solche Untersuchung, nach der Art wie ich sie angelegt habe, ist aber ohne Ende, und ich habe, weil ich immer noch daran bessere, noch nicht zum Mundiren kommen können. Ich weifs nicht, wo Sie alle Zeit zu Ihren Schriften hernehmen; ich komme immer mehr dahin, dafs ich nicht mehr fertig werden kann, und gerathe darüber in üble Laune und Mifsbehagen. Auch werde ich immer ängstlicher im Schreiben und traue sozusagen meinen eigenen Augen nicht. Denn der Dämon des Irrthums scheint mir immer hinter dem Schreibenden zu stehen und ihm verkehrte Gedanken ins Ohr zu raunen.

Bei der Untersuchung über Mafs und Gewicht habe ich mich viel mit Münzen beschäftigt, und ich hätte mir Sie hierher gewünscht, um über Stil und Alter derselben Ihren Rath zu haben, denn hier versteht am Ende niemand was Rechtes davon. Die Sache hat freilich ihre Schwierigkeiten. Insonderheit sind die italischen, nichtgriechischen Münzen ein wahres Kreuz. Sie haben ohne Zweifel viel gesehen, und ich möchte wohl wissen, ob Sie sich darüber ein Urtheil gebildet haben. Niebuhr spricht davon, dafs die Kopfseiten der römischen Asse für die Kunstgeschichte Beachtung verdienten, weil sie den Fortschritt der Kunst durch mehrere Jahrhunderte (nach der Schwere der Münzen) verfolgen liefsen. Nach allem, was ich gesehen habe, ist dies ein leeres Gerede; ein gegossener[1]) As sieht wie der andere aus, und ich bin überzeugt, dafs sich aus diesen Münzen nicht der mindeste Unterschied im Stil, welcher auf bedeutende Verschiedenheit der Zeit schliefsen liefse, herauserkennen läfst. Doch ich will schliefsen. Vielleicht sehen wir uns im nächsten Jahre.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

Aus den Jahren 1837, 1839, 1840 liegen keine Briefe vor, die von 1838 sind unbedeutend. Im Herbst 1837 kam Böckh auf seiner Ferienreise nach Bonn, im Herbst 1839 war Welcker in Berlin.

1841, 25. Juni. Bonn. Ich hätte Ihnen längst, mein verehrtester Freund, die dritte Abtheilung meiner Griech. Tragödien[2]) schicken sollen, wovon Sie die zweite durch Buchhändler Asher, an den ich sie den 5. Nov. 1839 sandte, werden erhalten haben. Die Gelegenheit fehlt einem nur, denn man hat hier nicht mehr Verbindung mit Berlin wie mit jeder anderen entfernteren grofsen Stadt. Dafs zu der Polemik über die lyrische Tragödie ein Hauptpunkt in den Zusätzen S. 1606 f. vorkommt, hat seinen Grund darin, dafs ich erst unter dem Druck den Plan

1) Im Original unterstrichen. 2) Welcker, Die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet; Rheinisches Museum, Zweiter Supplementband, Abt. 1—3.

aufgab, die fragm. incerta anzuhängen, unter welchen dann auch das von Hermann für lyrisch angesprochene, wovon dort die Rede ist, vorgekommen wäre. Ob ich in diesem Punkte, ob in andern Sie befriedigen werde, weiſs ich nicht: wenigstens wünschte ich es sehr, durch die Art der Zusammenstellung und durch Einiges in der Ausführung Ihnen nicht miſsfällig zu erscheinen. Wenn ich mich erinnere, daſs wir uns in den schönen Jugendjahren, leider zu kurz, mehrmals begegnet sind, und wie ich seitdem unausgesetzt bey Ihnen gehalten, und wie ich Ihre Bücher noch mit einem anderen Interesse, als das sie mir durch ihren unvergleichlichen Gehalt und Styl einflöſsen muſsten, betrachtete, so meine ich immer, daſs Sie auch für die meinigen, was Sie auch daran aussetzen möchten, doch eine besondere Nachsicht haben müſsten.

Das Rheinische Museum soll Ihnen künftig, sowie ein Stück erscheint, zugehen; das erste ist mir mit den dicken Tragikern liegen geblieben. Daſs Sie in diese neue Folge etwas einzurücken Anlaſs fänden, ist zwar nicht leicht zu hoffen; doch eingedenk des Agathonischen *εἰκὸς γίνεσθαι πολλὰ καὶ παρὰ τὸ εἰκός* will ich die Hoffnung nicht aufgeben und in Erinnerung bringen, wie groſse Freude es mir machen würde, wenn es geschähe. Unter Näkes Antheil an der Redaction war buchstäblich nur sein Name auf dem Titel zu verstehen, aber Ritschl hat daran groſse Freude und Geschick dazu. Er correspondirt deſswegen, was ich nie, auſser wenn ich veranlaſst wurde, gethan habe, und bringt einen bestimmteren Plan hinein, da der meinige sich zunächst auf den Ort bezog und im übrigen ziemlich den Zufall walten lieſs. Unser Verhältniſs zu einander hat sich sehr gut gestaltet und Ritschl, der zur Unzufriedenheit neigte, hat sich immer mehr in die gegebenen Umstände gefunden und eingelebt.

Daſs die Philologie in Ihnen einen Würdenträger oder zu den alten Ehren noch hervorstechendere erhalten hat, vernahm ich mit besonderer Zufriedenheit. Und noch mehr darf man Ihnen zu der rüstigen Gesundheit Glück wünschen. Ich darf über mein Befinden auch nicht klagen, doch glaube ich, daſs es mir auch körperlich sehr zuträglich seyn wird, wenn ich den Urlaub, den ich schon im Juny 1830 erhielt, erneuert bekomme und mich in Italien und Griechenland eine Zeit lang herumtreiben kann. Mein Plan ist, im Anfang des September abzureisen, und wenn Sie durch eine oder die andere Adresse in Italien, wo ich fast keine einzige Beziehung zu Gelehrten oder anderen Menschen mehr habe, auch nicht durch Correspondenz, oder besonders in Athen mich fördern können, oder auch nur Aufträge zu geben haben, so bitte ich diese, sobald Sie etwa erfahren, daſs ich den Urlaub erhalte, mir zukommen zu lassen. Meine Absicht ist zu sehen, was immer da war, nicht mich auf das Suchen und Entdecken von neuem eigends einzulassen, und wenn ich etwas zu arbeiten Zeit finde, so wird auch dieſs nur im Zusammenhang mit meinen alten Plänen seyn. Wenn ich aber die Gelegenheit der Nähe benutzen kann, um der heiſshungrigen Wissenschaft auch einigen neuen Nahrungsstoff zuzuführen, so wird dieſs ebenso gern für Sie geschehen, als zur besonderen Publication.

Für das Attische Seewesen hole ich meinen herzlichen Dank nach. Ich erhielt das kostbare Werk gewiſs viel später, als Sie es abgeschickt hatten; es war mir aber schon vor meiner Reise im Herbst nach München zugekommen. In Bezug auf die Ammonis errathe ich nicht Ihre Gegengründe, ohne darum zu bezweifeln, daſs sie Gewicht haben können; nur wie mit der Art der Composition des Protogenes und der groſsen späteren Maler überhaupt eine Theoris, wie diese im Gemälde zu denken wäre, ausgeglichen werden könnte, dieſs ist mir zweifelhaft. Höchst interessant ist auch das letzte Programm über die Zahleninschrift.[1]) Leben Sie allerbestens wohl.

Mit unveränderlicher Freundschaft der Ihrige

F. G. Welcker.

1841, 14. Juli. Berlin. Sehr lange, theuerster Freund, habe ich nichts mehr von mir hören lassen, wenigstens nicht durch einen Brief. Ich erhalte nun eben vor wenigen Tagen Ihr Geschenk nebst Schreiben vom 25. Juni. In beiden Beziehungen bin ich überrascht worden. Daſs Sie schon wieder ein so bedeutendes Werk ans Licht gefördert hatten, war mir, der ich ziemlich isolirt lebe, noch nicht zur Kunde gekommen, und ich, den Sie für fleiſsig halten, kann kaum begreifen, wo Sie die Zeit zu diesen groſsen Werken hernehmen. Die zweite Überraschung gewährte es mir zu lesen, daſs Sie nach Griechenland und Italien (oder vielmehr umgekehrt) reisen wollen; ich wünsche dazu Glück, mehr Glück als unserm verewigten Müller zu Theil wurde. Ich denke nicht, daſs Sie abergläubisch sind und verlangen sollten, daſs ich daran nicht erinnerte. Es fällt mir dabei ein, was ich nicht unterdrücken kann, daſs vorgestern ein Mann, den Sie gut kennen, als er Müllers Tagebücher auf meinem Tische liegen sah, sagte: „Der war auch ein groſser Narr; es ist an seinem Tode nicht viel gelegen". Was meinen Sie dazu?

Dieser Brief läſst sich sehr verwirrt an, und ich muſs schon eine neue Zeile anfangen, um wieder ins Gleis zu kommen. Es kann wohl nur eine Form der Artigkeit sein, wenn Sie Adressen von mir nach Italien oder Athen verlangen; Sie wollen dahinter nur das freundschaftliche Anerbieten verbergen, Briefe und Aufträge von mir mitzunehmen. Wenn Ihnen aber in Wahrheit an Adressen gelegen ist, so wird diese Gerhard mit besserem Erfolg geben können und in gröſserem Umfange als ich, da ich nur durch ihn, und auch unter seiner Vermittlung durch meinen verstorbenen Sohn, mit einigen Italienern in weitläufige Verbindung gekommen bin, und ich werde deſshalb mit jenem in diesen Tagen reden; wiewohl er sich ebenso wie ich darüber verwundern wird, daſs Sie, der Sie andern Entrée verschaffen sollten, uns damit beehren wollen, Sie einzuführen oder wie man es sonst nennen soll. Briefe nach Athen mitzunehmen werde ich Sie allerdings später bitten, und ich rechne zugleich auf Ihre Güte, daſs Sie mir aus Griechenland und Italien mittheilen, was Sie dazu geeignet und angemessen finden.

1) Böckh, Kl. Schriften 4, 493—504.

Sie setzen als Frist, zu welcher ich Ihnen Briefe zukommen lassen soll, die Zeit, wann ich etwas davon erfahren würde, daſs Sie den Urlaub erhielten. Ich denke wohl, dies von Ihnen unmittelbar oder etwa durch die Zeitungen zu erfahren, denn hier erfährt man nichts mehr, als wenn es vollendet und publicirt ist. Es ist in unserem Ministerium jetzt ein Geheimniſshalten eingeführt, wie es für die Diplomatie ohne Zweifel sehr zweckmäſsig ist. Für die wissenschaftliche Parthie der Verwaltung scheint mir dieses an sich lobenswerthe Geheimniſs nicht eben besonders heilsam. Bis jetzt wenigstens hat es keine oder schlechte Früchte getragen, wohin ich besonders die vortreffliche Einrichtung rechne, daſs die Bundestagsbeschlüsse so gewissenhaft ausgeführt werden und wir dadurch, um uns eine Wohlthat zu erzeigen, wieder einen Regierungsbevollmächtigten bekommen haben, was sich ohne jene Geheimhaltung doch wohl würde haben redressiren lassen. Dieser Akt hat mich mit der neuen liberalen Verwaltung ganz entzweit und mir alles Zutrauen zu derselben benommen.

Sie werden sich verwundern, wenn ich sage, daſs ich nach langer Zeit, und nachdem ich diesen Gegenstand ganz aus den Augen verloren hatte, auch einmal wieder auf die Tetralogien zurückkomme. Aber erwarten Sie davon wenig oder nichts. Ihr letztes groſses Werk, ich meine alle drei Theile zusammen, bietet durch tiefe Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Combinationsgabe einen ungeheuren Stoff zur Belehrung, und ich empfinde es deshalb als ein Unrecht, was Sie mir anthun (aber in guter Meinung), wenn Sie sagen, Sie wünschten daſs auch ich für Ihre Schriften, wie Sie für die meinigen, eine besondere Nachsicht haben möge. Ich bewundere die Fülle der Erudition, die glückliche Verbindung der Ideen und das Poetische Ihrer Auffassung in Ihren Schriften, und wenn ich offen meine Meinung sagen soll, so habe ich nur eins zu erinnern, was ich glaube auch schon früher gegen Sie geäuſsert zu haben. Sie geben mir zu viel. Ich meine darunter nicht den Umfang der Werke, denn meine sind am Ende noch voluminöser, sondern ich wünschte bisweilen das eine und das andere weg, weil es mir nicht viel zum Beweise beizutragen scheint, oder weil es den Leser zerstreut. Ich will nicht behaupten, daſs meine Ansicht die richtige sei; man kann mir vielleicht vorwerfen, daſs ich im Gegentheil fehle, und vielleicht nicht aus Bestreben nach Kürze, sondern aus Indolenz, Bequemlichkeit, Faulheit, Mangel an Interesse, Hypochondrie, oder was es sonst sein mag, auch etwa aus Mangel an Zeit und ungeduldigem Streben fertig zu werden. Also compensiren wir gegen einander! Ich rechne auf Ihre Freundschaft, daſs Sie mein Urtheil so aufnehmen, wie wenn ich es gegen mich gefällt hätte. *Κοινὰ τὰ τῶν φίλων* kann man auch in dieser Beziehung sagen. Ich lasse mir jede Vergeltung von Ihnen gefallen.

Das war nun wieder eine entsetzliche Abschweifung, wozu ich heute verurtheilt sein muſs. Wenn ich gesagt habe, daſs ich auf die Tetralogien zurückgekommen sei, so beabsichtige ich eine Entschuldigung einzuleiten für eine Vorrede zu dem Lectionskatalog des folgenden Winters.[1])

---

1) Böckh, Kl. Schriften 4, 506—518: *Singulas quoque fabulas a tragicis Graecis doctas esse.*

Diese Vorreden sind mir das Fatalste von der Welt; ich weiſs nie recht, was ich dazu nehmen soll. Nun kam mir Droysens Abhandlung über Phrynichos, Äschylos und die Trilogie[1]) in die Hände. Die Art, wie er die Sachen behandelt, verdroſs mich etwas wegen der leichtfertigen Methode, und ich untersuchte daher den äuſserlichsten Punkt, die tetralogische oder singuläre Aufführung der Dramen. Hierbei muſste ich auf die Stelle des Suidas zurückkommen über Sophokles und freilich auch auf Ihre Meinung. Der dritte Theil Ihres groſsen Werkes kam mir erst zu, als die Vorrede schon gesetzt war; ich habe daher nur unvollkommen darauf Rücksicht nehmen können. Ich glaube, wenn die Stelle des Suidas auch nicht so, wie Sie wollen, ausgelegt wird, verliert Ihre Ansicht über die Aeschyleische Trilogie gar nichts, und ich bitte Sie, dies als ein Beispiel von dem anzusehen, daſs Sie mir zuweilen zuviel sagen, denn Ihre Construction der Aeschyleischen Trilogie scheint mir dadurch nichts zu gewinnen, wenn man die Stelle des Suidas so nimmt, wie Sie wollen. (Randbemerkung von Welcker: Es ist nie zuviel, wenn für eine aus inneren Gründen entwickelte Ergründung ein äuſseres Zeugniſs nachgewiesen wird, vorausgesetzt daſs es deutlich sei.) Übrigens lege ich auf die Abhandlung kein Gewicht; das Manuscript derselben war von der Druckerei verloren, und ehe ich erfuhr, daſs dasselbe schon abgesetzt sei, war ich entschlossen, die Abhandlung nicht wieder herzustellen, und es war mir so wenig am Verluste gelegen, daſs ich darüber lachte. Später fand sich denn, daſs das Manuscript erst nach dem Absetzen verloren worden, und ich stellte die Abhandlung aus dem schlechten Satz so gut her als es gehen konnte.

Sie erinnern mich an die Theoris Ammonis.[2]) Ich habe darüber im vorigen Sommer an Raoul-Rochette geschrieben und ihm meine Meinung auseinandergesetzt, welche diese ist, daſs Paralos allerdings eine Figur sei, aber mit dem Schiff zusammengestellt, und ebenso die Ammonis mit einer Figur zusammen dargestellt gewesen sei, welche Figur als die Heroine Nausikaa angesehen worden. Daſs sich diese Figuren mit den Schiffen zusammen nicht sollten gut arrangiren lassen, davon kann ich mich nicht überzeugen, und wenn ich mich recht erinnere, habe ich dies auch einem Archäologen, vielleicht Panofka, glaublich gemacht. Über die ὀφθαλμούς der Schiffe verdrieſst es mich Ihre Note zu Philostrat nicht angeführt zu haben.

Ich muſs zum Schluſs eilen. Vor demselben muſs ich noch für das erste Heft des Neuen Rh. Mus. danken. Wenn Sie mein elendes Leben in der Nähe sehen könnten, wie ich fast niemals unabhängig von äuſseren geschäftlichen Antrieben arbeiten kann, so würden Sie mir zugeben, daſs ich nichts nöthiger habe als mich auf die Arbeiten zu concentriren, die ich einmal unternommen habe, und jede Zerstreuung durch Nebenunternehmungen vermeiden muſs. Wäre dies nicht, so würde ich gern mit Beiträgen zum Museum in so guter Gesellschaft erscheinen. Die

1) Veröffentlicht in den „Kieler Studien", 1841: Joh. Gustav Droysen, geb. 1808 zu Treptow an d. Rega, war 1835—1840 a. o. Professor in Berlin, 1840—1848 ord. Professor in Kiel, dann in Jena, 1859—1884 in Berlin.

2) Vgl. Böckh Staatshaush. I² 340; Seeurkunden S. XVIII f. 79.

Würden oder Ehren, zu denen Sie mir Glück wünschen, mögen gerade durch jene Geschäfte erworben sein, die mich vom Besseren abhalten, und insofern sind sie vielleicht verdient, weil sie mit Aufopferung erworben sind, aber freilich nicht in der Absicht erworben zu werden. Wenn ich sage „vielleicht verdient“, so werden Sie das nicht als Stolz ansehen, sondern vielmehr als Ironie.

Selten schreibe ich so lange Briefe, und schreibe ich sie, so sind sie inhaltsleer, weil ich mich in Geschwätz ergehen lasse. Als solches werden Sie auch diesen Brief ansehen und daher nicht auf Alles Gewicht legen; desto mehr, wünsche ich aber, mögen Sie der Versicherung meiner stets aufrichtigen Freundschaft und herzlichsten Ergebenheit Gewicht beilegen und diese eben auch dadurch bestätigt finden, dafs ich unbefangen mit Ihnen schwatze, wie es mir eben in den Mund oder in die Feder kommt.

Ihr getreuer

Böckh.

1841, 1. Oktober. Ems. Für Ihren langen und freundschaftlichen Brief sage ich Ihnen den herzlichsten Dank, theuerster Freund. Meine Abreise aber konnte ich Ihnen nicht wohl rechtzeitig melden, da der Urlaub erst den 13. September ankam und ich damals und noch lange hin recht unwohl war, doch nicht so, dafs ich nicht täglich Besserung hätte hoffen dürfen. Da sie nicht kam, bin ich den 23. hierher nach Ems gegangen, wo ich mich auffallend schnell erholt habe, so dafs ich den 3. von Coblenz nach Metz abzugehn hoffe. Allnächtliches Zahnweh hatte mich ganz heruntergebracht; hier gab es sich nach der ersten Nacht. An der Philologenversammlung[1]) so wie ich sollte Theil zu nehmen wäre mir unter diesen Umständen unmöglich gewesen. Dafs ich zu dieser Sie nicht besonders eingeladen habe, erklären Sie sich aus meinem Plan, vorher schon abzureisen. Aufserdem hätte ich es sicher, wenn auch nicht mit grofser Hoffnung, versucht.

Durch diefs lange Unwohlseyn ist es mir sehr erschwert worden, meine amtlichen Geschäfte und andere in die nöthige Ordnung zu bringen. Ihre Aufträge für Griechenland mufs ich nun in Rom (Instituto archeol.) erwarten, wo ich in vier Wochen zu seyn hoffe. Mein Plan ist vorläufig, die ersten fünf, sechs Monathe des kommenden Jahres für Griechenland zu bestimmen. Urlaub zu dieser Reise hatte ich schon einmal im Juny 1830 erhalten. Es ist eine Sache, sich von seinem kleinen Kreise, von der Gewohnheit der täglichen litterärischen Berührungen, von Arbeiten und Arbeitsplanen auf ein ganzes Jahr von den noch etwa übrigen nicht vielen zu trennen. Aber theils habe ich seit meiner ersten italienischen Reise Athen sehen wollen und immerfort danach verlangt, theils sehnte ich mich auch nach Erholung und Erfrischung; und ich weifs, dafs vieles Ansehn und Betrachten, wenn man auch in meinen Jahren nicht

1) Diese fand 1841 in Bonn statt.

viel mehr lernt, mich wenigstens sehr unterhalten und zum Theil entzücken wird.

Leben Sie unterdessen recht, recht wohl, theurer Freund. Unveränderlich

der Ihrige

F. G. Welcker.

1842, 27. Juli. Syra. Vor meiner Abreise von Bonn, da ich gerade sehr bedrängt war, antwortete ich Ihnen, theuerster Freund, auf einen sehr inhaltreichen und lieben Brief sehr kurz, so gut wie nicht. Auch jetzt, da eine Art des Reisens wie die meinige fast von aller Correspondenz ausschließt, schreibe ich Ihnen nur wegen einer besonderen Angelegenheit. In Smyrna theilte mir nämlich Herr H. Borrell, Kaufmann und durch Liebhaberey und Sammeln einer der ersten, wenn nicht der erste heutige praktische Numismatiker, eine Sammlung von Inschriften mit, die er sich nach und nach zusammengeschrieben hat, und ich habe mir daraus zu Constantinopel für meine besonderen Zwecke einen Auszug gemacht. Als ich nach Smyrna zurückkam, fragte ich ihn, ob er nicht das Ms. Ihnen zum Behuf des C. I. leihen würde, und er war dazu so bereitwillig, daſs er es mir gleich mitgeben wollte. Da ich aber nicht wissen konnte, ob Ihnen ein Dienst damit geschähe, so habe ich verabredet, daſs Sie es von ihm, etwa durch die Gesandtschaft in Constantinopel oder durch den Preuſsischen Consul in Smyrna, Herrn B...[1]), der sich eine Ehre daraus machen wird, erhalten können, sobald Sie eine Zeile deſswegen an ihn schreiben. Die Sammlung besteht aus zwey Bänden in 4 to, zusammen 406 Seiten, wovon die eine um die andere gröſstentheils weiſs gelassen ist. Meistentheils sind die Inschriften copirt aus den Journalen verschiedener Reisenden, als die Herren Codalvène und Breuverie, David Roſs of Bladensburg, Dr. Sinclair, Arundell und Dethier (1832), Jens Pell Esq., Fauvel, J. R. Stewart Esq., und die Abschriften dieser miteinander sind groſsentheils voll Unrichtigkeiten, von Borrell aber sorgfältig copirt und nachgezeichnet. Manche Steine, die er selbst besaſs (aus der Nähe von Smyrna), hat er auch selbst abgeschrieben. Die meisten Inschriften sind aus Kleinasien, doch auch viele aus Athen und Griechenland. Daſs unter der Masse sich nicht einzelne, die Sie noch nicht haben, oder brauchbare Lesarten befinden sollten, kann ich nicht glauben, obgleich ich Ihnen auch keine groſse Ausbeute versprechen will.

Die Quarantäne dauert hier, wenn man, wie ich, *Spoglio*[2]) gemacht hat, nur neun Tage, eigentlich nur sieben, und ich habe zwischen dem 1. und 14. August, wo ich in Patras seyn muſs, noch Zeit einiges nachzuholen. Da die Mutter des Königs mich hier abzuholen versprochen hat[3]), so soll, wenn es die seit ich hier bin fast unausgesetzt wehenden Etesien erlauben, mein erstes seyn, nach Andros zu gehn, wo ich die

1) Unleserlich. 2) Beute.

3) Welcker machte die Inselreise auf einem dem König Otto von Griechenland gehörigen Schiffe, begleitet von Henzen und Ulrichs; s. Kekulé, Leben Welckers S. 280.

Ihnen nun vielleicht aus dem Roſsischen fasc. II schon bekannte Isisinschrift zu ergänzen wünsche. Roſs sagt nämlich, während er zwey Seiten giebt, daſs auch die beyden andern noch zu lesen seyn würden. Eine Erklärung des Vorliegenden schickte ich von Constantinopel an das Rheinische Museum, indem ich an eine Expedition nach Andros noch nicht dachte. Ich hatte dieſs für Roſs selbst, als er mir den Aushängebogen mittheilte, unmittelbar niedergeschrieben, und er gab es mir nachher zurück mit dem Wunsche, daſs ich eine Anzeige seines Werks machen möchte[1]), was ich dann auszuführen dort die erste Muſse fand. Ich habe, seit ich in Griechenland bin, soviel auf den Beinen und auf dem Pferd meine Tage verlebt, daſs mir das Schreiben ganz fremd geworden ist, und man gewöhnt sich an dieſs Nomadenleben so, daſs man unterwegs seyn kann, soviel man will, ohne zu ermüden. Ich bin noch neulich in Smyrna von 5 Uhr Morgens bis nach 9 Abends weiter nicht vom Pferd gekommen, als um früh in Barnabat Café zu trinken und um in die Grotte Homers zu klettern. Ich wollte nämlich das Smyrna gegenübergelagerte Gebirg überschreiten, um auch von der Seite zu übersehen, wie es sich zu dem schönen Sipylus verhalte, und die Seen kennen zu lernen, die man so abentheuerlicher Weise auf die Stadt des Tantalus bezogen hat. Zum Glück hatte der Bediente ein Stück Brod mitgenommen, denn die saure Milch, die ich in einem Zelt von Turkomanen traf, war nicht zu genieſsen. Aber es geht einem auf solcher Reise wie in den Wissenschaften; je weiter man sich umsieht, um so weiter möchte man, und Zeit und Kräfte wollen nie ausreichen zu umfassen, wenn man auch wohl einsieht, wie die Sachen besser anzugreifen und zu ergründen wären, als es gewöhnlich geschieht. Auch in der Beschreibung und Zeichnung der Ruinen und Localitäten in Griechenland und Kleinasien könnte man nur wieder von vorn anfangen, um, was die Früheren für ihre Zeit mehr oder weniger verdienstlich geleistet, nach dem Bedürfniſs der unsrigen richtiger, besser, nach historischen und kunsthistorischen Gesichtspunkten aufzufassen und darzustellen.

Man glaubt nicht, welch ein wichtiges Werk ein paar geschickte Architekten und Antikenzeichner (deren die Franzosen mehr als wir geeignete besitzen) unter der Leitung eines Gelehrten in nicht zu langer Zeit ausführen könnten. Es ist vortrefflich, die noch unbekannten Städte in den wenig bereisten Provinzen aufzusuchen. Aber die bekanntesten Orte, auf die ich mich beschränkt habe, soll man nur ja nicht als abgethan betrachten. Sardes ist mir als der interessanteste Ort in Asien erschienen; eine herrlichere Lage hat keine der alten herrschenden Städte, die ich sah, an sich nemlich. Wen würde nicht Troja rühren? Aber die Lage ist die ungünstigste, die unscheinbarste von allen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man zuerst in Bunarbaschi ankommt, und man muſs erst von der Pergama auf den Simois hinabblicken, um doch etwas von dem, was die alten Städtegründer gesucht zu haben scheinen, auſser der weiten fruchtbaren Ebene zu erblicken.

---

1) Neues Rhein. Museum 2, 321 f.: Inscriptiones Graecae ineditae, collegit edidítque L. Rossius. Wiedergedruckt in Welckers Kl. Schriften 3, 260—271.

Empfehlen Sie mich doch bestens Herrn v. Humboldt und sagen Sie ihm, wie sehr ich bedaure, daſs seine Anwesenheit im Herbst in den Rheinlanden für mich verloren gehe. Leben Sie wohl, theurer Freund.

Von Herzen
Ihr F. G. Welcker.

1843, 29. Juli. Berlin. Theuerster Freund! Sie haben die Güte gehabt, mir fast gerade vor Jahresfrist von Syra aus zu schreiben, worauf ich bis jetzt nicht geantwortet habe, theils weil ich nicht wuſste, wohin ich den Brief schicken, theils weil ich auch nicht entschlossen war, was ich in Rücksicht des Anerbietens des Herrn Borrell in Smyrna thun sollte. Denn die groſse Masse schlechter Abschriften von Inschriften ist ein schweres Leiden für den Herausgeber, und die Bearbeitung von Addendis mir wenigstens ein höchst unangenehmes Geschäft; auch hatte ich nicht die Sicherheit, daſs die Sachen noch so zeitig kommen würden, um für die Addenda des zweiten Bandes noch benutzt werden zu können. Mittlerweile nun habe ich das Hauptgeschäft der Redaction an Franz übertragen und mir nur die Berathung und Durchsicht vorbehalten, weil meine physischen und geistigen Kräfte der Anstrengung dieser nie endenden Arbeit nicht mehr gewachsen sind, und auch die Akademie sich nicht so gegen mich in Rücksicht dieser mühevollen Arbeit benommen hat, wie ich hätte erwarten können. Diese Veränderung werden Sie aus der Vorrede gesehen haben, denn ich zweifle nicht, daſs der letzte Fascikel des zweiten Bandes des C. I., wobei das kurze Vorwort sich befindet, längst in Ihren Händen ist, da ich ihn schon vor Ihrer Rückkehr zugesandt habe.

Mein gegenwärtiges Briefchen hat einen dreifachen Zweck. Erstlich will ich Ihnen Glück wünschen zu Ihrer Heimkunft. Sie werden mit Schätzen von edlen und belehrenden Anschauungen zurückgekommen sein, um die ich Sie beneiden würde, wenn ich Neides fähig wäre. Fürs andre will ich mich Ihrem Andenken zurückrufen, nicht als ob ich glaubte von Ihnen vergessen zu sein, sondern aus Bedürfniſs des Herzens. Drittens hat mich Ternite ersucht, Sie dringend zu bitten, ihm recht bald den übernommenen Text zu den Pompeji-Bildern zu liefern.[1] Es ist schlimm, daſs das Zahnsche Werk[2] mit dem Terniteschen collidirt; dem letzteren wird dadurch mancher Eintrag geschehen, und es ist also für ihn freilich sehr wichtig, daſs sein eigenes Werk gefördert werde. Zwar weiſs ich wohl, daſs Sie auch ohne Mahnung und Bitte immer das Ihrige gern thun, und es ist ohnehin nur eine überflüssige Sache, daſs ich für Ternite intercedire, da Sie auf seine Bitten mehr geben müſsten als auf meine, denn er ist dabei unmittelbar interessirt und hat mehr Recht zum Bitten; aber da er die Vorstellung hat, es werde besonders helfen, wenn ich schriebe, muſste ich wohl nachgeben.

1) Welcker hatte nach K. O. Müllers Tode die Vollendung der von diesem begonnenen Erklärung der pompejanischen Wandgemälde übernommen. Das Werk führt den Titel: W. Ternite, Wandgemälde aus Pompeji und Herculanum mit Text von K. O. Müller und F. G. Welcker, Berlin 1839—1855.

2) W. Zahn, Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiae, Berlin 1828—1859.

In diesen Tagen werde ich Ihnen eine Übersetzung (nebst Anmerkungen) der Antigone schicken, die ich wohlwollend aufzunehmen bitte. Ich habe sie mit Liebe gemacht. Zunächst habe ich nichts unter den Händen; ich mufs allmählig meine Gesundheit etwas schonen, wiewohl auch das schwer ist, da ich mit so vielen Kleinigkeiten belästigt bin, die mir Zeit und Laune verderben, wenn die letztere einem nicht ohnehin durch den Lauf der Dinge verdorben würde, denen Sie eine Zeit lang glücklich entrückt gewesen sind. Mit der herzlichsten Freundschaft

ganz der Ihrige

Böckh.

1844, 5. November. Berlin. [Nochmals Verwendung für Ternite.] Beifolgend übersende ich eine Kleinigkeit, ein Pflichtwerklein. Das letzte Jahr oder etwas darüber habe ich mit Ägypten sozusagen verloren und lasse jetzt darüber drucken; dieses Feld ist ein unfruchtbares. Ihnen bin ich viel Dank schuldig für Ihre Kleinen Schriften, eine wahre Blumenlese. Ich habe theils wiedergelesen, was mir darin schon bekannt war, theils und besonders die Zusätze. In diesen hat mich S. 5 der parenthetische Zusatz „obwohl ihm S.33 der Satz stehen geblieben ist ‚und wem leuchtet nicht ein‘ etc.“ etwas stark getroffen, weil ich gegen solche Fehler, die denn doch eine grofse Nachlässigkeit enthalten, sehr empfindlich bin und mich darüber ärgere, einen solchen begangen zu haben. Daher hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als die Stelle nachzusehen. Ich verdenke es Ihnen nicht, dafs Sie mich nicht verstanden haben, woran meine verwünschte halb ironische Schreiberei schuld ist; aber stehen geblieben ist mir der Satz nicht, sondern ich habe ihn als den Satz von Müller etc., die in der Note citirt sind, als Thesis hingestellt, wozu meine Exposition die Antithesis oder Widerlegung ist. Ich hätte schreiben sollen: „Und wem, wird mancher sagen, leuchtet es nicht ein“ etc. Ist es Ihnen der Mühe werth, so lesen Sie die Stelle noch einmal, und Sie werden mich von jener sanft gerügten Nachlässigkeit freisprechen.

Ich hoffe, es ist Ihnen gut gegangen und geht Ihnen gut. Mir ist es, wie Sie wissen werden, schlecht gegangen, und dies scheint auch meine Gesundheit etwas afficirt zu haben. Es ist ohnehin wenig Freude in der Welt, welche über die Familienleiden erheben könnte. An Ihrem Bruder[1]) habe ich auf einer kleinen Reise einen Leidensgenossen gefunden; leider habe ich ihn nur einige Augenblicke gesprochen, bin aber mit Ihrer Frau Schwester, die bei ihm war, etliche Stunden auf einer Fahrt von Heidelberg nach Darmstadt zusammen gewesen. Sie haben nach dem Verse *Ἄλυπον ἕξεις τὸν βίον χωρὶς γάμου* wenn nicht das bessere, doch das sorgenfreiere Theil erwählt. Mit der herzlichsten Freundschaft

stets der Ihrige

Böckh.

1) K. Th. Welcker, 1841 seiner Professur in Freiburg entsetzt, lebte damals in Heidelberg.

1844, 17. November. Bonn. Nur um Ihnen meine herzliche Theilnahme auszudrücken richte ich diese Zeilen an Sie, theuerster Freund, indem ich im Augenblick zu allem, was ich sonst so gern mit Ihnen besprechen möchte, in der That nicht frey genug bin. Schon in London erfuhr ich, dafs Sie einen Trauerfall erlebt hätten; der jüngere Zumpt[1]) hatte es geschrieben. Meine Nachfragen nach etwas bestimmtem, noch zuletzt bey Herrn v. Buch, waren immer vergeblich; so abgeschnitten von Berlin lebt man hier, ich wenigstens in meinem kleinen Kreise. Bey meinem Bruder war ich kurz nach Ihnen; aber so erfüllt von seinen Angelegenheiten war dieser, dafs er mir nicht einmal von Ihrem Besuch gesprochen hat, wie auch von einigem andern nicht. Ich mufste ihn denn auch in Deitesheim aufsuchen und unter Fremden sehn. Für ihn, wie für Sie, ist nicht blofs die Gattin und Mutter, sondern auch die treffliche Hausfrau und Abwehrerin vieler kleinen, die Vertraute aller grofsen Sorgen geschieden.

In London war ich sieben Wochen, kleine Reisen eingerechnet, eine sehr seltsame und angenehme Verwendung meiner Ferien, die ich künftig in Italien zuzubringen denke. Mir pafst es, dafs ich auf solchen Reisen für meine Belehrung, an der mir fortdauernd ungleich mehr gelegen ist als an der zweifelhaften und von Niemanden zu fodernden eines unbestimmten Publicums, sehr viel gewinnen kann. Auch bekommt mir das Reisen vortrefflich, und in die Länge athme ich sehr gern frische Luft, die ich in den kurzen Dosen der Spaziergänge sehr selten geniefse.

Ihre Rede ist wieder vortrefflich. Ich weifs nicht, ob ohne dieselben Hauptgegenstände fortgesetzter Studien es möglich wäre, dafs die Ansichten, die Formen, die geheimsten Andeutungen eines Andern mir gleich sehr klar und zusagend seyn könnten.

Es thut mir leid, und ich werde bey schicklicher Gelegenheit zu berichtigen suchen, dafs ich Sie in der nachgewiesenen Stelle durch eine gar nicht übel gemeinte, doch voreilige Conjectur mifsverstanden habe. Übrigens sind Sie der erste von vielen, denen ich diese Opuscula zugeschickt habe, der ihrer erwähnt. Ich will diefs nicht ausschlagen, da Sie sie mit einem sehr guten Prädicat beehren. In der That, ich weifs es, dafs es nur ausgeprefste Citronen sind; aber da die Ansichten über Bücher wirr unter einander laufen, so mögen vielleicht Manche, statt des Punsches, worin meine Citronen verbraucht wurden, sich zu bedienen, auf diese nochmals einen Aufgufs machen. Seite 62 in der Note habe ich angedeutet, wie G. Hermann meine Etymologie von ἔλεγος sich mir nichts dir nichts angeeignet hat, die jetzt von Manchen ihm auch beygelegt wird. J. Cäsar[2]) hatte es auch schon angedeutet.

Es ist mir sehr lieb, dafs an Ihrem Manetho schon gedruckt wird. Bunsen liefs mich in London lesen, was er zu seiner Ägyptischen Chronologie von den Griechen zu gewinnen gesucht hat, und es schien

---

1) Aug. Wilh. Zumpt, geb. 1815, Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, † 1877.

2) Professor der klassischen Philologie in Marburg, † 1886.

mir Manches, was bisher, weil Niemand es angesehn hatte, unbemerkt geblieben, zweckmäfsig berührt.

Mit treuer Freundschaft der Ihrige

F. G. Welcker.

1846, 25. Mai. Berlin. Ihrem Verlangen gemäfs, theuerster Freund, antworte ich sogleich auf Ihren gestern empfangenen Brief vom 18. d. M. Ich setze voraus, dafs Sie munter und gesund aus Italien zurückgekehrt sind, und es freut mich zu sehen, dafs Sie Ihre Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der Akademie freundlich, als eine freundliche Begrüfsung bei der Rückkehr in die Heimath, aufgenommen haben. Die Akademie hat spät eine Pflicht erfüllt, die sie früher hätte erfüllen müssen. Es wäre auch früher geschehen, wenn nicht Gegner vorhanden gewesen wären, die sich endlich zum Ziele gelegt haben. Nicht um mir ein Verdienst zuzuschreiben, aber um Ihnen einen, ich denke freilich überflüssigen, Beweis meiner Freundschaft zu geben, will ich es nicht verschweigen, dafs ich es nicht länger habe ansehn können, dafs Sie und Creuzer nicht Mitglieder der Akademie seien, und dafs ich daher den Vorschlag gemacht habe. Eine schriftliche Danksagung ist zwar nicht erforderlich; aber es ist doch üblich, dafs der Gewählte ein Schreiben, und zwar an die Gesammtakademie erläfst. Ein solches habe ich auch gestern schon von Creuzer erhalten, und ich wünschte, dafs Sie nicht hinter ihm zurückblieben. Creuzer hat es lateinisch gemacht; thun Sie es nicht, sondern schreiben Sie ehrliches Deutsch. Es ist vergessen worden, Ihnen die Statuten zu schicken; ich habe aber soeben angeordnet, dafs das Versäumte nachgeholt werde. Sie werden aus den Statuten sehen, dafs die Wahlen zwar von den Klassen anfangen, aber dafs die entscheidende Wahl von der Gesammtakademie gemacht wird, und darum ist Ihr Schreiben an diese zu richten.

Ohne Zweifel hat Ihnen Rofs in diesen Tagen, wie mir, seine Hellenika[1]) geschickt. Sie wissen, dafs ich im Zweifel am Historischen mäfsig bin; aber eine solche Superstition, wie sie Rofs hier darlegt, zu ertragen, dazu gehört eine starke Freundschaft. Ich denke diese starke Freundschaft zu bewähren. Heute äufserte jemand gegen mich, dafs die Rofsische Ansicht sehr gut in die reactionären Tendenzen eingreife, und dies ist nicht ganz zu läugnen, aber er ist ein ehrlicher Mann und denkt an dergleichen nicht. Lustig ist es, dafs Niebuhr, der an der Revolution gestorben ist, nun schon zum zweiten Mal zum Revolutionär werden mufs; das erste Mal geschah es durch Feodor Eggo[2]), der sich mittlerweile belehrt zu haben scheint. Raoul-Rochette, der hier ist, aber morgen abgeht, ist eben kein Radicaler, aber er wollte sich über Rofs todt lachen, und namentlich darüber, dafs er auch die Amykläischen Inschriften für

---

1) L. Rofs, Hellenika, Halle 1846.

2) Feodor Eggo (Pseudonym für Stuhr), Der Untergang der Naturstaaten, dargestellt in Briefen über Niebuhrs Römische Geschichte, Berlin 1812. Peter Feddersen Stuhr, geb. 1787 zu Flensburg, wurde 1826 a. o. Professor an der Universität Berlin, starb 1851.

ächt hält, nachdem er selber (Rochette) seine alte Vertheidigung derselben aufgegeben hat. Übrigens ist es in der Ordnung, daſs alles rückwärts geht.

Mit aller herzlichen Freundschaft ganz der Ihrige

Böckh.

1847, 28. April. Berlin. [Druck von Welckers Abhandlung in den Schriften der Akademie.[1])] Meine Zeit muſs ich auf eine jämmerliche Art zersplittern und verderben, so daſs ich schon den ganzen Winter hindurch nichts habe in wissenschaftlichen Dingen arbeiten können, als daſs ich mich in der laufenden Literatur etwas orientire, um nicht zurückzubleiben. Daſs meine Reden Ihren Beifall haben, wie Ihr letzter Brief mir wieder zeigt, ist mir aufmunternd; aber dennoch bringt mich die ewige Wiederholung dieser Pflichtstücke allmälig zur Verzweiflung, oder macht mich wenigstens mürbe und gleichgültig. Diesen Sommer muſs ich, den 15. Oktober mitgerechnet, nicht weniger als drei halten; die zwei ersten werden deutsch sein, und da ich diese Sachen häufig ziemlich früh mache, habe ich die Osterferien damit zugebracht oder verdorben, die zwei deutschen zu machen. Immer noch besser Reden machen als Adressen! Das Publicum und die schlechte Presse, die mir sonst gewogen ist, hat mir in der Raumerschen Adreſsgeschichte[2]) das schreiendste Unrecht gethan; niemand hat sich mehr Mühe gegeben und mehr Eifer gezeigt als ich, Herrn v. Raumer aus der bösen Historia herauszuretten und ihn der Akademie nicht bloſs als ihr Mitglied, sondern als ihren Sekretair zu erhalten, und es war mir trotz allem Gegenwirken gelungen. Auf eine Indiscretion aber, wie die bekannte Publikation im Rheinischen Beobachter, die sich in einer bloſs zwischen dem König und der Akademie schwebenden Sache gar nicht erwarten lieſs, war nicht gerechnet; obgleich ich damit nicht sagen will, daſs die Sache sich viel anders hätte behandeln lassen, wenn man darauf gerechnet hätte. Wer die ganze Sache in ihrem wahren Zusammenhange kennen lernte, würde sehen, daſs ich nicht anders handeln konnte und starke Gegner zu überwinden hatte, die Raumern verderben wollten. Hat eine Intrigue nachher alles zerstört, was ich gewirkt hatte, so ist das eine Sache des Geschicks. Raumer erkennt es aber ganz an, daſs ich als Freund und treuer Freund gegen ihn gehandelt habe. Es lieſse sich über diese Geschichte noch vieles schreiben, da zumal in den Zeitungen soviele Lügen darüber stehen. Ich habe auch selbst eine Denkschrift über die Adresse verfaſst; aber gelogen ist es, wenn die Kölner Zeitung sagt, ich hätte sie im Monatsbericht der Akademie drucken lassen wollen, und die Akademie habe es verweigert. Sie ist so verfaſst, daſs sie ohne Anstoſs nicht gedruckt werden könnte, wenigstens nicht ohne Noth; obgleich ich noch lange nicht alles darin gesagt habe, was ich sagen konnte. Doch will ich es nicht verschwören, daſs ich sie in späterer Zeit noch drucken lasse.

1) Welcker, Kl. Schriften 5, 63—138: „Die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi". 2) S. o. S. 119.

Wenn ich Zeit habe, gehe ich an eine neue Ausgabe der Staatshaushaltung der Athener. Ich habe Einiges von Inschriften, die ich statt der alten beigeben will, vorbereitet; aber es geht langsam bei dem Mangel an Mufse.

Hoffentlich sind Sie frisch und munter und leben wohl, so dafs Sie nicht meines Zurufes bedürfen: Leben Sie wohl!

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1847, 30. Juni. Berlin. [Nochmals die von Welcker für die Akademie verfafste Abhandlung.] Wie es Ihnen mit den philologischen Arbeiten geht, so auch mir, aber vielleicht aus andern Gründen. Ich bin in ein unerträgliches Geschäftswesen hineingerathen, theils bei der Universität, theils bei der Akademie. Das Unglück ist, dafs die jetzige Regierung die Geschäfte verdoppelt und verdreifacht und des Ministers Art zu verfahren Unannehmlichkeiten über Unannehmlichkeiten herbeiführt. Er hat uns die Raumersche Sache verschlimmert, die vor dem Druck unseres Schreibens an den König vollkommen befriedigend beigelegt war; ich habe mich in den letzten Tagen wieder damit beschäftigen müssen, da in der Akademie beantragt wurde, ich solle in der nächsten öffentlichen Sitzung am 8. Juli eine öffentliche Declaration darüber geben. Ob dies geschehen solle, wird morgen entschieden werden; geschieht es, so werden freilich wieder neue Unannehmlichkeiten entstehen. Gleich nach der Raumerschen Geschichte ist wieder die des Professors Michelet[1]) gekommen, die Noth über Noth gemacht hat und auch noch nicht zur Ruhe kommt. Man ist in einem beständigen Kampfe mit der Behörde begriffen; man hat weder Ruhe noch Rast. Die Principien des Verfahrens sind im höchsten Grade beunruhigend, und während Ihr Arndt die alten Sünden publicirt[2]), werden dieselben wieder begangen, nur etwas klüger und vorsichtiger, und von der Seite, die ehemals darunter litt. Ich bin jetzt soweit, dafs ich noch heute im Senat erklären werde, keine Rede mehr halten zu wollen, die nicht früher vom Senat gutgeheifsen ist; denn man mufs sich jetzt wahrhaftig stärker decken als unter Kamptz.[3]) Denn die Behörde respectirt die Gelehrten jetzt weit weniger. Ihr seid vielleicht weiter vom Schufs und merket daher weniger davon.

Aus Mangel an Zeit kann ich folglich an nichts mehr kommen; es sind mir aber diese Geschäfte so zuwider, dafs ich oft Lust bekomme, alles hinzuwerfen. Leben Sie wohl, theuerster Freund. Von Herzen der Ihrige wie immer Böckh.

Aus dem Jahre 1848 liegen beiderseits keine Briefe vor.

---

1) Karl Ludwig Michelet, a. o. Professor der Philosophie an der Berliner Universität; vgl. Varnhagen, Tagebücher 4, 35 ff.

2) E. M. Arndt, Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben, aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe, erschien 1847 zu Leipzig.

3) Karl Albert v. Kamptz, geb. zu Schwerin 1769, war 1817—1825 Direktor des Polizei-Departements im preufsischen Ministerium des Innern; über seinen Verfolgungseifer s. Treitschke, Deutsche Geschichte 2, 531, 3, 484 ff. Er wurde 1824 auch Direktor im Unterrichtsministerium (s. o. S. 87), 1825 Direktor im Justizministerium; 1832 - 1842 war er Justizminister, starb 1849.

1849, 5. Juli. Bonn. Indem ich Ihnen, theuerster Freund, mit einem Stück des Rheinischen Museums den verspäteten zweiten Band des Epischen Cyklus sende, erinnere ich mich mit Vergnügen, dafs Sie den ersten gern gelesen und mit aller Nachsicht beurtheilt hatten. Möge es diesem zweiten ebenso gut werden. Dem Inhalt nach hat er vor der Trockenheit des ersten Vorzüge, und ich mufs gestehen, dafs ich bei der letzten Durchsicht zu den Versuchen aus so entlegenen Jahren ein gewisses Zutrauen gefafst habe, wie besonders zu Thebais und Epigonen, in denen kaum ein Wort geändert ist, — natürlich Zutrauen nur in Bezug auf die Benutzung des Vorliegenden, nicht als ob das ehemals Wirkliche in allen seinen Verhältnissen durch Conjectur zu erreichen sey. Den Aristarch wird wohl niemand retten vor dem Nachweis vieler irriger Erklärungen. Doch habe ich diesen Nachweis, denke ich, bescheiden gehalten und eher versteckt.

Darf ich Sie nicht wieder einmal daran erinnern, des Rheinischen Museums zu gedenken bei Gelegenheit kleinerer litterärischer Mittheilungen, die Sie machen möchten? Mit der alten Freundschaft

Ihr treu ergebener

F. G. Welcker.

1849, 1. November. Berlin. Verehrtester Freund! Meinen herzlichen Dank für den unlängst empfangenen letzten Band Ihres Cyklus. Vor der Hand kann ich kein Gegengeschenk machen, indessen bitte ich Sie, die beikommende Rede gütig aufzunehmen. Sie wissen die Schwierigkeiten einer solchen zu würdigen und werden daher nicht mehr davon verlangen, als unter den Umständen möglich ist. Haben Sie die Güte, die beigefügten Exemplare gelegentlich den anderen Herren mit meiner Empfehlung abzugeben, nur gelegentlich und ohne sich Mühe zu machen.

Wie einige Ihrer Collegen, die ich hier zu sehen das Vergnügen hatte, wissen, habe ich mich etliche Wochen mit den Universitätsangelegenheiten herumgeschlagen; ich bin nicht unzufrieden mit dem Erfolge, wenn der Minister ausführen wird, was wir beschlossen haben.

Ich lasse jetzt an der neuen Ausgabe meiner Staatshaushaltung der Athener drucken; der Druck wird aber etwas lang währen. Wie ich hoffe, befinden Sie sich wohl; wenigstens wünsche ich es von Herzen.

Ganz der Ihrige

Böckh.

1851, 9. December. Berlin. Verehrtester Freund! Noch bin ich Ihnen den Dank schuldig für Ihre gütige Besorgung der akademischen Angelegenheit mit Weber, die nach so vielen Weiterungen von Ihnen so vollkommen erledigt worden ist. Ich habe Ihren Brief vom 20. August erst nach der Rückkehr von einer längeren Reise erhalten. Schon den 3. Juli war ich, nachdem ich durch Dupliren die Beendigung meiner Vorlesungen bewerkstelligt hatte, nach Carlsbad gereist, um mein Augenübel zu lindern, was auch, wie ich hoffe, ziemlich gelungen ist. Dann

ging ich nach Teplitz und habe mich dann in Begleitung meiner Tochter aller Orten bis gegen Mitte Oktober herumgetrieben, zuletzt auf der Philologenversammlung zu Erlangen, wo es ganz artig war. Nach meiner Rückkehr fand ich Ihren Brief vor, woraus ich mit Bedauern sehe, dafs auch Sie an Ihrem Körper noch etwas zu curiren haben. Ich bin begierig auf das, was Sie von der topographischen Entdeckung des verstorbenen Ulrichs[1]) geschrieben haben, und wünsche sehr, dafs es bald bei der Akademie eingehen möge.

Von meiner Staatshaushaltung der Athener werden Sie die Fortsetzung erhalten haben; wenigstens habe ich sie vor einiger Zeit an Sie abgesandt. Bald nach meiner Rückkehr habe ich eine Arbeit unternommen, die Sie frappiren wird, und ich habe sie heute beendigt, so dafs ich den Druck in einigen Tagen werde beginnen lassen. Eine Marginalbemerkung Ihres Briefes lautet wie folgt: „Lange hat mich nichts so sehr angesprochen, als neulich Gruppes kosmisches System“. Ich liefs mir das Buch nach meiner Rückkehr geben; es machte auf mich den entgegengesetzten Eindruck; die Schamlosigkeit und Oberflächlichkeit des Buches indignirt mich, und ich habe, zum Theil auf Humboldts Antrieb, mich die Mühe nicht verdriefsen lassen, den gröfsten Theil desselben durch Zurückgehn auf die Quellen zu analysiren und des Verfassers Unwissenheit und Unfähigkeit irgend eines Verständnisses ausführlich darzulegen.[2]) Der Schein täuscht, und ich hoffe, dafs Sie mir beistimmen werden, wenn Sie meine Gegenschrift werden gelesen haben. Es ist mir kein Beispiel von solcher Pfusch-Arbeit bekannt, die mit so grofser Prätension auftritt. Die Untersuchung ist schwer, und wer sie nicht macht, wird durch die Glätte der Darstellung bestochen. Ich habe etwas heftig gearbeitet, um das Wesen bald zu beseitigen; desto mehr wünsche ich mir Glück, dafs meine Augen es ausgehalten haben.

Aber um diese zu schonen, will ich jetzt schliefsen, und zwar mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlergehen.

Ihr getreuer

Böckh.

1851, 19. December. Bonn. Es war mir höchst erfreulich, von Ihnen selbst zu hören, theuerster Freund, dafs es mit Ihren Augen so viel besser geht, was ich von anderen früher vernommen hatte, und dafs ein Beweis und eine Frucht von dieser Besserung schon vorliegt. Der Gegenstand dieser Arbeit ist für mich besonders anziehend, und ich freue mich im voraus darauf, Ihrer Untersuchung nachzugehn, da ich nicht zweifeln kann an der Genauigkeit Ihrer Auslegungen. Dafs die gegenseitige Darstellung mich getäuscht hat, wiewohl mit stillem Vorbehalt die Stellen selbst künftig nachzuschlagen, ist ein günstiges Zeichen für die

1) Heinrich Nikolaus Ulrichs, geb. 1807 in Bremen, starb 1843 in Athen als Professor an dem 1834 dort begründeten Gymnasium.

2) Vgl. o. S. 103. Zeller, Philosophie der Griechen 2, 1, 809 f. (4. Auflage 1889).

Geschicklichkeit der Ausführung. Denn wer so wie ich die Ariadne[1]) durchschaut hat, was meine lange Recension nicht einmal vollkommen ausspricht, da sie den Fachgelehrten zu sehr geltend zu machen scheute, wer wie ich den Miſsbrauch einiger guter Wahrnehmungen zu willkürlichsten Behauptungen im Tibull[1]) und die ungeheuerliche Einbildung über die Theogonie[1]) kennen gelernt hatte, der durfte mit Vorurtheil und Miſstrauen lesen. Ein groſser Fortschritt zwar gab sich schon in der ungleich feineren Art zu erkennen, wie in der neuen Schrift die Kunst, sich und seine Erfindung ins Licht zu stellen, ausgeübt ist. Dem Zahlen-Hocuspocus werde ich vielleicht durch eine auf mythologische Motive gegründete kritische Beleuchtung der Theogonie gelegentlich entgegentreten[2]), was nicht ohne Berührung von Lachmanns mir unbegreiflicher Zahlen- und Liedertheorie ablaufen kann. [Folgt Bitte um ein empfehlendes Zeugnis für einen deutschen Gelehrten, der sich um eine Anstellung an der Universität Edinburgh bewirbt.]

1851, 22. December. Berlin. [Ablehnung der Empfehlung.] Es ist mir angenehm zu sehen, daſs Sie an den früheren Gruppeschen Schriften auch schon bedeutenden Anstoſs genommen haben; das Zahlenspiel ist auch mir, soviel ich auch mit Zahlen im Leben zu thun gehabt habe, sehr zuwider, und ich muſste es immer vermeiden, mit Lachmann nicht auf seine Wunderlichkeiten in diesen Dingen zu reden zu kommen.[3]) Auch Gruppes Buch über Archytas[4]) ist obenhin gemacht, obgleich es die Akademie, nicht ohne mein Zuthun, gekrönt hat. Er versteht darzustellen, aber nicht zu untersuchen, und das ist um so schlimmer, wenigstens in Dingen, die für ein gröſseres Publikum sind, was namentlich bei dem „Kosmischen System der Griechen" der Fall ist. Ich habe mich in meiner Gegenschrift groſsentheils bloſs auf den Platon beschränkt, aber dieser zieht sich durch das ganze Buch durch; die Jonier, Eleaten u. dgl. habe ich bei Seite gelassen, obgleich auch in diesen Punkten alles oberflächlich ist. Sie werden sich aus meiner Schrift, die schon im Druck ist, überzeugen, daſs des Mannes Demonstrationen ins Komische und Lächerliche fallen, wenn man näher darauf eingeht, und daſs die Fahrlässigkeit und Unkunde ans Unglaubliche grenzt. Ich hätte Ihnen gerne meine Schrift für das Rheinische Museum geboten, aber ich scheue mich auswärts drucken zu lassen, und Humboldt drang darauf, ich möchte

---

1) O. F. Gruppe, a. o. Prof. an der Universität Berlin, verfaſste eine Reihe litterarhistorischer Schriften: Ariadne, die tragische Kunst der Griechen, 1834; Die römische Elegie, 2 Bde. 1838—39; Ueber die Theogonie des Hesiod, 1841 u. a.

2) Welckers Schrift „Die Hesiodische Theogonie" erschien erst 1865 als Anhang zu seiner Griechischen Götterlehre.

3) Vgl. Böckhs Äuſserung 1826 an O. Müller (Briefwechsel S. 210): „Auf Lachmanns heilige Zahl halte ich nichts, in den Chören ebensowenig als im übrigen. Ich kann nicht finden, daſs 7 sind, wo er 7 zählt." Bursian, Gesch. d. Philologie S. 794.

4) Gruppe, Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer, 1840.

schnell publiciren, was nur ging, wenn ich hier drucken liefs. Leben Sie wohl, theuerster Freund.

Von Herzen der Ihrige wie immer

Böckh.

1852, 16. Juni. Berlin. Theuerster Freund! Da ich in meinem letzten Briefchen über den erfolgten Vortrag Ihrer Abhandlung von der Pnyx[1]) noch nicht habe berichten können, so verfehle ich nicht dies jetzt zu thun, indem ich zugleich auf Ihren lieben Brief vom 17. Mai antworte. Es war an dem Tage, den ich Ihnen bereits früher bezeichnet habe, Ihre Abhandlung auszugsweise von Panofka gelesen worden; dafs gerade dieser sie las, war ungünstig, weil er so taub ist, dafs man ihn nichts fragen kann und also von ihm keine Auskunft über das, was er nicht gelesen hatte, zu erlangen war. In der darauf folgenden Klassensitzung, in der ich nicht erscheinen konnte, sollte noch weiter gelesen werden; es fand sich aber dazu nicht die Zeit, und es wurde der Druck beschlossen, für welchen ich zugleich die mir nachgesandten Zusätze eingeschickt hatte. Der Druck wird bei der grofsen Schrift unserer Abhandlungen sehr viel Raum einnehmen; es wäre gut, wenn Sie einzelne Parthien, etwa gröfsere angeführte Stellen anderer, bezeichnen könnten, die mit kleinerer Schrift könnten gesetzt werden; ein Gedanke, auf welchen Gerhard gekommen ist. Zwischen den beiden Sitzungen habe ich Ihre Abhandlung zu Hause selber gelesen. Offenherzig gestehe ich, dafs ich für Beurtheilung des Topographischen wenig geeignet bin und nicht einmal glaube, dafs ich dafür an Ort und Stelle viel gewinnen würde; auch mufs man, um einen Punkt beurtheilen zu können, das Ganze mit mehr Sicherheit überschauen können, als es mir gelungen ist. Aber dem, der nicht alles selbst untersucht hat, ist es ärgerlich zu sehen, dafs man selbst über Punkte, von denen man es nicht erwarten sollte, noch so differente Meinungen hat. Dafs die bisher so genannte Pnyx nicht für ihre Bestimmung pafst, haben Sie sehr wohl dargestellt; das Pelasgikon nicht näher an der Burg mir zu denken kann ich mich aber noch nicht gewöhnen, und die Pnyx am Museion will mir auch nicht recht in den Kopf. In Bezug auf das erstere will ich nicht sagen, dafs ich nicht zugebe, das sogenannte Bema sei ein Altar, und der ganze Hügel möge zum Pelasgikon zu rechnen sein; aber sollte das Pelasgikon, von welchem das *ἀργὸν ἄμεινον* gesagt ist, nicht näher an den Burghügel herangereicht haben? Wenn die Abhandlung gedruckt ist, oder während des Druckes werde ich sie nochmals und genauer lesen, als ich sie meiner Augen wegen im Manuscript lesen kann: denn das Lesen wird mir viel schwerer als das Schreiben selbst so kleiner Schrift, wie die dieses Briefes.

Wie ich aus Ihrem Briefe sehe, haben Sie mit Ihrem Körper zu kämpfen und leiden bald an dem, bald an jenem. Es geht mir nicht

1) Welcker, Der Felsaltar des höchsten Zeus oder das Pelasgikon zu Athen, bisher genannt die Pnyx, in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1852; vgl. Rheinisches Museum 1854 (N. F. 10) S. 30—76.

besser, wenn nicht schlechter. Ich bin zwar immer auf den Beinen und versehe alle meine Geschäfte; aber ich fühle, wenn mich nicht eine Arbeit, die mich anspricht, in Spannung setzt, eine Schlaffheit und Ermattung, die mich oft sehr verdriefslich macht. Überdies fehlt es in dem öffentlichen Leben an aller Anregung, durch welche die eigene Spannkraft etwas gehoben werden könnte; vielmehr überall Niederschlagendes und nirgends ein Hoffnungsstrahl. Das schlimmste, theuerster Freund, ist freilich am Ende unser Alter; darin stehen wir uns ziemlich gleich. Obgleich ich Rufsland nicht liebe, mufs ich doch die russische Einrichtung bei den Universitäten loben, nach welcher wir beide glücklich emeritirt wären. Dafs bessere Kräfte an unsere Stelle treten werden, kann ich nicht sehen. Die Conjecturalkritik hat in den letzten Zeiten einen Aufschwung genommen; aber es ist auch nicht alles so reines Gold als die Ausgeber glauben. Man untersucht die Handschriften mit löblichem Eifer und zählt und berechnet die Quaternionen und weifs aus jeder Lesart seine Conjectur herauszufinden; aber einen grofsen Überblick findet man selten, dagegen Beispiele genug von oberflächlichen und mangelhaften Studien, verbunden mit einer grofsen Anmafsung des Urtheils.

Was Rauch[1]) Ihnen von Humboldt geschrieben hat, ist wahr. Seine Kräfte sind unerschöpflich und sein Eifer erkaltet nicht: ich wünschte mir diese Unermüdlichkeit. Seit etlichen Wochen habe ich ihn nicht gesehen, da er im Sommer immer in Potsdam steckt; doch erhalte ich von dort manchmal ein Billet von ihm.

Ich erlaube mir ein kleines Danksagungsbriefchen an Dr. Stein beizulegen, der ein tüchtiger junger Mann zu sein scheint.

Mit alter herzlicher Freundschaft der Ihrige

Böckh.

1857, 14. März. Bonn.[2]) Durch die dichten Reihen der Glückwünschenden begehrt für schriftliche Begrüfsung ein Freund Einlafs, der beinahe mit dem festlichen Jubiläum das stille des ersten Anfangs seiner Freundschaft zu dem Gefeierten begehen könnte. Habe ich mich oft jenes ersten Zusammentreffens zu Heidelberg in deutlichster Erinnerung gefreut, so kann ich es jetzt, die lange Zeit bis dahin zurück durchlaufend, mit besonderem Aufschwung thun. Mit grofser Theilnahme und Erwartung sah ich Sie in dem Eingang einer Laufbahn, von der ich eine Vorahnung haben konnte, und Alles, was seitdem von Ihnen ausgegangen ist, hat mich nicht blofs so, wie es an sich gethan haben würde, belehrt, erfreut und erhoben, sondern durch den Reiz, womit eine Jugenderinnerung und ein ihr entsprechendes Lebensverhältnifs Alles umgiebt, trat mir, was Sie leisteten und schufen, noch näher, und meine Schätzung und Bewunderung der Früchte Ihres Geistes, wie sie der Reihe nach reiften,

1) Der berühmte Berliner Bildhauer, seit seinem ersten Aufenthalt in Rom (1804—11) mit Welcker befreundet.

2) Dieser Brief und die beiden folgenden sind schon gedruckt bei Kekulé, Leben Welckers S. 426 ff.; sie durften in der vorliegenden Sammlung nicht fehlen.

waren nicht blofs die aller Philologen, nach dem Mafse wie ein jeder zu würdigen oder anzuwenden verstand, sondern noch inniger und erhobener. Ihre Leistungen und Verdienste, Ihre Wirksamkeit und Erfolge der verschiedensten Art haben mir zu jeder Zeit herzliche Theilnahme erweckt, und in diesem Sinne einer fort und fort unterhaltenen und genährten anhänglichen, ich könnte sagen partheiischen Freundschaft ist mein heutiger Glückwunsch wie ein Straufs aus unzähligen Blumen zusammengewunden, den ich Ihnen hiermit überreichen will.

Die ungewöhnlich schöne und glänzende heutige Feier nehme ich als ein gutes Zeichen für viele folgende schöne Erlebnisse, von denen ein Theil gewifs auch der Welt zu gut kommen wird.

Diesem Tag hätte ich gerne, wenn je einem ähnlichen, auch meinerseits ein kleines litterärisches Denkmal der bekannten Art gesetzt. Ich habe diefs verschiedentlich bedacht, und es sind nicht das Amt und andere Arbeiten, auch nicht eine seit geraumer Zeit mich noch mehr beschränkende Unpäfslichkeit, welche die Ausführung meines Gedankens verwehrt haben. Sondern ich gestehe offen, dafs ich aus dem Kreis und dem Gange meiner jetzigen Studien nicht den Stoff herauszufinden verstand, der mir nach dem Mafse meiner geringeren Regsamkeit doch noch genügt hätte.

Macte virtute tua!

[Fehlt die Unterschrift.]

1857, 7. April. Berlin. Verehrtester, theuerster Freund! Der von Ihnen mir überreichte „Straufs aus unzähligen Blumen zusammengewunden“ hat an meinem Jubelfeste lieblichen Duft und strahlenden Farbenglanz verbreitet, nicht für die sinnlichen Organe der sinnlichen Empfindung, sondern für das geistige Centralorgan, oder vielmehr für Herz und Gemüth. Sie sind mit der Ihnen eigenen Liebenswürdigkeit und Feinheit des Gefühls zurückgegangen bis auf unsere erste Begegnung, und ich erinnere mich dieser ebenfalls recht wohl, oder vielmehr noch mehr als einer. Es ist mir selten zu Theil geworden, mich ausführlicher gegen Sie auszusprechen, aber es fanden sich doch Momente, in welchen sich die Übereinstimmung der Grundansichten des Lebens und des Wissenschaftlichen bei unserer Berührung wie ein elektrischer Strahl entwickelte. Unsere Freundschaft ist auf wechselseitige Anerkennung fest gegründet worden; doch halte ich diese nicht für die einzige Begründung, sondern es sind vor allem doch die sittlichen Eigenschaften, auf denen die wahre Freundschaft beruht. Und ich erinnere mich wohl eines Gespräches, worin die Gleichheit des sittlichen Urtheils, selbst in Bezug auf das Alterthum, dessen Erkenntnifs uns beide beschäftigt, überraschend hervortrat. Ebendieselbe Übereinstimmung haben wir auf dem Gebiete des Politischen in allen Phasen der Entwicklung desselben zu unserer Zeit, wie ich denke, bewahrt.

Ihre herzliche Theilnahme an dem Feste, welches mir durch so vieles Wohlwollen, vor seinem Tage von mir fast unbemerkt, über Verdienst grofsartig bereitet worden, ist — ohne Unbescheidenheit gesagt — nach der

Auffassung unseres Verhältnisses, die ich soeben dargelegt habe, in der That selbstverständlich; aber dies muſs das Dankgefühl für diese Theilnahme nur vermehren, weil diese Selbstverständlichkeit ein Ergebniſs des gesammten Lebens beider ist, und so wird mein Dank für Ihre Begrüſsung zum 15. März ein Dank dafür, daſs es mir gestattet und gegeben worden, mit Ihnen zusammen zu leben und in der Wissenschaft von Jugend auf heranzuwachsen und in nie getrübter Freundschaft vereinigt gewesen zu sein und noch zu sein. Ich kann nicht finden, wann Sie Doctor geworden sind, und Ihre erste Anstellung in Gieſsen, an der Schule, müssen Sie und Ihre Freunde nicht für voll angesehen haben, um darauf Semisaecularia zu gründen; sollten Ihnen diese noch bevorstehen (und dies müſste doch in der nächsten Nähe sein), so würde ich mich freuen, ein Mitfeiernder sein zu können.

Mit alter Verehrung und Herzlichkeit ganz der Ihrige

Böckh.

Daſs ich so spät danke, werden Sie nicht befremdlich finden. Ich strenge mich an, um den vielfachen Pflichten der Erkenntlichkeit zu genügen; aber ich bin in den ersten Wochen nach dem 15. März noch so stark mit den Vorlesungen und anderen Occupationen beschäftigt gewesen, daſs ich erst seit dem 23. März ernstlich daran habe denken können, meinen Gönnern und Freunden, jedem insbesondere, zu danken. Und ich bin noch lange nicht am Ziel.

1857, 23. September. Berlin. Ihr Brief vom 16. August, theuerster und hochverehrter Freund, hat mich nicht mehr hier in Berlin gefunden. Den 14. August war ich nach Böhmen gereist, wo ich mich in den Bädern herumgetrieben habe; am längsten war ich in Franzensbad. Brief und Buch habe ich erst am 16. September nach meiner Rückkehr vorgefunden. Die wenigen Tage seit meiner Rückkehr sind mit der Aufarbeitung des Dringendsten ausgefüllt worden, und erst heute habe ich anfangen können Ihre Mythologie zu lesen. Sie stellen mich aus Freundschaft in Ihrem Briefe zu hoch, indem Sie auf mein Urtheil ein zu groſses Gewicht legen. Ich habe keine zusammenhängenden mythologischen Studien gemacht; damit will ich jedoch nicht verneinen, daſs ich auf Mythologie im Allgemeinen aufmerksam gewesen, daſs ich von den Hauptansichten Kunde genommen, gedacht und geprüft habe; sehr oft aber hat mich das Unmethodische und Wirre dieser Untersuchungen abgeschreckt und verdrieſslich gemacht, und ich habe es wohl auch in meinen Vorlesungen ausgesprochen, daſs in der Mythologie nichts mehr erfordert werde als ein methodischer Gang. Wenn ich nun gleich beim Anfang meiner Lesung Ihres Werkes darüber an Sie schreibe, so geschieht es theils freilich, weil Sie nach Monatsfrist Antwort von mir erwarten werden, theils aber allerdings weil, was ich bis jetzt gelesen habe, freilich nur Präliminarien, mich im höchsten Grade befriedigt hat. Ist man nicht ein vollkommener Neuling in der Sache, sondern hat darüber auch selbst gedacht, so wird der Beifall immer davon abhängen, ob man Anklänge an die eigenen Gedanken finde, und was ich gelesen habe, ist mir wie aus

der Seele geschrieben, besser freilich und gelehrter als ich es hätte thun können. Hier finde ich die Methode, die ich so oft vermifst habe, und ich erwarte sie auch im Folgenden zu finden. Überdies ist das Werk sehr schön geschrieben. Ich lasse diese Zeilen abgehen, ehe ich viel weiter gelesen haben werde; ex ungue leonem. Überrascht hat es mich, dafs Sie das Motto des Bandes[1]) gerade von einem so unmythologischen Menschen hergenommen haben; das ist auch eine Hyperbel der Freundschaft.

Ich beschäftige mich in diesem Augenblick mit einer Revision meiner lateinischen Reden, die ich auf Vieler Verlangen drucken lasse. Eine Sammlung derselben schien mir Anfangs unwerth, doch misfallen sie mir bei der Durchlesung nicht. Wie ich höre; hat man sich in Bonn über die eröffnete Subscription darauf moquirt; ich wünschte sie, weil ich nicht den Verleger für ein etwa nachtheiliges Unternehmen in Kosten setzen wollte. Statt dessen hat man, besonders weil der Verleger auf eigene Hand bestimmt hat, die Namen der Subscribenten sollten vorgedruckt werden, ausgeheckt, man habe dadurch zur Subscription nöthigen wollen. Wer mich kennt, kann mir ein solches, ohnehin albernes Motiv nicht zutrauen. Wenn ich mit der Lesung Ihres herrlichen Werkes weiter bin, schreibe ich wieder.

Mit alter Verehrung und Herzlichkeit

ganz der Ihrige

Böckh.

1858, 1. October. Bonn. Ich hoffe, Sie erlauben mir nicht ungern, hochverehrter Freund, dafs ich Ihnen Herrn Demetrius aus Athen bestens empfehle. Er ist wohl der erste unter seinen Landsleuten, der sich die Philosophie zum Beruf erwählt hat, und dafs es ihm an Ernst und Fleifs nicht fehle, habe ich hinlänglich erfahren, wenn ich auch über seine Anlage zur Speculation nicht urtheilen kann. Er lebte hier sehr zurückgezogen, in näherem Umgang nur mit einigen Privatdocenten. Gehört hat er nur bei Brandis und mir, und mich häufig besucht.

Dafs ich in Jena Ihnen eben nur begegnet bin, hat mir natürlich sehr leid gethan; es war nicht zu ändern. Ich habe am Morgen nach den drei unruhigen, an sich sehr schönen Tagen Göttlings gastliches Haus verlassen. In Dresden bekam ich einen leichten Husten — am sechsten Tage —, der sich durch die Fahrt so sehr verschlimmerte, dafs ich in Giefsen bei meinem Bruder zehn Tage aus Vorsicht im Bett gehalten wurde. Wie gern hätte ich wenigstens über Einiges mit Ihnen gesprochen; ich bedaure noch jetzt, dafs es nicht geschehen konnte, sehr lebhaft. So selten wird mir ein Wiedersehen zu Theil, das mir so recht genügen könnte. Sie im Überflufs können sich eine provincielle Abgeschnittenheit kaum vorstellen. Neulich war mir ein zweitägiger Besuch des wirklich vortrefflichen Guigniaut[2]) sehr angenehm. Gefreut hat es

1) Erster Satz von Böckhs Einleitungsschrift 1830 *De Graecorum sacerdotiis,* Kl. Schriften 4, 331.

2) Französischer Archäologe, gab 1825—1841 eine Bearbeitung der Creuzerschen Symbolik heraus.

mich, Ihren Schwiegersohn und seine so schöne und freundliche Gemalin zu sehen. Erhalten Sie ein freundliches Andenken

Ihrem treu anhänglichen

F. G. Welcker.

1861, 18. Juni. Bonn. Verehrter alter Freund! Gestern Abend wurde ich aufgefordert von Herrn Volkmann aus Bremen, ihn zu einer Stelle im pädagogischen Seminar Ihnen zu empfehlen. Ich kann diefs in vollem Mafse thun, da ich ihn als einen der tüchtigsten und charakterfestesten jungen Männer beurtheile. Er war im philologischen Seminar, von dem ich mich selbst zu derselben Zeit erst wegen der stark abnehmenden Kräfte habe trennen müssen, bis zum Frühjahr der oberste und ist nicht weniger, als durch Fleifs, Klarheit und Kenntnisse, durch gute Sitte und angenehme Persönlichkeit ausgezeichnet.

Ich freue mich, so übereinstimmend Ihre Gesundheit und Kräftigkeit rühmen zu hören, und wünsche von Herzen, dafs sie Ihnen noch recht lange erhalten bleiben, damit auch von dieser Seite Ihr Genius in Ihnen ein seltnes und hocherfreuliches Beispiel aufzeige. Lassen Sie mich auch ferner zählen auf Ihr wohlwollendes und freundschaftliches Andenken als Ihren für so viele Belehrung und Freude an Ihren grofsen Leistungen dankbaren und von Jugenderinnerungen aus treu anhänglichen Freund

F. G. Welcker.

1861, 21. Juni. Berlin. Ihre lieben Zeilen vom 18. d. M. rufen die allerdings auch ohne dies stets in mir wache Erinnerung an die tiefe Schuld lebhaft hervor, welche ich durch mehrjähriges Schweigen contrahirt habe. Entschuldigungen will ich weiter nicht machen als die, dafs Mufse und behagliche Stimmung fehlte, die vor allem einladet mit den Freunden der Jugend sich brieflich zu unterhalten. Dazu kommt das Uebel des Alters, welches wenigstens mich nöthigt, die Correspondenz auf das Minimum des Nothwendigsten zu beschränken, ein Minimum welches dennoch nicht gering ist. Vorzüglich aber mangelt mir die behagliche Stimmung. Ich leide an einem Mangel an Selbstbefriedigung, an einem Mifstrauen in meine Kräfte, welches die Kräfte vollends lähmt, die etwa noch vorhanden sind. Meine Geschäfte versehe ich allerdings, indem ich mich dazu etwas potenzire, und daher kommt es, dafs, wie auch Sie in Ihren Zeilen sagen, übereinstimmend meine Gesundheit und Kräftigkeit gerühmt wird. Mit Bedauern habe ich durch Ihren Brief bestätigt gefunden, dafs Sie wegen abnehmender Kräfte einen Theil Ihrer Thätigkeit eingestellt haben. Auch ich habe allerdings mich beschränken müssen; aufser meinen beiden Seminarien halte ich nur noch eine, freilich sechsstündige Vorlesung, und von der Akademie der Wissenschaften habe ich mich so gut wie ganz zurückgezogen. Das Secretariat war mir ohnehin zuwider geworden, zumal wegen des ewigen Redehaltens zu Ehre derselbigen Personen, und durch das Cliquenwesen, welches sich in der Akademie entwickelt hat.

Hrn. V., welchen Sie mir empfahlen, werde ich auf den Brief, den er mir geschrieben hat, in diesen Tagen selbst antworten oder durch den von ihm vorgeschlagenen Zwischenhändler antworten lassen. Sehr gern werde ich ihn in das Seminar für gelehrte Schulen aufnehmen; aber erst muss Platz sein, und frühere Competenten müssen noch erst berücksichtigt werden.

Ich schliefse mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen und mit dem Danke für Ihre früher übersandten Geschenke, für welche ich keine Gegengabe habe. Mit alter Freundschaft und Anhänglichkeit von Herzen der Ihrige

Böckh.

---

2. Briefwechsel mit Niebuhr.

Barthold Georg Niebuhr, geb. 1776 zu Kopenhagen, aufgewachsen in Meldorf, studierte 1794—96 in Kiel Philologie und Rechtswissenschaft, reiste 1798—99 nach England, wurde 1800 Assessor im Kommerzkollegium zu Kopenhagen, 1804 Bankdirektor daselbst, trat 1806 in den preufsischen Staatsdienst als Mitdirektor der Seehandlung zu Berlin, wurde 1809 Geheimer Staatsrat und Chef der Section für das Staatsschuldenwesen, verliefs aber im folgenden Jahre den Verwaltungsdienst und lehrte 1810—12 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften an der neugegründeten Universität Berlin. Er folgte in dem Feldzug von 1813 dem preufsischen Hauptquartier, hielt im Winter 1814—15 dem Kronprinzen Vorträge über Finanzkunde, war dann 1816—23 preufsischer Gesandter in Rom. Nach Deutschland zurückgekehrt nahm er seinen Wohnsitz in Bonn und hielt dort seit Ostern 1825 Vorlesungen besonders über Geschichte des Altertums, starb am 2. Januar 1831.

1817, 19. Oktober. Berlin. Sie haben bisher von mir noch keine Zeile erhalten, verehrtester Freund, obgleich mein Inschriftengeschäft dazu soviel Veranlassung bot. Der Grund davon war, dafs ich Ihnen nicht eher schreiben wollte, als ich Ihnen zugleich einen Beweis meiner aufrichtigsten Freundschaft und Verehrung geben könnte, woran Sie iedoch wohl niemals gezweifelt haben. Ich wünsche nunmehr von ganzem Herzen, dafs das Buch, welches ich mit Ihrem Namen geziert habe[1]), Ihren Beifall, wenn nicht in allem Einzelnen, doch im Ganzen erhalten möge: gerade dieser Wunsch trug mit dazu bei, es Ihnen zuzueignen, wenngleich es Ihnen schon deshalb zugehört, weil Ihr Umgang und nebenher auch Ihre Beurtheilung des Heerenschen Kapitels von der Staatswirthschaft[2]) den ersten Gedanken dazu in mir erregte. Einige Stücke, welche ich in den Klassensitzungen[3]) las oder worüber ich mit Ihnen sprach, haben früher schon Ihre Beistimmung erhalten; dies läfst mich für das übrige Werk gleiche Nachsicht erwarten. Den zweiten Band nebst den Inschriften werde ich um Neujahr absenden, letztere sind schon gedruckt, aber von dem Bande selbst erst sechs Bogen. Ich lege noch den neuesten Lectionskatalog meiner Vorrede wegen bei, in welcher ich etwas ausgeführt habe, was in dem Buche anfangs stehen sollte, aber hernach zu weitschichtig geworden war[4]); desgleichen zwei Reden, welchen Sie vielleicht einmahl einen flüchtigen Blick zuwerfen. Die eine, welcher mein Nahme vorgesetzt ist, erregte, als sie vorgetragen wurde, einiges Aufsehen, weil ich die unanständige Übergabe unserer Statuten ironisch darin rüge[5]).

---

1) Die Staatshaushaltung der Athener. 2) Vgl. Staatsh. 1^2, 73.
3) der Akademie.
4) De Ψευδομαρτυριῶν et Ψευδοκλητείας actione, Kl. Schriften 4, 120—124. Vgl. Staatsh. 1^2, 466. 491. 5) Rede vom 26. April 1817, Kl. Schriften 1, 43 f.

Doch genug von meinen Scherflein. Von hiesigen Dingen schreibe ich nichts, als was mich zunächst berührt, einmahl weil Sie bessere Berichter haben werden, und sodann weil ich nichts weiſs, da ich eben erst vorgestern nach einer fast zehnwöchentlichen Reise hier angekommen bin, auf welcher ich, beiläufig gesagt, mit Vergnügen bemerkte, welche Bewunderung man Ihrer Römischen Geschichte zollt. Dies ist selbst in Göttingen der Fall, wo Sie es vielleicht am wenigsten erwartet haben, und sogar einen benachbarten hannöverschen Drosten hörte ich mit Begeisterung davon reden. Aber leider ist unläugbar, daſs im Hannöverschen der Sinn für das Alterthum weit lebendiger ist als in Preuſsen, wie schön sich auch unsere Verordnungen auf dem Papier ausnehmen. Auf der hiesigen Universität ist dies besonders bemerkbar seit dem letzten Kriege, seit welchem ein ganz erbärmliches Brotstudium eingerissen ist. Ich habe das Ministerium schon vor vier Monathen darauf aufmerksam gemacht und auf Abhülfe angetragen[1]), was auch von der philosophischen Facultät sehr unterstützt worden ist; aber nachher wurde die Sache wieder durch alle Behörden getrieben, und wenn sie endlich recht vielseitig betrachtet sein wird, so wird zuletzt nichts herauskommen. Man hat uns, damit wir eine recht vornehme Universität würden, alle Stipendien vorenthalten und die Wittenberger noch nach Halle gelegt, damit ia alle Theologen, aus welchen die Philologen ausgelesen werden müssen, nach Halle gehen sollen: dieser Zweck ist auch ziemlich erreicht. Die theologische Facultät hat sich nun endlich an den Staatskanzler[2]) gewandt, um wenigstens eine Fürsorge für Wohnungen auszuwirken, da die Preise derselben für die Studenten und zum Theil auch für die Professoren unerträglich sind, und hierbei scheint wenigstens etwas herauszukommen, da der Staatskanzler Miethentschädigungen für die Studenten versprochen hat.[3]) Bei dieser Geschichte ist folgende Merkwürdigkeit vorgefallen: der Staatskanzler forderte über das Gesuch Bericht vom Ministerium; Antwort: es sei kein Bedürfniſs für den Staat, Stipendien oder Unterstützungen an die Berliner Studenten zu geben, da die Theologen ia in Halle oder Breslau studiren könnten, wo der Stipendien genug wären; würde man aber welche geben, so würde der Ruf der hiesigen Lehrer viele Studirende anziehen, um diese Miethentschädigungen und Stipendien zu genieſsen. Der Staatskanzler hat erstere indessen doch bewilligt und den Bericht des Ministeriums der theologischen Facultät in Abschrift mitgetheilt. In dem begünstigten Halle, wohin die Hefen zusammenflieſsen, um die Stipendien zu genieſsen, herrscht noch dazu der roheste Ton, und die Überzahl mittelmäſsiger Lehrer bringt schwerlich wissenschaftlichen Geist hervor. Unsere erledigten Stellen sind unbesetzt, Fichtes, Klaproths, Hoffmanns. Man wählt und wählt, bis der Gewählte schon anders gewählt hat; alle Berufungen miſslingen, zum Theil wegen Mangels an Zutrauen, oder auf der andern Seite allzugroſser Weisheit.

1) S. o. S. 33.

2) v. Hardenberg.

3) Im Jahre 1827 wurden auch Stipendien angeordnet, s. Böckhs Rede Kl. Schriften 1, 155.

Die Akademie der Wissenschaften ist und bleibt eine Leiche, und selbst der Magnetismus wird sie nicht auferwecken, obgleich Hufeland[1]) darüber die geistreichsten Abhandlungen vorliest und eine Preisaufgabe darüber gestellt werden soll, deren Bekanntmachung sich indessen, ich weiſs nicht warum, wieder verzögert hat. Wir haben auch wieder eine philologische Preisaufgabe gegeben, die ich Ihnen beilege, weil Sie dieselbe sonst schwerlich bekommen möchten. Es wäre was für Bunsen; ich höre aber, er habe eine andere Lebensbahn eingeschlagen.[2]) Mit dem *Corpus Inscr. Graec.* geht es langsam, weil wir von auſsen sehr wenig erhalten, so daſs ich alles fast allein aus den gedruckten Büchern zusammensuchen muſs. Sie haben Hoffnung gemacht, von den Cockerellschen Sachen Herr zu werden; hat sich diese Aussicht zerschlagen oder wie steht es damit? Es fehlt der Akademie zu sehr an Correspondenz, als daſs sie mit Erfolg und Leichtigkeit solche Unternehmungen machen könnte. Mit den Engländern ist wenig anzufangen; ietzo will ich versuchen, ob durch Wilh. v. Humboldt[3]) nichts bewirkt werden kann: wenn ich nicht etwa gar das ganze Wesen in die Hände der Akademie zurückgebe, was sehr leicht möglich ist. Denn vielleicht werde ich nebst Schleiermacher, Bekker und Lichtenstein[4]) mich von der Akademie trennen, und dann möchte ich vielleicht das Inschriftenwesen aufgeben, wenn mich nicht der Nutzen der Sache doch noch bewegt, dabei zu beharren. Ich sehe ietzo, von wie vielen Studien mich die Inschriften entfernen, und wie mancherlei ich liegen lassen muſs, weil ich mich der Akademie zu dieser Unternehmung verpflichtet habe. Lassen Sie sich indessen hierdurch nicht abhalten, dafür zu thun was Sie immer können, denn unser Ausscheiden ist einstweilen nur bedingungsweise ausgesprochen. Für die Mustoxidischen[5]) und übrigen Inschriften, die Sie uns übersandt haben, nehmen Sie unsern Dank von mir. Grüſsen Sie mir Brandis[2]) und Bunsen herzlich, und geben Sie sich uns bald recht gesund wieder.

Stets der Ihrige

Böckh.

1820, 10. December. Berlin. Hochzuverehrender Freund! Herr Zumpt, Professor am Werderschen Gymnasium[6]), ein sehr wackerer Schul-

1) Professor der Medizin an der Berliner Universität, starb 1836.

2) Christian Karl Josias Bunsen, geb. 1791, hatte nach Vollendung seiner Studien in Göttingen 1813 eine Schrift *De iure hereditario Atheniensium*, Lösung einer Preisaufgabe, veröffentlicht, war dann auf Reisen gegangen und hatte sich im Winter 1815—1816 in Berlin aufgehalten, reiste dann nach Italien und wurde Niebuhrs Gehilfe als Legationssekretär, anfangs stellvertretend für Christian August Brandis (geb. 1790), seinen Göttinger Studienfreund, der Ende 1817 nach Deutschland zurückkehrte. Bunsen wurde in Rom Niebuhrs Nachfolger, Brandis 1822 Professor der Philosophie in Bonn.

3) War vom September 1817 bis November 1818 preuſsischer Gesandter in London. 4) Professor der Zoologie an der Berliner Universität, starb 1857.

5) S. C. Inscr. I, praef. p. X: Inschriften aus der Sammlung des Griechen Andreas Mustoxidis, dessen Werk über die Insel Korkyra in Böckhs Staatshaushaltung, erste Ausgabe 1, 401, citirt ist.

6) Karl Gottlob Zumpt, bekannt durch seine zuerst 1818 erschienene lateinische Grammatik, wurde 1827 Professor an der Universität Berlin, starb 1849.

mann und guter Latinist, wünscht, da er Ihnen geschrieben hat, um wo möglich die Lagomarsinische Collation zum Cicero zu erhalten, dafs ich sein Gesuch unterstützen möchte. Wiewohl ich nun nichts werde sagen können, was er nicht, aufser dafs er gewifs den besten Gebrauch von dem empfangenen machen wird, so nehme ich mir dennoch die Erlaubnifs, Ihnen seine Bitte angelegentlich zu empfehlen. — Ihre Ausgabe der Ciceronischen Fragmente habe ich erhalten und mit vieler Belehrung gelesen; ich danke Ihnen dafür verbindlichst. Ich weifs nicht, ob Sie den zweiten Band meiner Staatshaushaltung der Athener empfangen haben; vor Jahr und Tag, ich weifs selbst nicht wann, habe ich ihn dem Dr. Petersen von Kopenhagen[1]) mitgegeben, welcher versprach, nach Ablauf eines halben Jahres ihn zu überbringen. Haben Sie die Güte, mich gelegentlich wissen zu lassen, ob er angekommen ist oder nicht. Ich konnte damals nicht einmal dazu schreiben, da Herr Petersen schnell abreiste. Was Sie von jenem Ihnen dargebotenen Buche halten, hätte ich wohl auch gern erfahren; aber nun ist es schon eine alte Sache. Die Inschriften, welche dabei sind, glaube ich so weit, als damals die Hülfsmittel reichten, so hergestellt zu haben, dafs nicht viel übrig bleibt. Doch habe ich nun aus der Elginschen Beute[2]) einige erhalten, nahmentlich Urkunden der Schatzmeister von der Burg, welche ich früher zu haben gewünscht hätte, und woraus klar wird, dafs einige kleine Stückchen, die ich aus Fourmonts Papieren herausgegeben habe, von diesem jämmerlich zerbröckelt waren.

Ohne Zweifel wissen Sie, dafs ich seit zwei Jahren nicht mehr an den Inscriptionen arbeite, theils aus anderen Gründen, theils weil es mir schwer auf die Seele gefallen war, dafs ich den Pindar liegen gelassen habe. Ich habe nun in dieser Zeit meinen Pindar soweit gefördert, dafs aufser dem Scholienbande, der schon länger heraus ist, der Commentar und die Fragmente im Druck sind, und es gereut mich nicht, diese Pause in der Inschriftenarbeit gemacht zu haben, theils weil ich beim Pindar sehr viele schöne Sachen gefunden, die Fragmente ganz neu constituirt und so in Ordnung gebracht habe, dafs man über den Unterschied der alten und neuen Ausgabe erstaunen wird, denn ich habe sogar gefunden, dafs Stücke, die 50 Seiten auseinander standen, aus einem und demselben Gedicht sind und Strophen und Gegenstrophen bilden; endlich weil ich auch für die Erklärung der Epinikien einen Weg, wie ich glaube mit Vortheil, eingeschlagen habe, auf welchem man den Pindar in Zukunft wird verstehen lernen. Denn ich habe mir Mühe gegeben, alles Geschichtliche zusammenzuforschen, was diesen Gedichten zu Grunde liegt, und indem ich auf der andern Seite die Construction der Oden untersucht und so entdeckt habe, was aus ihrer unmittelbaren Bestimmung hervorgeht und was aus Nebenabsichten und in Beziehung auf die gegebenen

1) Christian Petersen, Schüler Böckhs, später Professor am akademischen Gymnasium zu Hamburg, starb 1872.

2) Lord Elgin, 1799 zum englischen Gesandten in Konstantinopel ernannt, liefs 1800—1811 aus Athen eine grofse Zahl wertvollster Bildwerke, namentlich vom Parthenon, mit Erlaubnis des Sultans nach London bringen, um sie vor weiterer Zerstörung zu bewahren.

Verhältnisse geschrieben ist, bin ich dahin gelangt, die ungeheure Künstlichkeit und Besonnenheit des Dichters zu begreifen, und glaube nun behaupten zu können, dafs ihn bis ietzt keiner der Ausleger verstanden hat.

Aber auch für die Inschriftensammlung ist mir die Pause lieb, denn ein so grofses Werk zu übereilen wäre thöricht, zumal da ietzo immer mehr Denkmäler ans Licht gezogen werden. Ich habe auch die zwei Jahre dafür nicht verloren, sondern was mir vorkam notirt. Jetzt bin ich begierig, ob Minutolis Expedition[1]) etwas fördern wird. Da er bereits nach Cyrene abgegangen ist, so mufs es sich nun zeigen, ob die Herren Geschick haben, denn nach Della Cella[2]) zu schliefsen mufs dort viel sein. Ich bin auch nicht blofs wegen der Inschriften begierig, sondern noch ganz vorzüglich in topographischer Hinsicht, denn aus D. Cellas confuser Beschreibung scheint doch soviel hervorzugehen, dafs man noch einige Hauptstrafsen erkennen kann, und ich gäbe was darum, eine ordentliche Aufnahme des Orts zu haben. Alsdann rechne ich recht fest auf Ihre Unterstützung. Nach einem früheren Briefe scheinen Sie von Gau die nubischen Inschriften[3]) erhalten zu haben; wenn es möglich ist, schicken Sie recht bald. Ich gehe sogleich nach Weihnachten an die Arbeit, und es soll dann auch bald zum Druck Anstalt gemacht werden. Was Gau betrifft, so haben die verwirrten Geldverhältnisse der Akademie nicht erlaubt, schneller ihm Anerbietungen zu machen; indessen hatten wir dem Herrn Minister v. Altenstein geschrieben, dafs wir unter gewissen Voraussetzungen bis 6000 Thaler zuschiefsen wollten. Allein vor wenigen Tagen lese ich in der Hamburger Zeitung, dafs Gau mit Cotta contrahirt hat. Es wäre schade, wenn er auch seine Inschriften dahin verdungen hätte, denn da kämen sie gleich in die Hände von Leuten, die nichts verstehen. Sie kennen ohne Zweifel die Inschrift des Hieron, welche Bröndsted im Morgenblatte bekannt gemacht hat, mit welchen Erklärungen! Der Helm soll nun gar ein Werk des Ägineten Onatas sein, da es doch aus der Inschrift ganz klar hervorgeht, dafs es ein etruskischer Helm ist, den Hiero aus der Beute der Schlacht bei Kumae (Ol. 76, 3) nach Delphi weihte. Wenn Gaus Inschriften ebenso erklärt werden, ist ein überflüssiges Buch mehr in der Welt. Übrigens will ich in diesen Tagen selbst noch an Gau schreiben, um zu sehen, was zu machen ist, falls Sie seine Inschriften noch nicht haben sollten. Auch Herrn Scholz haben wir Unterstützung versprochen, aber freilich nur wenn er erst seine Bereitwilligkeit durch die That bewährt.

---

1) Heinrich v. Minutoli, geb. 1772 zu Genf, preufsischer General, leitete 1820—1821 die von der preufsischen Regierung nach Ägypten gesandte Expedition und gab 1824 sein Reisewerk „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten“ heraus, starb 1846.

2) P. Della Cella, Viaggio da Tripoli alle frontiere occidentali dell' Egitto, fatto nel anno 1817, Genova 1819.

3) Franz Christian Gau, geb. zu Köln 1790, unternahm 1818—1820 eine Reise nach Palästina, Ägypten und Nubien und gab dann ein Prachtwerk heraus „Antiquités de la Nubie“, Paris und Stuttgart 1821—1828, mit Erläuterungen von Niebuhr.

Noch thue ich verlorener Weise eine Bitte, denn wahrscheinlich ist ihre Gewährung unmöglich. Ahlwardt, mein böser Feind, hat einen kleinen Pindar herausgegeben, welche Ausgabe ein Schandfleck für die deutsche Philologie ist, denn der Dichter ist durch heillose Conjecturen ganz zu Grunde gerichtet. Dabei haben ihm neapolitanische Handschriften treulich Hülfe geleistet. Es sind davon nur einzelne Lesarten angegeben, und die Manuscripte sind gar nicht näher beschrieben noch bezeichnet. Die Lesarten sind durchaus neu und beruhen auf Interpolation, sind aber von dem plumpen Gesellen, der von der Kritik nichts versteht, fast alle in den Text aufgenommen. Hermann hielt anfangs etwas von diesen Codices; nachdem ich die Sache untersucht hatte, schrieb ich ihm, dafs diese Lesarten insgesammt Interpolationen seien; er untersuchte nun auch und schrieb mir dafs ich Recht hätte. Es wäre mir nun äufserst interessant, wenn ich diese Handschriften näher kennen lernen könnte, denn ich hege, durch andere Erfahrungen dazu ermutigt, die Hoffnung, dafs sich finden lasse wer sie recensirt habe, oder aus wessen Fabrik die Lesarten seien. Sollten Sie vielleicht ietzt vielleicht später Gelegenheit haben, einem Reisenden oder Gelehrten in Neapel meine Bitte vorzutragen, so vergessen Sie mich nicht. Ich möchte vorzüglich wissen, wie alt die Manuscripte sind, ob mit oder ohne Scholien (wahrscheinlich ohne) und im ersten Falle, was es für Scholien sind; auch ob etwa vorn oder hinten eine Notiz steht, wer sie geschrieben hat und für wen, und was dergleichen mehr.

Verzeihen Sie, verehrtester Freund, wenn ich Sie so gröblich belästige. Ich übersende zugleich, wenn es mir möglich ist, heute (es ist gerade Sonntag und der Reisende will morgen fort) noch ein Exemplar aufzutreiben, meine Sammlung der Philolaischen Fragmente, welche ich gütig aufzunehmen bitte. Mit bekannter Verehrung der Ihrige

Böckh.

Niebuhrs Antwort liegt nicht vor; er sandte in diesen Jahren aus Rom manche Beiträge zum Inschriftenwerk an die Akademie.

1824, 20. Februar. Berlin. Nach vieler Jahre Arbeit, hochzuverehrender Freund (denn Sie erlauben mir wohl diese Benennung), bin ich mit der Sammlung der griechischen Inschriften soweit gediehen, dafs seit diesem Winter daran gedruckt wird, und wirklich sind von unserer vortrefflich eingerichteten und höchst erspriefslichen Druckerei in vier Monathen schon vier Bogen geliefert worden. Zuerst habe ich eine Auswahl paläographisch merkwürdiger zur Druckerei gegeben, zusammen 43, dann 26 angeblich alte Fourmontsche, die ich für untergeschoben erklärt habe; diese bilden den ersten Theil und werden etwa 25 Bogen geben. Jetzo arbeite ich, soviel Zeit mir nur immer übrig bleibt, an den attischen, die ich in 12 Realrubriken getheilt habe. Die erste wird etwa 60 Stück Psephismen und ähnliches enthalten, die zweite die Rechnungen und andre Actenstücke der Schatzmeister und ähnlicher Behörden, und so fort. Von den Psephismen habe ich etwa 20 Stück ausgearbeitet, bin aber heute bei einer Pachturkunde stecken geblieben, wegen welcher an Sie zu schreiben ich mir schon lange hatte die Freiheit nehmen wollen.

Es ist dies die Pachturkunde des Demos Aexone über ein Grundstück[1]), wovon sich das Original auf dem Museum in Leyden befindet, ein wohlerhaltenes Stück von 47 Zeilen, mit dem ich iedoch wegen der Unzulänglichkeit der mir von Reuvens mitgetheilten Abschrift in Verlegenheit bin. Der Göttinger Müller hat mir aber geschrieben[2]), dafs Ihnen davon früher eine Abschrift zugekommen sei, und wiewohl diese als schlecht bezeichnet wird, so würde sie doch von grofsem Werth für mich sein, da ich ohne eine andre Abschrift nicht gut fertig werden kann. Sollten Sie also diese Ihre Abschrift irgend finden können oder unter Ihren mitgebrachten Papieren haben, so würden Sie mich sehr durch deren Mittheilung verpflichten. Leider kenne ich aufser Reuvens in Leyden Niemanden, dem ich eine Abschrift vom Stein zu nehmen auftragen könnte; auch ist es schwer, den Holländern etwas abzuzwacken, wenn ich van Heusde ausnehme, der in Mittheilungen sehr gefällig gewesen ist.

Dafs Sie den naseweisen Steinacker abgeführt haben[3]), ist eine zweckmäfsige Lehre für solche Burschen, deren es in Sachsen mehrere giebt; indessen bin ich für meine Person überzeugt, dafs auch Hermann nicht ohne Schuld bei der Sache ist. Solche Angriffe sind mehr gegen Preufsen als gegen den Einzelnen gerichtet; zugleich wollen die Sachsen sich als die einzigen Philologen darstellen, während sie ebensosehr als die Holländer nahe daran sind, um die bessere Philologie herumzukommen.

Vor einigen Tagen habe ich eine lustige Inschrift aus den Ruinen von Cyrene erhalten, welche sich in Malta befinden soll, phönicisch und griechisch. Ich weifs nicht wer hat sie nach Paris an die Akademie geschickt; mir hat sie Raoul-Rochette mitgetheilt. Es gehörte aber wenig Verstand dazu zu sehen, dafs einer die Franzosen hat betrügen wollen, denn es ist ein offenbares Falsum.[4]) Die Güte, welche Sie immer gegen mich gehabt haben, läfst mich hoffen, dafs Sie, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, mir gefällige Nachricht über die Aexonische Inschrift geben; in dieser Hoffnung schliefse ich mit der Versicherung meiner herzlichsten Verehrung.

Böckh.

1824, 23. März. Berlin. Eine Zeit lang habe ich geschwankt, hochzuverehrender Freund, ob ich noch einmahl schreiben sollte, da Sie zu unserer Freude Ihre baldige Ankunft in Berlin verkündeten. Da indessen oft bei solchen Vorsätzen Verzögerungen eintreten, antworte ich doch lieber zuerst noch einmahl schriftlich. Nehmen Sie daher zuerst meinen herzlichen Dank für Ihre Bereitwilligkeit, mir die Abschrift des Aexonischen Pachtcontracts mitzutheilen, den ich unterdessen noch näher angesehen und gefunden habe, dafs die mir mitgetheilte Abschrift einen völlig reinen Text giebt, eine einzige Stelle am Ende abgerechnet, die

1) C. Inscr. 1, 93. Vgl. Staatsh. 1², 418. 2) Briefwechsel mit Müller S. 79.

3) W. Ferd. Steinacker, Replik für Herrn Staatsrath Niebuhr, die Ciceronischen Fragmente der Republik anlangend, Leipzig 1824. Niebuhr, Duplik gegen Herrn Steinacker, Bonn 1824. Vgl. Bursian, Gesch. d. Philologie S. 651.

4) Vgl. die Abh. De titulis Melitensibus spuriis, Kl. Schriften 4, 362 ff.

ich mit sicherer Conjectur geheilt habe. Aber die Abschrift hat noch zwei wesentliche Fehler; sie ist nehmlich in gewöhnlichen Minuskeln gemacht, und da wir einen diplomatisch genauen Text brauchen, möchte ich die Schriftzüge in ihrer ursprünglichen Gestalt geben, in welche ich sie einstweilen bloſs nach Conjectur umgeschrieben habe. Sodann habe ich eigentlich keine rechte Erlaubniſs sie zu publiciren, indem Reuvens, der sie mitgetheilt hat, der holländischen Ehre etwas zu vergeben glaubt, wenn er sie nicht zuerst herausgiebt. Da könnte man lange warten, bis so ein langsamer Holländer etwas herausgiebt. Über dies Bedenken glaube ich nun besonders durch Mittheilung Ihrer Abschrift hinübergehoben zu werden und habe einstweilen die Inschrift in die Nummern eingereiht und mit Hülfe der Geoponica etc. commentirt.

Bei der Masse von Inschriften, die mir durch die Hände gehen, kann ich, ehe ich an die förmliche Ausarbeitung gehe, wenig Zeit auf das Einzelne wenden, und bei der Schwierigkeit, aus der Masse des Geschichtlichen für jedes Bruchstück gleich den richtigen Gesichtspunkt zu finden, nehme ich natürlich mit Freuden jeden Beitrag an, wenn er auch nicht von einem Gelehrten wie Sie käme, der auch die kleinsten Notizen gegenwärtig hat. Die Mytilenäische Inschrift bei Dodwell[1]) habe ich wol angesehen und mir auch die Varianten aus Richters „Reise im Orient" dazu angemerkt; aber da ich sie nicht studirt hatte, hatte ich mir kein Urtheil darüber gebildet. Was Sie davon schrieben, finde ich auch ohne genauere Untersuchung sehr wahrscheinlich, und ich werde mich freuen, wenn Sie mir Ihre Erklärungen und Ergänzungen dazu mittheilen wollen. Die Brundisische Inschrift ist oft gedruckt, und ich zweifle, daſs in den vatikanischen Mss. viel ungedruckte griechische Inschriften seien; wenigstens was ich einzeln daraus erhalten habe, war immer schon gedruckt.

Über den Scherben und dem Maischen Papyrus[2]) haben wir öfters gesessen, aber es ist nichts von Bedeutung herausgekommen. Wir haben hier in der Minutolischen Sammlung mehrere solche Scherben, wovon wir einen Theil entziffert haben; indessen habe ich sie selbst noch nicht in meine Sammlung vollständig eingetragen, weil in der Zeit, als ich die Abschriften machen wollte, ehe die Scherben in die Kunstkammer kämen, im vorigen Frühjahr mein Nervensystem so geschwächt war, daſs ich die Augen nicht so anstrengen konnte, als zur Lesung dieser Sachen nöthig ist. In den Minutolischen Papyrusrollen finden sich nicht selten griechische Einschriften aus den Zeiten der Ptolemäer; ich habe vor der Hand keine Zeit mich damit abzugeben; eine hat Buttmann bearbeitet, und ich habe meine Anmerkungen dazu gegeben. Diese (nehmlich die Einschriften, nicht die Anmerkungen) sind nicht ganz unwichtig, besonders in Hinsicht des ägyptischen Steuerwesens; es ist aber fast ein Stück wie das andre, immer Protokoll über die Erlegung einer bald δεκάτη bald εἰκοστὴ von verkauften Dingen. Das eine von Buttmann erklärte Stück erscheint im nächsten Bande der Akademie-Abhandlungen.

---

1) C. Inscr. 2, 2166. 2) Angelo Mai, geb. 1782 unweit Bergamo, 1819 Bibliothekar an der vatikanischen Bibliothek zu Rom, 1838 Kardinal, gestorben 1854, war mit Niebuhr befreundet; Niebuhr unterstützte ihn u. a. bei der Ausgabe der Bruchstücke von Ciceros Schrift De republica 1822.

Dafs Sie die Gau'schen Inschriften fertig gemacht haben, ist sehr schön; alles Erleichterung für mich. Überhaupt mufs ich Ihre Güte späterhin bei den römisch-griechischen Inschriften und anderen dieses Zeitalters in Anspruch nehmen, wie ich gleich bei der Übernahme der Arbeit erklärt habe, denn ich bin darin nicht recht zu Hause. Wieviel wäre es mir werth, wenn Sie Ihren Wohnsitz wieder hier aufschlügen!

Dem Recensenten in der J. A. L. Z., der mich angegriffen hat[1]), habe ich nicht geantwortet, theils weil ich nur nebenbei angezapft bin, theils weil der Mensch zu dumm und ignorant ist, theils weil er sich nicht genannt hat. Mit einem Ungenannten trete ich nicht in die Schranken. Was Sie von Naeke[2]) schreiben, ist frappant; nach allem, was ich von ihm höre, kann ich keine grofse Achtung vor ihm haben, obgleich er ein guter Forscher ist, denn ich kann alle Leute nicht leiden, denen der Bauch ihr Gott ist. Reisig[3]) ist vollends bei allen seinen Talenten ein kindischer Mensch. Mit dem Varro de lingua Lat. hat sich der Professor Klenze[4]) lange beschäftigt, den Ihnen Savigny besser als ich wird empfehlen können; vielleicht würden Sie diesen mit Ihren trefflichen Sachen über die alten Grammatiker unterstützen können. Was Zumpt betrifft, so können Sie ja, wenn Sie hierher kommen, selbst sehen, ob Sie ihn für werth halten, ihm das Ihrige mitzutheilen.

In der Hoffnung, Sie recht bald hier zu sehen, verspare ich alles, was ich sonst auf dem Herzen habe.

Mit inniger Ergebenheit

Böckh.

1824, 20. September. Bonn. [Empfehlung eines Studenten.] Die Kiste mit meinen Papieren ist aus Rom noch immer nicht angekommen; sobald sie hier ist, suche ich die atheniensischen Inschriften hervor und sende sie Ihnen. Der Abdruck meiner Erklärungen zu den Gau'schen ist gräulich gerathen; von andern Druckfehlern zu geschweigen, hat man ausgelassen, wo ich die corrupte Abzeichnung in unsere Schrift mit Emendationen übertragen gab. Das habe ich auf den ersten Blick gesehen; wer weifs, wieviel Tolles noch dastehn mag. Über Peyrons grofse Procefsrolle[5]) haben Sie sich doch gewifs gefreut. Sage man, was man will, wir sind seit dreifsig Jahren in allem Historisch-Philologischen riesenmäfsig gefördert; innerhalb zehn Jahren wird man das Altägyptische und die Hieroglyphen geläufig lesen, und dann wird der Nimbus von den

1) Recension von O. Müllers Buch über die Dorier, s. Briefwechsel mit Müller, S. 151—158.

2) Aug. Ferdinand Naeke, 1817—1838 Professor der klassischen Philologie in Bonn. Niebuhrs Brief liegt nicht vor.

3) S. o. S. 171.

4) Clemens Klenze, Professor der Rechtswissenschaft in Berlin, starb 1838. Seine philologischen Abhandlungen gab Lachmann 1839 heraus.

5) Vittore Amadeo Peyron, Professor an der Akademie zu Turin, gab 1824 Bruchstücke ciceronischer Reden aus einem Palimpsest des Klosters Bobbio heraus, 1826 und 1829 die in Turin befindlichen Papyrus-Handschriften.

starren Barbaren weggethan seyn. Kann unsere Akademie Peyron keine Ehre anthun? Wie schade, dafs ihm niemand bei seiner Ph[ilologie zur][1]) Seite steht. Er ist so offen für jede Wahrheit. Ich grüfse Sie von Herzen.

Ihr

Niebuhr.

1826, 13. März. Bonn. Ein Brief von Hasse[2]) wird Sie, liebster Boeckh, auf den gegenwärtigen vorbereitet haben. Sie werden also wissen, dafs ich zu einer Sache gekommen bin, die ich mir am wenigsten erwartet, zur Theilnahme an der Redaction eines Journals. Ich bin bei den Haaren dazu gezogen und habe mich bequemt, um unsern jüngeren Freunden eine Gelegenheit zu verschaffen sich bekannt zu machen. Jezt stockt die Sache wieder daran, ob Sie in die Redaction eintreten wollen; denn ohne einen Philologen, der es ganz sei, geht es doch nicht: ich kann nur die historische Philologie vertreten, wo ein Gefährte wie Sie mir darum nicht minder erwünscht ist. Ich glaube, liebster Boeckh, dafs es Ihnen für sich und Ihr Verhältnifs in der Wissenschaft nicht ungelegen kommen könnte, einen Punkt zu haben, wo wir mit Freundlichgesinnten oder Parteilosen zusammenstehen und den vor Hoffahrt toll gewordenen Leipzigern die Spize bieten, wenn es noth thut, im Ganzen aber unsere Art ruhig treiben und jene Wahnsinnigen durch Nichtbeachtung noch toller machen. Was von Ihnen gefordert wird, ist sehr wenig: Ihr Name und soviel Theilnahme als Sie bequem gewähren können, dann dafs Sie Leute, die Sie tüchtig finden, zur Mitwirkung veranlassen und Beiträge annehmen und prüfen. Sie werden nichts dagegen haben, dafs ich aus den mir nähergelegenen Gegenden Beiträge unmittelbar annehme, auch rein philologischen Inhalts. Sie sind ja keiner von denen, welche einen nicht [zunft][3]) gerechten, was ich freilich noch immer nicht bin, als einen Bönhasen verachten und vertrauen [mir wohl][3]), dafs ich darin nichts verkehrtes machen werde.

Die pecuniären Bedingungen hat Hasse Ihnen ohne Zweifel angegeben, wahrscheinlich aber nicht gewufst, dafs der Verleger sich verpflichtet, Ihnen alle Porto-Auslagen zu erstatten. Doch müssen die Mitarbeiter ihre Aufsäze an Sie wie an uns hier portofrei oder durch Buchhändler schicken; die jezigen Portosäze sind nicht auf Einsendungen berechnet, weder die preufsischen noch die Taxischen. In der Ankündigung, deren Project an Sie abgehen wird, sobald Sie sich unseren Wünschen beifällig erklären, mufs gesagt werden, dafs wir alle Speculationen über Urzeiten und dergleichen ausschliefsen; sonst bekommen wir rasende Sachen von Hüllmann[4]), der sich hier nicht abweisen läfst, ohne die Feindseligkeiten

1) Abgerissene Stelle des Briefes.

2) S. o. S. 167. 3) Durchlöcherte Stelle im Brief.

4) Karl Dietrich Hüllmann, 1818—1846 Professor der Geschichte in Bonn; vgl. Böckhs Recensionen von 1818 über einige seiner Schriften, Kl. Schriften 7, 220 ff.

aufs äufserste zu treiben. Des Friedens wegen müssen wir sogar den kläglichen welken Welcker[1]) einladen.

Ich habe hier mit viel Freude gelesen; es ist viel Theilnahme und Empfänglichkeit bei unsern Jünglingen, und gesunde Philologie ist das beste Antidoton gegen Fanatismus. Das Ministerium aber läfst sich wissentlich von den Pfaffenfreunden bei der Nase führen und arbeitet nur auf den Hegelianismus. In den Ferien geht Schlegel nach Berlin, ... aus lauter Eitelkeit ein grundloser Narr; der Universität ist er keinen Schufs Pulver werth.

Ich habe für das Journal mancherlei von Varianten, Emendationen u.s.w. Grofse Aufsäze nähmen zuviel Raum weg; wir werden kleine Dimensionen empfehlen müssen. Hat Meiers Antwort gegen Hermann auch in Sachsen Sensation gemacht? Grüfsen Sie alle Freunde.

Niebuhr.

1826, 25. März. Berlin. Alle Tage, verehrtester Freund, war ich im Begriff auf Ihren lieben Brief vom 13. d. M. zu antworten und habe dazu nicht kommen können, theils weil ich bis letzten Mittwoch Vorlesungen halten mufste, und zwar drei Stunden täglich, um mit den Griechischen Alterthümern fertig zu werden, theils weil ich Besuch von auswärtigen Freunden habe, und die letzte Zeit, die noch übrig blieb, durch das Rectorat weggenommen wurde, welches ich für dieses Jahr anzunehmen für unumgänglich hielt, da ich es im vorigen Jahre aus Abneigung gegen das Geschäftsleben und Furcht vor Verdrufs abgelehnt hatte. Endlich hielt ich eine sehr schleunige Antwort nicht für sehr nothwendig, da ich eben Hassen geschrieben hatte, dafs ich die Ehre, die Sie mir erzeigen wollen, mit Vergnügen annehme, indem ich freilich darauf rechne dafs die Bonner das Beste thun, und zugleich das bescheidene Bedenken habe, ob wir insgesammt jene Art unnützer Thätigkeit, die zur Redaction von Zeitschriften gehört, in gehörigem Grade besitzen. Wenn ich übrigens nur Zeit habe etwas zu leisten, so würde ich es gern thun; auch kann es mir allerdings erwünscht seyn, an einer Zeitschrift Theil zu haben, wenn es nöthig ist Polemik anzufangen, die ich übrigens, wie ohne Zweifel auch Sie, dann zumahl von Herzen hasse, wenn nur die Person und Partheisache dabei im Spiel ist.

Unbedingt auf Sie und Ihre nächsten Mitarbeiter mich verlassend und ohne, wie Sie zu glauben scheinen, von Hasse etwas näher unterrichtet zu seyn, bin ich darauf eingegangen und verlasse mich auch ferner

1) Welcker war durch die 1819 gegen ihn eröffnete politische Untersuchung, die sich bis 1825 hinzog, in seinem Wirken gehemmt, hatte aber doch das akademische Kunstmuseum eingerichtet und 1824 seine bedeutende Schrift über die Aeschylische Trilogie Prometheus veröffentlicht. Gerechter urteilte über Welckers „edle Persönlichkeit“ Joh. Classen, der seit 1827 Niebuhr nahe stand als Lehrer seines Sohnes; s. Kekulé, Leben Welckers, S. 174f. Welcker nahm an dem Rheinischen Museum zunächst nicht teil (s. o. S. 168), lieferte aber 1828 und 1829 Beiträge dazu und übernahm nach Niebuhrs Tode die Herausgabe, s. S. 178.

auf Sie. Ihre Maſsregeln in Bezug auf Hüllmann und Welcker zeigen mir zugleich, daſs Sie ganz nach den Grundsätzen verfahren, nach welchen ich auch verfahren würde. Hüllmanns Arbeiten sind unverbesserlich, und er scheint für bessere Überzeugung durch Naturfehler unempfänglich, hat aber dennoch, was ich nicht begreife, Leute die ihm glauben. Welckers Art gestattet wenigstens eine Diorthose und Epanorthose, und er läſst sich vielleicht etwas ein- und ausreden. Seit langer Zeit bin ich mit ihm befreundet, liebe ihn seiner Milde wegen, ärgere mich jedesmahl über seine Manier und seine Schwächen im Schriftstellerischen, und behalte dennoch wegen vieler guten Seiten, die doch in seinen Schriften unverkennbar sind, Achtung und Liebe für ihn. Und so würde ich ihn, wie Sie, ebenfalls eingeladen haben, ohne ihm zuviel Vollmacht zu geben. Hasse schreibt mir, er hätte sich mit Obscuranten eingelassen; das mag wohl seyn, doch glaube ich nicht daſs eine solche Einlassung bei ihm bösartig ist. Einen gewissen Mysticismus, wie er Ihnen und Schleiermacher und vielen anderen, die nicht sächsisch trivial sind, vorgeworfen wird, liebe ich sogar; Hermann giebt hier und da versteckt auch mir Mysticismus schuld, nehmlich in der Metrik! Beim Corpus Inscriptionum giebt es dazu keine Gelegenheit, denn die Marmora mystica sind nicht meine Liebhaberei.

Was Sie von Ministerium und Hegelianismus schreiben, entwickelt sich leider immer mehr und so ohne alle Scheu, daſs auf die öffentliche Meinung gar keine Rücksicht mehr genommen wird, wogegen in wesentlichen Bedürfnissen bis aufs kleinste geknickert wird, wahrscheinlich zugleich weil die Naturwissenschaften groſse Summen verschlungen haben, was an sich lobenswerth ist, wenn die übrigen Verhältnisse es erlauben.

In wenigen Wochen erhalten Sie das zweite Heft des Corpus Inscriptionum; nachher muſs ich etwas pausiren. Bis jetzt bin ich entschlossen, wenn Hermann die Schlappe einsteckt, ebenfalls zu schweigen; doch ist mir sein Schweigen unerklärlich, und ich glaube noch nicht daran. Meiers Antwort hat, wie mir Buttmann sagt, in Leipzig einen ordentlichen Aufruhr erregt. Es hat dem Hermann bisher keiner so tüchtig die Zähne gewiesen; mir hat es insonderheit eine groſse Freude gemacht, daſs Sie, wie ich aus etlichen Zeilen von Ihnen an Reimer oder Buttmann gesehen habe, sich über Meiers Tapferkeit beifällig geäuſsert haben.

Mit der herzlichsten Verehrung und Freundschaft der Ihrige

Böckh.

Am 30. Mai 1826 legt Böckh dar, wie er gegen Hermann zu verfahren gedenke, und stellt Übersendung seiner Abhandlung über die Logisten in Aussicht.

1826, 20. Juni. Bonn. Sie haben von mir prompte Antwort gefordert, liebster Freund, und doch nicht erhalten: das müssen Sie verzeihen. Ich steckte in der Überarbeitung oder vielmehr gänzlich neuen Ausarbeitung des ersten Bandes meiner Geschichte zur neuen Ausgabe;

der Buchdrucker trieb anzufangen, und ich wollte nicht anfangen, ehe ein bestimmter Punkt erreicht sei, so dafs der Sezer mir nicht auf die Hacken gelaufen komme. Und obwohl nichts leichter gewesen wäre, als fünf Minuten zu einem Briefe zu vergeuden, so war ich nun einmal so verbissen in diese Beschäftigung, dafs ich gar nichts anderes vornehmen wollte, ehe dieses Ziel erreicht wäre, ja an gar nichts anderes denken konnte. Zu spät kann die Antwort denn doch wohl auch nicht kommen. Im Grunde ist sie nur: wie ist es möglich, dafs Sie fragen? Hunc regem jugula! In diesem Augenblicke will man von dort her nichts gegen mich unternehmen; im Gegentheil möchte man wohl einen Partialfrieden schliefsen; aber ich bekümmere mich um nichts, und mir liegt am Herzen, Sie gerochen und die Tyrannei gestraft zu sehen. Ein Elend ist es freilich, dafs wir solche Bürgerkriege führen. Wären die Leipziger nicht schlechter Art, so müfsten sie mit uns als ein Mann gegen das Unwesen in der Philologie stehen. Aber der Krieg ist nicht zu hindern; er mufs geführt werden. Hermanns Buch gegen Sie habe ich nicht gelesen; ich halte es ungelesen für schlecht, und Sie werden es wohl nicht ungern hören, von einem, dem Sie auch persönlich wohlwollen, dafs ich mich über Bosheit gegen Sie zu sehr geärgert hätte, über Bosheit und schnöde Impertinenz. Ich erwarte Ihren Aufsaz, und gern. Selbst habe ich, wie Sie denken können, noch nichts geschrieben; ein paar tüchtige Aufsäze von unsern jungen Männern kommen. Haben Sie unsere Berliner aufgefordert und Dissen und Müller und den streitbaren Meier? Ich niemanden, denn mein Departement ist nur die Geschichte, und aufser einem oder zweien mag ich dafür von keinem etwas. Dafs Sie Welckern persönlich so sehr günstig beurtheilen, wundert mich doch; wenn man ihn nahe sieht, wird man gewahr, wie er immer in die Schlechtigkeit eines Gelehrten verfällt, bei dem es im Kopfe und unter den Füfsen hohl ist. Er schadet hier sehr und wird ein vollkommener Intrigant. Doch das im Vertrauen. Könnte man doch manchen schreibseliger machen und andern, wie Welcker, die Dinte abschneiden!

Ich freue mich, dafs man Ihnen die Lust an Ihrer edlen Arbeit nicht verdirbt. Ich wollte, wir könnten manchmal uns *de rebus communibus* unterreden. In der alten Geschichte kommen mir manche Gedanken, über die ich von niemand lieber als von Ihnen hörte, ob sie Ihnen gefielen, namentlich über die ältesten griechischen Zeiten, und Sie würden mich auch belehren, ob sie neu sind. Die römische Geschichte in der neuen Ausgabe soll, hoffe ich, Ihres Beifalls sicher sein. Die französische Übersezung wird, denke ich, nicht schlecht werden, die englische hingegen ganz abscheulich.

Kommen Sie doch einmal an Ihren heimathlichen Strom und schwimmen mit dem Dampfboot zu uns. Vor Jahren wäre mir das Leben hier sehr leicht verleidet worden; nun verfliefst es heiter und genügsam. Grüfsen Sie alle Freunde, und verzeihen Sie, dafs ich Sie mit den Einlagen behellige.

Der Ihrige

Niebuhr.

1826, 9. Juli. Berlin. Sie erhalten hier, verehrtester Freund, meine vorläufige Apostrophe an Hermann, mit der Bitte, sie ins erste Heft des Rheinischen Museums zu setzen, mit der Vollmacht zu ändern oder zu streichen, was jedoch, wie ich hoffe, nicht nöthig sein soll. Da die Abhandlung zum Theil von fremder Hand geschrieben ist, können meiner Durchsicht ungeachtet noch Schreibfehler stehen geblieben sein; daher ersuche ich Sie inständig, sich der Correctur anzunehmen, und unterstütze diese Bitte, wenn sie zu kühn scheinen sollte, damit, daſs ich dasselbe bei Ihren Abhandlungen in den Schriften der Akademie, die in Ihrer Abwesenheit gedruckt worden, mit groſsem Vergnügen gethan habe. Sollte die Abhandlung etwas zu groſs sein, so wird ja der Verleger, da sie kein Honorar kostet, etliche Bogen mehr zu geben sich nicht scheuen. Ich wünsche nun nur, daſs die sehr ins einzelne gehende Würdigung des Hermannschen Schofels Ihnen nicht miſsfallen möge. Welcker im Prolog und Epilog zu erwähnen konnte ich nicht gänzlich umhin; im Epilog kommt auch Hegel vor, was Sie, wie es ist, als Scherz verstehen werden, denn wir sind eben keine Freunde.

Sehr freue ich mich auf Ihre Römische Geschichte. So wenig ich Ihnen bei der Griechischen würde nützen können, da Sie keiner Hülfe bedürfen, so sehr wäre mir die Ihrige wichtig! Aber das Schicksal will es einmahl nicht, daſs Sie mir helfen sollen, worauf ich bei Übernahme der Inschriften besonders für die römische Zeit gerechnet hatte. Das zweite Heft schicke ich morgen mit Buchhändlergelegenheit. Meiern habe ich eingeladen[1]); er hat den Leipzigern wieder gut gedient.[2]) Müller hat den Preis für die Lösung der Etruskischen Aufgabe gewonnen. Hirt und Ideler waren zwar schlecht auf die Abhandlung gestimmt, der letztere darum, weil sie in den Dingen, die er versteht, nehmlich in der Chronologie, nichts Neues enthalte: ein merkwürdiges Urtheil gerade von ihm, der meines Wissens noch nie einen neuen Gedanken gehabt hat.

Schonen Sie Ihre Gesundheit bei der Ausarbeitung der Römischen Geschichte, mich wenigstens fängt anhaltendes Studiren an anzugreifen.

Mit der herzlichsten Ergebenheit

stets der Ihrige

Böckh.

1826, 25. Juli. Berlin. In Ihrem Schreiben vom 20. d., verehrtester Freund, erkenne ich nur Ihre wahre Theilnahme an dem, was ich mache. Sogleich habe ich daher Ihren Wunsch erfüllt, die Einleitung zu ändern, wiewohl ich bei deren früherer Fassung keineswegs die Absicht hatte, auszusprechen, daſs ich Langes, Pinzgers, Welckers Schriften unterschreibe, sondern nur in der offenbaren Ungerechtigkeit, die Sie nachgewiesen haben, suchte ich die Parallele. Die veränderte Redaction hat den Vortheil der Kürze; in dem Theile der Einleitung, der noch übrig bleibt, mögen Sie verfahren wie mit dem übrigen und das zu harte

1) Zur Teilnahme am Rhein. Museum.

2) Gemeint ist Meiers Erwiderung auf Hermanns Analyse in der Hallischen Litteratur-Zeitung.

tilgen. Übrigens glaube ich nicht, dafs es Ihre Meinung sei, etwas von den Sachen, wenn sie richtig sind, zu tilgen; denn ob es gleich zum Theil grofse Kleinigkeiten sind, so beruht doch meine Beweisführung der Hermannschen Schlechtigkeit auf der Vollständigkeit der Widerlegung, die ich deshalb ins einzelne geführt habe. Im Ausdruck lasse ich Ihnen völlig Freiheit und sehe es als einen grofsen Freundschaftsdienst an, wenn Sie bedeutend mäfsigen und so das thun, was ich nicht kann und vielleicht nur Wenige an dem Eigenen thun können. Je mehr Sie in dieser Hinsicht thun werden, desto lieber wird es mir seyn, da mich Ihre Bemerkung, dafs Sie „vieles, aufrichtig gesagt vieles“ abändern zu können meinen, ohnehin schon kopfscheu macht. Doch das sei hiermit abgethan und alles in Ihre Hand gelegt. Dafs durch die Änderungen kein Hiatus, keine Irrung entstehe, werden Sie gewifs Sorge tragen, indem dies bei einer polemischen Schrift wichtig ist. Meinen vorigen Brief, worin ich noch zwei Nachträge geliefert habe, werden Sie empfangen haben, und bitte ich um deren Einfügung, die leicht ist. Eine genaue Correctur wird um so nöthiger seyn, wenn geändert wird, und ich danke Ihnen im voraus für deren Besorgung.

Reisig hat sich meines Wissens doch mit Hermann ausgesöhnt, aber wie von Herzen weifs ich nicht. Überhaupt sind mir alle solche persönliche Verhältnisse ein Gräuel, und ich höre davon gern so wenig als möglich. Die Etruskische Preisfrage habe ich von Anfang an höchlich mifsbilligt und daher auch bei der Müllerschen Abhandlung [1]) das Votum gegeben, die Lösung übertreffe die Erwartungen, die man davon habe hegen können. Aber Hirt und Ideler tadeln gerade, dafs nicht genug Positives herausgekommen. Die neue Preisfrage, die nun gegeben ist, ist wahrhaft blamabel, zumal wenn die Redaction derselben die ursprüngliche bleibt, wie sie Ritter [2]) in unsäglichem Bombast hohler und verkehrter Redensarten entworfen hatte. Noch wunderbarer war die, welche Ideler vorgeschlagen hatte, eine Untersuchung des Mythos vom Atlas, um daraus die Schiffahrten der Phönicier zu erleuchten; er selbst habe sich damit schon lange beschäftigt und vieles Neue gefunden! Leider bin ich mit Geschäften so überladen, zumahl in der Nähe des August, dafs ich fast verdriefslich werde. Es ist ein wahres Unglück für mich, dafs ich die Rede am 3. August immer halten mufs. Ich habe mich längst ausgesprochen; überdies darf man nichts mehr sagen, ja es wird einem noch obendrein gesagt, was man sagen soll. Ich gestehe mich in einer unangenehmen Klemme zu befinden, mufs aber schon durch. Doch ich schliefse. Von ganzem Herzen

der Ihrige

Böckh.

---

1) Aus dieser Abhandlung ging das Werk von K. Otfr. Müller „Die Etrusker“ hervor, welches 1828 in zwei Bänden erschien.

2) Die Preisfrage, mitgeteilt bei Harnack, Gesch. der Akademie 2, 458, verlangt „eine auf Sprach- Kunst- und andere historische Denkmale gegründete Musterung der jetzt lebenden europäischen Gebirgsvölker von der oberen Wolga . . . . bis zu den Ostufern der mittleren Rhone, zum Behuf einer Grundlage der Ethnographie und Sprachenkarte von Europa“. Sie ist nicht beantwortet worden. Karl Ritter, geb. 1779 zu Quedlinburg, seit 1820 Prof. der Geographie an der Berliner Universität, starb 1859.

1826, 24. Oktober. Berlin. Münchows[1]) Rückkehr nach Bonn giebt mir eine gute Gelegenheit, verehrtester Freund, einige Zeilen an Sie zu schreiben, in welchen ich Ihnen zuerst melde, daſs ich durch den Stud. Brüggemann Ihr kleines Schreiben vom 5. September empfangen habe und dem genannten auf alle mir mögliche Weise dienen werde. Meine Hauptabsicht jedoch, die ich unverhohlen ausspreche, ist die, Ihnen über eine Sache zu schreiben, die ich bei Ihnen nicht in falschem Lichte angebracht wünschte, was vielleicht schon geschehen seyn könnte, vielleicht und höchstwahrscheinlich geschehen würde, wenn es noch nicht geschehen ist.

Ich weiſs nicht, ob Sie davon gehört haben, daſs sogenannte „Berliner Jahrbücher der Litteratur“, oder was weiſs ich, wie sie heiſsen sollen, herausgegeben werden sollen. Der Plan ist alt, und da wir hier überhaupt keinen Stützpunkt in einer Zeitschrift haben, bin ich niemals dagegen gewesen, obgleich ich niemals daran dachte, ernsthaften Antheil zu nehmen, da ohnehin meine Zeit hierzu sehr beschränkt und meine Neigung ganz gegen das Recensiren ist. Unerwartet war mir es, daſs dieser Plan verwirklicht werden sollte, und noch unerwarteter, zu sehen, daſs Hegel an die Spitze trat. Indessen wurde ich von ihm aufgefordert, daran theilzunehmen, und so groſse Überwindung es mich kostete, und so lange und wiederholt ich mit mir kämpfte, entschloſs ich mich aus vielen in der Sache, zum Theil auch in der Person liegenden Gründen, den Antrag nicht unbedingt von mir zu weisen. Ich habe seit vielen Jahren mit Hegel in einer ziemlich erklärten Spannung gestanden; sein ganzes Bestreben, seine unerträgliche Partheimacherei und vorzüglich die höchst verkehrte Begünstigung seiner Anhänger von oben herab, und selbst die unangenehme Art seines persönlichen Wesens haben mich beständig von ihm abgestoſsen, und auch er war mir abgeneigt. Während meines Rectorats aber, welches Gott sei Dank nun zu Ende ist, habe ich ihm nach Pflicht und Gewissen Beistand leisten müssen in einer Angelegenheit, worin ihn die philosophische Facultät meines Erachtens unverantwortlich stecken lieſs. Ein gewisser Dr. v. Keyserlingk, Privatdocent hierselbst, hatte bei der Universität ein Circular erlassen, welches gefährliche Beschuldigungen der Hegelschen Lehre enthielt, die eine jenen schon oft dagewesenen Verfolgungen der Philosophen ähnliche Verfolgung veranlassen konnten. Indem ich diesem Unwesen steuerte und dem K. auf meinen Antrag vom Senat ein Verweis gegeben wurde, wie es sich durchaus gebührte, hat sich der Haſs der Hegelschen Parthei gegen mich gelegt, und ich bin so in jenes mir übrigens noch ziemlich unbekannte Institut der Jahrbücher hineingezogen worden. Wird dieses schlecht, so ist es eine gemeinsame Blame der hiesigen Universität, wovon man es im Publicum doch nicht trennen wird; es scheint mir daher, dies müsse, wer Gelegenheit hat, zu vermeiden suchen, und es ist vielleicht möglich daſs ich Nachtheil verhüte; wo nicht, kann ich mich noch immer zeitig genug wieder zurückziehn. Überdies liebe ich die Ruhe; hätte ich allen Antheil verweigert, so würde man die Waffen gewiſs bald auch gegen mich gekehrt haben, da ich ietzt gerade der Bosheit der Gegner ausgesetzt bin. Ich

1) Karl Dietrich v. Münchow, 1818—1836 Prof. der Mathematik in Bonn.

würde zwar diese verachten, wenn alle Freunde so zuverlässig wären als Sie, aber die hiesigen sind theils alt und schwach, theils unzuverlässig und lächeln im Stillen, wenn ich einen Hieb bekomme.

Doch genug hiervon; Sie werden mich, denke ich, verstehen und richtig beurtheilen. Hier geht übrigens alles den alten Gang; das neueste ist, dafs Stuhr hier Prof. extraord. geworden ist. Wenn noch zehn Jahre so fortgefahren wird, werden wir recht auf dem grünen Zweige sein. Nachdem ich das Rectorat los bin, werde ich wieder an die Inschriften gehn; ich lasse jetzt an den Spartanischen drucken. Wie steht es mit der Zeitschrift? Münchow sagt mir, es solle zunächst ein Doppelheft erscheinen. Hat der Druck meiner Abhandlung schon begonnen? Sollte dies der Fall sein, oder sollte auch später erst angefangen werden, so bitte ich Sie, entweder selbst oder durch den Buchhändler mir auf meine Kosten auf der Post unter Band Aushängebogen zu schicken, damit, wenn ich etwa im Manuscript etwas versehen habe und dies von Ihnen nicht bemerkt worden ist, das Nöthige unter den Verbesserungen bemerkt werden könne. Auf Ihre Beiträge bin ich sehr begierig und erwarte sie mit noch gröfserer Ungeduld als den meinigen, da ich diesen kenne, jene nicht.

Mit der innigsten Anhänglichkeit Ihr treu ergebener

Böckh.

1826, 29. November. Berlin. Gelegentlich, verehrtester Freund, sage ich Ihnen meinen angelegentlichsten Dank dafür, dafs Sie aus meiner Abhandlung[1]), die ich nun vorige Woche erhalten habe, eine Parthie Anzüglichkeiten herausgebracht haben, da doch auch so noch genug darin ist, was freilich nach der Art des Angriffes nicht wohl anders möglich war. Druckfehler habe ich wenige gefunden; ein Fehler kommt wahrscheinlich auf meine Rechnung, nehmlich dafs S. 81, Z. 9 v. u. gesagt wird, in Pollux Zeit wäre die Rechtsverfassung der alten noch sehr analog gegewesen. Es läfst sich zwar zur Noth vertheidigen, aber eigentlich meinte ich die Rathsverfassung, die Einrichtung der *βουλή*, mufs aber vermuthen, dafs entweder ich oder der Student, dem ich dictirte, sich verschrieben hat, da ich „Rechtsverfassung“ auch in der Abschrift finde, die ich durch einen andern Studenten hier habe machen lassen.

Ihre eigenen Abhandlungen sind zwar klein, aber so vortrefflich, dafs niemand daran irgend etwas wird widerlegen können. Die Lykophronische[2]) ist so vollkommen einleuchtend, auch die andere, und besonders hat mich auch der Aufschlufs über den *Teles* gefreut, den ich nirgends früher hatte unterbringen können; freilich habe ich ihn nur beiläufig gebraucht. Auch Brandis[3]) hat sich ein Verdienst erworben, wiewohl ich nicht weifs, ob den dummen Jungen nicht zuviel Ehre geschieht, wenn man auf ihr Ge-

1) S. o. S. 52.
2) Niebuhr, Über das Zeitalter Lykophrons des Dunklen, Rhein.Mus. 1,108ff.
3) S. o. S. 211. Grundlinien der Lehre des Sokrates, Rhein. Mus. 1,118ff.

schwätz von der Subjectivität des Sokrates hört und Rücksicht darauf nimmt. In dem Abdruck des Aristides[1]) hätten doch wohl noch einige offenbare Fehler getilgt werden können, z. B. wenn Kallimachos, der Sohn des Polemarchos, statt des Polemarchen K. darin vorkommt, oder *πάνυ τοι* statt *πάνυ τι* beim Superlativ, wenn ich mich recht erinnere. — Müller hat mir vor einiger Zeit geschrieben, er wünsche eine kleine Abhandlung in das Museum zu geben über eine bestimmte Zusammensetzungsform der Adjectiva, wie *φιλησίμολπος* und dergl. Er hält diese Sache für merkwürdig in Bezug auf den Sprachbau, und wenn es Ihnen recht ist, will ich ihm schreiben, dafs er diese Abhandlung mache[2]). Brüggemann, den Sie an mich gesandt haben, scheint ein wackerer junger Mann, und es freut mich, dafs er mich öfter besucht.

Ich habe Ihnen neulich davon geschrieben, dafs ich den Berliner Jahrbüchern beigetreten bin, und ich habe darin eine zwar ausführliche, aber wie das Buch selbst etwas allgemein gehaltene Recension des Bröndsted über Keos gemacht, die dorthin besser pafst als für das Museum. Das Buch von Bröndsted ist zwar keineswegs genügend, aber ich habe geglaubt ihn loben zu müssen, weil seine Unternehmung doch mit vieler Anstrengung verbunden gewesen ist. Auch giebt das Buch Anlafs zum Nachdenken, und ich glaube gefunden zu haben, woher die auffallende Sittenreinheit der Keer und ihre strengen Grundsätze stammen, nebst einigen anderen Puncten, die ich mir bei der Gelegenheit erst klargemacht habe. Ich habe mich auch etwas auf den Mythos eingelassen und habe mit Überwindung, die man aber der Wahrheit schuldig ist, zugeben müssen, dafs Creuzer hier doch einiges richtig beurtheilt hat und namentlich seine Hauptansichten über die Keischen Mythen unbestreitbar sind. Übrigens bin ich bestrebt zu bewirken, dafs die Parthei, die die Berliner Jahrbücher gestiftet hat, neutralisirt werde, und ich habe davon schon ietzt, vielleicht nach den Regeln der Klugheit, die ich nicht immer beobachte, zu früh, einen unzweideutigen Beweis gegeben, welcher auch die, die meinen Beitritt gemifsbilligt haben, zu dem Geständnifs gezwungen hat, sie seien mir Dank schuldig, dafs ich mich mit eigener Aufopferung vor den Rifs stelle, um die Parthei zu bekämpfen. Ich habe in der ersten Versammlung, bei der ich gegenwärtig war, verlangt, damit man sähe, dafs diese Anstalt nicht einer Parthei dienen und einer bestimmten Farbe huldigen solle, sollte die Gesellschaft Schleiermacher und Savigny einladen theilzunehmen; auch Süvern habe ich vorgeschlagen. Ich habe einen gewaltigen Sturm erregt, habe aber wenigstens jetzt schon soviel gewonnen, dafs Einzelne zur Einsicht kommen. Ob ich etwas mehr werde wirken können, mufs sich zeigen; wo nicht, so bleibt mir der Rückschritt immer offen. Doch glaube ich wirklich, es wird nicht halten. Denn dieser Hegel ist wirklich ein verwünschter Mensch, und jedesmahl dafs ich mit ihm wieder in Beziehung komme, gehe ich nach den entgegen-

1) *Ἀριστείδου λόγος πρὸς Δημοσθένην περὶ ἀτελείας*, im Rhein. Mus. 1,1ff. herausgegeben von G. H. Grauert: ein rhetorisches Übungsstück von Aelius Aristides, Erwiderung auf Demosthenes Rede gegen Leptines.

2) Vgl. Briefwechsel mit Müller S. 194. 209.

gesetzten Polen wieder mit ihm auseinander. Doch genug für heute. Bleiben Sie mir in Freundschaft gewogen.

Von ganzem Herzen und mit innigster Verehrung

Böckh.

1826, 12. December. Bonn. Ihr Brief vom 24. October, lieber Böckh, ist viel später, als Sie wohl vermutheten, in meine Hände gekommen; daher bin ich Ihnen die Beantwortung doch nicht so gar lange schuldig, und ich hätte Ihnen gleich geschrieben, wäre sein Inhalt, ein Gerücht bestätigend, dem zu glauben ich mich sträubte, weniger peinlich gewesen. Ihr zweiter freundlicher Brief, den ich gestern erhalten, mahnt mich stillschweigend, und nun liegen zwei ausführliche Briefe auf meinem Schreibtisch, worin ich Ihnen meine Ansicht über den unglücklichen Schritt, wozu Sie sich haben bewegen lassen, ganz offen aussprach. Da es nichts helfen kann und Sie sich doch wohl durch meine Offenheit gekränkt fühlen würden, so soll keiner von beiden abgehen, so wenig der zweite als der zuerst verworfene. Meine Ansicht sehen Sie hieraus zur Genüge. Nun kenne ich wohl Ihre Sinnesart und denke mir, dafs Sie mir Schuld geben werden, die Sache zu übertreiben und zu schwer zu nehmen. Die Zeit wird kommen, wo Sie einsehen, wohin man Sie gebracht hat. Bis dahin lassen Sie zwischen uns kein Wort über die Sache weiter vorfallen, die mir für Sie durchs Herz geht. Lassen Sie uns Ihre neuen Verhältnisse so unberührt lassen, als wenn Sie Ihre Religion verändert hätten. Ich will mich nicht über das beschweren, worüber ich das vollste Recht hätte es zu thun; Sie müssen aber nun keinen Anspruch machen, dafs unser Verhältnifs mich abhalte zu thun, was ich mir, Freunden und der Litteratur schuldig zu sein glauben werde, auch wenn es Ihnen unangenehm fiele. Sie rechnen mich zu den „zuverlässigsten Freunden"; dafs ich das bin, weifs ich, und noch jetzt biete ich gegen andre wie gegen mich selbst alle Entschuldigungsgründe für Sie auf und vermische Sie nicht mit Ihren unsaubern Associirten: aber mir einbilden, dafs schwarz weifs sei, und mich den Fehlern eines Freundes aufopfern kann ich nicht.[1])

Nun zu erfreulicheren Gegenständen. Ich danke Ihnen für die freundliche Beurtheilung meiner kleinen Abhandlungen. Ich wollte, das grofse Werk läge weniger ungeheuer auf und vor mir, denn solche kleine Dinge hinzuwerfen ist eine Freude und ein Genufs. In weniger als einem Monat hoffe ich endlich den schändlich verzögerten Druck des ersten Theils beendigt zu sehen und ein Exemplar an Sie abzusenden.[2]) Ich hoffe, dafs Sie zufrieden sein werden[3]), und bitte Sie dann, den Jugendversuch eines

1) Vgl. hierzu o. S. 79.

2) Die zweite, umgearbeitete Auflage des ersten Bandes von Niebuhrs Römischer Geschichte.

3) Böckh urteilt in einem Briefe an Otfr. Müller, vom 11. März 1827 (Briefwechsel S. 220): „Der neue Band der Römischen Geschichte scheint mir viel Hypothetisches zu enthalten; ich begreife nicht, wie er immer noch die Meinung vertheidigen mag, dafs Herodot die Tyrrhener von Kortona im Sinn habe, u. dgl. mehr."

Autodidakten, der noch nicht mit sich fertig war, zu vergessen. Eine grofse Plage bereitet die französische Übersetzung, welche ganz durchcorrigirt werden mufs; und wegen der englischen ist noch viel Confusion.

Der Fehler in Ihrer Abhandlung ist kein Druckfehler, sondern steht so im Manuscript; indessen soll er der Druckerei zur Last gelegt werden. An Sorgfalt bei der Correctur habe ich es nicht fehlen lassen; ich hatte die zweite Revision und machte sie mit dem Manuscript. Haben Sie keine Beiträge zum nächsten Heft? Es steht sehr dürftig damit. Müllers Abhandlung, und was Sie billigen, lassen Sie doch ohne Complimente an Weber abgehen. Meinen besten Dank für die freundliche Aufnahme, welche Sie Brüggemann gewähren. Ich hoffe Ihnen mehrere Schüler zu senden. Wann lesen Sie griechische Alterthümer? Dazu bedürfen wir hier eines Schülers von Ihnen, d. h. dafs einer von den unsrigen sich diese Wissenschaft bei Ihnen gewinne.

Leben Sie wohl, lieber Böckh, und lassen Sie sich die Inschriften nicht verleiden. War Vofs in der That auswärtiges Mitglied unserer Akademie? Und soll, im Fall quod sic, sein Éloge gelesen werden? Dann ist wohl niemand so nahe berufen es zu schreiben als ich.[1])

Der Ihrige

Niebuhr.

1827, 31. März. Bonn. Der Überbringer dieser Zeilen, Herr Fester, den wir während seines Aufenthalts auf unserer Universität, die er bereits vor einem halben Jahre verlassen hat, immer geliebt und geschäzt haben, geht nach Berlin, hauptsächlich in der Absicht Ihre Vorlesungen zu hören, lieber Böckh. Er wünscht Ihnen empfohlen zu seyn, und das thue ich hierdurch mit dem gröfsten Vergnügen. Senden Sie ihn in die Griechischen Alterthümer recht eingeweiht an den Rhein zurück. Leben Sie wohl.

Der Ihrige

Niebuhr.

---

1) Niebuhr schätzte J. H. Vofs besonders wegen seiner Forschungen über antike Geographie; s. Bursian, Gesch. d. klass. Philologie, S. 558. Herbst, J. H. Voss 2, 2, 196 ff.

3. Briefwechsel mit Thiersch.

Friedrich Wilh. Thiersch, geb. 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen a. d. Unstrut, Zögling von Schulpforte, studierte 1804—1807 in Leipzig unter G. Hermann, ging dann nach Göttingen, wo er Kollaborator am Gymnasium wurde, und 1809 nach München. Dort lehrte er zuerst als Professor am Gymnasium, seit 1811 am Lyceum und vereinigte damit die Leitung eines philologischen Seminars. Um die antike Kunst zu studieren, reiste er 1813—1815 wiederholt nach Paris, 1815 auch nach England und brachte den Winter 1822/23 in Italien zu. 1826 wurde er Professor an der neu errichteten Universität in München; 1831—1832 war er in Griechenland sowohl für Altertumsforschung wie für Einrichtung der Staatsordnung des neuen Königreichs thätig; 1834 wirkte er als Kommissar für Verbesserung des Schulwesens in der bayrischen Pfalz und knüpfte daran Reisen nach Württemberg, Baden, Holland, Belgien, Frankreich, die ihm den Stoff zu seinem Werke „Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland und den anliegenden Ländern", 3 Bde. 1838 ff., gaben. Unermüdlich in seinen humanistischen Bestrebungen reiste er 1852 noch einmal nach Athen; er starb 1860 zu München.

[1808, Göttingen.[1])] Sehr angenehm wurde ich durch Ihr freundschaftliches Schreiben vom 3. August überrascht und danke Ihnen, mein theurer verehrter Freund, um so mehr für Ihr gütiges Andenken, da Sie mir auf gradem Wege entgegenkommen. Denn in der That war ich die Zeit her mit dem Gedanken beschäftigt, die Erinnerung an mich durch einige Zeilen und die hier beyliegende Dissertation[2]) in Ihnen zu wecken, da mir Ihre zwar schnell vorübergehende, aber um so liebere Erscheinung in Halle bei unserem Schneider[3]) und der schriftstellerische Charakter, den Sie bald darauf zu meiner Freude annahmen, mehr werth schienen, als viele Monate eines gewöhnlichen Beysammenseyns, aus dem oft die Annäherung sich nicht frey herausfinden kann.

Es treten jetzt überall junge Verehrer des Alterthums, einer nach dem andern, öffentlich hervor, die da zeigen, daſs sie des Unterrichts groſser Männer nicht unwürdig waren. Schneider zaudert noch, und mit ihm andere. Sie, theurer Freund, erscheinen mir als einer der Choregen einer bessern Zeit, der wir uns gemeinschaftlich entgegenbilden. Auch dieses Grund genug, daſs ich so gern Ihnen die Hand biete.

Meine Bestrebungen sind durch ein Schulamt nach einer andern Seite hingewandt worden: auf Verbesserung des alten Sprachunterrichts,

---

1) Der Brief ist undatiert.

2) *Specimen editiones Symposii Platonis,* von Böckh recensirt in der Jenaischen Allg. Literaturzeitung 1809 = Kl. Schriften 7, 133—140.

3) Konrad Schneider, 1810 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, † 1821; vgl. o. S. 9.

der im Ganzen noch grade auf dieselbe klägliche Art betrieben wird, wie zu den Zeiten der Reformation oder gar der Scholastiker. Kein Begriff von Sprache, von ihrem verschiednen Geist, von tieferer Entwickelung der Formenlehre, noch weniger eine gründliche Synthesis der Syntax, welche die einfachen möglichen Beziehungen eines Gedankens vorzeichnen und dadurch Licht auf die Sprache selbst verbreiten könnte; endlich kein Funke pädagogischen Geistes, der das regsame Gemüth der Knaben für die Heldenwelt des hellenischen Alterthums zu entzünden im Stande wäre: so finde ich in trauriger Ungestalt die Erziehung für das Alterthum, die dafür auch Früchte trägt wie Holzäpfel. Einen Versuch, mir einen Weg durch das endlose Gestrüpp der griechischen Formenlehre zu ebenen, der vielleicht über Gebühr ist gepriesen worden, würde ich Ihnen beylegen, wenn ich nicht hoffte, dieses nach einer zweyten Auflage der Tabellen, nach Vollendung der Methode, wenn auch etwas später, thun zu können. Es ist der erste Schritt, in der ganz und von Grund aus verkehrten Art das Griechische zu lehren ein wenig aufzuräumen. Gelegentlich denke ich eine Grammatik des Homerischen Dialekts für meinen Zweck nachfolgen zu lassen[1]), und in einigen Jahren mufs wenigstens auf unserer Schule der griechische Unterricht reformirt seyn und dem graden Gange der Geistes- und Sprachentwickelung unter den Griechen gemäfs von Homer ausgehend durch die Perserkriege des Herodot zu den Attikern, nicht aber den Krebsgang von diesen zu jenen übergehn. Finden Sie die Tabellen einer Anzeige werth, so bitte ich ihrer in den Jahrbüchern zu gedenken, dafs nur erst der Weg etwas gangbar werde und man anfange, sich von den längst bestandenen Ideen allmählich zu entwöhnen. Für mich und meine Schüler sind sie schon sehr heilsam gewesen. In dem Plato werden Sie mich nicht so einheimisch finden, wie in den Tabellen; doch nach dem Studium einiger Jahre mehr wird es sich wohl geben. Jetzt komme ich *recens a tragicis* zu ihm, und ein solches Specimen mufste mancherley enthalten. Wenn Sie glauben, dafs die Dedication an Heyne keinen Anstofs giebt, so bitte ich ein Exemplar Professor Vofs zuzustellen. Eins dem würdigen Creuzer.

Für Ihre Jahrbücher will ich gern die Recension von Matthiäs Grammatik übernehmen und sonst gelegentlich andere Artikel, soweit es die überhäuften Geschäfte meiner akademischen bevorstehenden und meiner scholastischen Laufbahn erlauben . . . . . Auf Ihre Schrift über die T r a g i k e r bin ich sehr begierig, besonders ob manche Puncte darin in Anregung kommen, die mir nach einem mehrjährigen Studium derselben am Herzen liegen. Denken Sie z. B. dem Euripides aufser dem Rhesus noch einige Stücke abzusprechen, so bin ich schon im voraus Ihrer Meinung. Gelesen habe ich seit kurzem von Ihnen die Recension des Heindorfschen Plato, und jetzt erst ist mir Ihr Specimen ed. Timaei zugekommen, auf dessen nähere Durchsicht ich mich sehr freue. Ist es Ihnen möglich, so schreiben Sie mir gelegentlich mehr von Ihren Arbeiten; ich nehme gewifs sehr warmen Theil daran. Wenn Ihre Schrift über die H e l l e n e n[2]) nach der

1) Fr. Thiersch, Griechische Grammatik, vorzüglich des Homerischen Dialekts, erschien 1812. 2) Vgl. o. S. 24 u. 35.

Würde des Stoffs, woran ich übrigens gar keinen Zweifel habe, vollendet seyn wird, so helfen Sie damit einem grofsen Bedürfnifs ab; doch ist es eine Arbeit fast ohne Ende, da, soviel ich weifs, noch nicht einmal die Data, die Ihnen gerade nöthig sind, jemand gesammelt hat: denn was Vinding in seinem Hellen (Graev. thes. antiq. Gr. t. XI) aufschichtet, ist kaum als Unterlage zu brauchen. Fürchten Sie nicht durch diese Arbeit von Ihrem Plato zu sehr entfernt zu werden? Indefs Macte tua virtute, sic itur ad astra!

An Schneider habe ich einige Male geschrieben, aber keine Antwort erhalten und darum fast die Lust verloren, es noch einmal vergeblich zu thun. Wissen Sie nichts näheres von ihm? Dafs er mit Heidelberg, d. h. mit Ihnen, in Verbindung stehen mufs, sehe ich theils aus Ihrem Briefe, theils aus einem griechischen Sonett in dem „Einsiedler" von 'Christian' Schneider in Berlin. Doch ich darf Ihre gelehrte Mufse durch mein Gerede nicht länger in Anspruch nehmen und bitte den Apollo sammt seinen Schwestern, Sie, theuerster, in seinen heiligen Schutz zu nehmen, mir Ihre Freundschaft zu erhalten, und auch unsere litterarische Verbindung nicht ohne Früchte seyn zu lassen.

Immerdar der Ihrige

F. Thiersch.

Aus den nächstfolgenden Jahren liegen keine Briefe vor.

1816, 30. Mai. Berlin. Sie werden sich wohl wundern, Verehrtester, dafs ich, während wir in offener Fehde liegen, Ihnen friedlich und freundlich mich nähere. Aber dieses ist meine Weise einmal so: denn ich hege keinem Menschen Groll und möchte gern, dafs mir auch niemand grollte. Gebe ich manchmal dazu Anlafs, so geschieht es unwillkührlich, indem ich in der Überzeugung Recht zu haben mich etwas derb ausdrücke, oder indem ich stark gereizt werde, welches letztere bei unserer Streitsache freilich nicht der Fall gewesen. Sie haben mir durch Döderlein[1]) melden lassen, dafs gegenwärtig an Ihrer Abhandlung gegen mich[2]) gedruckt wird; dagegen hat er mir von Ihnen noch soviel Angenehmes gemeldet, dafs ich unmöglich umhin kann, trotz unserem Streite, mich für Ihren und Sie für meinen Freund zu erklären, und wenn bei gutgearteten Menschen aus einer Veruneinigung nicht selten eine desto schönere Vereinigung entsteht, so wage ich auch in Bezug auf uns eine günstige Vorbedeutung zu fassen. Vor allen Dingen erwarte ich also, dafs Sie mich tüchtig heruntergemacht haben, wie ich aus gewissen Anzeichen schliefsen mufs. Haben Sie mir zuviel gethan, so ist der Vortheil auf meiner Seite; ich werde ihn aber nicht benutzen, da ich ein für alle Mal entschlossen

1) Ludwig Döderlein, geb. 1791 in Jena, 1810—11 Schüler von Thiersch, studierte dann in Heidelberg und Berlin, wurde 1815 Professor der klassischen Philologie in Bern, 1819 in Erlangen, starb dort 1863; eine Reihe Briefe von ihm an Böckh liegt vor.

2) *Additamenta ad Boeckhii notas criticas in Pindarum*, in den Acta philologorum Monacensium 2, 2, 270 ff.

bin, mich in keine Streitigkeiten wieder einzulassen. Haben Sie aber die Wahrheit gefördert und überzeugen Sie mich, so verdanke ich Ihnen viel. Liefse sich in der Wissenschaft wie in der Diplomatie markten, so würde ich Ihnen Vergleiche vorschlagen, wobei ich vor allen Dingen darauf bestehen müfste, dafs Sie mir das *εὐνᾷ Ταρτάρᾳ*[1]) preisgäben, wovon Sie gewifs keinen Menschen überzeugen werden. Doch lassen wir das ietzt gut sein; ich will erwarten, was Sie vorbringen werden, und bitte Sie nur, dafs Sie die Güte haben, das Heft, wenn es fertig ist, mir zuzusenden.

Was mich zunächst veranlafst Ihnen zu schreiben, ist etwas anderes. Ich beschäftige mich seit einigen Jahren mit griechischen Inschriften, theils aus eigenem Antriebe, theils auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften. Was den eigenen Antrieb betrifft, so kam ich darauf vorzüglich durch das antiquarische Studium. Ich werde nehmlich im folgenden Jahre ein starkes Werk über das athenische Finanzwesen herausgeben, worin viele verwandte Gegenstände abgehandelt sind; bei der Bearbeitung desselben kamen mir mehrere, zum Theil ungedruckte Inschriften vorzüglich zu statten, und ich habe mich bei dieser Gelegenheit hineinstudirt. Mittlerweile fafste die Akademie den Entschlufs, sämmtliche griechische Inschriften auf ihre Kosten herauszugeben, und ich übernahm dabei die Hauptarbeit; aufserdem sollen besonders Buttmann, Niebuhr, Schleiermacher und Bekker daran arbeiten. Nun sehe ich aus einer Eichstädtischen Vorrede zu dem Jenaischen Lectionskatalog, dafs Sie dergleichen wenigstens im Vorbeigehen auf Ihren Reisen mitgenommen haben, wie das Epigramm auf die bei Potidäa Gefallenen[2]), welches ein Leipziger Recensirbengel sehr vorwitzig für ein Erzeugnifs späterer Zeit ansah. Aus Viscontis indefs erschienener Abhandlung über die Elginschen Denkmäler kenne ich dieses zwar genau, aber ich möchte wohl wissen, ob Sie aufserdem noch sonst etwas von griechischen ungedruckten Inschriften besitzen, und Sie würden nicht allein mich, sondern auch die Akademie sehr verbinden, wenn Sie, was Sie besitzen, mittheilen wollten. Die Arbeit selbst ist mühselig; ein grofser Theil des Stoffes gewährt wenig Belohnung, aber anderer desto mehr, und das Ganze ist ohne Zweifel bei dem ietzigen Zustand der Philologie ein wesentliches Bedürfnifs, welches wir um so besser zu befriedigen hoffen, da wir auch für Wohlfeilheit des Werkes sorgen wollen. Können wir Ihnen irgend einen Gegendienst leisten, so werden wir es mit Vergnügen thun.

Nehmen Sie zum Schlusse meinen herzlichen Grufs und Wunsch für Ihr Wohlergehen, und erfreuen Sie mich mit einer baldigen Antwort.

Böckh.

[1816, Juni. München.[3])] Es ist mir sehr erfreulich, mein theurer und verehrter Freund, dafs Sie unsere literarische Streitsache gerade so nehmen, wie ich sie auch behandelt habe, vollkommen objectiv und sich

---

1) Pind. Pyth. 1, 15.

2) Corp. Inscr. Graec. 1, 170 = Corp. Inscr. Att. 1, 442, aus der Elginschen Sammlung, von Thiersch in den Acta 2, 3, 399 herausgegeben.

3) Nicht datiert.

in nichts über das ἐυνᾷ oder meinetwegen αἰνᾷ hinauserstreckend. Sie werden finden, dafs ich in der Abhandlung gegen Sie mich zwar, so gut ich konnte, meiner Haut gewehrt, aber den nicht streitenden Böckh, d. h. den Mann von entschiedenem Verdienst, überall sorgfältig getrennt gehalten habe. Die Achtung und die Anerkennung Ihres ausgezeichneten Werthes hat sich in mir von Jahr zu Jahr gesteigert, und auch deswegen ergreife ich mit grofser Freude die Hand, welche Sie mir auf eine Ihrer so ganz würdige Art wieder bieten; aber das kann ich Ihnen versichern, dafs nur der langsame Druck unserer Acta, der von jedem Bogen zum nächsten einige Monate braucht, Sie in den Vortheil gesetzt hat, mir zuvorzukommen. Es wäre mir lieb gewesen zu erfahren, welche Hefte der Acta Ihnen abgehen, damit ich Ihr Exemplar hätte ergänzen können; Sie schreiben es mir wohl gelegentlich.

Anlangend die Inschriften, so habe ich aufser der Potidäa-Inschrift nichts mitgenommen, diese aber so correct und sorgfältig als es mir möglich war. Ich habe Viscontis Abhandlung hier noch nicht, weifs also auch nicht, ob er die Berichtigungen, welche ich ihm bey meiner Rückkunft aus London mitgetheilt habe, aufgenommen hat oder nicht. Unsere Ergänzungen trafen sich in mehreren Puncten, und ich überlasse ihm darin das Recht der Erstgeburt, um so mehr da er mir seine Herstellung, ehe ich nach London abging, vorlas, als ich und Prof. Bekker ihn besuchten.[1]) Ich denke in den Actis über die Sache zu sprechen und will Ihnen bey Übersendung des nächsten Heftes vorläufig ein Exemplar des ersten Druckes in Stein, den ich hier zum Behuf einer Vorlesung in der Classensitzung unserer Akademie machen liefs, beylegen. Unser Kronprinz hat, wie ich höre, eine Inschrift aus Aegina bekommen mit seinem Ankauf. Ich werde suchen sie zu erhalten, und sie Ihnen mittheilen. Ihres Werkes Erscheinung sehe ich mit grofser Freude entgegen. Es ist einmal ein Unternehmen, was Ihrer Akademie Ehre macht. Haben Sie einen Originalabdruck der eleatischen Inschrift[2]) mit den 4 oder 5 Digammas, den Payne Knight besorgt? Wir besitzen hier einen. Sein Sie meiner unbedingtesten Hochachtung und Freundschaft versichert.

Ganz der Ihrige

F. Thiersch.

1816, 22. Juli. Berlin. Für Ihren freundschaftlichen Brief, womit Sie den meinigen so bald beantwortet haben, bin ich Ihnen vielen Dank schuldig, verehrtester Freund. Ich erwarte mit Verlangen, was Sie mir versprochen haben, besonders auch den Abdruck der Inschrift, die Gefallenen bei Potidäa betreffend, welche ich in beiliegendem Programm[3]) bei Gelegenheit einer anderen habe erwähnen müssen. In den meisten Stellen

1) Ennio Quirino Visconti, geb. zu Rom 1751, lebte seit 1799 als Vorsteher des Louvre-Museums in Paris, † 1818.

2) Gemeint ist die elische, C. Inscr. 1, 11; von Böckh in der ersten Ausgabe der Staatshaushaltung 2, 390 behandelt.

3) *De inscriptione Attica catalogi militaris fragmentum continente,* Kl. Schriften 4, 98 ff.

haben Sie wohl Visconti übertroffen; richtiger scheint aber seine Ergänzung *νίκην εὐπόλεμον*; auch giebt seine Abschrift in der zweiten Zeile *σημαίνει*, welches mit Ihrer Ergänzung nicht stimmt: wobei es freilich darauf ankommt, ob er oder Sie richtig gelesen habe. Das in beiliegendem Proömium abgedruckte Fragment eines Registers[1]) ist zwar eben nicht besonders merkwürdig; ich habe aber seine Bekanntmachung für zweckmäſsig gehalten, weil ich gerne erfahren möchte, ob das von Visconti erwähnte Stück dasselbe sei oder nicht, und weil es mir gerade gut zu einer Vorrede zum Verzeichniſs unserer Vorlesungen paſste. Von der durch Payne Knight bekannt gemachten Inschrift besitzen wir zwar noch kein Originalexemplar, doch habe ich eine gute Abschrift und hoffe auch noch den Kupferstich zu bekommen, da wir eben erst kürzlich angefangen haben, mit den Engländern in Verbindung zu treten. Ich werde bei meiner Schrift über das Finanzwesen der Athener etwa 20 Inschriften abdrucken lassen, darunter die Orchomenische[2]), worin mehrere Digammen vorkommen; bei dieser Gelegenheit will ich die Hauptstellen der Inschriften, worin das Digamma vorkommt, zusammenstellen, damit klarer werde, wie sehr die Inschriften mit der Lehre vom Homerischen und Pindarischen Digamma zusammenstimmen, und ich hoffe darin ad hominem zu beweisen, daſs Pindar das Digamma noch etwas besser gekannt hat als wir. Ob freilich Hermann sich dadurch überzeugen lassen wird, ist eine andere Frage, denn er versteinert sich sichtbar. Ich wünsche, daſs es uns nicht ebenso gehen möge.

Sie sind sehr gütig, wenn Sie mir anbieten, mein Exemplar der Actorum zu ergänzen; da werden Sie aber viel zu ergänzen haben. Ich besitze nur T. I fasc. 2 und T. II fasc. 1. Da ich ietzt eben nicht viel drucken lasse, so kann ich Ihnen kein *ἀντίδωρον* anbieten, indeſs hoffe ich im folgenden Jahre etliches dagegen setzen zu können. Wie ich höre, haben Sie ietzt eine Vorlesung über die griechische Kunst drucken lassen, und was ich davon gehört habe, gefällt mir; aber gesehen habe ich sie noch nicht. Ich bin auch überzeugt, daſs die Kunst lange vor ihrer Ausbildung aus Ägypten nach Griechenland gekommen ist.

Ich halte Sie beim Wort, wenn Sie versprochen haben, die Inschrift von Aegina, welche Ihr Kronprinz erhalten hat, uns mitzutheilen.[3]) Bröndsted hat sich erboten, uns die Inschriften, die er gefunden, gleichfalls zu schicken; eine äginetische haben wir schon, aber die Hauptsendung müssen wir erst noch erwarten. Der Thesaurus, welchen wir unternommen haben, ist übrigens eine verdammte Arbeit, wobei man alle seine Geduld zusammennehmen muſs, und leider liegt die ganze Last beinahe auf mir. Bis jetzt mögen wir etwa 4000 Nummern haben; ich glaube nicht daſs es viel über 6000 geben wird, wiewohl ich's freilich ietzt noch nicht recht beurtheilen kann. Leben Sie wohl, verehrtester Freund, und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen.

Der Ihrige

Böckh.

---

1) C. Inscr. 1, 171.

2) Beilage 20 zur ersten Ausgabe der Staatshaushaltung, in der zweiten nicht wiederholt, da sie inzwischen in das C. Inscr. (1, 1584) aufgenommen worden war. 3) C. Inscr. 2, 2139.

1816, 25. Oktober. Berlin. Soeben, lieber Freund, habe ich von Buttmann Ihre Acta erhalten, für deren vollständige Übersendung ich Ihnen herzlich danke. Natürlich habe ich zuerst die feindliche Schlachtordnung recognoscirt und diejenige Truppenmasse, die zunächst gegen mich vorrückte, näher ins Gesicht gefaſst. Etwas arg spielen Sie mir mit, das ist wahr; aber vielleicht mag ichs verdient haben. Von dem *ἄντα φέρων* haben Sie mich ietzt überzeugt, *εἰδὼς* gefällt mir auch wohl; in anderem haben Sie mich noch nicht vollkommen überzeugt. Doch lassen wir das ietzt; nur soviel muſs ich zu meiner Rechtfertigung sagen, daſs wirklich meine Sachen gegen Sie nicht aus so üblem Willen hervorgeflossen sind, wie Sie beinahe zu glauben scheinen; und dann, glaube ich, müſsten wir uns noch über einige Grundsätze der Kritik verständigen, welche mir bei der Bearbeitung des Pindar vorgeschwebt haben, wenn ich sie auch nicht immer vollkommen festzuhalten im Stande war. Aber das wollen wir einmal mündlich absprechen, wenn Sie, wozu Sie Hoffnung machen, hierher kommen, worauf ich mich zum voraus freue. Jetzt ist es passender, daſs ich Ihnen meinen herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Verlobung abstatte; und wenn Sie ein so mächtiger Magnet nach Norden zieht, so haben wir um so eher zu erwarten, daſs Sie bald zu uns kommen: ein wichtiger Grund zu dem Wunsche, daſs Sie auch Ihre Verheirathung nicht so lange aufschieben mögen.

Ihrem Verlangen gemäſs übersende ich Ihnen meine kleine Abhandlung *De tribubus Atticis*[1]) alsobald durch die Post; ich hoffe diesen Gegenstand nächstens wieder aufzunehmen und dann einiges zu beweisen, was ich hier beweislos hingestellt habe. Ich wünschte sehr, Ihre Abhandlung über die älteste griechische Kunst zu besitzen, welche Sie mir nicht geschickt haben; und da ich nicht weiſs, ob sie im Buchhandel zu haben ist, bitte ich Sie selbst darum, vorausgesetzt daſs Sie noch ein entbehrliches Exemplar übrig haben sollten. Ich weiſs freilich nicht, womit ich Ihre Freigebigkeit, die ich so stark in Anspruch nehme, zunächst vergelten soll; aber ich werde doch mit der Zeit vielleicht auch wieder etwas zu Tage fördern, was ich Ihnen bieten kann. Wenn die Aeginetische Inschrift bald gedruckt wird, so bemühen Sie sich nicht, mir dieselbe abzuschreiben; aber ist sie dann erschienen, so werden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir dieselbe recht bald zukommen lassen.

Daſs Sie den Pindar übersetzen, hat mir schon Döderlein geschrieben. Ich habe mich nur an etlichen Strophen versucht, weil ich mich einer solchen Arbeit nicht gewachsen fühle. Wie sehr soll's mich freuen, wenn Sie es durchführen, und noch mehr wenn Sie mir die Handschrift vorher mittheilen wollten. Ich hoffe, daſs ferner nichts unsere Freundschaft trüben soll; von meiner Seite mag Ihnen dieses zum Pfande dienen, daſs ich nach frischer Lesung der Streitschrift mich als Ihren aufrichtigen Freund fühlen und geben kann. Daſs Sie meinen Pindar recensiren wollen, freut mich: ich habe neulich an einem Recensenten von Apel[2]) in der J. A. L. Z. einen unbekannten Freund gefunden, für welchen, wie

---

1) S. o. S. 27. 2) Joh. Aug. Apel, Metrik, Leipzig 1814—1816.

ich höre, die Hermannsche Schule mich selber zu halten gesonnen ist Sie werden aber gewifs die Recension schon so einrichten, dafs ich nicht zum zweiten Male als Lobpreiser meiner Person angesehen werde, wovon doch wahrlich niemand weiter entfernt ist als ich, der ich eher zu einem *ἑαυτὸν τιμωρούμενος* geboren bin, als zu einem *ἑαυτὸν ἐπαινῶν*. Dafs es mir erfreulich sein mufs zu wissen, dafs Sie meiner Lehre im Ganzen zugethan sind, brauche ich Ihnen nicht zu versichern. Ich strebe nicht sie mit Gewalt zu verbreiten, wie Hermann die seinige; ich kann ruhig zusehen, bis die Zeit die Leidenschaften abkühlt, die ich aufgeregt oder angefacht habe; aber es gewährt mir allerdings Aufmunterung, wenn ein Mann wie Sie, den ich vielfach hochachte, ein mühsames Werk nicht für ganz umsonst geschrieben erklärt. Denn dafs ich mir beim Pindar Mühe gegeben, lange gedacht und geprüft, und keine Arbeit gespart habe, glaube ich behaupten zu können, und aus dieser Überzeugung werden Sie sich auch meine vielleicht anmafsenden Urtheile wenigstens psychologisch erklären können.

Es ist Mitternacht, ich schliefse daher. Ich wollte lieber noch diese Nacht an Sie schreiben, um unmittelbar nach dem Empfang Ihres Geschenkes zu antworten und Ihnen meine Gesinnung gleich nach demselben offen zu zeigen, als dafs ich den Brief erst beschliefe. Nun schlafen Sie wohl, mein Bester, und erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit.

Stets der Ihrige

Böckh.

1817, 5. Januar. München. Sie verzeihen es, mein theuerster Freund, gewifs zuerst dem Bräutigam, dann dem Neuvermählten, dafs jener den November, dieser den December hat vergehn lassen, ohne auf Ihren letzten erfreulichen Brief zu antworten. Ein anderer Grund lag auch darin, dafs ich von Schelling eine treue Copie der Aegina-Inschrift, welche Sie wünschten, erst vor kurzem habe erhalten können. Er ist eine Zeit lang ernsthaft krank gewesen und erst seit wenigen Tagen wieder in Thätigkeit. Ich lege sie Ihnen jetzo bey. Dafs sie in den Ruinen des Tempels von Zeus *πανελλήνιος* in Aegina zugleich mit den Bildsäulen der Giebelfelder gefunden worden ist, habe ich Ihnen wohl schon geschrieben. Gegen die Elginschen Verzeichnisse der Tempelschätze, in deren Besitze Sie wohl sind, ist dieses freilich von geringerer Bedeutung, doch, wie Sie finden werden, in mancher Hinsicht merkwürdig. Schelling wird bey einer Schrift des Herrn Wagner über jenen Fund, deren Herausgabe er besorgt[1]), davon Nachricht und eine Erklärung geben.

---

1) J. M. Wagners Bericht über die Aeginetischen Bildwerke im Besitz seiner Kgl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern. Mit kunstgeschichtlichen Anmerkungen von F. W. J. Schelling. Stuttgart und Tübingen 1817. Schelling lebte 1808—1820 in München als Generalsekretär der Akademie der Künste, 1827—1840 als Professor an der Universität.

Daſs Sie meine Vertheidigungen im letzten Hefte der Acta unser neu und, ich vertraue dessen, schöner begonnenes Verhältniſs nicht wollen stören lassen, sondern mir über allen grammatischen und kritischen Zwiespalt hin freundlich und wohlwollend die Hand reichen, dafür danke ich Ihnen von ganzem Herzen, und um so freudiger, weil meine groſse Achtung für Sie und Ihr ausgezeichnetes Verdienst bey jeder Arbeit, die mich zu den Ihrigen zurückführt, wächst und sich fester begründet. Mögen also die Winde verwehen, was unfreundliches gesagt oder geschehen ist, und Sie nie Gelegenheit finden, mich Ihres Wohlwollens und Ihrer Freundschaft weniger werth zu finden.

Ich höre, Dissen arbeitet mit Ihnen gemeinsam an dem, was vom Pindar noch rückständig ist, und wünsche Ihnen Glück zu diesem höchst vortrefflichen Gehülfen; oder giebt dieser den Heyneschen Pindar von neuem heraus, unabhängig von dem Ihrigen? Meine Übersetzung des Pindar ist bis tief in die Nemeen vorgerückt, liegt aber seit dem August fast gänzlich; es fehlt an Zeit. Ich hatte die Olympia und Pythia bey meinem letzten Besuch in Leipzig an Fleischer[1]) zur Einsicht und zur Maſsnahme wegen des künftigen Druckes zurückgelassen. Von dem waren sie gegen meine Erwartung in Hermanns Hände gekommen, der mir darüber einen Brief mit Rath- und Vorschlägen geschrieben hat. Ich soll die Arbeit noch einmal überwachen und die Erscheinung seiner umgearbeiteten *Commentatio de metris Pindaricis* bey der neuen Heynischen Ausgabe, wozu er das Manuscript schon abgeliefert, erwarten. Daſs ich Ihren Versabtheilungen folge, dagegen hat er um so weniger etwas einzuwenden, da sie nur in unwesentlichen Dingen von den seinigen verschieden seyen, u. dgl. Ich habe ihm geantwortet, daſs es ohnehin mein Wille sey, diese Übersetzung erst nach sorgfältiger Ausfeilung, und nachdem ich sie der Durchsicht meiner Freunde und ihrer Censur unterworfen, drucken zu lassen. Wäre ich nur erst mit der neuen Ausgabe meiner Grammatik zu Ende! Jetzt sitze ich im Homerischen Dialect wie eingefahren und werde mich wahrscheinlich durch einige Seitensprünge aus den Untiefen retten müssen. Das Digamma hat an Spitzner[2]) einen Gegner von gröſserer Gelehrsamkeit als Einsicht bekommen. Was wird noch aus unserer Wissenschaft werden, da nun über Gegenstände, die vor kurzer Zeit in einigen Bemerkungen abgethan wurden, als *De versu heroico, De media syllaba pentametri* pp. ganze Werke in der schwersten Waffenrüstung hervorgehen! Kaum erkennt man sich und die Dinge wieder; doch ist es gut, daſs nirgends Ruhe gegeben wird und in dem alten Gebäude kein Stein auf dem andern bleibt.

Sowie die Grammatik[3]) fertig ist, soll der Pindar zu Ende gebracht werden; dann wollen wir an die *Fragmenta Epicorum* sammt den Hesiodischen gehen. Über die Odyssee habe ich schon recht reichliche Sammlungen zusammengebracht. Ich erwarte jetzt Pariser Scholien, für deren Abschrift ich 600 Franken zahlen muſs, demnächst die Vatikanischen.

---

1) Verlagsbuchhändler in Leipzig.
2) Franz Spitzner, Homerforscher, starb 1841 als Direktor des Gymnasiums zu Wittenberg.
3) Neue Auflage der S. 230 erwähnten.

Habe ich dann noch die Harlejana, aus denen Porson nur dürftiges ausgezogen, dann die Vindobonensia, die A.[1]) nach seiner Art nur angesudelt hat, so läfst sich an das Werk gehen. Die Augustana scheinen leider verloren, denn wohin die Handschrift gekommen, welche wir dem ἀϱίγνωτος[2]) geschickt und nicht zurückerhalten haben, das weifs der Himmel.

Empfehlen Sie mich Buttmann auf das freundlichste und versichern ihm meine fortdauernde Hochachtung. Die Schrift gegen Wolf[3]) ist noch nicht zu uns gedrungen.

Von ganzem Herzen Ihr

F. Thiersch.

Darf ich Sie bitten, die Einlage gefälligst abgeben zu lassen? Es ist ein Absagebrief an Herrn Dr. Merkel, der mich zur Theilnahme an seinem Freymüthigen[4]) aufgefordert hatte.

1817, 12. April. München. Ich habe eben Gelegenheit, Ihnen, verehrtester Freund, meine neusten Acta mit einer kleinen ἐπισημασία zu überschicken. Herr Ulrich, ein hoffnungsvoller junger Philolog aus dem Würzburgischen[5]), kommt nach Berlin, um dort sich philologisch weiter auszubilden. Er rechnet besonders auf Ihren Unterricht und Ihre Hülfe, und ich glaube dafs Sie beydes nicht an einen unwürdigen verschwenden werden, obgleich ich nicht Gelegenheit gehabt habe, Herrn U. als Schüler oder in andern Verhältnissen kennen zu lernen. Doch ist er einer von den jungen Männern, die sich sogleich durch sich selbst empfehlen, und so braucht es für ihn meiner Worte nicht weiter. In einiger Zeit kommt auch mein Bruder, der in Halle promovirt hat, durch Berlin, um dort durch und nach Gumbinnen zu reisen, wo er am Gymnasium eine Stelle antreten wird.[6]) Darf ich auch ihn für die kurze Zeit seines Aufenthaltes in Berlin Ihrer gütigen Theilnahme empfehlen?

Mit uns steht es beym alten, und vor der Hand scheint es nicht, dafs die Veränderungen im Staate vielen Einflufs auf die Studien haben, als dafs der Universitätszwang aufhört; desto schlimmer sind wir mit den Schulen berathen, und unsere Gymnasien werden nach einem fast jesuitischen Lehrplane, den das letzte Jahr erzeugt hat, jetzo methodisch zu Grunde gerichtet. So sind wir immer in dem Falle, das Fafs der Danaiden zu schöpfen, und was durch Fleifs und Mühe Gutes erzeugt wurde, durch Schlechtigkeit der allgemeinen Mafsregeln zu verlieren. Ich selbst bin noch nicht aus dem πέλαγος des homerischen Dialekts für meine Grammatik vorgedrungen. Schenken Sie uns bald Ihre grofsen

---

1) Der Name ist unleserlich.

2) Vermutlich Wolf, dessen Homer-Ausgabe 1804—1807 erschien, doch ohne die Scholien; s. Bursian, Gesch. der Philologie S. 533.

3) Veranlafst durch Wolfs schroffes Urteil über Heindorf, s. Bursian S. 545, u. o. S. 12.

4) Berliner Zeitschrift, von Kotzebue und Garlieb Merkel herausgegeben.

5) Franz Ullrich, s. o. S. 80.

6) Bernhard Thiersch, 1823 Oberlehrer in Halberstadt, 1832 Direktor des Gymnasiums in Dortmund, starb 1855 in Bonn, Forscher über Aristophanes.

Arbeiten über die Inschriften und die attischen Finanzen; dann denken Sie an den Pindar, an dem gewiſs niemand regeren Antheil nimmt, als gerade der ihn in einigen Einzelheiten bekämpft hat.

Von Herzen Ihr
F. Thiersch.

Ich denke in das vierte Heft des zweiten Bandes meiner Acta wieder eine Anthologia graeca zu setzen und erwarte dazu von Jacobs und Hermann Beiträge zu bekommen. Ich erinnere mich, daſs auch Sie zuweilen den griechischen Musen durch eigene Gaben gefällig waren. Haben Sie vielleicht in Ihren Scriniis das eine und das andere, was Sie nicht ungern in der Gesellschaft der unsrigen gedruckt sehen, so bitte ich Sie, es mir bald gefälligst zu übersenden.

1817, 20. Mai. Berlin. Herzlichen Dank, lieber Thiersch, für Ihr neuestes Heft der Acta, welches mir Herr Ullrich überbracht hat, und worin ich gleich zunächst Ihre Bearbeitung des Potidäischen Epigramms gelesen habe. Es freut mich, daſs ich in den meisten Dingen mit Ihnen übereinstimme; nur in einigen Nebensachen möchte ich von Ihnen abweichen. Hierher gehört z. B. daſs Sie die *Columna Naniana*[1]) mit Payne Knight bezweifeln, wozu ich schlechterdings keinen hinlänglichen Grund sehe; denn das *ΠΗ*[2]) steht statt *Φ*, und *ΚΣ* statt *ΧΣ* ist doch nur etwas, was man daraus lernen muſs, und jenes insbesondere stimmt ja doch mit den Überlieferungen der Alten so sehr zusammen. Ich für meinen Theil halte die Inschrift der Col. N. für äuſserst alt, älter als die Sigeische, die nur das Vorurtheil für das Bustrophedon so hoch hinaufrückt, daſs alle andern unter sie kommen.

Die von mir in dem Lectionsverzeichniſs herausgegebene Todtenliste[3]) ist unterdessen viel verstümmelter in Clarkes Reisen erschienen, wo aber der verdammte *ΑΝΤΙΦΑΝΗΣ* weder mit so groſsen Buchstaben noch mit dem *H* erscheint und einmal, wo ihn Fourmont hat, gar nicht, sondern statt dessen etliche halberloschene Züge. Das *H* war mir immer verdächtig, und wiewohl ich mit Ihrer Vorstellung von der Einführung des ionischen Alphabets in Athen durch Euklid vollkommen übereinstimme, glaube ich doch nicht, daſs vor Euklid in öffentlichen Denkmälern, ich glaube sogar nicht in Privatdenkmälern, die spätere Schrift vorkam. Daſs in allen attischen Staatsschriften der älteren Zeit die Buchstaben *στοιχηδὸν* gestellt waren, werden Sie schwerlich durchführen können; ich kann Ihnen viele sichere Beispiele vom Gegentheil nachweisen. Viscontis Grund dazu, man hätte dadurch die Verfälschung der Denkmäler hindern wollen, welcher dem Taylor ad Marm. Sandwic. abgeborgt ist, kam mir etwas possirlich vor, wenn man bedenkt, wie ungenau die Alten in allen diesen Sachen waren, wovon das Marm. Sandwic.[4])

---

1) C. Inscr. 1, 3.
2) *H* ist im altgriechischen Alphabet Zeichen für den Spiritus asper; s. Böckh, Encyklopädie S. 778. Kl. Schriften 6, 27.
3) C. Inscr. 1, 171 = C. I. A. 1, 446.
4) C. Inscr. 1, 158 = C. I. A. 2, 814, Staatshaush. der Ath. 2^2, 78 ff.

selbst den auffallendsten Beweis liefert. Jene Stellung der Buchstaben hatte wahrlich keinen andern Grund als die Regelmäſsigkeit und Natürlichkeit derselben. — Warum nennen Sie das Olympische Erz[1]) das Eleatische Denkmal? Halten Sie oder halten es andere für bezüglich auf Elea in Groſsgriechenland, oder wofür halten Sie die *FAΛΕΙΟΥΣ*? Haben Sie darüber eine besondere Meinung, so lassen Sie mir davon doch etwas zukommen.

Danaidenfässer giebt es nicht bloſs bei Ihnen, sondern auch bei uns. Man hat jetzt seinen Ärger, weil alles rückwärts geht, um so mehr wenn man, wie ich, ein- oder zweimal jährlich als Lobredner öffentlich auftreten muſs, wovon ich Ihnen hier ein Pröbchen mitschicke, in welchem ich mich auf die ironische Seite gelegt habe.[2]) Da aber die Ironie denen, die die Verhältnisse kannten, etwas stark war, habe ich mir dadurch den Ruf einer groſsen Freimüthigkeit erworben. — Mit meinem Finanzwesen geht es langsam vorwärts, weil in Leipzig gedruckt wird und ich die Bogen hierherkommen lassen muſs. Vom ersten Band sind zehn Bogen fertig; aber der zweite wird nächstens zugleich damit angefangen werden, wenn erst meine Lettern fertig sind, die ich zu den Inschriften ietzt gieſsen lasse.

Schlieſslich noch eine Frage. Kramer sagt mir, in München läge ein Fascikel Inschriften von P. Victorius, welche die Originale schienen zu manchen Gruterschen; bei Gruter seien aber die Conjecturen des Victorius ohne Unterscheidung von dem alten Text gedruckt. Haben Sie doch die Güte, diesen Fascikel einmal nachzusehen. Da die Münchener Bibliothek nichts verschicken darf, so wäre mir's lieb, wenn Sie mir könnten von den griechischen Sachen darin eine Abschrift machen lassen, welche wir gern honoriren werden.[3])

Ihr Herr Bruder ist nur hier durchgeflogen; er war nur einen oder zwei Tage hier, und ich hatte zwar das Vergnügen, ihn bei mir zu sehen, konnte ihm aber wegen seines kurzen Aufenthaltes nichts angenehmes erzeigen. Es wäre wohl gut, wenn er bald aus Gumbinnen wieder wegkommen könnte, denn das Land ist erschrecklich abgelegen. Leben Sie wohl, Bester.

Stets der Ihrige

Böckh.

1820, 11. April. München. Ich überschicke Ihnen hiermit, mein theurer und verehrter Freund, den griechisch-deutschen Pindar mit langer Einleitung und anderer Zuthat, mit dem Wunsche daſs er Ihnen in dieser Gestalt nicht misfallen möge. Sie werden sich selbst oft genug darin finden, aber ob immer recht aufgefaſst und gebraucht ist freylich eine andere Frage.

Die Übersetzung hat mir Mühe gemacht, doch bedaure ich die Zeit nicht, die ich darauf gewandt habe. Ich höre, Sie halten eine Übersetzung des Pindar überhaupt für unmöglich, und, seltsam genug, ich

1) C. Inscr. 1, 11; s. o. S. 57 u. 233. 2) Vgl. den Brief an Niebuhr, o. S. 209.
3) Die Antwort Thierschs liegt nicht vor.

bin gewissermaſsen Ihrer Meinung, nur daſs ich jene Unmöglichkeit überhaupt auf die Dichter ausdehne. Handelt es sich aber um Annäherung zu dem, was allein Übersetzung zu heiſsen verdient, und von etwas anderem kann wohl nicht die Rede seyn, so glaube ich, daſs man mit dem Pindar, trotz seiner strengen Eigenthümlichkeit, dem Ziele so nahe kommen kann als mit den Tragikern, vielleicht näher; doch bin ich weit entfernt von der meinigen sagen zu wollen, daſs sie den Weg zu den Hyperboreern gefunden habe. Ein zweiter Perseus nach uns wird ihn nicht verfehlen.

Ich habe mich an Ihrer neuen Arbeit über die Scholien zum Pindar und über die vielfachen Belehrungen, welche die neu hinzugekommenen und Ihre Bemerkungen enthalten, sehr erfreut. Wie fangen Sie es doch an, sovieles und in diesem Umfang und Gründlichkeit zu leisten! Vor kurzem das unerschöpfliche Werk über die attischen Finanzen, nun diesen Band, indeſs auch Programme, Abhandlungen für die Denkschriften Ihrer Akademie, für deren eine über die Lenäen ich noch meinen Dank nachzutragen habe, und wahrscheinlich rücken dabei die Arbeiten über die Inschriften auch vorwärts. Mein literarisches Treiben bleibt hier Stückwerk, solange ich mich nicht von der *πολυπραγμοσύνη* aus meinen vier Ämtern herausreiſsen kann. Die zweyte Abhandlung über die Kunstepochen ist, den Druck mit eingerechnet, das Werk zweyer Monate, von denen der eine im Bade zu Franzensbrunn zugebracht, der andere durch Lehrstunden unterbrochen war. Man merkt es dem Ganzen auch wohl an, und ich ärgere mich über manches, was in den Anmerkungen steht; indeſs wird jeder nach Vermögen besteuert. Ähnlichen Ursprungs und Beschaffenheit ist der Pindar.

Daſs Sie Ihr Verhältniſs zu Hermann auf eine so energische Art aufgehoben haben, wie in der Vorrede zu den Scholien geschieht, finde ich ganz in der Ordnung. Besser die Sache rundweg ausgesprochen, als sie so in Halbheit hin und her hängen lassen. Übrigens ist merkwürdig, wie durch die wissenschaftliche und umfassendere Richtung, welche die Studien des Alterthums, und nicht am wenigsten durch Ihre groſsartigen Bemühungen nehmen, auch die Leipziger Schule aus ihrer philistermäſsigen Beschränktheit herausgehoben und auf einige andere Dinge jenseits des Verses und der Grammatik getrieben wird. Es ist freylich noch danach. Welche Mythologie uns nun geworden ist!

Mit meiner Zueignung zum Pindar[1]) und ihrem Inhalt komme ich um mehr als ein Jahr zu spät. Das ist die Schuld des Druckers und Verlegers; doch habe ich an dem, was einmal geschrieben und gedruckt worden ist, nichts ändern mögen, weil die Dinge, die dort stehn, jetzo zwar vielleicht bedenklicher scheinen mögen, aber darum nicht weniger wahr sind. Ihre Staatszeitung wird daraus manche Stelle in ihren Rubriken und Akten brauchen können, und wenn sie ihr wachsames Auge darauf wendet, bin ich begierig, in welchem Zusammenhang sie das alles sehen, und welche Folgen sie daraus ziehen wird, was mir übrigens ganz

1) An F. L. Jahn, den „Erneuerer der Turnkunst", welcher im Juli 1819 gefangen gesetzt war.

gleichgiltig ist. Wann wird diese traurige Richtung Ihrer öffentlichen Angelegenheiten ein Ende nehmen, in der Ihre in so mancher Hinsicht auch jetzt noch nicht entartete Regierung sich und das Volk offenbar wieder an den Rand des Verderbens führt. Durch ein wunderbares Schicksal wird sie nun getrieben, die Folgen ihrer hartnäckigen Verweigerung des Zeitgemäſsen wenigstens in ihren Wirkungen auf die Jugend aufzuhüllen, ohne auch nur zu ahnen, daſs in dem groſsen Proceſs, den sie mit der öffentlichen Meinung führt, sie allein die schuldige ist; und da man doch andere Sträflinge braucht, so werden, wie beym Brande des Nero die Christen, bei ihr jetzo die Professoren untergeschoben und in unbegreiflicher Verblendung, durch die Herabwürdigung des ganzen Lehrstandes, das Beil in die Wurzel der Wissenschaften eingehauen. Doch genug dieser traurigen Dinge! Bey uns geht es, Dank der Energie und der Einsicht des gröſsten Theils unserer Machthaber, auf der verfassungsmäſsigen Bahn gut vorwärts, und alle Welt befindet sich jetzt gut, nachdem die Dinge einmal den Lauf genommen, der jetzt der allein natürliche ist, und das meiste in gehörige Lage und Verhältniſs gerückt ist.

Grüſsen Sie Ihre Freunde, besonders *τοὺς περὶ τὸν Πανσανίαν*[1]), auf das schönste von

Ihrem

Fr. Thiersch.

1820, 19. Mai. Berlin. Sie werden, verehrtester Freund, meine Sammlung der Fragmente des Philolaos, welche ich vor einiger Zeit herausgegeben habe, hoffentlich empfangen haben, und Sie erhalten in diesen Tagen eine Abhandlung über die Demosthenische Rede gegen Meidias, welche ich in der Akademie gelesen habe. Nicht nur die Absendung dieser letzteren, sondern viele andere Gründe bestimmen mich, zugleich Ihnen mit einem Briefe beschwerlich zu fallen; wenigstens ist viele Correspondenz, weil man viel antworten muſs, beschwerlich, und daher bringe ich auch meinen Brief unter diese Kategorie. Zunächst habe ich Ihnen für vielerlei zu danken, für Ihre Grammatik und für Ihre schöne Abhandlung über die Kunst, wozu mir leider der erste Theil fehlt (das schreibe ich nur so gelegentlich, nicht um sie mir nachzubetteln), sodann aber für Ihr groſses Wohlwollen, wofür ich Ihnen besser öffentlich Dank sagen werde, als hier unter vier oder eigentlich nur unter zwei Augen. Die nächste Veranlassung dazu giebt mir Ihr Pindarisches Werk. In der That hätte ich nicht geglaubt, daſs es gelingen könnte, den Pindar soweit wiederzugeben, als es Ihnen gelungen ist. Ich habe selbst an leichten Oden Versuche gemacht, und die groſse, oft bis ins einzelne gehende Übereinstimmung mit Ihnen hat mich überrascht und dient zu dem trefflichsten Beweise, daſs wir trotz allem Streite nicht nur in den Grundsätzen sondern auch im Gefühle harmoniren. Die Versuche, die ich gemacht habe, sind übrigens immer bei wenigen Strophen geblieben und niemals bestimmt gewesen, öffentlich zu erscheinen. Ich habe

1) Bekkers Ausgabe des Pausanias erschien 1826.

unterdessen meinen Commentar zum Pindar fertig gemacht, und der Druck beginnt. Auch hierbei hat mich Ihr vortreffliches Werk angenehm überrascht; wir stimmen in manchen Untersuchungen auffallend zusammen, namentlich in der zweiten Olympischen Ode auch in der Zeitbestimmung; aber ich werde, da ich schon alles bis zum Schlufs vollendet habe, nur in der Vorrede, die ich schon geschrieben habe, mich über unsere Verhältnisse mit derjenigen Stimmung erklären, die mich unwillkührlich bei der Ansicht Ihres Buches ergreift, und bin aufser Stande, im einzelnen noch alles zu berücksichtigen, was Sie geleistet haben. Ihr Werk ist ein unabhängiges, was neben dem meinigen frei besteht, und es ist daher nicht einmal passend, daraus alles zu übertragen, was wieder für meinen Plan nicht völlig pafst. Dagegen werde ich mir, selbst wenn Sie es mir untersagen, die Freiheit nehmen, Sie als denjenigen zu nennen, welcher im Stande ist, über das was ich und was Andere geleistet haben zu urtheilen; denn deren giebt es nicht viele. Sie werden schon errathen, dafs ich auf Ahlwardt ziele, dessen Pindar mir zugleich mit dem Ihrigen zukam. Was für eine Arbeit das ist, das werden auch geringere wie Sie würdigen können; ich hatte von ihm nichts Gutes, aber nach dem ietzigen Stand der Wissenschaft auch nichts so auserlesen Schlechtes erwartet. Rücksicht werde ich auf seine Kritik gar nicht nehmen; auf die Vorrede mufs ich antworten und werde es mit Mäfsigung thun, oder habe es schon vielmehr gethan. Die Varianten aus den Neapol. Mss. werde ich *in Appendice* zusammenstellen; sind sie so auf einem Haufen, so leuchtet ein, was nur ein Blinder nicht sehen konnte, dafs diese Mss. auf eine so tolle und unverschämte Art interpolirt sind, wie keine der meinigen, und dem Ahlwardt hat sie wirklich ein böser Genius zugeführt. Die Plumpheit seiner Natur hat ihn, ohne Untersuchung über die Beschaffenheit dieser Mss., verführt, diese tollen Interpolationen fast alle in den Text aufzunehmen. Doch genug hiervon. Übrigens habe ich nicht gewufst, dafs Ihre Übersetzung einen so ausgedehnten Plan habe; sonst würde ich früher mit Ihnen noch conferirt haben, besonders in Rücksicht der Fragmente. Ich habe die Sammlung derselben schon seit anderthalb Jahren völlig ausgearbeitet liegen und habe sehr viele, wie ich überzeugt bin, sichere Emendationen gefunden, auch das Ganze in eine andere Ordnung gebracht und ganz überraschende Dinge gefunden, wenn ich mich soweit vergessen darf das zu sagen. Ich hoffe, dafs Ihnen die Sammlung gefallen soll.

Behalten Sie mir Ihre Freundschaft; der meinigen können Sie gewifs sein. Und haben Sie die Güte, gelegentlich etwas von sich hören zu lassen.

Ganz der Ihrige

Böckh.

Über dem Pindar selbst habe ich vergessen, Ihnen noch über die Zueignung aus Herzensgrunde zu sagen, dafs mir nichts lieber gewesen ist, als dafs Sie die Gefangenen laben: ein bleibendes Denkmal für den Zueignenden und den, welchem zugeeignet ist!

1820, 24. Mai. München. Mein theurer und verehrter Freund! Der Beyfall, den Sie meinem Pindarischen Werke spenden, hat mich nicht wenig gefreut, und wohl natürlich, da Sie, gewohnt aus dem Groſsen und in das Groſse zu arbeiten, ein Werk, das wie alle seine Brüder bey meiner Lage und Überladung mit Geschäften nur ein Stückwerk seyn konnte, nicht anerkennen würden, wenn es Ihnen der Anerkennung nicht werth schien, und zu offen und unbefangen sind, um mehr zu sagen als Sie glauben. Bey den Fragmenten, wo ich Ihres Beystandes entbehrte, habe ich ihn recht schmerzlich vermiſst und freue mich im voraus auf Ihre Bearbeitung derselben. Vor einiger Zeit ist mir auch die Arbeit von Ahlwardt in die Hände gekommen. Es ist wahr, sie sieht struppig genug aus, sowohl das Rhythmische darin, wo es von Ihnen abweicht, als auch der Text, neue Lesarten und Conjecturen, letztere zumal. Sie haben da mit ihm zwar eine Menge Arbeit, aber eben keine schwere. Meines Zeugnisses brauchen Sie gegen einen solchen Gegner wahrlich nicht; doch es ist mir lieb, daſs Sie es brauchen wollen, und ehrenvoll zugleich. Aber schlimm ist, daſs Sie sich mit ihm zu schaffen machen müssen; indeſs kann niemand sich seine Feinde wählen; es muſs sie eben jeder nehmen, wie sie ihm vor den Wurf kommen. Was hat Hermann zu Ihrer Vorrede zu den Scholien gesagt? Wahrscheinlich nichts. Er trägt in solchen Fällen leider lieber nach als vor.

Aus Ihrem Briefe sehe ich nicht, ob Sie den meinigen mit dem Exemplare des Pindar bekommen haben; so weiſs ich auch nicht, ob meine Briefe an Humboldt, Johannes Schulze (den Ober-Regierungsrath) und Jahn mit dem Pindar angekommen sind, oder ob ich vielleicht Gegenstand geheimer Nachforschungen, zu denen man meine Briefe braucht, bey Ihren Behörden geworden bin. Auch ist ein Brief, den mir Wolf mit dem vierten Hefte seiner Analekten durch einen eingeklebten Zettel angekündigt, nicht angekommen; ich wünschte, er erführe es. Was hat man denn zu meiner Zueignung gesagt? Hier hat sie einiges Gerede bey Hofe und in den Behörden gemacht; doch bey meinem ganz erfreulichen Verhältniſs zu der Königlichen Familie fand ich bald Gelegenheit, den König selbst, den ich bey den älteren Prinzessinnen traf[1]), über die Sache zu sprechen. Er äuſserte sich über dieselbe, wie über alles ähnliche, sehr unbefangen und versprach die Zueignung zu lesen. Seitdem ist es ganz still geworden.

Meine Geschäfte haben sich durch die lange Krankheit und die darauf erfolgte Reise Schellings, von der er vor dem Herbste nicht zurückkommt, um die Arbeiten des Sekretariats der philologisch-philosophischen Classe unserer Akademie, die ich indeſs führe, vermehrt. Sie selbst mein theurer Freund, nebst Buttmann, Hirt und Schleiermacher, der bis jetzt nur Correspondent war, sind von uns zu auswärtigen ordentlichen Mitgliedern erwählt und von der Regierung bestätigt worden. Die Diplome sind eben in der Ausfertigung. Die Wahl war in der Classe und in der

1) König Max Joseph hatte Thiersch zum Lehrer seiner Töchter, der späteren Königinnen Elisabeth von Preuſsen und Amalie von Sachsen, erwählt. Mit den Karlsbader Beschlüssen war er nicht einverstanden; s. Treitschke, Deutsche Gesch. 2, 581 f.

allgemeinen Versammlung einstimmig, in letzterer sogar per acclamationem, was der erste Fall, indem mehrere Mitglieder bemerkten, es sey wohl nicht die Frage, ob die vier Herren Mitglieder werden sollen, als vielmehr warum sie es nicht schon früher geworden. In zwey Monaten reise ich auf ein halbes Jahr nach Italien.[1]) Lieb würde es mir seyn, zuvor von Ihnen noch einige freundliche Zeilen zu erhalten. Den ersten Theil meiner Schrift über die Kunstepochen werden Sie durch Buchhändlergelegenheit erhalten. Mit der Bitte um Grüfse und Empfehlungen an Buttmann, Schleiermacher, Tölken[2]) und Conrad Schneider

von ganzem Herzen der Ihrige

Fr. Thiersch.

1820, 25. Juli. Berlin. Beinahe kommt es drollig heraus, lieber Freund, wie unsere Briefe sich kreuzen. Ich hatte eben einen dem Dr. K. mitgegeben, als der Ihrige von Pforta ankam[3]), und ergreife die Gelegenheit, dem jungen Förster, einem meiner Zuhörer und dem Bruder des bekannten Dr. Förster, welcher sich die allerhöchste Ungnade zugezogen hat[4]), diesen nunmehr zum Überbringen zu geben. Vor allen Dingen danke ich Ihnen für die Nachricht, dafs mich und meine Freunde die Akademie beehrt hat uns unter die ihrigen zählen zu wollen, obgleich bis jetzt die Diplome, von deren Vollziehung Sie schreiben, nicht angelangt sind. Aber dergleichen geht wahrscheinlich, wie bei uns, so schnell nicht. Sobald die officielle Übersendung erfolgt sein wird, werde ich nicht verfehlen, der Akademie meine herzliche Danksagung zu bezeugen. Was Sie von Ihrer Zueignung des Pindar sagen, welchen Eindruck sie hier wohl gemacht habe, so habe ich nirgends etwas anderes als Freude bemerkt und gehört; nur eine hohe Person, die wir gemeinschaftlich hochachten, wie sie es verdient, schien mit Ihrer Vergleichung der Pindarischen Spiele und des Turnwesens nicht ganz zufrieden. Das ist aber eine Nebensache, welche nicht in Betracht kommt; wiewohl ich den Grund dieses Urtheils nicht eigentlich finden kann, auch nicht weiter nachforschen mochte, da ich mit vornehmen Leuten, wenn sie auch Gelehrte sind, um so weniger streiten mag, wenn ich auf ihrem eigenen Territorium zu Gaste bin, was damals gerade der Fall war. Dafs Ihr Pindar bei Jahn richtig abgegeben worden, werden Sie wahrscheinlich von Reimer selbst erfahren haben, der ihn übergeben hat; auch Humboldt hat sein Exemplar richtig erhalten, sowie Schulze, und wie Sie aus meinem vorigen Briefe gesehen haben werden, auch ich. Ich habe erst heute wieder darin gelesen

1) Die Reise verzögerte sich bis 1822.

2) Professor der Kunstgeschichte an der Berliner Universität.

3) Vermittelt durch Thierschs Freund Ad. Gottlob Lange, der daselbst Lehrer, später Rector war.

4) Friedrich Förster, 1813 Lützowscher Jäger, war 1817 wegen eines in Ludens Nemesis von ihm veröffentlichten Aufsatzes seines Amtes als Lehrer an der Artillerieschule entsetzt; 1829 wurde er als Hofrat und Aufseher der Kgl. Kunstkammer angestellt. Sein jüngerer Bruder Ernst Förster wurde in München Schüler von Cornelius, dessen Leben er später beschrieb.

und die Einleitung nun im Zusammenhange, da ich sie vorher nur zerstückelt in einem ungebundenen Exemplar gelesen hatte, und ich wiederhole immer nur das alte Lied: ich habe lange nichts so Geistvolles und trefflich Gedachtes gelesen, und Sie haben hier vieles angeregt und vieles ans Ende geführt, woran nun die Leute klauben können. Über einiges habe ich in meinem Commentar anders geurtheilt, namentlich über die epischen oder historischen Parthien; ich erwarte Ihre Meinung. Was Sie über das Verhältnifs des Pindar zur Tragödie sagen, finde ich meisterhaft in der Durchführung. Dafs ich im Ganzen [Indem ich das Geschriebene wieder durchlese, finde ich besser zu sagen „im Rohen". Denn Ihre Ansicht ist ausgebildet von Anfang bis zu Ende, das meinige ist nur im Keim.] dieselbe Idee hatte, haben Sie sehr freundschaftlich bemerkt; aber meine Stärke ist die Durchführung eben nicht, die Ihnen vortrefflich gelungen ist. Darf ich von mir selbst reden, so sage ich: ich ahne, ich combinire und lasse die Sache oft halben Weges wieder fallen, und darum, glaube ich, werde ich auch nicht immer verstanden.

Ich weifs nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, dafs ich nach der Herausgabe des letzten Bandes des Pindar, der bald erscheinen soll, noch im Sinne habe, zwei Abhandlungen über den Pindar zu schreiben, die eine über die Kritik, die andere über die Erklärung. Für Sie werden sie nicht geschrieben sein, sondern für andere, die man mit der Nase auf die Sachen stofsen mufs. Nachdem nun in der Ausübung viel versucht ist und ich mich selbst genugsam versucht habe, halte ich es für zweckmäfsig, über das vorhandene zu reflectiren, das heifst Grundsätze für die Kritik und Erklärung in einem einigermafsen theoretischen Zusammenhange darzustellen für diejenigen, welche nur immer das einzelne betrachten und keinen Totalüberblick gewinnen können. Ich habe Buttmann davon was gesagt, dafs ich, wenn ich genöthigt wäre gegen Ahlwardt aufzutreten, die Grundsätze der Pindarischen Kritik entwickeln wollte; er hat mir aber zugeredet, ich sollte das auch ohne Ahlwardt thun. Gehe ich daran, so will ich als Seitenstück doch auch noch über die Erklärung schreiben, und das um so lieber, da Ihre Einleitung mich der Mühe überhebt, manches zu untersuchen, was als Grundlage dienen müfste, und was von Ihnen schon im Überblick dargestellt ist, während ich es, meist vollkommen mit Ihnen übereinstimmend, einzeln und blofs factisch in meiner Erklärung entweder dargestellt oder berührt habe; so dafs ich mich dann mehr an anderes machen oder die Methode erläutern kann. Glauben Sie nicht, dafs das Methodische der Philologie, der eigentliche Kanon, Hermeneutik und Kritik, zu wenig zum Bewufstsein gebracht wird?

Was ich nun da alles bis an den Rand des Blattes geschwatzt habe! Kaum ist noch Raum zu einem Abschiedsgrufs. Nun glückliche Reise in die Gefilde des Ölbaums und der Lorbeeren!

Ganz der Ihrige

Böckh.

1820, 17. November. München. Mein theurer und verehrter Freund! Ich wurde bey meiner Ankunft in München durch zwey Briefe von Ihnen überrascht und erfreut; den älteren hatte Herr Förster nach meiner Abreise von hier abgegeben; der zweyte [1]) war aus Berlin unmittelbar einige Tage vor mir angekommen. Haben Sie herzlichen Dank für beyde. Ihr freundlicher und mir in mancher Hinsicht aufmunternder Inhalt ist mir Trost und Freude in Geschäften und Verhältnissen, die auch ihren Antheil an Untröstlichem und Unerfreulichem haben. Daſs mich der Unfall, welcher das Leben eines theuren Kindes geraubt, auch hinderte, Berlin und Sie mit Ihren Freunden zu sehen, kann ich noch jetzt nicht verschmerzen. Vielleicht daſs in einigen Jahren gelingt, was jetzo versagt blieb, und dann, hoffe ich, auch in besserer und behaglicher Zeit. Ihr junger Freund, dessen freundliche und frische Jugend mich sehr angezogen hat, ist bey seiner Reise durch Österreich auch von der Hand des Despotismus gegriffen worden, der jetzo mit erdrückendem Gewicht über jenen Ländern lastet; doch das wissen Sie wohl oder erfahren es von ihm. Leid war es mir, daſs ich zu spät hier ankam, um ihm in dem traurigen Zustande, in dem er in München anlangte, beyzustehen. Als ich ihn das erste Mal sah, war er fast ganz von den Leiden der grausamen Behandlung, die er geduldet, wiederhergestellt. Möge er in vollem Winter die Reise nach Berlin wohl bestehen und Ihnen diesen Brief bey guter Gesundheit bringen.

Es freut mich sehr, daſs Ihnen unsere akademische Genossenschaft erwünscht ist, und wird es mir für unsere Armuth lieb seyn, wenn Sie uns aus Ihrem Reichthum bey Zeiten eine erspriesliche Mittheilung gönnen wollen. Ihre Bemerkungen über die Inschrift des sogenannten Helmes des Onatas [2]) kamen grade zur rechten Zeit. Ich hatte über die Inschrift in Schulpforta und Leipzig mit meinen Freunden, auch mit Hermann verhandelt und fand über das *τῷ Δὶ* und den Sinn von *ἀπὸ Κύμας* keine Meinungsverschiedenheit; doch wuſste sich keiner aus dem *ΤΥΡΑΝ* zu finden. Lange wollte *ΛΑΦΥΡΑΝ*. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, und gegen Ihr *Τυρρήν' ἀπὸ Κύμας* fällt jeder Einwurf zu Boden. Schon war für eine Sitzung unserer Classe ein Aufsatz von mir auf der Reise entworfen worden, und ich konnte Sie nun als den Finder des Wahren und dabey zugleich die erste Frucht unserer Wahl aufstellen. Schelling wird hier durch die Krankheit seines älteren Sohnes zurückgehalten, doch ist der Knabe auf der Besserung, und er wird wohl diesen Monat noch in Erlangen seyn. Die Versetzung der Universität Landshut hierher ist nun entschieden, aber noch nicht, ob sie schon Ostern oder erst Michael erfolgt. Ihre Regierung hat bey der hiesigen Beschwerde über meine Zueignung geführt, und diese hat während meiner Reise meine Vertheidigung geführt. Das ist doch auch etwas werth.

Herzliche Grüſse Ihren Freunden

von Ihrem

Fr. Thiersch.

---

1) Liegt nicht vor. 2) C. Inscr. 1, 16. Vgl. o. S. 172.

1821, 10. April. Berlin. Schon seit einigen Wochen, verehrtester Freund, gehe ich damit um, Ihnen zu schreiben, und komme vor lauter Nichtsthun, welches mich in den Ferien bisweilen ergreift, nicht dazu; indessen will ich nicht länger zögern. Die nächste Veranlassung giebt mir eine kleine Abhandlung über einen nicht unmerkwürdigen Gegenstand, welche ich zu Anfang dieses Jahres etwas rasch geschrieben habe, und die man eben nun so wie sie ist gebrauchen mufs. Die Entzifferung der Urkunde[1]), die ich Ihnen schicke, erforderte eine so grofse Anstrengung des Gesichtes und des Verstandes, dafs ich für die Erklärung schon ganz ermüdet war; ich habe sie daher eben nur so gemacht, wie ich sie ohne gröfsere Untersuchungen machen konnte. Das zweite Exemplar, welches ich nicht überschrieben habe, bitte ich in meinem Namen der Kgl. Akademie mit meiner ergebensten Empfehlung und Bitte um freundliche Annahme zu übergeben. Für Sie habe ich noch einen Lectionskatalog beigelegt, worin ich zwei kleine Inschriften herausgegeben habe.

Der Druck meines Pindar rückt langsam vor; es geht mir wie Ihnen, denn der Ihrige hat auch lange gelegen. Auf Michaelis wird der Band jedoch gewifs fertig. Ich sehne mich nach dem Ende dieses langathmigen Werkes und verspreche zum voraus, dafs ich nicht so leicht jemals wieder einen Schriftsteller herausgeben werde, es möchte denn der platonische Timäus sein. Seit diesem Jahre habe ich mich wieder an die griechischen Inschriften gemacht und gedenke diese Arbeit nun unverdrossen zu verfolgen. Es kostet mir allerdings Überwindung, aber ich denke doch bei der Stange zu bleiben und allen Versuchungen zu anderen Arbeiten, welche mich zerstreuen könnten, standhaft zu widerstehen.

Wenn man den Nachrichten aus der Ferne trauen darf, so scheint die Zeit gekommen zu sein, da die Griechen sich ermannen wollen. Hätten sie äufsere Unterstützung, welche sie aber schwerlich erhalten werden, so könnten sie jetzt gewifs das Joch abschütteln. Die hier studirenden Griechen haben eine grofse Begeisterung und reisen zu ihrem patriotischen Heere.

Von der Verlegung der Universität von Landshut nach München hört man gar nichts mehr.[2]) Ist dieser Plan, der, wie Sie mir einmal schrieben, schon beschlossen war, wieder aufgegeben? Ich bin ein grofser Anhänger des Grundsatzes, die Universitäten in die Hauptstädte zu legen, aus vielen andern Gründen und weil der Hülfsmittel mehrere dadurch für das Studium gewährt werden, auch die grofse Einseitigkeit und Philisterei der Professoren dadurch etwas abgeschliffen wird. Das einzige, was wenigstens nach hiesiger Erfahrung dagegen spricht und mich oft auch drückt, ist die Unbequemlichkeit des Lebens in den grofsen Städten. Wahrscheinlich würde auch Ihnen die Ausführung des Planes der Verlegung der Universität nach München angenehm sein, indem Sie wohl an der Universität auch theilnehmen würden. Ast[3]) schreibt zwar viele Bücher, scheint aber, soviel man an den Früchten erkennen kann, keine

---

1) Die Papyrus-Urkunde, s. o. S. 100.
2) Sie geschah erst 1826.
3) Georg Anton Friedrich Ast, seit 1805 Professor der klassischen Philologie in Landshut, Herausgeber des Platon (1819—27), † in München 1841.

bedeutende Wirksamkeit als Lehrer zu äufsern und hat der Grillen gar zu viele. Vor kurzem las ich eine Recension in den Wiener Jahrbüchern von meinem Philolaus, die ohne Zweifel ihn zum Verfasser hat, und worin bedauert wird, dafs ich auf das chinesische Buch Y-King nicht Rücksicht genommen, welches die letzte Quelle aller dieser Philosopheme sei. Es ist fast unglaublich, welche Ungereimtheiten jetzt zu Tage gefördert werden. Da ich mich so nebenher auch ein wenig nach der orientalischen Philosophie umgesehen habe, war mir diese chinesische Linienweisheit wohl bekannt, aber ich hätte nicht gedacht, dafs irgend einer so kühn sein könnte, sie mit dem Pythagorismus in geschichtliche Verbindung zu bringen.

Doch ich schliefse, da mir eben ein anderes Geschäft vorkommt. Leben Sie wohl und bleiben Sie mir gewogen.

Ganz der Ihrige

Böckh.

Aus den folgenden Jahren bis 1828 liegt nur ein Brief von Thiersch vor, vom 25. März 1825, in welchem er den nach Berlin reisenden jungen Philologen Leonhard Spengel empfiehlt und seine dritte Abhandlung über die Epochen der griechischen Kunst übersendet.

1828, 20. September. München. Mein theurer und verehrter Freund! Statt Ihnen diesen Brief zu schreiben, wäre ich lieber selbst nach Berlin gekommen, und ich habe mich nicht ohne inneres Widerstreben abgehalten, grade diesen Herbst meinen alten Vorsatz, einmal Berlin zu sehen und dort alte und verehrte Freunde wiederzufinden, ganz aufzugeben. Einmal würde ich dort wohl die berühmtesten Naturforscher und Ärzte, aber noch nicht die Museen von Bartholdy und Koller gefunden haben, durch deren Ankauf Ihre Regierung grofse archäologische Schätze nach Berlin gewendet hat.[1]) Dann hätte ich München grade in dem Monate verlassen müssen, wo die Prinzessinnen von Sachsen und Preufsen, alte Schülerinnen von mir, hierher in die Nähe kommen, die ich in Dresden und Berlin zu besuchen mehr als einmal aufgefordert und gemeint war. Aufserdem hat mich auch verstimmt, was uns noch in den letzten Zeiten von Gehässigkeiten und sogar Verfolgungen zukam, denen aus nur zu bekannten Gründen Männer, die ich verehre, ausgesetzt sind. Denn nicht anders als Verfolgung, und zwar als eine sehr nichtswürdige, kann es bezeichnet werden, wenn man einen Mann wie Schleiermacher[2]) der Pflichtversäumnifs und niedriger Absichten in Vereinigung mehrerer Stellen öffentlich und unbestraft bezüchtigen kann. Dieses heillose Treiben wird hoffentlich in wenig Jahren seine Endschaft erreicht haben und die Atmosphäre gereinigt seyn. Auch werden wir dann in mehr Ruhe zusammenseyn können, als unter dem jetzigen Geist möglich wäre.

Die Naturforscher haben mir, als sie vergangenes Jahr hier beysammen waren, die Leitung der Ausgabe des Plinius übertragen, welche

1) Jakob Salomo Bartholdy, geb. 1779 zu Berlin, seit 1815 preufsischer Generalkonsul in Rom, starb 1825. Franz Freiherr v. Koller, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, starb in Neapel 1826.

2) Vgl. Treitschke, Deutsche Gesch. 3, 400.

sie mit sacherklärenden Anmerkungen ausstatten wollten. Ich war gemeint, die Akademien von München und Berlin zur Theilnahme zu ziehen; doch die unsrige hat den Antrag abgelehnt. Wird es auch die Ihrige thun? Ich bitte Sie, aus dem Briefe, den ich an Herrn v. Lichtenstein[1]) geschrieben habe, den Stand der Sache zu entnehmen und mir dann zu sagen, was von Ihrer Akademie in dieser Unternehmung kann begehrt und erwartet werden. Am meisten rechne ich auf Ihren Rath und Beystand in Führung der Sache, welche wahrscheinlich weit aussehend und von steigender Wichtigkeit werden wird.

Ich habe Ihnen den herzlichsten Dank für das reiche Geschenk Ihres Corpus Inscriptionum zu sagen, dessen Lieferungen ich mit steigendem Interesse und reicher Belehrung durchgegangen habe. Hermanns nichtswürdiger Versuch, ein Werk, das andere Nationen mit Enthusiasmus empfangen würden, um seinen wohlverdienten Namen zu bringen, ist an ihm vorübergegangen, wie ein Hauch aus schwankendem Rohr, und seine Unfähigkeit über die hier vorliegenden Dinge zu urtheilen ist, wie in Ihren Nachträgen, so in dem Rheinischen Museum durch Ihre Abhandlung über die Euthynen bis zur vollkommensten Klarheit gebracht worden. Leider habe ich dagegen nichts anzubieten, als beyliegend eine akademische Kleinigkeit, die ich für Sich und die Freunde anzunehmen bitte.

In unsern Universitätsangelegenheiten steht und liegt noch vieles ungeordnet, und es ist zu beklagen, dafs wir in vielem hinter der Erwartung zurückbleiben. Es fehlt überall die wahre und feste Wissenschaft, mit ihr die Achtung für sie, und ohne Steuer und Compafs treibt man auf das Meer hinaus und läfst sich von allerley Winden in Klippen und auf Syrten treiben. Nur wo der Geist des Protestantismus die Geister frey gemacht, dem Urtheil seine Unbefangenheit, der Wissenschaft Wurzel und Saft, der Forschung die offene Bahn gegeben hat, ist Wissenschaft und ihr Segen zu finden. In dem König selbst[2]) ist jener Zwiespalt, welcher die Welt zertheilt, der Widerstreit sich ausschliefsender Eigenschaften und Bestrebungen in vielem sichtbar. Für die kirchlichen Institutionen durch eine fast hyperkatholische Erziehung eingenommen und für eine Art von Ideal der Kirche durch das Hochstrebende seines Geistes begeistert, will er dennoch keineswegs der Geistlichkeit gewähren, was sie allein begehrt, Macht und Geld, noch gestatten, dafs man der protestantischen Kirche und ihren Einrichtungen zu nahe tritt. Ein eifriger Katholik gegenüber der Curie erscheint er den Wissenschaften gegenüber als ihr liberaler Beschützer, und so kommt es, dafs, während er Klöster eröffnet, er auf der Universität die Freyheit der Studien einführt. Viele sind an ihm irre geworden, ich habe keinen hinreichenden Grund, an ihm zu zweifeln. Er möchte, dafs jedes Bedürfnifs und jede Richtung, welche sich im Gebiet der kirchlichen und wissenschaftlichen Dinge hervorthut, seine Befriedigung und ihre freye Bahn habe, dafs das schädliche in ihnen sich durch seinen Gegensatz aufheben solle, und ist zu sehr König, um nicht am Ende von sich zu stofsen, was sey es seiner Krone, oder dem allgemeinen Fortgange seines Volkes sich als nachtheilig erweisen sollte.

1) S. o. S. 211. 2) König Ludwig I. von Baiern, vgl. Treitschke 3, 604.

Ob wir bey unserer Akademie in ihrer neuesten Gestaltung eine Literaturzeitung bekommen werden, ist noch sehr die Frage. Ich wünsche es kaum, denn offenbar haben wir dieses Guten oder Bösen schon zuviel, wiewohl es unerfreulich ist, daſs das südliche Deutschland eines gröſseren literarischen Organs dieser Art ganz entbehrt. Anfangs schien es mir, daſs die von Ihrer Societät ausgegangene eine gemeinsame werden und etwa zur Hälfte von uns aus unterhalten werden könnte; doch hat sie eine Richtung angenommen, der hier kaum jemand folgen kann, und nach der Beurtheilung von Savigny und einigen in ähnlichem Geiste ist eine Vereinbarung unmöglich. Ich selbst habe Hrn. Prof. Gans, im Vertrauen auf seine Erklärungen, auch meine persönliche Theilnahme zugesagt; doch abgesehen von der allgemeinen Richtung jener Jahrbücher machte mir die Societät durch die Beurtheilung einiger meiner Sachen von Schulze und Hirt auch diese unmöglich. Ich bin weit entfernt, ihnen den Tadel übel zu deuten, und lasse mir gern in der wahren Überzeugung von meiner Mangelhaftigkeit noch stärkeren gefallen, wenn er auf dem Gebiet der Untersuchung und Wissenschaft bleibt; wenn aber Hirt mir den Grammaticus vorwirft, wo von Archäologie die Rede ist, und Herr O. R. Rath Schulze mich meinen Freunden als zweydeutig verdächtig macht und unsere Regierung vor meinen Vorschlägen warnt, so geht beydes in ein Gebiet des Streites hinein, welches ich von wissenschaftlichen Männern seit Lessings Feldzügen gegen Klotz verlassen glaubte, und so bereit ich bin, jedem seine Künste zu gönnen, mir gelegentlich die Vergeltung vorbehaltend, so ungeziemend würde es mir seyn, nach diesen Vorgängen eine Gemeinschaft zu pflegen, welche durch sie nothwendig abgeschnitten ist. Ich habe Hrn. Prof. Gans und Hrn. v. Varnhagen auf Briefe, welche sie mir deshalb geschrieben, nicht geantwortet, weil ich ihnen nur in diesem Sinne hätte antworten können, was ich nicht wollte, indeſs wäre mir leid, wenn beyde Männer glauben sollten, dieses sey aus irgend einem Grunde der Miſsachtung ihrer Person gethan.

Von Buttmann haben wir die letzte Zeit nur betrübende Nachrichten erhalten, und ist sein Leiden, wie uns gemeldet wurde, vom Schlage, so ist leider gewiſs, daſs seine Kraft auf immer gebrochen ist. Spengel, zu dessen Ausbildung Sie so wesentlich beygetragen haben, ist so eifrig, daſs er im Gymnasium eine Classe als Verweser besorgt und Privatdocent der Universität ist[1]), mir auch als Gehülfe beym Seminar beygegeben, und ich denke mir an ihm einen Nachfolger zu erziehen. Ast hält sich fortdauernd zurück, und es ist mit ihm schwer, irgend ein collegialisches Verhältniſs zu begründen. Er ist übrigens in seinen Pensis, wie ich höre, sehr thätig, und jetzo drängt er ein Lexicon Platonicum zu vollenden, das er hofft den Oxfordern verkaufen zu können.

Schelling liest mit sich gleichbleibendem Beyfall und in entschiedener Richtung gegen Hegel, über den er ganz ohne Schonung hinweg schreitet, nicht ohne Ironie, Spott und Hohn in seine Polemik zu mischen. Im übrigen zeigt sich auf unserer Universität ein Regen zum Besseren, und

---

1) Leonhard Spengel, geb. 1803 zu München, später Professor der klassischen Philologie als jüngerer Amtsgenosse von Thiersch, † 1880.

es müfsten noch bedeutende Mifsgriffe geschehen, wenn nicht zuletzt die Hauptsachen sich gut gestalten und ordnen sollten, soweit es unter diesen Verhältnissen nur immer möglich ist.

Ich bitte Sie, die gemeinsamen Freunde Buttmann, Schleiermacher, Bekker, Tölken, Klenze auf das herzlichste zu grüfsen und Ihre Theilnahme zu bewahren

Ihrem treu ergebenen

Fr. Thiersch.

1828, 19. Oktober. Berlin. Ihr Schreiben, verehrtester Freund, was Sie bei Gelegenheit der Reise Ihrer Naturforscher hierher gesandt haben, hat mich sehr erfreut, und ich beantworte es bald nachdem ich es empfangen habe, und dennoch spät. Ich bin nehmlich bis zum 8. October verreist gewesen, gerade in der Zeit da die Naturforscher hier versammelt waren, und so habe ich wenigstens nichts dadurch verloren, dafs Sie nicht hierher gekommen sind. Meine Reise war nach dem Vaterlande meiner Frau und dann nach dem meinigen gegangen, und hätte mir vielfache Freude, Erheiterung und Erquickung gewähren können, deren ich wahrlich bedarf; aber die ganze Reise ist mir durch ein fortdauerndes Mifsgeschick getrübt worden, nehmlich durch Krankheit meiner Frau, die sich erst auf der Reise nach und nach zeigte, und die ihr leider ein langwieriges Leiden bereiten wird, was meine Studien bedeutend zu hemmen droht.

Unter den Gründen, welche Sie anführen, weshalb Sie denn doch nicht hierher gekommen seien, kann ich einen nicht übergehen, dem ich an vielen Orten auch auf meiner Reise entgegenwirken mufste, nehmlich die scheinbare Verfolgung von Schleiermacher. Man kennt den bösen Buben, oder richtiger gesagt dummen Jungen gar wohl (mit Unrecht gilt Gans dafür), der diese Sachen ausgestreut hat; aber seien Sie versichert dafs dergleichen hier ohne alle Bedeutung und grofsentheils sogar unwahr ist; nur einzelne entfernte und ziemlich gleichgültige Wahrheiten liegen zum Grunde und sind boshaft entstellt und combinirt. Mir scheint, wenn ich die Sache recht überlege, am meisten die Redaction der Allgemeinen Zeitung zu tadeln, die so armselige Correspondenten in Berlin hat, dafs fast niemals eine reine Nachricht von hier darin steht, sondern nur Kaffeehausklatschereien.

Noch unbekannt damit, was in der Versammlung der Naturforscher über die Ausgabe des Plinius verhandelt worden, kann ich darüber gar nichts schreiben. Den Professor Lichtenstein habe ich noch nicht gesehen, und die Akademie feriirt noch etliche Wochen. Allerdings hat die Akademie durch das Corp. Inscr. Gr. und durch den Aristoteles sich schon viele Ausgaben aufgeladen, aber ich glaube dennoch, dafs ein Geldzuschufs von ihr herauszupressen wäre, wenn nur die Arbeit ihre Arbeiter hätte, und in der Akademie eine rechte Thätigkeit herrschte. Dafs sie letztere nicht hat, liegt freilich in den Umständen. Nur wenige sind darin für Faulenzen ordentlich bezahlt; die andern sind mit Geschäften überladen, so dafs sie nur mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, die sie aufreiben

mufs, litterarisch thätig sein können. Käme es nur darauf an, einen Text ohne Rechenschaft und Anmerkungen zu geben, so würde unser Bekker nicht zögern Hand anzulegen. Aber jede andere Arbeit scheut er zu unserem allgemeinen Verdrufs.

Mit dem gröfsten Genufs habe ich Ihre geist- und gemüthvolle Abhandlung über die Neugriechische Poesie gelesen, um so mehr da den meisten Philologen das Gemüth ausgeht. Das einzige Bedenken, was ich dabei hatte, beruht, wie mir scheint, nur darauf, dafs es nicht auf Ihrem Wege lag, das zu sagen, was sich mir darbot, nehmlich dafs der Geist dieser Poesie doch gegen die alte ganz den auch nothwendigen Gegensatz des Antiken und Modernen bildet, und dafs auch in dieser griechischen modernen Poesie das Empfindsame vorherrscht. Übrigens habe ich bei Lesung solcher Abhandlungen immer das Gefühl des Neides, aber eines nicht bösartigen. Ich beneide nehmlich die freie Bewegung des Gedankens, während ich, an starre Worte wie angeschmiedet, hämmern und meifseln mufs, und immer und immer wieder, und fast ohne Ende! Kleine Nebenwerke könnten mir einige Erquickung gewähren, aber sie werden mir wieder dadurch vergällt, dafs sie erzwungen sind und dem Hauptwerke, mit dem ich fertig werden möchte, abgemüfsigt werden müssen. In der letzten Zeit habe ich einige dergleichen geschrieben, vor den Lectionskatalogen und in den Schriften der Akademie; aber ich mag sie kaum versenden, weil oft die Gelegenheit fehlt, oft auch die Lust. Denn was ist daran gelegen, ob jetzt, wo soviel geschrieben wird, fliegende Blätter verborgen bleiben? Offenherzig gesagt, es liegt mir nicht viel an der Gegenwart und wenig an der Nachwelt. Der wahre Nachruhm scheint vorzüglich dem Dichter gegeben, und hier beneide ich wieder vorzüglich Einen Mann, den Sie zu den Ihrigen zählen, den unvergleichlichen Grafen v. Platen. Da ich aber einmal von meinen Nebenwerken spreche, so will ich doch sagen, dafs ich eine noch ungedruckte, aber fertige Abhandlung über die Sophokleische Antigone, nehmlich über Kritik und Erklärung, liegen habe, die drucken zu lassen ich noch immer Bedenken trage, weil sie nicht im herrschenden Geiste geschrieben scheint.

Ganz wunderlich geht es mir mit dem Rheinischen Museum, aus dessen Redactoren ich noch bei Zeiten ausgestrichen worden bin. Zwei Abhandlungen sind schon darin erschienen, die zu widerlegen ich mich aufgelegt fühlte, die von Grauert über Arat und die von meinem Freunde und Schüler Meier, beide in den Vorreden zu Lectionskatalogen[1]), beide friedlich und freundlich. Und nun ist mir ein noch seltsamerer Spafs passirt. Unser lieber Spengel hat, wie ich dieser Tage gesehen habe, dort eine Abhandlung über die pseudeponymen Archonten drucken lassen. Von mir ist eben eine solche schon vor einem Jahre in der Akademie gelesen und diesen Sommer gedruckt, aber nicht ausgegeben worden.[2]) In der Grundansicht stimmen wir um so mehr überein, da er selbst sogar eine früher von mir geäufserte Meinung anführt und sagt, dafs jede fernere Forschung diese bestätigen werde; aber in der Ausführung gehen wir ganz

1) Böckh, *De Arati Canone* 1828, *De Areopago* diss. altera 1828/29; Kl. Schriften 4, 301 ff. 2) S. o. S. 65.

auseinander. Ich mufs gestehen, dafs mir seine Darstellung ungeheuer kühn erscheint, und es thut mir leid dafs ich von meiner Abhandlung kein Exemplar habe, um ihn zu bitten dafs er mir sage, ob ihm meine Erklärung der Sache ebenso ungeheuer furchtsam erscheine, als die seinige mir kühn.

Da ich ins Schwatzen gerathe (wie sollte es mir nicht zur Erheiterung dienen, mit einem wohlwollenden Freunde zu schwatzen, da hartes Leiden mich drückt?), so soll auch die Litteraturzeitung[1]) beschwatzt werden, so ungern ich sonst davon rede. Für meine Person war ich dieser Gesellschaft in der Hoffnung beigetreten, eine Vereinigung der Partheien zu Stande zu bringen. Da ich jedoch sah, dafs man eine solche nicht wollte, bin ich, der ich mich ohnehin zum Recensiren fast mit Prügeln zwingen mufs, so weit zurückgetreten, dafs ich überhaupt nur an zwei Sitzungen der Gesellschaft theilgenommen habe. Ein Directorium von 20 Personen ist überhaupt ein Unding, und nur unter einem solchen können soviele dumme Streiche gemacht werden, als von der Gesellschaft gemacht worden sind. Dahin rechne ich auch, was Sie verunglimpft hat. Nur wenn Einzelne eine gröfsere Verantwortlichkeit haben, werden gröfsere Fehler vermieden; die gröfsere Corporation aber vertritt alle Pudel mit Leichtigkeit. Längst schon würde ich öffentlich abgetreten sein, wenn ich nicht glaubte dafs es gleichgültig sei, ob mein Name auf dem Umschlag steht oder nicht. Diese passive Theilnahme aufzuheben habe ich mich bisher um so weniger entschliefsen können, da denn doch vielleicht einmal eine Umgestaltung der Anstalt möglich werden könnte, zumal da sie in dieser Gestalt ohne Unterstützung des Staates nicht lange wird bestehen können. Unstreitig wäre es das Natürlichste, wenn die Anstalt unter die Aufsicht der Akademie der Wissenschaften gestellt würde, die aber leider immer nur dafür sorgt, dafs sie nichts zu thun bekomme.

Ihrer Universität wünsche ich das beste Gedeihen. Die unsrige hat auch ihre Fehler, und es wird einem auch hier mancherlei verleidet. Die vorgesetzte Behörde hat gewifs den besten Willen, aber ob sie immer richtig urtheilt und handelt, ist sehr zu bezweifeln. Das Vielregieren ist überhaupt eine schauderhafte Untugend der Staaten und greift immer mehr um sich. Im Ganzen unserer Universität fehlt es an Plan und Ordnung, vorzüglich in Besetzung der Stellen, und das Geld wird durch Anstellung einer Menge halbthätiger Leute zersplittert. Leben Sie wohl, bester Freund, und bleiben Sie mir gewogen.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1830, 20. März. München. Mein theurer und verehrter Freund! Herr Parisiades, ein Grieche aus Kreta, welcher sich jetzo in Berlin aufhält und auch des Altgriechischen wohl kundig ist, wünscht an irgend einen meiner Freunde in Ihrer Stadt eine Empfehlung zu haben und durch ihn, wenn es möglich ist, Gelegenheit zu bekommen, seine Kenntnisse durch

1) S. o. S. 170 u. 224.

Unterricht zu benutzen und geltend zu machen. An wen konnte ich ihn in diesem Fall füglicher adressiren als an Sie, mein verehrter Freund, und ich kann es deshalb mit Beruhigung, weil mir Herr P. während seines Aufenthaltes dahier als ein ebenso geschickter wie rechtlicher junger Mann bekannt geworden ist, unähnlich in dieser letzteren Hinsicht sovielen seiner durch Europa ziehenden Landsleute, welche sich als Abentheurer, Gauner und Tagediebe herumtreiben und dadurch den Namen der Griechen auch unter uns verdächtig und verächtlich machen. Vielleicht finden Sie Gelegenheit, ihn mit einigen Ihrer Freunde bekannt zu machen und ihm dadurch nützlich zu werden.

Ich benutzte gern diese Gelegenheit, mich mit Ihnen noch längere Zeit über gemeinsame Angelegenheiten zu unterhalten, aber die Stunde ruft mich zu Geschäften auf die Universität, und neben mir sitzt wartend in seiner Nationaltracht der Suliot und *παιδαγωγὸς* des jungen Botzaris, der gekommen war, mich an den Brief zu mahnen, und ihn bestellen wird; doch kann ich nicht umhin, einiges wenigstens beyzufügen.

Ich bin aufser durch das Rectorat auch noch durch Streit und Kampf für unsere Schulen und sogar für die armen Würtemberger in Anspruch genommen worden. Ein Plan zur Einrichtung unserer lateinischen Schulen und Gymnasien, grofsentheils von mir und Schelling, ist durch den verbundenen Widerstreit der einander entgegengesetztesten Partheyen, der Theokraten und Physiokraten, und der Menge, welche sich zur rechten und linken ihnen gesellt, in dem Vertrauen des Königs erschüttert worden und eben im Begriff, durch eine neue Commission demolirt zu werden.[1]) Noch ehe dieses begann, hatte ich den heillosen Zustand von Tübingen aufzudecken Gelegenheit genommen, grofse Bewegung darüber in dem Würtemberger Lande erregt und wenigstens dieses bewirkt, dafs man dort in den „antihumanistischen" Umkehrungen des Schulwesens nicht weiter geht. Mit unserer Universität steht es im Ganzen leidlich; viel Freyheit der Bewegung im Ganzen, viel Eingriffe im Einzelnen; nicht selten Mangel an Einsicht von oben und schlimme Feinde; nicht selten auch Mangel an Mitteln, indem bey uns unter dem vorwaltenden Sparsystem meist das Gute scheitert; doch geht die Jugend offenbar zum Besseren, und das ist die Hauptsache.

Meine literarischen Arbeiten sind dadurch freylich in Rückstand gekommen; doch habe ich beschlossen, mich nach Niederlegung meines Amtes als Lehrer im nächsten Herbst aus allem nicht Philologischen auf meine Wissenschaft ganz allein zurückzuziehen, *οἴκοι βέλτερον εἶναι.* Sie sind einer der glücklichen, die das immer im Herzen gehabt.

Die besten und herzlichsten Grüfse den gemeinsamen Freunden, besonders Schleiermacher und Bekker, von

Ihrem treu ergebenen

Fr. Thiersch.

Im Herbst 1830 kam Thiersch nach Berlin und besuchte auch Böckh; s. Thierschs Leben 1, 375.

---

1) Vgl. Treitschke, Deutsche Gesch. 3, 613.

1831, 22. Juli. Berlin. Verehrter Freund! Erst vorgestern habe ich Ihren Brief vom 10. d. M. empfangen, ich weiſs nicht wieso, und antworte, sobald es möglich ist. Ihre beneidenswerthe Reise wird der Wissenschaft ebenso ersprieſslich als Ihnen angenehm sein; wäre ich nicht wieder verheirathet, so hätte ich mich Ihnen noch zum Reisegefährten erboten, da man jetzt fast lieber in der Türkei als in Europa sein möchte: das sollte wohl eine recht lustige und anmuthige Reise geworden sein! Nun reisen Sie recht glücklich und finden Sie recht viel. Ihrem Willen gemäſs übersende ich Ihnen sogleich ein Exemplar des Corp. Inscr., um es der Bibliothek zu Aegina zu übergeben. Besondere Anfragen stelle ich nicht, da Sie schon von selber alles, was zu erforschen möglich ist, ausmitteln werden. Kommen Ihnen Inschriften vor, die noch nicht herausgegeben sind, so bitte ich um gefällige baldige Mittheilung, besonders etwa derer von den Inseln, woran ich gerade drucken lasse, so daſs ich vielleicht eine oder die andere noch einschieben könnte, denn ich mache gern so wenig Addenda als möglich. Gegenwärtig arbeite ich übrigens an dem Corp. Inscr. gar nicht, da ich für den schläfrigen Gang des Druckes Vorarbeit genug habe und das Rectorat mir kaum soviel Zeit läſst, um die laufenden Sachen zu beseitigen. In den Ferien hoffe ich aber wieder daran zu gehen, wenn anders bis dahin ein sorgenfreies Leben hier noch möglich sein wird, da uns die Cholera immer näher rückt.

In Aegina lebt ein gewisser Constantin Pittakis, ein Athener, mit welchem ich eine Zeit lang Briefe gewechselt habe über den Ankauf von 600—800 Inschriften, die freilich groſsentheils gedruckt sein mögen.[1]) Er hat versprochen, sie gegen 100 Span. Piaster abzulassen, und die Sache war so weit gediehen, daſs bereits im Mai 1830 unsere Gesandtschaft in Constantinopel angewiesen worden ist, etwa durch Vermittelung des österreichischen Generalconsuls Gropius zu Athen oder Aegina die Auszahlung des Kaufpreises und die Empfangnahme der Inschriften von Pittakis zu bewerkstelligen. Indessen ist mir hierüber keine weitere Kunde gekommen; die Gesandtschaft läſst nichts von der Sache hören, und der Pittakis, an den ich über Constantinopel einen Brief gesandt habe, auch nicht. Es wird Ihnen ein leichtes sein, in Athen, Aegina oder Constantinopel zu erfahren, wie es mit dieser Sache steht, und Sie würden mich verbinden, wenn Sie diese Angelegenheit beendigen könnten; obgleich ich keineswegs sicher bin, daſs durch den Kauf eine groſse Erwerbung gemacht wird. Denn der Pittakis ist, wie leider so viele Griechen, die ich kennen gelernt habe, ein Windbeutel, dessen Inschriften, die er anfangs als 1600 Stück anbot, wie man näher rückte, bis auf 600 schwanden. Sie sind alle in Attika gesammelt, und so ist gewiſs bei weitem der gröſste Theil unter den 1000 Attischen, die im C. Inscr. stehen, schon vorhanden.

Ich habe oben gesagt, ich wollte keine Fragen stellen. Indessen kommt mir doch eine vor, die mit einer kleinen Untersuchung zusammenhängt, welche ich kürzlich gemacht habe. In der Einleitung zum nächsten Lectionskatalog[2]), die ich leider von Amtswegen zu machen habe (sie

1) Vgl. o. S. 173.

2) *De vasis Etruscis falso Panathenaicis* Kl. Schriften 4, 350—361. Vgl. Briefwechsel mit K. O. Müller S. 306 ff.

ist noch nicht gedruckt, sonst schickte ich sie mit) habe ich bezweifelt, daſs die bei Nola und Canino gefundenen sogenannten Preisvasen oder Panathenäischen Vasen wirklich attischen Ursprungs seien, obgleich ich nach Messung der einen hier befindlichen gefunden habe, daſs die groſsen das Maſs der attischen Amphora ganz genau wiedergeben. Es wäre sehr schön, wenn Sie etwas zur Entscheidung beitragen könnten. Ein Punkt, der zur Untersuchung gehört, dürfte ohne Schwierigkeit wenigstens bis zu einer gewissen Annäherung an die Wahrheit aus der Beschaffenheit des Thons aufgeklärt werden können. Finden Sie vielleicht auch solche Vasen nicht, so dürften doch antike Scherben zu finden sein, und ich würde also die, ohne Motivirung seltsam und kleinlich klingende, Bitte wagen, eine kleine Sammlung von attischen Scherben, womöglich aus der Gegend des Kerameikos mitzubringen, besonders solche, die von feineren und groſsen Gefäſsen sein dürften. Auf der Rückreise könnten Sie auch Nolanische und Caninische Scherben von solchen Vasen, die daselbst in groſser Anzahl vorhanden sind, sammeln, und die chemische Analyse beider müſste dann zeigen, inwiefern der Thon übereinstimme. Ich will nicht sagen, daſs dadurch ein sicheres Ergebniſs gefunden werde, falls der Thon verschieden sein sollte; ist er aber ganz derselbe, dann wird mein Zweifel beseitigt sein, und wir hätten dann doch eine Grundlage für die Beurtheilung dieser Sache.[1])

Leben Sie recht wohl und vollenden Sie Ihre Reise glücklich.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1833, 10. Juni. München. [Empfehlung eines Engländers, der nach längerem Aufenthalt in Deutschland über Berlin nach England zurückkehren will.] Ihres Auftrages, in Griechenland die Inschriften soviel als möglich zu beachten, bin ich fleiſsig eingedenk gewesen, und die Anzahl derjenigen, die ich abgeschrieben, ist nicht unbeträchtlich, und ob es gleich schwer ist, den ersten Schatz, den Sie ausbreiten, noch zu vermehren, so gelingt uns doch auch manch neuer Erwerb, anderes berichtigt sich durch die neuen Coipen. Die Sachen liegen aber noch in meinen Papieren, und da ich einmal, ich weiſs nicht ob θείᾳ μοίρᾳ, dazu bestimmt bin, zunächst überall für das neue Griechenland in seiner Nothdurft Sorge zu tragen, habe ich nach meiner Rückkunft, ehe ich an die Bearbeitung meines antiquarischen Vorrathes gehe, mich gedrungen gefühlt, ein Buch über die gegenwärtige Lage von Griechenland und die Mittel seiner Wiederherstellung zu schreiben, das jetzo in Leipzig bei Brockhaus gedruckt wird.[2]) Um jedoch nicht ganz mit leeren Händen zu kommen, lege ich

1) Vgl. die spätere Abhandlung von Thiersch „Über die hellenischen bemalten Vasen, mit besonderer Rücksicht auf die Sammlung Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern", in den Abh. der Münchner Akademie 1844, S. 1ff.

2) Fr. Thiersch, De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration, Leipzig 1833.

Ihnen die Abschrift von zwey auf Einen Stein gegrabenen Volksbeschlüssen von der besten Art bei, die ich auf der Burg von Paros in der fast nur aus Tempelstücken und Denksteinen bestehenden Mauer gefunden und mit Hülfe einiger Arbeiter herausgebrochen habe[1]), mit den Ergänzungen wie ich sie in Paros selbst zur Befriedigung der guten Leute, die von dem Hyperboreer erfahren wollten, was die ihren Vorfahren hier verkündeten Mittheilungen bezeugten und erwiesen, habe zu Stande bringen können. Es sind die unterstrichenen Stellen. Da beynahe überall, ausgenommen Z. 48—51, ein Buchstabe fehlte, war die Sache nicht von besonderer Mühe und ist wohl kaum einem Zweifel unterworfen; aber was mag Z. 27 nach ὑπερτιθεμένους fehlen?

Dafs ich in Griechenland durch den Drang der Umstände in Begebenheiten gerissen wurde, welche uns mit den Studien beschäftigten Leuten immer fremd bleiben sollten, ist Ihnen wol gelegentlich bekannt geworden; doch habe ich mich oder vielmehr das arme Griechenland wenigstens auf einige Zeit aus einem schlimmen Dilemma gezogen und die Capodistrier, bey deren Bestand dort kein Ende des Bürgerkrieges und für den künftigen Thron keine Sicherheit möglich war, ohne gewaltsame Katastrophe in wenigen Wochen aufgelöst.[2]) Dafs die über dem Untergang der capodistrianischen Macht hergestellte Ruhe nicht behauptet werden konnte, hat man den fremden Intriken, die auf Waffen und Geld gestützt waren, allein zuzuschreiben.[3])

In Griechenland habe ich von Werken der Menschen nur alte und neue Ruinen gefunden, und dennoch das alte Hellas in der Natur und den Menschen. Auch jetzo noch können dort Wunder geschehen, ähnlich denen der klassischen Zeit, wenn die Sachen nicht gleich von vorn herein von denen falsch gegriffen, gestellt, gebaut werden, die jetzo, aus unsern Büreaus genommen, dort die Hände am Werk haben. Ihr Thesaurus Inscr. hat besonders Herrn Pittakis viel Freude gemacht. Ich habe ihn aufgefordert, alles zu vergleichen mit Ihren Texten, was sich im Original noch vorfindet. Er ist doch genauer und eifriger, als ich mir gedacht hatte.

Verzeihen Sie die Eile dieser Zeilen und seyn Sie der fortdauernden herzlichen Verehrung versichert, die ich auch Schleiermacher, Bekker, Schulze und andern Freunden zu bezeugen bitte.

Ihr

Fr. Thiersch.

---

1) Abh. der Münchner Akademie 1, 583 ff. C. Inscr. 2, S. 1074.

2) Vgl. Thierschs Leben 2, 156 ff. Die Anhänger des 1831 ermordeten Präsidenten Capodistria hatten sich im April 1832 gegen die in Argos tagende Nationalversammlung erhoben.

3) Eine neue Nationalversammlung trat im Juli 1832 zusammen und wählte den von der Londoner Konferenz der Grofsmächte vorgeschlagenen Prinzen Otto v. Bayern zum König, doch dauerten die Unruhen noch fort und legten sich erst allmählich, nachdem der König im Februar 1833 in Nauplia gelandet war.

1835, 4. Juni. München. Mein theurer Freund! Ich war anfangs gemeint, Ihnen erst dann zu schreiben, wenn ich Ihnen eine kleine akademische Abhandlung von mir, die soeben in unsern Denkschriften gedruckt wird, schicken könnte; doch verzögert sich ihre Vollendung, und indeſs drängt die Versendung unserer Preisaufgabe, die ich nicht ohne einige Zeilen an Sie wollte abgehen lassen. Ich weiſs wol, daſs die Geschichte der lyrischen Poesie der Griechen, so wie wir sie begehren, zu schreiben schwer ist, und im Grunde achte ich dem Unternehmen nur Sie allein gewachsen; aber Ihre Arbeiten ziehen Sie nach andern Seiten. Um so erwünschter wäre, im Fall Sie ferne bleiben, einen oder den andern jungen Mann von Ihrer Schule zur Unternehmung der Arbeit zu bestimmen, und dazu bitte ich um Ihre Mitwirkung. Ein Wort der Aufmunterung und der Veranlassung von Ihrer Seite wird dabey das Beste wirken, und wir werden uns, wie es bey solchen Arbeiten ohnehin immer geschehen muſs, sehr gern, wenn nur im übrigen Tüchtigkeit zu sehen ist, an das „Est quadam prodire tenus, si non datur ultra" bey der Beurtheilung zu halten wissen.

Es war mir rechte Freude, Ihren Herrn Sohn[1]) längerq Zeit hier zu haben, nicht nur weil er der Ihrige ist, sondern auch seinetwegen. Sein Ernst, sein gründliches Wesen, seine Kenntnisse und inneren Triebe nehmen auf gleiche Weise für diesen vortrefflichen jungen Mann ein, und ich hoffe und wünsche, daſs er von seiner längeren Reise, wie er es begehrt, zurückkehren möge.

Unsere Literaturzeitung in spe ist ganz in die Hände des Herrn v. Roth[2]) gerathen, und er hält sie darin auf eine Weise, daſs ich von Mitredaktion und Verantwortlichkeit mich zurückgezogen und mich auf die Erklärung zur Theilnahme als Recensent beschränkt habe. Ich glaube, daſs Herr v. Roth weder die Kenntnisse noch die Geschicklichkeit hat, die zu so einem Unternehmen gehören.

Mit den herzlichsten Grüſsen

Ihr treu ergebener

Fr. Thiersch.

In den folgenden Jahren werden die Briefe seltener und kürzer. Am 26. November 1835 übersendet Thiersch den soeben erschienenen Band der Abhandlungen der Münchner Akademie, am 18. November 1839 beantwortet er Böckhs (nicht vorliegendes) Gesuch um Verwendung für einen jungen Mann, der in München vor Gericht gestellt war; ein undatierter Brief (um 1844) empfiehlt den Dr. K. Prantl, der nach Berlin reist; 1849 übersendet er wieder akademische Abhandlungen; am 23. Dezember 1851 ersucht Böckh ihn, dem König Maximilian II. ein Exemplar der neuen Ausgabe der Staatshaushaltung zu überreichen, und gedenkt dabei des Zusammenseins bei der Philologenversammlung in Erlangen.

---

1) S. o. S. 75.

2) Karl Johann Friedrich v. Roth, geb. 1780, seit 1828 Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums, übernahm 1835 die Herausgabe der „Münchner Gelehrten Anzeigen", starb 1852.

1852, 10. November. München. Mein verehrter Freund! Nach meiner Rückkehr aus Athen wollte ich nicht unterlassen, Sie als den *ἀϱχηγὸς* unserer hellenischen Studien zu begrüſsen und den Wunsch vieler und der besten Griechen auszudrücken, daſs Sie meinem Beispiel folgen, nach Athen eine Ferienreise unternehmen und Ihren Verehrern Gelegenheit geben mögen, Ihnen für das, was die hellenischen Studien Ihnen danken, ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Es ist zwar eine traurige Begegnung mit der Akropolis, die keine Drachme hat, die begonnenen Arbeiten fortzusetzen, und genöthigt ist alles in wilder Verwirrung liegen zu lassen, oder die Universitätsbibliothek zu betreten, die allein auf Geschenke angewiesen ist und der man sogar die Mittel versagt, die eingesandten Bücher binden zu lassen; aber das Leben auf der Universität, der Eifer der Jugend in ihr und den Gymnasien ist desto erfreulicher, und so schlecht auch die Regierung ist (der gegenwärtige Cultusminister B. ist seines Zeichens ein Schneider gewesen), das Volk geht vorwärts und zeigt, daſs es auferstanden ist, wenn auch das Glück ihm einen König versagt hat, der es versteht, mit den Besten aus seiner Nähe Land und Leute gut zu regieren.

Die Nachgrabungen und Untersuchungen des Erechtheums haben einen befriedigenden Erfolg gehabt. An Cisternen in dem alten Bau ist nicht mehr zu denken, und was im Innern an Langmauern, Thürpfosten u. dgl. mehr übrig ist, sind Überreste einer christlichen *τϱιςυπόστατος ἐκκλησία*, für die man den westlichen Querbau zum *νάϱθηξ* gemacht und mit einer Thür durchbrochen hat. Auch das Kekropion haben wir gefunden; es schlieſst westlich an das Pandrosion, d. i. an die Halle der Jungfrauen an. Ich werde natürlich von diesen Entdeckungen, die vieles umstoſsen, aber auch den Boden zum Aufbau von Neuem ebnen, weiteren Gebrauch machen und das hauptsächlichste in einem Schreiben in der Allg. Z. niederlegen. Genehmigen Sie es, so will ich dieses an Sie als einen der gründlichsten Bearbeiter der hier entstandenen Probleme richten.

Meine Reise ist von vielen als ein Abentheuer betrachtet worden, ja bey meinen Jahren als eine archäologische „Narrheit“. Nun, da sie gut abgelaufen, mich gestärkt und in den Stand gesetzt hat, aus dem Schiffe auf das Katheder zu steigen und meine Vorlesungen wieder anzufangen, die ich ein ganzes Jahr aussetzen muſste, lobt man meinen Entschluſs. Der Erfolg ist also auch hier der Richter des Menschen. Von der Bibliothek der Universität habe ich Ihnen den Wunsch auszudrücken, das Corp. Inscr., von dem man zwey Bände hat, vollständig zu besitzen, auch die Abhandlungen Ihrer Akademie und was diese sonst herausgiebt. Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie das vermitteln. Die dort beschäftigten Männer sind aller Theilnahme würdig und hängen in der innersten Wurzel ihres Lebens und ihrer Wissenschaft mit Deutschland zusammen.

An Ihre Herren Collegen Gerhard, Tölken, Meineke wünsche ich empfohlen zu seyn und bitte um Fortdauer Ihres Wohlwollens als

Ihr treu ergebener

Fr. Thiersch.

1852, 28. November. Berlin. Verehrtester Freund! Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren Brief vom 10. November d. J., durch welchen Sie mich von Ihrer Rückkehr von Athen in Kenntniſs gesetzt haben. Ihre Ermahnung an mich, Ihrem Beispiele zu folgen, ist mir von vielen Seiten schon nahe gelegt worden, und besonders auch letzten Sommer, da ich in Carlsbad mit der Umgebung des Königs Otto in allerlei Berührung kam. Man muſs aber zu allen Dingen Zuversicht mitbringen; diese fehlt mir zu einer solchen Reise, theils weil ich nicht an Seereisen gewöhnt bin, nicht viel mehr als Hesiod, theils weil ich eine Veränderung der Lebensweise zu fürchten Ursache habe, und weil die Reizbarkeit meiner Augen die südliche Sonne, wie ich glaube, nicht gut vertragen würde. Auch scheue ich die Anstrengung, die mit dem Besuche Griechenlands für mich verbunden sein würde. Wenn ich reise, so thue ich es zur Erholung, und niemand ist weniger als ich geeignet, sich auf Reisen zu belehren und zu unterrichten, da ich mich auf der Reise ganz gehen lasse, ohne meinen Geist irgend zusammenzunehmen.

Auf Ihre Untersuchungen über das Erechtheum bin ich sehr gespannt. Es wird mir sehr ehrenvoll sein, wenn Sie das Schreiben, welches Sie darüber zu veröffentlichen gedenken, an mich richten wollen. Was ich vor vielen Jahren darüber geschrieben habe[1]), war nach den damaligen Kenntnissen eingerichtet; meine Arbeit hat wenigstens mir selber den Vortheil gebracht, daſs ich über den Gegenstand orientirt bin und mich darin zurechtzufinden weiſs. So kann ich also leichter von anderen lernen, und mehr als ich durch eigenes Sehen lernen würde. Denn für das Sehen mit den leiblichen Augen bin ich wenig geübt; daher mag es auch kommen, daſs ich für Localitäten und daher auch für Topographie, welche durch eigenes Sehen vorzüglich gefördert wird, weder vielen Sinn noch Neigung habe. Ich führe dies als einen Ergänzungsgrund zu den Gründen an, weshalb ich eine griechische Reise nicht unternehme; denn vieles von dem, was sie mir darbieten könnte, ginge doch für mich verloren, und dies würde mir dann ärgerlich und verdrieſslich sein. Für meinen Hausbedarf finde ich auch in topographischer Beziehung genug Stoff zum Selbstunterricht und auch noch etwas mehr bei anderen. So enthielt das Päckchen, welches Sie mir von Athen mitgebracht haben, einen oder zwei Artikel von Rhapudopulos, worin der gute Mann beweist, Temeswar sei nicht das alte Tomi; in seinen Briefen ersucht er mich, unsern Landsleuten diesen Irrthum durch Verbreitung seiner Entdeckung zu benehmen. Was er aber sagt, ist längst bekannt, auſser daſs er die Lage des Ortes durch eine Inschrift bestätigt. Seltsam aber ist ihm verborgen geblieben, daſs die falsche Meinung Unkundiger, Temeswar sei Tomi, darauf beruht oder daraus entstanden ist, daſs an dem Orte des alten Tomi später ein Ort Tomiswar war, dessen Name jetzt verschwunden zu sein scheint, da er davon nichts weiſs oder gefunden hat.

1) S. o. S. 58.

Im Laufe des Sommers haben Sie mir eine akademische Rede über Reichenbach, Fraunhofer und Roth[1]) übersandt; ich weifs nicht, ob ich Ihnen schon dafür gedankt habe. Gesetzt ich hätte es gethan, so soll es mich nicht verdriefsen, wenn ich es heute zum zweiten Male thue. Ich habe lange nichts gelesen, was mich so sehr angezogen und befriedigt hätte; es ist ein treffliches kleines Werk. Unter Kreuzband sende ich Ihnen in diesen Tagen eine Rede, mit keinem andern Anspruch, als dafs ich sie eben sende, weil ich nichts besseres habe. Es ist ein Nothwerk, welches von meinem Standpunkt aus betrachtet sein mufs und in seinen besonderen Beziehungen nicht auf allgemeines Verständnifs rechnen kann, vielleicht sogar nicht verstanden werden soll. Es ist jetzt eigentlich nicht die Zeit zu reden, sondern zu schweigen; und mufs man doch reden, so ist es am besten, so zu reden als ob man schwiege.

Ihre Erinnerung, dafür zu sorgen, dafs die Schriften der hiesigen Akademie, und was sonst im Namen der Akademie erscheint, nach Athen geschickt werden, soll nicht vergeblich sein. Ordnungsmäfsig soll dies ohnehin geschehen, aber es mag einiges vernachlässigt worden sein. — Mit Betrübnifs habe ich den Tod Ihres Schwiegersohnes[2]) erfahren, welchen in Erlangen voriges Jahr kennen gelernt zu haben mir so erfreulich gewesen war. Die Gedächtnifsrede von Döderlein hat mir sehr gefallen, zumal sie frei von aller Frömmelei ist, in deren Verdacht ich unsern Freund Döderlein mehr gehabt zu haben scheine, als er verdient. Wenigstens habe ich an ihm davon in den letzten Zeiten nichts mehr bemerkt. Über Prantls[3]) Stellung hört man bedauerliches; es ist mir gesagt worden, die gegen ihn ausgebrochene Verfolgung berühre auch Sie. Hoffentlich wird alles gut vorübergehen. Der Klerus versucht überall seine Kräfte; die des protestantischen sind geringer, aber auch er sucht sie durch Übung zu stärken.

Herzliches Lebewohl von

Ihrem treu ergebenen

Böckh.

1853, 14. April. Berlin. Sie haben mir, verehrter Freund, eine grofse Freude bereitet durch Ihren Brief an mich über die Ausgrabungen im Erechtheion.[4]) Er traf mich in der gröfsten Verwirrung; ich hatte meine Wohnung gewechselt und war in der neuen noch nicht eingerichtet; daher war ich mehrere Tage aufser Stande, den Brief auch nur zu lesen. Ich bin erst gestern daran gekommen. Da ich die zu Ihren früheren Forschungen über das Erechtheion gehörigen Pläne nicht zur Hand hatte, weil ich beim Auszug alles ungebundene zum Buchbinder geschickt habe,

---

1) Drei verstorbene Mitglieder der Münchener Akademie; über Roth s. o. S. 259. 2) Aug. v. Schaden, Professor der Theologie in Erlangen.

3) Professor der Philosophie in München, hatte in Berlin studiert, s. o. S. 259.

4) Thiersch, Über die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis in Athen, Sendschreiben an A. Böckh 1853; vgl. Bursian, Gesch. der Philologie S. 746.

mufste ich blofs den alten im Corp. Inscr. gegebenen Grundrifs bei Lesung Ihres Briefes gebrauchen, kam jedoch auch damit durch. Sie haben sich ein grofses Verdienst durch Veranlassung dieser Grabungen erworben, die höchst merkwürdiges ans Licht gebracht haben. Die neue Austheilung der Räume hat mich sehr angesprochen, und Ihre Ansicht über das Megaron des Erechtheus ist mir durch Ihren Brief weit einleuchtender als früher geworden. Ich bin nun sehr begierig auf die Protokolle, wiewohl das wesentliche schon aus Ihrem Briefe erhellt.

Da ich im vergangenen Winter mir einige Mufse verschafft hatte, habe ich die kleine Abhandlung geschrieben, für deren gütige Beurtheilung von Ihrer Seite ich Ihnen danke, und neulich eine gröfsere über Hermias von Atarneus und ein inschriftliches Bündnifs desselben mit Erythrä. Diese, noch ungedruckt, dachte ich anfangs in Ihre Münchener Schriften zu schicken; aber theils meine Abneigung gegen das Auswärtsdruckenlassen, wobei die mir fast krankhaft unangenehmen Druckfehler kaum zu vermeiden sind, theils der Wunsch des Engländers, der die Inschrift mitgetheilt hatte, rasch ihre Restitution zu sehen, bestimmte mich zuletzt, die Abhandlung in der hiesigen Akademie zu lesen, wo ich dann einen Auszug in den Monatsbericht setzen kann, den ich dieser Tage machen und Ihnen später übersenden werde. Für die Universitätsbibliothek zu Athen werde ich thun, was ich kann. Herrn Rangabé schätze ich sehr, obgleich auch ihm allerlei mangelt; ich habe ihn voriges Jahr gegen König Otto sehr gelobt, ihn auch zum Correspondenten unserer Akademie vorgeschlagen, was er auch geworden ist, und stehe mit ihm, wie Sie aus der Breatischen Abhandlung[1]) sehen, in gutem Vernehmen und Verbindung.

Mit gewohnter Verehrung und herzlicher Ergebenheit

ganz der Ihrige

Böckh.

1856, 6. December. München. Mein theurer Freund! Der Überbringer dieser Zeilen, Herr Dr. v. Lützow, will Ihnen empfohlen seyn, und ich entspreche seinen Wünschen mit vollkommener Bereitwilligkeit, weil ich überzeugt bin, dafs er wie wenige andere Ihrer Theilnahme sich würdig erweisen wird. Er verbindet in seinen Studien Philologie und Archäologie und hat ihnen bei uns mit dem besten Erfolge obgelegen, ein seltenes Beispiel für die Genossen seines Standes besonders in Meklenburg, wo sein Vater ein Lehramt bekleidet, wegen des Ernstes, der Beharrlichkeit und der Umsicht, mit der er die hier auftretenden Problemata ergreift und behandelt. Wir haben ihn mit unserer besten Note bey unserer Facultät promoviren können, was ihn nicht abhält, auch in Zukunft zu den Füfsen der Männer zu sitzen, die er verehrt.

---

1) Böckh, Athenische Volksbeschlüsse über die Aussendung einer Kolonie nach Brea, Kl. Schriften 6, 167 ff.

Es war bey mir und mehreren Freunden eine leise Hoffnung, Sie, verehrter Freund, in Stuttgart bei der Philologenversammlung zu finden, und ein lautes Bedauern, daſs sie getäuscht wurde. Im Durchschnitt genommen war die Versammlung aller Ehren werth, und die Schwaben zeigten sich des consortii in jeder Art würdig. Ich denke an Ihre Berliner Zustände nicht ohne Sorge, oder vielmehr ich weiſs nicht, was ich davon denken soll; aber mit unwandelbarer Verehrung Ihrer Thätigkeit und Erfolge verharre ich

Ihr treu ergebener

Fr. Thiersch.

1857, 4. April. München. Mein theurer und verehrter Freund! Es hat uns bey der Akademie und mir speciell groſse Freude gemacht, daſs unsere schlichte Glückwunschadresse bey Ihnen noch zu rechter Zeit eingetroffen und Ihnen nicht unerwünscht gekommen ist. Mit groſser Genugthuung muſs die ganze gelehrte Welt die Ehrung aufnehmen, die ihr und der Wissenschaft durch einen ihrer ersten Vertreter zu Theil geworden ist, denn was die *viri principes* erfahren, kommt nach Umständen Allen zu gute, und jene Förderung der Einheit und Einigung Deutschlands auf idealem Gebiete ist die einzige, welche wir[1]) anstreben können. Welche weiteren Früchte sie tragen wird, werden unsere Enkel wohl erfahren. Serit arbores, quae alteri saeculo prosint!

Diese Zeilen wird Herr Graf G. Lunzi aus Zakynthos bey Ihnen abgeben, der den Deutschen günstig und von Herkunft innig verwandt, seine beyden Söhne nur in Deutschland einer vollen und gründlichen Bildung glaubt theilhaftig machen zu können. Es wird ihm wie mir selbst sehr erfreulich seyn, wenn Sie in der Sphäre Ihrer Thätigkeit ihm mit Rath und Weisung beystehen können, eine Rücksicht, welcher dieser vortreffliche Mann in jeder Hinsicht würdig ist. Mit herzlicher Verehrung

Ihr treu ergebener

Fr. Thiersch.

1858, 7. Juli. München. Mein theurer und verehrter Freund und College! Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Theilnahme an meinem Jubiläum, welche Sie mir bei Übersendung der Adresse Ihrer hochgefeierten Akademie in so wohlwollenden Worten ausdrückten.[2]) Mit Wehmuth folge ich dem Gedanken, daſs von unsern so reich begabten Genossen und Freunden so wenige uns zur Seite geblieben sind; doch tröstet mich die Erwägung, daſs wir nicht umsonst bemüht gewesen sind, das von unsern Vorgängern empfangene Erbe zu erhalten und zu mehren, und ich preise vor allen Sie, mein verehrter Freund, glücklich, der Sie auf so groſse Erfolge und auf eine so treffliche Schaar reich-

1) Im Brief unterstrichen. 2) Böckhs Brief liegt nicht vor.

begabter Schüler zurückblicken, welche als würdige Epigonen die Hindernisse, gegen die wir in der nun vergangenen Zeit vergeblich kämpften, besiegen werden. Zu meiner grofsen Freude hat das, was ich während der langen Zeit meiner Thätigkeit in Bayern zu leisten Gelegenheit hatte, ob es gleich in vielfacher Weise gehemmt und verkürzt wurde, bei dem letzten Feste von allen Seiten eine so bereitwillige Anerkennung und Theilnahme gefunden, dafs selbst die früheren bittersten Parteibestrebungen davor verstummt, wenigstens zeitweilig entschlafen waren. Was auch komme, ich werde es ruhig bestehen, vor allem vertrauend auf die Zustimmung der Besten und den erwecklichsten Zuruf, der mir als Stimme der Athene aus Ihren Worten ertönt: Klammern wir uns um so fester an einander!

Ihr treu ergebener

Fr. Thiersch.

---

4. Briefwechsel mit Schömann.

Georg Friedrich Schömann, geb. 1793 zu Stralsund, studierte 1809—12 in Greifswald und Jena, wurde 1814 Conrektor am Gymnasium zu Greifswald, 1820 Privatdocent an der Universität daselbst, 1823 a. o. Professor, 1827 o. Professor, starb 1879. Der Briefwechsel beginnt mit ausführlichen Erörterungen, das athenische Staatswesen betreffend, veranlafst durch die Vorarbeiten Schömanns zu seinem Buche *De comitiis Atheniensium.* Am 28. Juni 1817 legt Schömann seine Ansichten dar über die falsch datierten Volksbeschlüsse, die sich in Demosthenes Rede vom Kranze finden, sowie über die Zeit des Lenäenfestes, und bittet um Übersendung der Werke von Corsini und Dodwell, um die Frage über die in Volksbeschlüssen vorkommenden Archonten studieren zu können. Am 24. Juli dankt er für die geschehene Übersendung, auch für zugleich mitgeteilte Inschriften. Am 4. Januar und 3. Februar 1818 entwickelt er seine Ansichten über Prytanen und Proedroi, sowie über die pseudeponymen Archonten, und schreibt am Schlufs: „Ihre Staatshaushaltung der Athener habe ich vor einigen Wochen erst erhalten, doch nur den ersten Band; den zweiten erwarte ich noch. Ich habe das Buch mit grofser Begierde und Erwartung in die Hand genommen; mit welchen Empfindungen und welcher Gesinnung gegen Sie ich es weggelegt habe, will ich Ihnen nicht sagen. Ich werde oft genug noch Gelegenheit haben, Ihnen für die vielfältige Belehrung zu danken, die dies Buch mir gewährt hat; aber ich bin auch dadurch fast ganz zurückgeschreckt worden, mit meinem Erstlingsversuch schon jetzt hervorzutreten, weil ich für meinen Gegenstand nicht den vierten Teil von dem werde leisten können, was Sie für Ihren weit schwierigeren geleistet haben.“ Böckhs hier folgende Antwort ist der erste der von ihm erhaltenen Briefe an Schömann.

1818, 13. Februar. Berlin. Erlauben Sie mir, verehrtester Freund, auf Ihren letzten mir so werthen Brief nur weniges zu antworten, da ich durch allerlei Hindernisse abgehalten werde mehr zu thun. Für die Darlegung Ihrer Ansicht der Prytanen im Verhältnifs zu den aufser ihnen befindlichen Proedren danke ich Ihnen sehr; doch kann ich noch nicht recht mich darein finden, wie es sich mit Aristophon von Kollytos (dies ist die richtige Schreibart nach allen Inschriften) bei Dem. Cor. S. 250 verhalten soll, weil das schlichte εἶπε doch nicht ganz den Sinn hat, welchen Sie ihm unterlegen. Im übrigen gefällt mir Ihre Meinung sehr, nur möchte ich mir die Behauptung des Harpokration noch nicht nehmen lassen, dafs die neun Proedren (in alten Zeiten) *τὰ περὶ τὴν ἐκκλησίαν διῴκουν*, freilich nicht das *ἐπιψηφίζειν*, sondern andere Dinge; und ich stellte mir immer dies so vor, dafs man zur Theilung der Macht manche Sachen in der Volksversammlung durch die neun Proedren habe besorgen lassen, diese aber im Senat ehemals nichts zu thun gehabt

hätten*), in welchem sie aber allmählig freilich auch allerlei mochten zu behandeln erhalten haben. In den Inschriften findet sich wol weiter nichts, als was ich Ihnen schon, in etlichen Briefen verzettelt, geschrieben habe; Volks- oder Rathsbeschlüsse nach Euklid bis Ol. 116 giebt es keine, aus denen etwas hervorginge. Wäre dies nicht, so hätte ich's Ihnen schon im vorigen Schreiben mitgetheilt, zu dessen Behuf ich alles durchgestöbert hatte.

Herr Müller, der nach Griechenland gereist ist, ist nicht der Aeginete, sondern der, welcher über die Minnelieder geschrieben hat. Dieser ist zwar auch mein Schüler, aber er hat nicht den grofsen Eifer des ersteren, und ich glaube nicht, dafs seine Reise grofse Früchte tragen wird, wenigstens nicht für das Alterthumstudium. Der erstere wollte die Reise nicht unternehmen, und ich kann es ihm eben nicht verdenken.

Wenn Ihr Herr Schwager meine Programme abholen will, ein paar Tage ehe er abreist, so will ich dafür sorgen, dafs ich sie für Sie bekomme. Ihr Urtheil über mein Buch ist in der That sehr gütig und schmeichelhaft für mich; aber was Ihre Arbeit betrifft, so stellen Sie diese wol zu sehr in Schatten gegen die meinige. Ich will nicht läugnen, dafs ich mir bei der meinigen alle mögliche Mühe gegeben habe, und Sie werden aus dem zweiten Bande, der nächste Woche erscheint, ersehen, dafs die Arbeit eine fast desperate war; aber es bleibt doch überall noch viel übrig. Wenn Sie den zweiten Band gelesen haben, werde ich Sie um Ihr Urtheil über das Ganze bitten. Übrigens zögern Sie nicht, über die Volksversammlung uns Licht zu geben.

Hochachtungsvoll

ganz der Ihrige

Böckh.

*) Um dies zu motiviren, setze ich noch dies hinzu. Harpokr. sagt: *τὰ περὶ τὴν ἐκκλησίαν διῴκουν* wie ich glaube, aus Aristoteles. Dieser Ausdruck scheint mir ausschliefsend, so dafs sie im Senat nichts zu thun haben konnten: ist dies der Fall, so pafst es nicht auf die späteren Zeiten, wo das Gegentheil der Fall ist. Daher beziehe ich's auf die ältere und nehme das oben gesagte an.

Schömann antwortet am 18. März 1818, die Proedren betreffend, und übersendet 1819 mit einem undatirten Briefe sein Böckh gewidmetes Buch *De comitiis Atheniensium.*

1819, 8. Juli. Berlin. Nicht sowohl die Überraschung, verehrtester Freund, welche mir Ihre ehrenvolle Zueignung nicht machte, weil einer Ihrer Verwandten mich früher einmahl davon unterrichtet hatte, als die Trefflichkeit Ihres Buches, welches ebensoviel Genauigkeit in der Ansicht des Einzelnen als Überblick in der Anlage des Ganzen und Eindringen in den Gegenstand zeigt, hat mir grofse Freude gemacht, und ich danke Ihnen daher vorläufig für dies schöne Geschenk, nicht mit Worten sondern von ganzem Herzen. Ich sage vorläufig; denn um Ihr

Buch genau zu lesen, habe ich ietzo noch keine Zeit gehabt, weil ich durch Vorlesungen über die Griechische Litteraturgeschichte gehindert bin, irgend ein ernsthaftes Studium vorzunehmen, indem ich diese schwierigen Vorlesungen zum ersten Mahle halte. Daher habe ich denn einstweilen so in dem Buche herumgelesen und Einzelnes, was mich zunächst in dem Augenblicke bekümmerte, daraus zu lernen oder zu berichtigen gesucht; und ich rechne dahin besonders Ihre Untersuchung über die Eisangelie und Probole. Dafs Sie in manchen Punkten von mir abweichen, kann natürlich mein Urtheil Ihnen nicht ungünstig stimmen, doch werde ich, sobald die Ferien, die ich erst vom 21. August an etwa werde geniefsen können, herbeigekommen sind, sowohl hierüber als über einige andere Punkte mit Ihnen in Correspondenz zu treten suchen, damit wir darüber uns klar machen und verständigen. Aufser dem Mangel an Zeit verbietet mir dies im gegenwärtigen Augenblick auch der Mangel an Büchern, indem ich von diesen getrennt im Thiergarten wohne, wohin ich wegen der Kränklichkeit meines älteren Knaben gebannt bin.

Vor der Hand habe ich nur zwei Sachen bemerkt, in welchen ich blofs nach dem, was mir im Gedächtnifs schwebt, glaube bei meiner Ansicht bleiben zu müssen. Das eine ist mein Widerspruch gegen Wolf, dafs die *ἰσοτελεῖς* weder Stimmrecht in der Volksversammlung noch Sitz in den Gerichten hatten[1]), denn dafür ist mir mein Beweisgrund entscheidend, dafs sie nicht in *φυλαῖς* und *δήμοις* waren. Denn wie kann einer *ἐκκλησιάζειν* ohne in den Lexiarchicis zu stehen? Das andere ist meine Ansicht der Teleontes; denn obgleich Ihre Abhandlung über die alten Stämme sehr schön ist und diese Lehre wesentlich weiterbildet, so lege ich doch ein besonderes Gewicht auf die von mir nachgewiesene[2]) Übereinstimmung des lokrischen (wenn ich mich recht entsinne) Heros Teleon, der glaube ich wie der athenische auch einen Sohn Butas hat: die Hemsterhuisische Etymologie behagt mir aber schlechterdings nicht.

Da ich künftigen Winter wieder Griechische Alterthümer zu lesen gedenke, so werde ich in die attischen Sachen wieder ordentlich hineinkommen, und dies ist nothwendig, um Ihr treffliches Buch ganz zu durchdringen. Da mir nehmlich allerlei im Kopfe herumgeht, mufs ich mich häufig erst wieder ordentlich orientiren. Seit geraumer Zeit habe ich keine ordentliche Untersuchung mehr in jenem Fache angestellt, abgerechnet eine Abhandlung über die Midiana[3]), die in den nächsten Band der Abhandlungen der Akademie kommt, mir iedoch nicht völlig genügen will, und eine kleine Abhandlung über die Ephebie[4]), die theils vor dem letzten, theils vor dem ietzo im Druck befindlichen Lectionskatalog steht. Unterdessen habe ich mich mit dem Pindar beschäftigt und ich mufs zunächst auch dazu wieder zurückkehren, um dies Werk endlich zu vollenden; bis dahin müssen die attischen Studien cessiren. Nebenbei habe ich eine Fragmentsammlung des Philolaos gemacht, die

1) Vgl. Staatshaush. d. Ath. 1², 697.
2) Böckh, De tribubus Jonicis, 1812, Kl. Schriften 4, 43—60.
3) Kl. Schriften 5, 153—204.
4) Ebd. 4, 137—156.

diesen Sommer gedruckt wird und die ich Ihnen seinerzeit zusenden werde.

Ich schliefse, indem ich Ihnen noch einmahl meinen herzlichen Dank für Ihre viele Güte und Freundschaft darbringe.

Ganz der Ihrige
Böckh.

Am 25. September 1819 geht Böckh in einem sehr ausführlichen Briefe, der ebenso wie Schömanns Antworten vom 16. Januar und 8. April 1820 vielleicht eine besondere Veröffentlichung verdient, das Buch *De comitiis* im einzelnen durch, wiederholt dabei seine Anerkennung der sorgfältigen und klaren Darstellung und fordert Schömann auf, sich an die Lösung der von der Berliner Akademie gestellten Preisaufgabe, das attische Recht betreffend, zu machen.

1820, 5. Juni. Greifswald. Ihr Brief[1]), verehrtester Herr Professor, hat mir nicht sowohl deswegen Freude gemacht, weil er meine Hoffnung belebt, sondern vielmehr weil er mir einen neuen Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung giebt, welche mir mehr werth ist, als alles übrige. Ich werde mich nun in Zukunft desto offener auch in Angelegenheiten dieser Art[2]) an Sie wenden, da Sie selbst mit so vieler Güte mir die Erlaubnifs dazu gaben. Für jetzt ist wohl weiter nichts zu thun, als auf den günstigen Augenblick zu warten und gelegentlich an mich zu erinnern. Der Minister hat sich in seiner Antwort auf den Brief meines Freundes günstig geäufsert und versprochen, möglichst bald meine Wünsche zu erfüllen. Dafs ich auch jetzt noch bey unserer Akademie nicht unnütz seyn würde, mögte ich wohl behaupten. Ich rede ungern über Ahlwardt, weil ich Ursache habe, über sein Benehmen gegen mich bey mehreren Gelegenheiten unzufrieden zu seyn. Indessen ist man hier in dem Urtheil über ihn so ziemlich einstimmig. Soviel ist gewifs, dafs er als Lehrer vielerley zu wünschen übrig läfst. An gründlichen grammatischen Kenntnissen fehlt es ihm ganz, und ich glaube, dafs Sie das auch an seinem Schüler, Herrn Schröder, merken werden. Seine philologischen Studien haben sich auf die Dichter beschränkt; die Redner, Geschichtschreiber, Philosophen kennt er wenig, zum Theil gar nicht; an historische Kenntnifs, namentlich des Griechischen Alterthums, ist gar nicht zu denken. Sie sehen also, dafs der Dr. Meier genug zu thun haben wird, um das alles zu leisten, was jener nicht leisten kann, und dafs, wenn philologische Studien auf unserer Universität blühen sollen, wenn vielleicht mit der Zeit ein philologisches Seminar errichtet werden soll, ein dritter nicht überflüssig seyn mögte. Ich werde nun für den Winter Vorlesungen ankündigen, so beschränkt auch meine Mufse ist. Dafs es mir an Zuhörern nicht fehlen wird, weifs ich gewifs; und wenn ich dann auf diese Weise mich der Universität nützlich zeige, wird hoffentlich das Ministerium desto eher geneigt seyn, meine Lage etwas zu erleichtern.

---

1) Liegt nicht vor.

2) Es handelt sich um Schömanns Anstellung an der Universität Greifswald; er habilitierte sich daselbst im Herbst 1820, behielt aber sein Schulamt am Greifswalder Gymnasium einstweilen noch bei. Über Ahlwardt s. o. S. 44f., 214.

Der Dr. Meier hat selbst an mich geschrieben und mich gebeten, ihm eine Wohnung zu besorgen. Ich werde dies und alles andre gerne thun, ihm seine Lage hier etwas angenehmer zu machen; ich fürchte aber, daſs es ihm schwer werden wird durchzukommen. Er hat nicht mehr als 200 Th. Gehalt, womit hier gar nichts anzufangen ist. Zu Nebenverdiensten ist wenig Gelegenheit; die Collegia werden, nach einer einmal eingerissenen Gewohnheit, alle umsonst gelesen, und wer Bezahlung verlangt, erhält keine Zuhörer. Wenn er hier bestehen soll, muſs er mehr Gehalt haben.

Ihrer Abhandlung über die Midiana sehe ich mit Ungeduld entgegen, weil ich vieles darin zu finden hoffe, worum es mir gerade jetzt zu thun ist. Die mir gütigst übersandten Bücher schicke ich heute an Herrn Schröder zurück und sage Ihnen den schuldigen Dank für Ihre Gefälligkeit. In der Krebsischen Abhandlung habe ich freilich nichts gefunden, was die Mühe des Lesens verlohnte; aber ich habe das so ziemlich vorausgesehn, und es ist ja doch auch gut, zu wissen, daſs in einem Buche nichts zu suchen sey. Mit Ste.-Croix Abhandlung ist es mir nicht viel besser gegangen; was ich nicht weiſs, weiſs er eben auch nicht.

Ich werde mir bald wieder die Erlaubniſs nehmen, an Sie zu schreiben und Ihnen einige Ansichten und Bedenken mitzutheilen, über die ich Ihr Urtheil wünschte. Für jetzt verbietet es mir meine beschränkte Zeit. Darum nur nochmals den herzlichsten Dank, und die Versicherung der wärmsten Liebe und Hochachtung.

Ihr ergebenster

G. Schömann.

[1820, Ende Juli. Greifswald.][1]) Eine Ferienreise, verehrtester Herr Professor, hat mich einige Zeit vom Hause entfernt gehalten. Bey meiner Zurückkunft fand ich Ihren Brief[2]), welchen zu beantworten ich um so mehr eile, je mehr er mich Ihnen aufs neue zu lebhaftestem Danke für Ihre gütige Theilnahme verpflichtet.

Wenn auch eine Anstellung bey der Bibliothek gerade nicht dasjenige ist, was ich mir am liebsten wünsche, so werde ich dennoch sie auf keinen Fall ablehnen, wenn sie mir angetragen wird. Meier hatte die Ansicht, daſs uns beiden die oberste Aufsicht über die Bibliothek übertragen werden würde; dagegen äuſserte ich ihm zugleich meinen Unglauben und meine Abneigung, weil ich mir nicht anmaſsen kann, dazu tüchtig zu seyn. Aber ich bin überzeugt, daſs das die Absicht des Ministeriums nicht ist, und daſs, wenn der Prof. Wilken[3]) unsre Anstellung für zweckmäſsig hält, wir wenigstens nicht an die Spitze zu stehen kommen werden. Was ein Unterbibliothekar leisten muſs, hoffe ich in kurzer Zeit allenfalls befriedigend leisten zu können, zumal ich mit der Einrichtung unserer Bibliothek nicht unbekannt bin. An Eifer und Fleiſs werde ich es nicht fehlen lassen, und meine Lage ist von der Art, daſs

---

1) Der Brief ist ohne Datum. 2) Liegt nicht vor.
3) Oberbibliothekar in Berlin.

ich auch ein lästigeres Geschäft, als dies seyn wird, nicht verschmähen dürfte, wenn ich mich dadurch einigermaſsen verbesserte. Von der Sendung des Prof. Wilken ist, wie ich höre, der Universität schon vor einigen Tagen die Anzeige gemacht worden, und wir haben seine Ankunft wahrscheinlich in ganz kurzer Zeit zu erwarten. Daſs er die Anstellung wenigstens des einen von uns beyden nöthig finden werde, läſst sich, bei der Beschaffenheit des jetzigen Vicebibliothekars, wohl kaum bezweifeln; aber ich sehe nicht recht ein, was mit dem Herrn Florello gemacht werden könne, der weder zum Oberbibliothekar taugt, noch zum Unterbibliothekar thätig und fleiſsig genug ist. Doch das wird sich dann finden müssen. Was mich betrifft, so bin ich bereit anzunehmen, was mir gegeben wird, wenn es einigermaſsen annehmlich ist.

Wegen meiner Mitwirkung bey der jetzt freilich noch sehr kleinen philologischen Gesellschaft hat Meier an den Herrn Geh.-Rath Schulze geschrieben, daſs er sie wünsche und ich geneigt dazu wäre. Dieser hat darauf geantwortet, daſs auch ihm die Sache erwünscht sey, und so werde ich denn vielleicht schon im Winter, wenn ich mir soviel Zeit abmüſsigen kann, Meiern einige Stunden abnehmen, auch ohne Gratification. Da ich ohnehin entschlossen war, Vorlesungen anzukündigen, so kann es mir ziemlich gleichgültig seyn, ob ich diese vor andern Studenten halte, oder in der philologischen Gesellschaft unterrichte. Meier wünscht es sehr, und ich denke, daſs ich ja auf diese Art der Universität nicht weniger nützen und mir also auch für die Zukunft ebenso gut Ansprüche auf Berücksichtigung erwerben kann, als durch andere Vorlesungen. Ich habe soeben eine Habilitationsschrift in die Druckerey geschickt, *De sortitione judicum ap. Ath.*, die ich Ihnen mit meinem nächsten Briefe denke schicken zu können. Was die andere Arbeit betrifft, so denke ich, wenn ich Gesundheit und Kräfte behalte, zur rechten Zeit fertig zu werden. Ich werde nächstens dabey gehn, die Ausarbeitung zu beginnen. Es wird aber ein ziemlich voluminöses Werk werden, die Materialien und Vorarbeiten füllen mehrere Buch Papier.

Meier hat mir aufgetragen, Sie aufs herzlichste zu grüſsen. Ich bitte mein schlechtes und flüchtiges Schreiben zu entschuldigen und versichere Sie der aufrichtigsten Liebe und Verehrung.

Ihr ergebenster
G. Schömann.

1820, 25. November. Berlin. Erst heute, lieber Schömann, bin ich dazu gekommen, Ihre Abhandlung de sortitione judicum zu lesen, und bin im Allgemeinen davon vollkommen befriedigt. Die Scheidung der Decurien, die auch *δικαστήρια* hieſsen, von den *δικαστηρίοις* als Orten der Gerichtsversammlung ist besonders wichtig und setzt diesen verwirrten Punkt besonders ins Licht. Daſs die *ἡλιαία* von *ἁλιάζειν* genannt sei, möchte ich stark bezweifeln, denn *ἁλίη* kann doch unmöglich in *ἡλιαία* übergegangen sein. Auch ist es mir noch bedenklich, die *ἡλιακὴ τῶν θεσμοθετῶν* in die *ἡλιαία* zu verwandeln; es scheint mir, daſs *ἡλιακὴ* auch eine Form sein könne, die von demselben Ursprung wie *ἡλιαία* ist, und

nicht gleich dürfe durch das gewöhnliche vertrieben werden. Bei Pausan. 1, 28 führen Sie einen Freund an, welcher *Βατραχιοῦν* und *Φοινικιοῦν* für andere Nahmen des *Παράβυστον* und *Τρίγωνον* halte; ich habe mich mit jener Stelle auch einmahl beschäftigt und geglaubt, daſs diese zwei von der Farbe genommenen Nahmen solche seien, die an die Stelle anderer getreten wären, zwar nicht des *Παράβυστον* und *Τρίγωνον*, aber zweier anderer, und davon kann ich mich noch nicht losmachen. Ich glaube, daſs diese zwei Nahmen, die auch Pollux, auf das Alte sehend, nicht nennt, noch sonst wer, Nahmen sind aus der Zeit des Pausanias, und daſs sie nicht alt seien, scheint er mir durch den Gegensatz anzudeuten: *τὸ δὲ* (*ὅ δὲ* denke ich) *καὶ ἐς τόδε διαμεμένηκεν ὀνομάζεσθαι* etc., wo er von der Heliaia spricht. Meiner alten Meinung nach wären es die *δικαστήρια* des Metichos oder Metiochos und *ἐπὶ Λύκῳ*, was aber freilich nicht bewiesen werden kann; es können irgend zwei der älteren sein, die man nachher von ihrer Farbe nannte. Eine Nebensache will ich noch bemerken, die ich nur deshalb erwähne, weil Sie sich doch auf das Versmaſs bei Metiochos eingelassen haben: der letzte Vers über Metiochos ist in *πάντα ποιεῖται* falsch, denn es müſste wenigstens *ποιεῖ* heiſsen. Aber richtiger giebt ihn wol Porson praef. Hecub. p. XXVI Lips.

Wegen Ihrer Anstellung bei der Bibliothek werden Sie ia wohl Nachricht haben; wenigstens habe ich schon lange gehört, daſs Alles im Reinen ist. Meiern wird es vielleicht unangenehm sein, daſs er dabei nicht bedacht worden, da man ihn doch von selbst darauf hingeführt hatte, daſs er bei der Bibliothek sollte angestellt werden. Wilken ist daran unschuldig, welches Sie Meiern doch sagen mögen. Leben Sie wohl.

Stets der Ihrige

Böckh.

[1822, Ende April. Greifswald.][1]) Verehrtester Herr Professor! Ich habe so lange nicht an Sie geschrieben, daſs ich nun in groſser Verlegenheit sein würde, mein langes Schweigen einigermaſsen zu entschuldigen, wenn ich nicht wüſste, daſs Ihnen theils durch Meier die traurige Ursache bekannt wäre, die mich im vorigen Jahre auf lange Zeit gänzlich niederschlug und verstummen machte[2]), theils aus meinen früheren Briefen die Arbeit, die mich einen Theil dieses Winters beschäftigt hat. Ich bin herzlich froh, sie endlich hinter mir zu haben und nun einmal wieder freier Athem schöpfen zu können. Denn in der That, ich habe mit den leidigen Brotarbeiten soviel zu thun, daſs, wenn ich dazu auch noch etwas Literarisches arbeiten will, mir kein einziger freier Augenblick übrig bleibt.

Vor einigen Wochen erst ist mir Heffters Schrift über die Athenische Gerichtsverfassung zu Gesicht gekommen, nachdem ich lange mit Ungeduld darauf geharrt hatte. Das Buch ist recht gut; indessen ohne unbescheiden zu sein glaube ich doch sagen zu dürfen, daſs ich keine Vergleichung

1) Der Brief ist ohne Datum.
2) Schömanns erste Frau starb im Sommer 1821.

scheue, dafs sie mir vielmehr je genauer desto erwünschter sein würde; denn bei flüchtiger Vergleichung möchte vielleicht Heffter hie und da reicher zu sein scheinen, da er seine Sachen etwas auseinanderlegt und unter vielen Rubriken abhandelt, was füglich unter eine gebracht werden könnte. Doch obwohl ich Lust hätte, Sie auf eins und das andere aufmerksam zu machen, so ist es doch ohne Zweifel für jetzt angemessener, nicht weiter darüber zu reden, da sich nach wenigen Monaten bessere Zeit dazu finden wird.

Sie wissen wahrscheinlich schon, dafs das Ministerium die von Meier bei seiner Ankunft gestiftete philologische Gesellschaft für ein öffentliches Institut erklärt und mich zum Mitvorsteher ernannt hat. Die Arbeit ist freilich eben nicht grofs, aber doch immer etwas gröfser als der Lohn. Meinetwegen möchte sie noch dreimal gröfser sein, wenn sich damit nur etwas der Rede werthes ausrichten liefse, aber mit den Dilettanten, die hier die Philologie nach Lust und Mufse nebenher treiben, oder den Schwachen, bei denen wir gut machen sollen, was die Schule versäumt hat, werden wir schwerlich viel Ehre einlegen können. Hoffentlich wird mit der Zeit unser Gymnasium einen und den andern liefern, mit dem sich etwas mehr aufstellen läfst. — Auch hat das Ministerium auf Meiers Vorschlag jährliche Preisaufgaben für die Mitglieder der philologischen Gesellschaft angeordnet. Die Arbeiten, wenn ja welche einlaufen, werden freilich fürs erste schwerlich producibel sein; indessen giebt die Sache doch Veranlassung wenigstens ein Programm jährlich zu schreiben, womit unsere alma mater alle Ursache hat zufrieden zu sein, weil nun bei dem Tausche mit ihren Schwestern ihre Hände doch um ein Stückchen reicher sein werden als bisher. Es ist ein Unglück, dafs gerade das os Academiae so stumm ist, oder wenn es sich einmal öffnet, nichts vorbringt, was dignum magno hiatu wäre. Doch wozu soll ich meinen Brief mit solchen Dingen anfüllen!

Meier hat mir gesagt, dafs wir hoffen dürften, Sie diesen Sommer bei uns zu sehen. Glauben Sie mir, eine gröfsere Freude könnten Sie mir nicht machen, als wenn Sie diese Hoffnung erfüllten. Wir wollen schon Sorge tragen, dafs es Ihnen bei uns gefallen soll, und ich für mein Theil bitte Sie recht dringend, dafs Sie dann nirgends anders wohnen als in meinem Hause. An Raum fehlt es mir nicht, Sie und Ihre Familie aufzunehmen, und meine Bewirthung wird wenigstens das vor jeder andern, die Sie hier finden könnten, voraus haben, dafs sie Ihnen mit der herzlichsten Liebe geboten wird. Also täuschen Sie meine Hoffnung nicht und erfreuen Sie mich bald mit einer erwünschten Antwort. Mit der Versicherung der herzlichsten Liebe und Hochachtung

Ihr ergebenster

G. Schömann.

1822, 2. Mai. Berlin. Ihr wohlwollender Brief, theuerster Freund, ist keineswegs die Ursache, weshalb ich gleich nach dessen Empfang Ihnen schreibe; wäre er auch nicht eben vor etlichen Stunden angekommen, so

würde ich dennoch gerade um diese Zeit an Sie geschrieben haben. Schon seit vorgestern habe ich dazu die erste freie Stunde fest bestimmt, konnte aber nicht dazu kommen, weil ich den gestrigen Ferientag, einer Einladung folgend, auf einer Landparthie zubrachte. Erst vorgestern Abend bin ich mit der Durchlesung der Preißsschriften fertig geworden, vor deren Beendigung ich nicht schreiben wollte. Ungeachtet ich mich ziemlich an diese Arbeit gehalten habe, war es mir unmöglich sie früher zu vollenden, da gerade in den letzten Tagen der Ferien und in den ersten der Vorlesungen die Abhaltungen und Verhinderungen sich so häufen, daſs der Mensch vor lauter Zerstreuung kaum noch den eigenen Verstand zusammenhalten zu können meint.

Wir haben drei Abhandlungen erhalten, die eine unter aller Kritik, die andere sehr mittelmäſsig; diese zu lesen ist mir kein angenehmes Geschäft gewesen: dagegen habe ich das groſse Werk, welches ich als Ihre und Meiers Arbeit ansehe[1]), mit Begierde verschlungen und sehr viel daraus gelernt, vor allem aber mich gefreut, eine so vortreffliche Schrift, wie ich doch sagen zu dürfen glaube, veranlaſst zu haben. Heffters Buch[2]) habe ich daneben, theils voraus theils hinterher, nach den einzelnen Abschnitten gelesen. Mein Urtheil stimmt mit dem Ihrigen ganz überein; reicher habe ich ihn nicht gefunden, vielmehr Ihre Darstellungen viel reicher und oft bestimmter; aber das Buch verdient doch groſses Lob, und da die Akademie es zugesandt erhalten hat, halte ich es für schicklich, dies öffentlich anzuerkennen. Um nun aber wieder auf das Ihrige zurückzukommen, so versteht es sich von selbst, daſs Ihnen der *στέφανος χρυσοῦς* nicht entgehen kann, was schon im Vorhergehenden liegt. Ich setze übrigens voraus, daſs die historische Einleitung Ihr Werk ist, sowie das Buch von den Gerichtshöfen und von dem Proceſsgange, welches ein wahres Meisterstück ist. Meier hat wohl das Buch von der Hegemonie und das von den Actionen gearbeitet[3]) und wahrhaftig sehr viel geleistet, aber ich wuſste gar nicht was ich sagen sollte, als das Buch von den Actionen auf einmahl (§ 5 von den Privatklagen) ohne alle Umstände in der Mitte abbrach. Dies thut zwar dem Zwecke vor der Hand keinen Eintrag, war mir aber unangenehm, weil ich des Vergnügens der Lesung zunächst beraubt wurde.

Nichts in der Welt hat neben seiner schlimmen Seite nicht auch seine gute: wenn Meier ungern nach Greifswald gegangen ist, so ist doch wenigstens der Vortheil entstanden, daſs zwei so tüchtige Genossen zusammen geleistet haben, was Einer nicht so vollständig würde haben leisten können. Aber wie Zeus die Doppelmenschen gespalten hat, damit ihre Übermacht aufhöre, so wird man auch Euch, damit Ihr nicht zu mächtig werdet, suchen müssen zu trennen. Was ich in Zukunft werde beitragen können, Ihre oder Meiers Wünsche zu unterstützen, werde ich gestützt auf beider Verdienste mit der gröſsten Bereitwilligkeit thun.

---

1) Meier und Schömann, Der attische Proceſs, 1824 im Druck erschienen.

2) A. W. Heffter, Die Athenäische Gerichtsverfassung, Köln 1822.

3) Dieser Annahme entspricht die Erklärung der beiden Verfasser im Vorwort.

Ich habe mir die Freiheit genommen, einige Bemerkungen an die Ränder zu schreiben, nicht um zu tadeln, sondern um belehrt zu werden; sehen Sie dieselben als flüchtige Anmerkungen eines Freundes an und nehmen Sie, wenn Sie es für gut finden, Rücksicht darauf oder auch nicht. Es ist aber nichts von Bedeutung; auch war ich nicht gerade in der Lage etwas bedeutendes zu geben. Ich rechne daher auf Nachsicht und wünsche mit der Zeit, dafs Sie sich, wo ich etwas angemerkt habe, gemeinschaftlich mit Meier verständigen.

Was die Belehrungen über eigene Irrthümer betrifft, so sind mir diese sehr willkommen; nur gewisse Irrungen ärgern mich, nehmlich wenn sie auf Versehen oder offenbaren Mifsverständnissen beruhen. Dahin gehört, dafs ich bei der *δίκη λειπομαρτυρίου* mich, wo ich nicht irre, durch Petitus habe täuschen lassen, die Strafe für eine festbestimmte von tausend Drachmen zu nehmen[1]), und dafs ich, von Reiske und Matthiä verführt, die Dummheit gehabt habe, die Stelle von der *γραφὴ παρανόμων* bei Dinarch falsch zu verstehen.[2]) Ich erinnere mich zwar auch, angestofsen zu haben, dachte aber, die Priesterin hätte vielleicht eine Verordnung in Sachen ihres Cultus gemacht, wogegen die *γραφὴ* gerichtet sei. Ich hätte aber freilich sehen können, dafs, wenn dies auch hätte geschehen können, es kein Object für eine *γραφὴ παρανόμων* hätte sein können. Ich scheue mich nicht es auszusprechen, dafs ich Sie beneide um die klare Ruhe, welche aus allen Ihren Darstellungen hervorgeht, und um die umsichtige Besonnenheit, die Sie vor Irrthum in einem seltenen Grade zu bewahren scheint. Mich reifst ein unbestimmter Trieb von einem zum andern; es fehlt mir nicht an Fleifs und Geduld, aber ich weifs nicht immer, ob noch mehr nöthig sei als ich bei jedem Gegenstande habe. Aber ich will zufrieden sein mit dem, was ich fördere, und es so ansehen, als ob dies meine Bestimmung so sei; ich will auf dem Wege und in dem Grade nützen, der mir angewiesen zu sein scheint. Doch will ich mich möglichst hüten, irgend wem noch etwas zu glauben. So hat mich meine Zuversicht auf Corsini in ein Versehen geführt, welches ich vor einiger Zeit bemerkt habe, und welches mir so verdriefslich war, dafs ich noch nachträglich einen Carton habe drucken lassen zu der Abhandlung über die Midiana. Ich übersende Ihnen für Sie und Meier diesen Carton und bitte Sie, ihn statt des irrigen Blattes in Ihre Exemplare einheften zu lassen, aus Freundschaft für mich, da ich solche Pudel sehr verdriefslich finde und gern soviel als möglich vertilge. Zu lachen steht Ihnen frei.

Die Akademie hat ein Gesetz, dafs die Abhandlungen, welche den Preifs erworben haben, von ihr selbst als ihr Eigenthum gedruckt werden. Dies ist in Bezug auf Ihr Werk vielleicht der Akademie, der Kosten wegen, lästig, gegen die Verfasser aber in diesem Falle eine offenbare Ungerechtigkeit. Denn da das Werk von bedeutendem Umfange ist, so ist der Preifs nur ein Ehrensold, aber ein Sündengeld für die grofse Arbeit.

1) Vgl. Staatsh. 1^2, 500. Meier u. Schömann, erste Ausgabe S. 390, 672 ff.

2) Die Stelle Staatsh. 1^1, 410 ist in der zweiten Ausgabe gestrichen, vgl. Meier u. Schömann S. 737.

Meine Ansicht ist daher diese, zu veranlassen, dafs Ihnen, wie Sie es wünschen, das Buch als Ihr Eigenthum zurückgegeben werde, um es selbst drucken zu lassen; ich zweifle nicht, dafs ich dies erreiche, und schreibe Ihnen vorläufig darüber, um Ihren Willen zu erfahren. Das Gesetz ist von einer Ansicht ausgegangen, die auf Ihr Buch nicht anwendbar ist, denn auf ein Werk von solchem Umfange ist bisher nicht gerechnet worden.

Zweierlei hätte ich noch von Ihnen untersucht gewünscht, die Gerichtsbarkeit des Areopag, wenigstens in einigen Rücksichten (hierüber denke ich mündlich noch mehr zu sagen) und eine nähere Erörterung der *τίμησις*. Die letztere darum, weil ich noch nicht hinlänglich überzeugt bin, dafs nicht das Gericht auch eine *τίμησις* habe machen können, ohne dafs der Kläger oder ein Gesetz oder das *ψήφισμα*, wodurch die Klage ans Gericht gekommen, eine Schätzung gestellt habe.[1]) Ich habe das, wie Sie wissen, angenommen; Meier hat dagegen eine Note gerichtet, in der er sich aber sogar selbst widerspricht, soviel ich einsehen kann; er hat aber das Gegentheil meiner Behauptung nicht erwiesen, und wenn ich sie auch nicht aufrecht halten will, so wünsche ich doch, dafs sie durch eine Untersuchung der Sache im Zusammenhange so beleuchtet oder bestätigt würde, dafs sich das Urtheil abschliefsen liefse. Ich sehe, dafs auch Sie S. 201 De comitiis der Meinung, welcher ich gefolgt bin, nicht ganz abgeneigt sind.

Ich habe endlich auch meinen Pindar geschlossen, mit Dissens Hülfe, der einen Theil davon gearbeitet hat; leider habe ich aber dabei nicht alle die Vortheile gehabt, welche gemeinsame Arbeit sonst gewährt, weil die Umstände es nicht erlaubten, meinem Mitarbeiter den Theil, welchen ich gefertigt habe, vorher zur Beurtheilung vorzulegen. Wir haben einen neuen Weg der Erklärung eingeschlagen und wollen nun sehen, was man dazu sagen wird. Es werden freilich auch wieder viel Irrthümer untergelaufen sein: wer viel sagt, irrt viel, und es giebt kein besseres Mittel unfehlbar zu scheinen als das Stillschweigen, welches mein sonst sehr trefflicher College Bekker am besten versteht. Mit Ahlwardt habe ich mir wenig zu thun gemacht; ich hätte am liebsten ganz geschwiegen, aber jedermann meinte, ich müfste antworten.

Sehr oft, theuerster Schömann, habe ich daran gedacht, warum Sie mir gar nicht schrieben; ich konnte nicht finden, was ich gegen Sie versehen hätte, und glaubte doch beinahe, dafs Sie mit mir unzufrieden wären. Um so mehr freut mich ietzt Ihre Herzlichkeit, und wenn ich irgend kann, werde ich gewifs zu Ihnen kommen. Ich wünsche nach Rügen zu gehen und, da ich glaube dafs mir dies sehr zuträglich sei, das Seebad zu gebrauchen, obgleich mir nichts bestimmtes fehlt; und wenn meine Frau, die ich eben ietzo, weil sie nicht zu Hause ist, nicht fragen kann, nicht durch ihre Freundschaften in Greifswald gebunden ist, nehme ich Ihr freundliches Anerbieten an, mit Sack und Pack bei Ihnen einzukehren. Erschrecken Sie aber nicht zu sehr: wir reisen gewöhnlich sehr expedit und haben aufser dem Lebendigen nicht viel Gepäck. Meine

---

1) Vgl. Attischer Procefs S. 180 ff., neue Ausgabe von Lipsius S. 216 ff.

Frau und ich und meine beiden Knaben nehmen nur Ein Zimmer ein, denn wir sind unzertrennlich. Wenn wir aber nicht alle bei Ihnen wohnen, so sage ich für meine Person einstweilen fest zu: denn so weit geht die Unzertrennlichkeit wieder nicht, dafs wir nicht in zwei Häusern sein könnten; nur wenn wir in Einem Hause sind, sind wir auch in Einem Schlafgemach. Zum Schlufs grüfsen Sie Meier herzlich von mir; er soll nicht böse sein, dafs ich ihm nicht auch noch besonders schreibe. Ich bin ihm wahrlich mit herzlicher Liebe zugethan, wie er es verdient; aber ich habe wegen des Lesens der Preifsschriften soviel Geschäfte liegen lassen, dafs ich ietzt gleich heute noch daran denken mufs, den Rückstand nachzuholen.

Nun nehmen Sie noch meinen Dank für Ihren lieben Brief, und bleiben Sie mir recht gut.

Mit inniger Freundschaft und Hochschätzung der Ihrige

Böckh.

1822, 18. Mai. Greifswald. Verehrtester Herr Professor! Nehmen Sie meinen wärmsten und herzlichsten Dank für den lieben, sehr lieben Brief, der mir von Anfang bis zu Ende die gröfste Freude gemacht hat. Ihr Urtheil über unsre Arbeit ist für mich wie für Meier der schönste und ehrenvollste Lohn, und der *χρυσοῦς στέφανος*, den Sie uns verheifsen, wird uns am meisten deswegen erfreuen, weil sie der Brabeut sind, der ihn uns zuerkennt. Was Sie über das Eigenthum und den Druck der Arbeit schreiben, darin fügen wir uns gänzlich Ihrem Gutbefinden. Meinen Sie, dafs die Akademie sie uns überlassen werde, so sind wir sehr wohl damit zufrieden und hoffen einen Verleger zu finden, der uns noch einige Vortheile zugestehe. Auf viel dürfen wir freilich nicht rechnen, namentlich da, wie mir Meier sagt, eine sehr bedeutende Anzahl von Exemplaren an die Akademie gegeben werden mufs.

Es ist übrigens ein wahres Glück für uns, dafs der Termin der Einsendung noch um ein Jahr hinausgeschoben wurde, denn wir haben nun Zeit gehabt, manche Fehler zu bessern und mehre Widersprüche zu tilgen, die sich in den verschiedenen Theilen fanden. Es ist freilich auch jetzt noch manches stehn geblieben, was einer Überarbeitung bedürfen wird, und dahin werden wir es schwerlich bringen, dafs man unserer Arbeit nicht die Verschiedenheit der Verfasser, denen Sie ganz richtig jedem das seinige zuerkannt haben, sehr deutlich ansehen wird. Indessen kommt auf die Form bei einem Buche dieser Art eben nicht gar viel an, und man kann immerhin die einzelnen Theile als ziemlich für sich bestehende Abhandlungen ansehen. Meier hat in seinem dritten Buche gewifs mehr geleistet, als man von einer Schrift über den Procefs erwarten kann. Er hat beinahe das ganze Attische Recht abgehandelt und dabei mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die ich bei meinem Theile nicht zu überwinden hatte; aber es konnten die Actionen nicht füglich kürzer behandelt werden, weil es noch so wenige Untersuchungen giebt, auf die man sich berufen kann. Der noch rückständige Theil des dritten Buches ist, wie Meier versichert, zum Theil aus Versehen liegen geblieben und

wird bald nachgesandt werden. Ich habe gar nicht gewufst, wieviel noch fehlte, weil ich gerade gegen Ende des März mit Schulfrohnarbeiten so überhäuft war, dafs ich mich um die Arbeit gar nicht bekümmern konnte.

Überhaupt mufs ich Ihnen gestehen, dafs ich im vorigen Jahre mich sehr wenig damit beschäftigt habe, sobald ich den Schlufs des vierten Buches und die Einleitung vom Halse hatte, die mir aus manchen Gründen recht herzlich sauer geworden sind. Deswegen ist mir nun selbst manches von dem, was ich geschrieben habe, ziemlich fremd geworden, und viel mehr noch die Meierschen Parthien. Doch werde ich mich nunmehr einer genauen Revision des Ganzen unterziehn, um in Verbindung mit Meier unser Buch so vollkommen zu machen, als es uns möglich ist. Deswegen sehen wir auch Ihren Erinnerungen mit Verlangen entgegen, und vielleicht wird sich auch das, was Sie vermissen, noch nachholen lassen. Ich sehne mich recht herzlich nach der Zeit, wo ich Sie sehen werde, um das alles mit Ihnen durchzusprechen. Auch was sonst noch etwa Meiern oder mir auf dem Herzen liegt, verschieben wir bis dahin. Lassen Sie sich nur ja durch nichts von Ihrem Vorsatze abwendig machen! Ihre freundliche Aufnahme meiner Einladung verpflichtet mich Ihnen zu neuem Danke. An Unbequemlichkeit für mich und die Meinigen ist gar nicht zu denken, denn mein Haus ist geräumig genug und hat früher bisweilen weit mehr Gäste beherbergt. Wenn es nur Ihnen und Ihrer Frau bei uns gefällt! Machen Sie sich auf keine grofsstädtische Eleganz, sondern auf kleinstädtische Einfachheit gefafst, namentlich auf eine klösterliche Abgeschiedenheit, die Ihnen den Anblick der Schönheiten unserer Stadt entziehen wird. Indessen von Berlin kommend werden Sie darauf ohnehin nichts geben. Das Seebad wird Ihnen gewifs wohl bekommen; ich meine mit Euripides: θάλασσα κλύζει πάντα τἀνθρώπων κακά, und namentlich für jenes unbestimmte Übelbefinden, wo man selbst nicht eigentlich weifs was einem fehlt, ist der erquickende Odem des Meeres und seine kühlende und stärkende Fluth das sicherste Heilmittel. Ich bin auch nicht wie ich sein sollte, verdrossen, matt und welk, und erwarte, dafs auch mich die Nereiden erfrischen werden, wenn mir nur der Frohndienst soviel Zeit läfst, mich bisweilen in ihre Arme zu flüchten. Wenn ich kann, so begleite ich Sie auch wohl auf einige Tage nach Putbus.

Für die Beilagen Ihres Briefes nehmen Sie meinen ergebensten Dank. Meier fügt dem seinigen noch eine Bitte hinzu. Er will nämlich in seinem zum 3. August zu schreibenden Programm über die Attischen Gentes und über die Gentilität bei den Griechen im allgemeinen handeln und bittet Sie, wenn es ohne Unbequemlichkeit geschehen kann, ihm dazu mit einiger Beisteuer aus Ihren Inschriften, in denen sich wohl manches dahin gehörige finden wird, behülflich zu sein.

Ich wiederhole nochmals meinen Dank für die viele Freude, die mir Ihr lieber Brief geschenkt hat, und bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin aufs beste zu empfehlen. Mit der innigsten Liebe und Verehrung

Ihr ergebenster

G. Schömann.

1822, 13. August. Berlin. Kaum hatte ich neulich an Meier geschrieben, theuerster Freund, und den Brief auf die Post gegeben, als ich einen Brief von ihm erhielt; zufälliger Weise sind aber unsere Gedanken so zusammengetroffen, daſs Meier schon auf das meiste Antwort haben wird, worüber er schreibt. Leider habe ich ihm auch schreiben müssen, daſs ich nicht die Freude haben werde, Sie in diesem Herbste noch in Greifswald zu sehen, und daſs ich dagegen von Ihrer Güte und Freundschaft im folgenden Sommer Gebrauch zu machen gedenke. Ich will es nicht versuchen auszudrücken, wie schmerzlich es mir war, die Reise nach Pommern aufzugeben; Meiers Schreiben hat meine unangenehmen Gefühle dabei von neuem aufgeregt, und ich habe eine neue Berathschlagung mit meiner Frau über die Reise angestellt, weil wir beide so gern dorthin gingen. Aber ich habe dann doch aus mehreren Gründen es bei dem alten Entschlusse gelassen, in meine Heimath zu gehen; was ich vielleicht bedauern könnte, wenn es meine Art wäre zu bedauern, was ich einmahl beschlossen habe, es mag ausfallen wie es wolle.

Nur Ein Punct in Meiers Brief ist unerledigt, wegen dessen ich nun an Sie schreibe. Wenn ich nach Greifswald gekommen wäre, hätte ich gern mit Ihnen durchgesprochen, wie Ihre Lage sich wol verändern lasse, wozu ich zwar ietzt keine bestimmte Aussicht weiſs, ich dächte aber, es müſste sich doch etwas finden, über kurz oder lang. Mit Purgolds Stelle[1]) ist es gar nichts; erstlich ist sie ganz schlecht und subordinirt gewesen, und Purgold würde dabei nicht haben bestehen können, wenn er nicht einiges Vermögen gehabt hätte und unverheirathet gewesen wäre; auch lebte er, glaube ich, äuſserst einfach und eingezogen. Ich würde Ihnen niemals zu einer solchen Stellung gerathen haben, welche auch noch andere Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten hat, die ich nicht ausführen mag. Aber obendrein wird die Stelle gar nicht wieder besetzt. Er war gar nicht Bibliothekar, sondern so eine Art Collaborator. Sie würden vergeblich um diese nicht existirende Stelle anhalten, die höchstens 500—600 Th. eintrug.

Bisher glaubte ich, es wäre Ihr Wunsch in Greifswald zu bleiben, wo Sie natürlich viel Verbindungen und Verhältnisse haben; dagegen wollte Meier, dachte ich, gern weg, und so glaubte ich denn, daſs man eine Gelegenheit abwarten müsse, letzteren fortzubringen und Sie dann dort unabhängiger zu stellen. Freilich weiſs ich ietzt eine solche Gelegenheit nicht; aber ich denke, es wird auch besser sein, wenn Sie noch den Druck der Preiſsschrift abwarten und dann recht dringend ans Ministerium schreiben. Vielleicht — interea aliquid fit. Ich weiſs freilich nicht, was gerade. Wollen Sie aber auch vorher was unternehmen, so will ich es gerne auf alle Weise unterstützen, soweit ich reichen kann. Bei meiner Rückkehr, um den 5.—7. October, hoffe ich einen Brief von Ihnen zu erhalten. Bis dahin herzliches Lebewohl.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

---

1) An der Berliner Kgl. Bibliothek.

1822, 9. Oktober. Greifswald. Verehrtester Herr Professor! Obgleich Ihnen Meier alles, was Sie von mir zu hören erwarten möchten, mündlich sagen oder wohl schon gesagt haben wird, so kann ich mir dennoch das Vergnügen an Sie zu schreiben um so weniger versagen, je schmerzlicher ich dem Wunsche, Sie selbst zu sehen, habe entsagen müssen. Ich wäre gar zu gern mit Meier nach Berlin gereist, aber es war mir leider gerade jetzt ganz unmöglich, theils aus andern Gründen, theils weil unsere Schule ihren Conrector verloren hat, weshalb ich denn aufser meiner gewöhnlichen Bürde noch einen Theil der seinigen mitzutragen habe und keiner da ist, der mich, wenn ich mich entfernte, ersetzen könnte. Aber in meinen Wünschen und Gedanken bin ich täglich bei Ihnen, und ich bitte Sie, gedenken Sie auch meiner recht oft und recht freundlich. Meier hat von mir unbedingte Vollmacht, um als ein alter ego, sowohl in Betreff unserer besonderen Anliegen und Wünsche, als auch in Betreff des Druckes unserer Schrift zu handeln und zu bestimmen, was ihm gut deucht; deswegen brauche ich Sie jetzt mit nichts von der Art zu behelligen. Nur eine Bitte, die Ihnen freilich Meier auch wohl schon in meinem Namen mitgetheilt haben wird, will ich Ihnen, weil sie mir jetzt besonders am Herzen liegt, wiederholen.

Es ist, wie ich Ihnen eben gesagt habe, die Conrectorstelle an unserm Gymnasium erledigt, und man ist in Verlegenheit, diese Stelle wieder gut zu besetzen. Gemeldet hat sich bis jetzt nur der von Ahlwardt dringend empfohlene Dr. Klindworth, der Ihnen ohne Zweifel besser bekannt sein wird als mir. Seine Schriften kenne ich nur aus Recensionen und kann folglich über sie nicht urtheilen; aber über seinen Charakter und seine früheren Verhältnisse hört man allerlei Gerüchte, die ihn in keinem vortheilhaften Lichte erscheinen lassen[1]), und soviel ich selbst aus einem einmaligen kurzen Zusammensein schliefsen kann, ist er allerdings schwerlich der Mann, den ich mir zum Collegen oder den Schülern zum Lehrer wünschen möchte. Eine übertriebene und peinliche Höflichkeit beim ersten Auftreten, und im Fortgange des Gesprächs eine bewundernswürdige Arroganz im Urtheil über andere, die gröfste Selbstgefälligkeit in allem, was er über seine eigenen Leistungen und Entwürfe spricht, und die gröfste Geringschätzung fast aller andern Gelehrten: das sind Eigenschaften, die mir an keinem gefallen können, am allerwenigsten aber an einem jungen Mann, der, so tüchtig er immerhin sein mag, doch wenigstens nichts von der Bedeutung geleistet hat, wodurch ein so starkes Selbstgefühl etwa entschuldigt werden könnte. Man täuscht sich gar zu leicht über seine eigenen Kräfte, bevor man sie an irgend einer schwierigen Aufgabe versucht hat, und gerade in den Jahren, wo man am meisten zu lernen hat, verleitet einen das noch frische Bewufstsein der

1) In Varnhagens „Blättern aus der preufsischen Geschichte“ ist öfter von ihm die Rede. Klindworth wurde im December 1821 im preufsischen Ministerium des Innern angestellt (1, 376. 2, 18), war an den Mafsregeln zur Überwachung der Universitäten beteiligt (2, 45. 69. 74. 87. 104. 118. 131); im Mai 1822 entlassen wandte er sich nach Bonn und Hamburg (2, 133. 142. 145. 238), dann nach Greifswald (238); 1825 war er in Bremen als Mitunternehmer des Theaters (3, 315), 1828 trat er in Braunschweig als Legationsrat (4, 345. 5, 133) in den Dienst des gewaltthätigen Herzogs Karl, der 1830 verjagt wurde.

erworbenen Kenntnisse, ihren Werth zu hoch anzuschlagen und sich zuviel zuzutrauen. Unser Klindworth ist aber so voll von sich selbst, dafs es nur kleiner Anregungen bedarf, um seinen Mund übergehn zu lassen von dem Lobe und der Verkündigung dessen, was er alles thun werde. So werden wir, wenn diesen Verkündigungen zu trauen ist, nächstens eine Diatribe gegen Vofs den Metriker von ihm bekommen, in welcher er diesem seine Schnitzer vorhalten will. Mir ist dabei aus manchen Anzeichen wahrscheinlich dafs, falls dies Ding wirklich erscheint, Klindworth wohl meist nur seinen Namen hergeben wird, um die Bolzen zu verschiefsen, die Ahlwardt geschmiedet hat, da dieser Treffliche, wie Sie wissen, sich nicht gern auf den Kampfplatz wagt. Darum ist auch Ahlwardt jetzt der betriebsamste suffragator Klindworths, und es war wirklich schon nahe daran, dafs er gewählt worden wäre, wenn nicht noch zur rechten Zeit verständige Leute dem Dinge Einhalt gethan hätten.

Nun bin ich beauftragt, mich nach einem brauchbaren Candidaten umzuthun, und das kann ich denn auf keine bessere Weise, als wenn ich mich an Sie wende und Sie bitte, wenn unter den Mitgliedern des philologischen oder des pädagogischen Seminars, denen Sie vorstehen, einer ist, den Sie für empfehlenswerth erkennen, dafs Sie ihn auffordern sich zu melden. Ich erinnere mich eines jungen Mannes Namens Friedrich Schubarth aus Thüringen, mit dem ich in Jena zusammen studirt habe, der darauf nach Berlin gegangen ist, eine Zeit lang Lehrer der Kinder des Ministers v. Schröter gewesen ist und mir zu Anfang dieses Jahres aus Berlin geschrieben hat. Ich habe seitdem nichts von ihm gehört, vermuthe aber dafs er noch in Berlin sei, und Sie kennen ihn ohne Zweifel. Wir hielten in Jena ziemlich zusammen, und wenn er so ist, wie ich sein Bild in der Erinnerung habe, so würde ich mir Glück wünschen, ihn zum Collegen zu erhalten. Halten Sie ihn für geeignet zu einer solchen Stelle, so bitte ich Sie, ihn vor allen zu veranlassen, sich zu bewerben. Ich mufs indessen dabei bemerken, dafs die Besoldung nur sehr mittelmäfsig ist, höchstens 625—630 Thlr., bei 24 Stunden wöchentlich. Von dem Gehalte kann hier freilich wohl ein einzelner Mann, aber keine Familie leben; an Nebenverdienst ist wenig zu denken, und so wäre die Stelle freilich nur als eine einstweilige Versorgung anzusehn, in Erwartung einer besseren, wozu aber hier auch eben nicht sonderliche Aussichten sind.

Doch ich mufs hier schliefsen; es ist schon tief in der Nacht, und ich habe noch an Meier zu schreiben. Nehmen Sie also nur noch einmal die Versicherung meiner innigsten Liebe und Verehrung, mit der ich von ganzem Herzen bin

Ihr ergebenster

G. Schömann.

Meier wurde zu Ostern 1825 nach Halle versetzt; Schömann konnte Ostern 1826 sein Schulamt aufgeben und sich ganz der Universität widmen.

1826, 1. Oktober. Berlin. Heute habe ich, verehrtester Freund, von Seebode die beiden Hefte der kritischen Schulbibliothek erhalten, worin Ihre Recension des Corp. Inscr. Gr. enthalten ist, von welcher mir Meier vor etwa drei Wochen bei seiner ersten Anwesenheit hierselbst er-

zählt hatte. Wie vielen Dank ich Ihnen dafür schuldig bin, brauche ich nicht erst zu sagen. Gegen einen so boshaften Angriff, wie der Hermannische war, bedarf ich allerdings freundlicher Hülfe, und es freut mich insonderheit, dafs Sie Ihre Stimme vernehmen liefsen, und wenn auch Ihrer Recension ein glänzenderer Ort gewünscht werden könnte, so ist es vielleicht gerade sehr gut, dafs dasjenige Publicum, welches die kritische Schulbibliothek liest, durch Ihre offene und klare Darlegung unterrichtet wird. Hoffentlich wird das Publicum erkennen, was ich erkannt habe, dafs Sie mein Werk nicht blofs angesehen, sondern wirklich studirt haben, und mir gereicht es zur Beruhigung, dafs doch einige Leute leben, die sich die Mühe geben, das Einzelne zu durchdringen; und ich kann wohl sagen, dafs keiner so ganz wie Sie mich verstanden hat. Eben deswegen verstehe ich auch Sie wieder, und ich stimme in dem Meisten, was Sie abweichend von mir vortragen, Ihnen bei: nahmentlich ist N. 84 *ὑπὸ τῶν πολεμίων* und die Restitution von N. 99 sehr schön; wiewohl neue Abschriften, die ich erhalten habe, pertinacissime wieder die alten Lesarten geben, die ich stehen lassen zu müssen glaubte, und die Sie, um die Ihrige herauszubringen, ändern müssen. Wo es in der Kürze möglich war, habe ich Ihre Recension für die Addenda benutzt.

Wie ich auf dem Umschlage des zweiten Heftes angedeutet habe, werde ich nehmlich auch noch gegen Hermann in drei Corps anrücken. Erstlich werde ich über die Logisten und Euthynen in der Bonner Zeitschrift eine Abhandlung drucken lassen, die einen Eingang hat, welcher besonders auf den Oed. Col. bezüglich ist, und einen halb persönliche Verhältnisse enthaltenden Ausgang; der mittlere Theil enthält eine Zergliederung der Hermannischen Logisten und Euthynen, welche Ihnen hoffentlich die Mühe ersparen soll, welche Sie auf Verlangen zu übernehmen versprochen haben. Wie ich glaube, mufs diese Abhandlung unter der Presse seyn. Zweitens und drittens werde ich den Hermann in der Vorrede und in den Addendis widerlegen. Vieles, was Sie sagen, habe ich selbst in diesen Seiten, die bereits ausgearbeitet sind, fast ebenso gesagt; bei N. 1 habe ich aber den Weg eingeschlagen, zu zeigen, wie ich zu der angeblichen Voraussetzung gelangt bin, dafs die Inschrift auf den Apoll bezüglich sei, und so habe ich das schon im Voraus gethan, was zu thun mir nach Ihrem Urtheile nicht einmahl zugemuthet werden kann. Am dritten Hefte lasse ich drucken; etwa die Hälfte davon ist ausgearbeitet, nehmlich die peloponnesischen Inschriften; die andere Hälfte kann ich leider nicht anfangen, ehe mein Rectorat zu Ende gegangen sein wird.

Ihre Ausgabe des Thucydides, die ich schon nahe wähnte, scheint sich zu verzögern; wie mir Meier sagt, ist sie noch in der Ferne. Ich erwarte sie mit Begierde, denn seit einiger Zeit ist zu viel über den Thucydides schlecht gearbeitet worden.

Mit Wiederholung meines herzlichen Dankes schliefse ich ab und bitte Sie um die Fortsetzung Ihrer mir so theuren Freundschaft.

Mit der innigsten Ergebenheit

ganz der Ihrige

Böckh.

1826, 22. Oktober. Greifswald. Verehrtester Herr Professor! Bei der Rückkehr von einer Ferienreise finde ich Ihren werthen Brief vom 1. d. M. vor, dessen verspätete Beantwortung Sie gütigst mit meiner Abwesenheit entschuldigen werden. Ich fühle sehr wohl, dafs ich die Zufriedenheit mit meiner Recension, deren Sie mich auf eine so schmeichelhafte Weise versichern, mehr Ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegen mich als der Beschaffenheit meiner Arbeit zuzuschreiben habe, und dafs ich bei weitem nicht alles gesagt habe, was gesagt werden konnte oder mufste, um das Verdienst Ihres Werkes in das gehörige Licht zu setzen; doch ich bin schon zufrieden, wenn Sie in dem, was ich gesagt, wenigstens einen Beweis meiner innigsten, auf sorgfältigem Studium Ihres Buches gegründeten Verehrung, und des tiefsten Unwillens gegen Hermanns Invectiven erkannt haben, und wenn ich mir schmeicheln darf, doch etwas dazu beigetragen zu haben, dafs Ihre Arbeit auch von andern richtiger gewürdigt und jene unwürdigen Schmähungen für das erkannt werden, was sie sind.

Das zweite Heft des Corp. Inscr. habe ich vor einigen Wochen erhalten. Vermuthlich wird Seebode auch darüber einen Bericht von mir verlangen, den ich jedoch bis nach Erscheinung des dritten Hefts aufzuschieben gedenke, weil mich jetzt andere Arbeiten zu sehr beschäftigen. Dafs es mit dem Thucydides nur langsam geht, wird Sie nicht wundern. Jetzt habe ich zunächst für Ihre neue Literaturzeitung Wachsmuths Hellenische Alterthumskunde zu recensiren übernommen; ich denke zur Mitte des künftigen Monats damit fertig zu werden. Dann ist auch eine Recension von Platners Procefs verlangt worden, die ich jedoch nur dann übernehmen kann, wenn ich damit noch mehre Monate warten darf. Professor Gans hat mir geschrieben, dafs Sie die Redaction des philologischen Theils der neuen L. Z. übernommen hätten; so dürfen wir doch hoffen, ein Blatt zu haben, das nicht von solchen Gesellen, wie sie anderswo überall ihr Wesen treiben und die Kritik um alles Vertrauen und alle Achtung bringen, verunreinigt wird. Ihrer Abhandlung in der Bonner Zeitschrift sehe ich mit Verlangen entgegen. Ich konnte mir wohl denken, dafs Hermanns Abfertigung mir nicht zu Theil werden würde; aber ich dächte fast, Sie erwiesen dem Manne zu viel Ehre, indem Sie selbst die Mühe übernehmen, ihn in den Staub zu legen. Er hätte verdient einem schwächeren Gegner zu erliegen. Mit der Versicherung der herzlichsten Liebe und Verehrung

Ihr ergebenster

Schömann.

1829, 18. Januar. Greifswald. Verehrtester Herr Professor! Nachdem ich lange nichts von mir habe hören lassen, so lange dafs ich fast befürchten mufs, bei Ihnen den Verschollenen und Vergessenen zugezählt zu werden, wage ich es einmal wieder anzuklopfen, freilich auf meine alte Weise, d. h. als Supplikant. Ich habe nämlich einstweilen den Thucydides bei Seite gelegt, aus Gründen die Sie ohnehin wohl errathen werden, und dafür eine schon früher beabsichtigte Arbeit wieder vor-

genommen, die mir wohl an der Zeit zu sein und auf einigen Dank hoffen zu dürfen scheint, nämlich eine vollständige kritische und erklärende Ausgabe des Isaeus. Ich bin damit soweit, daſs ich meine Arbeit spätestens im Herbst d. J. dem Druck zu übergeben denke, aber ich habe bisher für die Kritik keine andern Hülfsmittel benutzen können als die, welche Bekkers Ausgabe darbietet. Es giebt aber noch einige Handschriften des Isaeus, welche Bekker nicht verglichen hat, nämlich eine Burneysche, eine zweite Ambrosianische und eine Pariser, die freilich alle unbedeutend sein werden. Indessen möchte ich denn doch gern wenigstens die Lesarten einer derselben, der Pariser, kennen, weiſs aber nicht, wie ich dazu gelangen soll, da ich in Paris keine Verbindungen habe. Deshalb habe ich es gewagt, mich an Ihre vielerprobte Güte zu wenden und Sie zu bitten, ob Sie mir nicht durch Hase[1]) oder einen andern Ihrer Pariser Freunde die Lesarten dieser Handschrift, wenn auch vorläufig nur zur Probe über eine Rede, etwa die erste, verschaffen könnten. Ich setze dabei voraus, daſs Ihnen dadurch keine Art von Beschwerde und Unbequemlichkeit erwächst; widrigenfalls ich Sie ersuche, von meiner Bitte keine Notiz weiter zu nehmen. — Sodann aber haben Sie ohne Zweifel selbst gelegentlich manches zum Isaeus, die Kritik und Erklärung betreffend, angemerkt. Wenn Sie mir dies zur Benutzung mittheilen wollten, würde ich Ihnen dafür aufs höchste verpflichtet sein. Sie wissen, wie manches hier noch zu thun ist, und wie willkommen mir für meine Arbeit ein Beitrag, namentlich von Ihnen, sein muſs.

Ich wollte Ihnen diese beiden Bitten im Herbste, wo ich während der Versammlung der Naturforscher in Berlin war, selbst mündlich vortragen, aber mein Unstern wollte, daſs Sie gerade abwesend waren und ich daher das Beste, und worauf ich mich am meisten gefreut hatte, verfehlte. Ich hoffe es indessen bald einmal nachzuholen und werde mich in Zukunft vorher erkundigen, ob ich Sie auch antreffen werde. Entschuldigen Sie jetzt meine Dreistigkeit und mein flüchtiges Schreiben, und genehmigen Sie die Versicherung der wärmsten Hochachtung, mit der ich bin

Ihr herzlich ergebenster

Schömann.

1830, 16. December. Greifswald. Verehrtester Herr Geh. Regierungsrath! Ich benutze eine sich mir eben darbietende Gelegenheit, Ihnen ein Exemplar meines Isaeus als einen geringen Beweis meiner herzlichen Verehrung zu übersenden, und bitte daſs Sie ihn gütig aufnehmen und schonend beurtheilen mögen. Ich wünschte wohl manches besser gemacht zu haben, aber jetzt und hier ging's nicht anders. Ich erlaube mir ein zweites Exemplar beizulegen mit der gehorsamsten Bitte, dieses gelegentlich an Herrn Prof. Krüger am Joachimsthal[2]) zu befördern, eine Bitte mit

1) Karl Benedict Hase, geb. 1780 zu Sulza in Thüringen, seit 1801 in Paris, an der Bibliothek angestellt, später auch Professor an der Universität, † 1864.

2) Karl Wilhelm Krüger, Verfasser der „Griechischen Sprachlehre", geb. 1796, 1827—1838 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, † 1874.

der ich Sie nicht beschweren würde, wenn ich nicht glaubte, dafs Sie jetzt, als Rector der Universität, es durch den Pedell oder dgl. leicht machen können. Von den übrigen beiliegenden Kleinigkeiten ist ein Exemplar für Sie bestimmt, eins für Krüger; die übrigen bitte ich gelegentlich mit meiner besten Empfehlung an Herrn Prof. Bekker und Wilken, eins auch an Herrn Spiker zu geben.

Dafs es Ihnen wohl und erwünscht geht, habe ich von Bekannten aus Berlin mit vieler Freude gehört. Mit mir geht es leidlich, doch nicht ganz so wie es wohl sollte. Behalten Sie mich nur ein wenig lieb und sein Sie versichert, dafs ich, wenn auch schweigsam, doch von ganzem Herzen mit Liebe und Verehrung bin

Ihr ergebenster

Schömann.

1833, 29. September. Greifswald. [Empfehlung zweier Studenten.] Haben Sie das neuste Product unserer Greifswaldischen Philologie, die Römische Erotik von Paldamus[1]) schon gelesen, und wie hat sie Ihnen gemundet? Ich mufs gestehen, dafs ich sie nur angefangen, aber bald wieder weggelegt habe, da mir alles was ich las fast wie leeres Stroh vorkam und mir die Lust zum Weiterlesen benahm. Mehr Vergnügen hat mir Ihr und zum Theil auch mein vormaliger Schüler Haase[2]) mit seiner Arbeit über Xenophon de rep. Lac. gemacht, die, wenn auch in den Hauptpunkten wohl verfehlt, doch viel Tüchtigkeit und solide Kenntnisse verräth. Von der Echtheit des Schriftchens sind Sie indessen durch seine Gründe wohl schwerlich überzeugt worden, ich wenigstens ebensowenig als von der der Vitae X oratt. durch Bekker und Westermann.[3])

Von Herrn Prof. Lachmann, der mich neulich bei seiner Durchreise auf einen Augenblick besuchte, habe ich zu meinem Bedauern gehört, dafs Sie sich leidend befänden.[4]) Hoffentlich ist Ihre Krankheit nunmehr gehoben. Ich wünsche Ihnen von Herzen Wohlsein und ungeschwächte Kraft zur Förderung Ihres Riesenwerkes und bitte Sie, meiner bisweilen freundlich zu gedenken als

Ihres Sie innig verehrenden

Schömann.

1835, 5. August. Berlin. Verehrtester Freund! Neulich habe ich Ihnen in einer nicht wissenschaftlichen Sache geschrieben, heute schreibe ich wenige Worte in einer Sie betreffenden wissenschaftlichen. Meier hat

1) Professor in Greifswald.

2) Friedrich Haase, geb. 1808 in Magdeburg, wurde 1833 nach dem Erscheinen seiner Ausgabe von Xenophons Schrift De republica Lacedaemoniorum Adjunct in Schulpforta, unternahm dann 1838—39 eine wissenschaftliche Reise, war 1840—1867 Professor der klassischen Philologie in Breslau.

3) In dem 1855 herausgegebenen ersten Bande der „Griechischen Altertümer" citiert Sch. S. 292 die Schrift Xenophons als echt.

4) Böckh litt an hartnäckigem Katarrh, s. Briefwechsel mit Müller S. 325, 327.

mich auf die Schrift des banausischen Fritzsche[1]), Ihres Nachbars, *De sortitione iudicum* aufmerksam gemacht, und ich habe sie mir gestern angesehen. Der Ton gegen Sie ist so schändlich, dafs Sie meines Erachtens nicht schweigen können. Man mufs diesem heillosen Menschen nichts hingehen lassen. Es ist mir daher eingefallen, ob es nicht zweckmäfsig wäre, wenn Sie die Schrift für unsere Jahrbücher recensirten, und ich habe bereits gestern mit Herrn v. Henning, als dem Geschäftsführer, gesprochen, welcher mich beauftragt hat Sie dazu aufzufordern. Thun Sie mir und Sich selbst den Gefallen, den Menschen abzuführen, und zwar so derb, als Ihre milde Natur es Ihnen immer erlaubt, wenigstens mit derjenigen Verachtung und Ironie, die er verdient. Wenn Sie dies zu thun geneigt sind, so nehmen Sie doch auch Rücksicht auf seine gegen mich gerichtete Diatribe über die *σφηκίσκους* und *στρωτῆρας*, worin der unverschämte Mensch wie ein Kenner spricht, während er auch nicht von ferne eine Idee davon hat, wie die Alten ein Dach und namentlich eins mit vertieften Feldern bauten. Oder wollen Sie nicht selbst diese kleine Partie in ihrer Blöfse darstellen, so erlauben Sie mir ein Einschiebsel zu machen, worin ich (ohne jedoch gerade namentlich hervorzutreten, wenn Sie dies nicht verlangen) seine Thorheit zeige. Lassen Sie sich nicht von der Sache dadurch abhalten, dafs Sie etwa meinen, der Angegriffene solle nicht der Recensent sein, sondern ein andrer. Sie sind mitten in der Sache drin und können also die Recension am leichtesten machen, und wollen Sie es thun, so zögern Sie nicht lange, sondern machen Sie sich rasch ans Werk. Grüfsen Sie Herrn Regierungsrath Krause von mir und schreiben Sie mir auch, wie es dort mit ihm geht. Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir bald antworten.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1835, 13. August. Greifswald. Verehrtester Freund! Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre beiden mir sehr lieben Briefe. Auf den letzten, vorgestern an mich gelangten, antworte ich zuerst. Dafs ich Ihrer Aufforderung Folge leiste, wird Ihnen die Beilage zeigen. Die Kritik gegen den Rostocker Polisson lag schon seit einigen Wochen in meinem Pulte und sollte an Freund Meier für die Hallische A. L. Z. geschickt werden, weil ich glaubte, dafs die Jahrbücher soviel Raum für die Beleuchtung einer so erbärmlichen Scharteke nicht hergeben würden; jetzt, da ich dies hoffen darf, ist mir dies um vieles lieber. Die Gründe übrigens, die mich zu der Beurtheilung bewogen, habe ich in der Recension selbst angegeben. In der Beurtheilung mufste ich mich natürlich vorzugsweise an die Hauptsachen und an das, was mich selbst am nächsten anging, halten; doch habe ich glücklicherweise auch der *σφηκίσκοι*, freilich nur im Vorübergehn, gedacht. Die Stelle ist S. 19 meines Manuscripts, wo ich jetzt einige Zeilen ausgestrichen habe, die übrigens nichts als eine Ver-

1) Franz Volkmar Fritzsche, geb. 1806, Schüler G. Hermanns, war seit 1828 Professor in Rostock.

weisung auf Müller enthielten. Ich bitte Sie nun recht sehr, die Lücke, wie es Ihnen angemessen scheint, auszufüllen, mit oder ohne Nennung Ihres Namens, wie es Ihnen am liebsten ist.[1]) Auch im übrigen haben Sie volle Gewalt zu ändern, zuzusetzen, wegzulassen was Ihnen gut deucht. Nur möchte ich bitten, daſs die Recension recht bald abgedruckt werde. Sollten sich, was ich jedoch kaum erwarte, von Seiten der Redaction der Jahrbücher Bedenken gegen die Aufnahme regen, so haben Sie die Güte, mein Manuscript an Meier zu schicken und diesem den möglichst schnellen Abdruck zu empfehlen.

Ihr erster Brief, den Herrn Regierungsrath Krause betreffend[2]), war mir und meinen Freunden, zu denen Barkow[3]) namentlich gehört, im höchsten Grade erfreulich. Wir alle waren in der That durch allerlei unbestimmtes Gerede etwas gegen den Regierungsrath Krause[4]) eingenommen und erwarteten recht unangenehme Berührungen. Ihr Brief beruhigte uns nun sehr und stimmte uns zum Vertrauen. Bisher hat nun der Regierungsrath Krause dieses Vertrauen in jeder Beziehung gerechtfertigt, so daſs ich, und mit mir gewiſs der beste Theil meiner Collegen, seine Sendung hierher als ein sehr erfreuliches Ereigniſs ansehen und uns die besten Folgen für unsere Universität von seiner Einsicht, seinem Eifer und seiner wackeren Gesinnung versprechen. Von mir namentlich kann ich sagen, daſs alles, was ich bisher von Herrn Krause gehört habe (und da ich Mitglied des Senats bin, ist wohl das meiste zu meiner Kenntniſs gekommen), mein Zutrauen und meine Achtung nur erhöht hat; besonders hat er sich gegen den Alastor unserer Universität, den Anatomen Schultze, auf die würdigste und kräftigste Weise benommen und bewiesen, daſs er die Leute, mit denen er zu thun hat, richtig zu beurtheilen und zu würdigen versteht.

Mit Wiederholung meines Dankes empfehle ich mich Ihrem ferneren gütigen Andenken als

Ihr herzlich ergebener

Schömann.

Im September 1835 unternahm Böckh die schon früher geplante Reise nach Greifswald und Rügen. Nach seiner Rückkehr schrieb er am 4. Oktober an Sch. wegen der in Ahlwardts Nachlaſs etwa vorhandenen Collationen von Neapolitanischen Pindarhandschriften und erhielt von ihm die Nachricht, welche Kl. Schriften 7, 517 mitgeteilt ist, daſs in dem Nachlaſs, wie er drei Monate nach A.s Tode von Sch. eingesehen wurde, sich diese Collationen nicht vorfanden; vgl. o. S. 45.

---

1) Böckh verfaſste eine selbständige Recension der Schrift von Fritzsche, abgedruckt im 7. Bande der Kleinen Schriften; vgl. Briefwechsel mit O. Müller S. 350, 361.

2) Liegt nicht vor.

3) Professor der Rechte in Greifswald.

4) Dieser war 1821 auf Antrag des Staatsrats Schultz (s. o. S. 86) als Universitätsrichter in Berlin angestellt worden, vgl. Varnhagen, Blätter zur preuſsischen Geschichte 1, 388. 2, 34. 60. 117. 127. 349; 1829 hatte ihn Kamptz zum Regierungsbevollmächtigten für die Berliner Universität vorgeschlagen (Varnhagen 5, 215); es wurde aber kein solcher mehr ernannt, s. o. S. 88.

1837, 20. März. Greifswald. Verehrtester Herr Geh. Rath! Da sich mir durch Herrn Prof. Paldamus eine Gelegenheit darbietet, mich einmal wieder Ihrem freundlichen Andenken zu empfehlen, so benutze ich dieselbe mit Vergnügen und erlaube mir zugleich eine kleine soeben fertig gewordene Abhandlung zu übersenden. Dann habe ich noch einige Bitten an Ihre Güte. Zunächst: werden in der neuen Ausgabe des Staatshaushaltes die Werthbestimmungen der Athenischen Münzen ungeändert bleiben oder nicht? und wenn etwas geändert wird, wollten Sie wohl die Güte haben, mir den Werth der Drachmen, so wie Sie ihn jetzt ermittelt haben, gelegentlich mitzutheilen? Ich werde, wie sich versteht, wenn ich in den Fall kommen sollte, vor der Erscheinung der neuen Ausgabe der Staatshaushaltung von Ihrer Mittheilung Gebrauch zu machen, dies nur mit Ihrer Bewilligung und nur so thun, daſs ich Sie als meinen Auctor nenne. — Sodann, ich finde in allen Plutarchischen Handschriften zwei Namen *Ἀγύλαιος* und *Ἱππώτας* oder *Ἱππίτας*, wo die gedruckten Exemplare *Ἀγησίλαος* und *Ἱππότας* haben. Ich wüſste mich auch nicht zu erinnern jene Formen sonst gefunden zu haben; aber es scheint mir doch bedenklich, sie deswegen zu verwerfen. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Meinung darüber mittheilen wollten. In den Inschriften findet sich vielleicht, was mir fehlt. Übrigens habe ich die Vollendung meiner Plutarchischen Arbeit bis aufs künftige Jahr verschoben und jetzt etwas anderes, wozu ich aufgefordert wurde, unter den Händen, was gleich nach der Messe in die Druckerei gehen und hoffentlich noch im Laufe dieses Jahres ans Licht treten wird. Da mein Verleger das Buch wahrscheinlich in Berlin drucken lassen wird, so werde ich mich, wenn es so weit ist, wol noch mit der Bitte an Sie wenden, mir unter den jungen Philologen, die dort zu Ihren Füſsen sitzen, einen tüchtigen zur Correctur vorzuschlagen.

Möge es Ihnen wohl gehen und Sie meiner immer freundlich gedenken.

Ihr ergebenster

Schömann.

Böckhs Antwort liegt nicht vor. Aber in dem Buche, dessen Erscheinen der Schluſs von Schömanns Brief in Aussicht stellt, den *Antiquitates iuris publici Graecorum*, findet sich S. 303 die Note: „Paullulum discedit haec, quam proponimus, nummorum aestimatio ab ea, quae apud Boeckhium est De oec. r. p. Ath. I, p. 15—25: sed debetur haec nostra viri summi δευτέραις φροντίσι, communicataque nobis petentibus ab eo est, mox cum suis rationibus in altera editione oecon. Ath. copiosius explicanda.“ Schömanns Ausgabe von Plutarchs Agis und Kleomenes erschien 1839.

1837, 4. Juli. Greifswald. Verehrtester Herr Geh. Rath! Sie haben die Güte gehabt, mir einen zuverlässigen Corrector für mein jetzt in Berlin zu druckendes Buch zuzusagen, und da heute ein Theil meines Manuscripts abgesandt wird, so erlaube ich mir den Buchdrucker — ich weiſs seinen Namen nicht — dieserhalb an Sie zu verweisen. Das Manuscript ist nur zum Theil von mir selbst, zum Theil von verschiedenen Studenten geschrieben, und ich bin nicht im Stande gewesen die Scrip-

turen alle genau zu revidiren und namentlich die vorkommenden Ungleichförmigkeiten im Orthographischen zu beseitigen. Hierauf wird also der Corrector zu sehen haben. Übrigens werden mir die Bogen vor dem Abdruck noch zur Revision zugeschickt werden, wo ich dann selbst sehen werde, was etwa noch zu erinnern sein mag, und mich über Manches mit dem Corrector selbst in Correspondenz setzen kann. Das Buch wird heifsen *Antiquitates iuris publici Graecorum* und enthält eine kurzgefafste Darstellung der Griechischen Staatsalterthümer in Form eines Lehrbuches, dem äufsern Umfange nach etwa dem Hermannschen[1]) gleich, nach dem Plane und der Anordnung, die ich in meiner Recension des letzteren angedeutet habe. Ich habe es schneller, als ich gewünscht hatte, zusammengeschrieben, weil ich von dem Verleger getrieben wurde; doch hoffe ich, dafs es mir nicht ganz mifslungen sei, und da es lateinisch ist und ich auf die Sprache einigen Fleifs verwandt habe, so mag es ja wol auch im Auslande nicht unwillkommen sein.

Für Ihre mir vor einigen Tagen zugegangene Abhandlung über die Theräischen Inschriften[2]) meinen herzlichsten Dank. Was gäbe ich darum, wenn ich nur die kleinere Hälfte des Reichthums besäfse, über den Sie gebieten und aus dem Sie über alles, auch scheinbar unbedeutendes, so belehrendes Licht auszubreiten wissen. Mit der herzlichsten Verehrung

Ihr ergebenster

Schömann.

P. S. Sie erwähnen in Ihrem letzten Briefe[3]) eine Abhandlung von Raoul-Rochette sur les tribunaux vert et rouge.[4]) Wo ist diese zu haben, und wäre es möglich, dafs ich sie durch Sie auf einige Tage zur Ansicht bekommen könnte? Ich werde Ihnen nächstens ein paar Seiten über die Aristophanischen Stellen zuschicken, aus denen Herr Fritzsche und nach dessen Aussage auch der Mikromegas in Leipzig[5]) gefolgert haben, dafs die Athener ihren Schiffen die Namen lebender Personen wie Kinesias, Kleokritus u. dgl. beigelegt haben.[6])

1837, 26. Oktober. Greifswald. Verehrtester Freund! Ich hätte Ihnen schon längst die kleine Abhandlung, die Sie hiebei erhalten[7]), überschickt, wenn die Zeitungen nicht von Ihrer Reise ins Badensche berichtet hätten, so dafs ich fürchten mufste, mein Brief würde Sie in Berlin nicht antreffen. Jetzt sind Sie ohne Zweifel wieder dort und haben Ihr drittes Rectorat schon angetreten, wozu ich mir erlaube Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch auszusprechen. Von der Abhandlung will ich wünschen dafs sie Ihnen nicht mifsfallen möge, d. h. namentlich hinsichtlich der Art der Behandlung, die ich absichtlich so eingerichtet habe, dafs unserm Freunde Fritzsche das Vergnügen, welches ich ihm zu machen gedenke, nicht auf einmal, sondern hübsch gemach zu Theil werde, bis

1) K. Fr. Hermann, Griechische Staatsalterthümer, 1831. 2) S. o. S. 64.
3) Liegt nicht vor. 4) S. o. S. 272. 5) Gottfried Hermann.
6) Schömann Opusc. I, 301—310: De navium nominibus.
7) Die in der Nachschrift des vorigen Briefes angekündigte.

am Ende der Schlufs ihm die verdiente Krone aufsetzt. Von dem Namenverzeichnifs, das Sie mir gütigst mitgetheilt haben, habe ich Gebrauch gemacht, ohne meine Quelle zu nennen. Es wäre nun ein Hauptvergnügen, wenn Herr Fritzsche die Namen für fingirt erklärte. Jedenfalls wird ihm seine schiffbrüchige Euphrosyne[1]) einiges Vergnügen machen. Was meinen Sie aber, soll ich die Abhandlung etwa an Zimmermann schicken, damit sie durch seine Zeitschrift[2]) mehr verbreitet werde, als es sonst geschehen wird? Meine Antiquitt. iur. publ. werden in 6—7 Wochen fertig sein, wo ich dann Ihnen sogleich ein Exemplar übersenden werde. Mit der herzlichsten Liebe und Verehrung

Ihr ergebenster

Schömann.

1838, 20. Januar. Greifswald. Verehrtester Freund! Ich erlaube mir Ihnen hiebei ein Exemplar meiner Antiquitt. iur. publ. Graec. zu übersenden und zu freundlicher Aufnahme zu empfehlen. Betrachten Sie das Buch zunächst nur als aus dem Wunsche hervorgegangen, mich über die Art und Weise, die ich beim Vortrage der Griechischen Staatsalterthümer bisher vor dem kleineren Publikum meiner Zuhörer befolgt habe, auch einmal vor einem gröfseren Publikum auszuweisen, sodann mir für die Zukunft diese Vorträge dadurch zu erleichtern, dafs ich, indem die Zuhörer die Hauptsachen schon in einem Handbuche vor sich haben, zu tieferer und speciellerer Erörterung einzelner Materien mehr Zeit gewinne als sonst, ohne ein solches Hülfsmittel, übrig zu sein pflegt. Wenn Sie, dessen Urtheil mir mehr gilt als das aller Andern zusammengenommen, meine Arbeit nicht für mifslungen erklären sollten, so würde mir das die erwünschteste Belohnung sein. Dafs ich lateinisch, nicht deutsch geschrieben habe, brauche ich Ihnen wol nicht ausführlich zu rechtfertigen. Aufser dem in der Vorrede angegebenen Grunde, den mir zunächst das Interesse meines Verlegers, der so auf gröfseren Absatz hoffte, an die Hand gab, bewog mich auch noch die Überzeugung dazu, dafs für eine Darstellung, wie ich sie beabsichtigte, d. h. vom Standpunkte des Alterthums selbst, nicht von dem der modernen Ansicht, sich auch die alte Sprache besser als die deutsche eigne. Auch hoffe ich, dafs mein Buch wenigstens lesbar sein werde, wenn ich auch auf besondere Eleganz keinen Anspruch machen darf und für manche Verstöfse gegen die Reinheit der Form die Nachsicht der Kenner in Anspruch nehmen mufs. Ein ärgerliches Versehen ist mir zu spät in die Augen gefallen, und ich will es lieber selbst anzeigen, ehe es mir vorgerückt wird, dafs ich nämlich Boeotarchi für Boeotarchae geschrieben habe. Läfst sich auch jene Form vielleicht mit einigem Schein wenigstens entschuldigen, so will ich doch

1) Name eines Schiffes in dem a. a. O. S. 304 abgedruckten Verzeichnis, mit dem Zusatz: quae nuper naufragium fecisse dicitur; ein Spott auf die von Fritzsche herausgegebene philologische Zeitschrift „Euphrosyne", die es nicht über das erste Heft hinaus brachte.

2) Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, erschien seit 1834 in Giefsen und Darmstadt.

lieber aufrichtig bekennen, dafs ich lediglich aus Unaufmerksamkeit auf den in diesem Worte, soviel ich sehe, constanten Sprachgebrauch gefehlt habe. Es werden sich aber wol noch andere und ärgere Mifsgriffe finden, und nicht blofs in der Form sondern auch in den Sachen. Wenn Ihnen dergleichen aufstofsen sollte und es Ihnen nicht lästig ist, mich darauf aufmerksam zu machen und zu belehren, so werde ich es mit dem aufrichtigsten Danke aufnehmen. Unterdessen hoffe ich, dafs Sie wenigstens guten Willen und Liebe zur Sache nicht verkennen werden.

Mit der Versicherung der herzlichsten Verehrung

Ihr aufrichtig ergebener

Schömann.

1838, 20. Oktober. Greifswald. Verehrtester Freund! Der Überbringer dieses Briefes ist mein ältester Sohn, dessen Sie sich vielleicht von Ihrem Besuch vor einigen Jahren her noch erinnern werden. Er ist jetzt in dem Alter, dafs ich seinem Wunsche, in die Welt hinauszukommen und einmal auf eigenen Füfsen stehen zu lernen, nachgeben zu müssen glaubte, und ich sende ihn nach Berlin in der Überzeugung, dafs er in dem dortigen vielseitigeren und grofsartigeren Leben für seine Entwickelung und Bildung leichter als anderswo das gewinnen werde, was ihm die hiesigen kleinlichen Verhältnisse und die enge Beschränktheit des väterlichen Hauses nicht geben können. Es würde eine grofse Freude für mich sein, wenn ich ihn Ihnen als Ihren künftigen Schüler zuweisen könnte; aber es ist keine philologische Ader in ihm, und er hat sich von Kindheit an entschieden den medicinischen Studien zugewandt. Von den dortigen medicinischen Lehrern ist mir keiner bekannt, dem ich ihn empfehlen könnte; aber wenn Sie vielleicht mit einem oder dem andern in näherem Verhältnisse stehen, so lassen Sie gelegentlich ein gutes Wort bei diesem für meinen Sohn fallen. Vor allen Dingen aber erlauben Sie mir, ihn Ihrer freundlichen Theilnahme zu empfehlen. Ich glaube wohl mich auf seinen sittlichen Ernst verlassen zu können und nicht befürchten zu dürfen, dafs er sich leicht auf verderbliche Abwege werde verlocken lassen; aber es wird mir doch eine grofse Beruhigung gewähren, wenn ich weifs, dafs auch das Freundesauge sich bisweilen nach ihm umsieht, und dafs, wo es nöthig sein sollte, ein rathendes, warnendes oder ermunterndes Wort an ihn gerichtet wird; und mein Vertrauen zu Ihrem Wohlwollen gegen mich ist so grofs, dafs ich hoffe, Sie werden um meinetwillen auch an meinem Sohne einigen Antheil nehmen.

Ich lege, um nicht ganz mit leerer Hand zu kommen, mein letztes Proömium diesem Briefe bei. Meine Bearbeitung des Plutarchischen Agis und Cleomenes ist fertig und wird in diesem Winter gedruckt, so dafs ich sie Ihnen gegen Ostern werde zusenden können. Klausen[1]) ist vor wenigen Tagen hier eingetroffen, und soviel ich nach der kurzen Bekanntschaft urtheilen kann, werden wir uns recht gut zu einander finden. Doch fürchte ich, dafs jetzt nach Näkes Tode seine Wünsche wieder nach

1) S. o. S. 68.

Bonn gerichtet sein werden. Er hat mir zwar nichts davon gesagt, und ich habe auch nicht mit ihm davon reden mögen, aber die Sache kommt mir gar zu natürlich vor.

Mit herzlichstem Gruſse und mit der Bitte mich auch Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen

Ihr treu ergebenster

Schömann.

1844, 3. Februar. Greifswald. Verehrtester Herr Geheimerath! Nicht ohne einige Besorgniſs trete ich Ihnen mit der beifolgenden Bearbeitung des Aeschyleischen Prometheus unter die Augen: denn wenn ich sie auch der eigentlichen Hauptsache nach nicht für ganz miſsrathen ansehen kann, so bin ich mir doch gar mancher Mängel im einzelnen wohl bewuſst, und noch mehrere wird der prüfende Blick des Meisters wahrnehmen. Möchten nur diese nicht von der Art sein, daſs sie den günstigen Eindruck, den das etwa gelungene auf Sie machen könnte, ganz und gar entkräfteten. Namentlich bin ich wegen des Metrischen besorgt. Gegen meine Anordnung der melischen Partien wird sich ohne Zweifel manches erinnern lassen, und ich will Ihnen gestehen, daſs ich mich dabei groſsentheils nur von sehr subjectiven Gründen und namentlich auch von der Rücksicht auf die Übersetzung habe leiten lassen und demgemäſs die Verse so abgetheilt habe, wie sie mir am besten zu klingen oder wie sich der Rhythmus im Deutschen am leichtesten und faſslichsten nachbilden zu lassen schien. Ich bin in der Metrik durchaus nicht gehörig geschult, sondern Naturalist. Etwas zuversichtlicher fühle ich mich hinsichtlich meiner deutschen Trimeter, obwohl Anhänger einer strengsten Observanz auch hier zu manchen prosodischen oder metrischen Freiheiten den Kopf schütteln mögen. Doch habe ich wenigstens, wenn ich gefehlt, nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus Princip gefehlt, und ich glaube, daſs ich im Nothfall meine Principien wohl werde rechtfertigen können, obgleich es mir weder passend noch auch der Mühe werth schien, eine ausführliche und begründete Darstellung derselben meiner Arbeit beizugeben, etwa wie Kirchner[1]) sein, aber vielfältig unbegründetes, System vor seinem Horaz breit auseinandergesetzt hat.

Über das Wagestück, einen gelösten Prometheus zu componiren, habe ich mich in der Einleitung wie in der Vorrede hinlänglich ausgesprochen und somit wenigstens gezeigt, daſs ich auf die Ausstellungen, die die Kritik dagegen machen wird, im voraus schon gefaſst bin. Daſs mir nun aber an keines Menschen Urtheil mehr als an dem Ihrigen gelegen ist, versteht sich so von selbst, daſs ich es gar nicht erst zu sagen brauche. Ich bitte Sie also recht sehr, es mir nicht vorzuenthalten. Wäre es Ihnen genehm, sich zu einer öffentlichen Besprechung meiner Arbeit in den Jahrbüchern für wiss. Kritik herbeizulassen, so könnte ich das nur als eine Ehre ansehn, und Ihr Urtheil, auch wenn tadelnd, wird

1) C. Kirchner († 1855 als Rektor von Schulpforta), Des Q. Horatius Flaccus Satiren, kritisch berichtigt, übersetzt und erläutert, Stralsund 1829; spätere Ausgabe 1854.

doch, weil competent, gerecht und wie ich hoffe auch wohlwollend, mich nicht verletzen können, wie es der Fall sein würde, wenn man irgend einen der allzeit fertigen jüngern Leute, z. B. Herrn Hartung[1]), zum Richter über mich bestellte. Darum bitte ich Sie also, wenn Sie selbst nicht eine Beurtheilung übernehmen mögen, interponiren Sie, als Mitredactor, Ihre Auctorität, daſs wenigstens ein competenter Recensent, nicht Herr H., bestellt werde. Ich glaube daſs Freese in Stargard wenigstens für die Übersetzung ein geeigneter Recensent und für die sonstige Arbeit wenigstens ein guter Referent sein dürfte.

Erhalten Sie mir Ihre Güte und Freundschaft, sowie ich stets mit alter Liebe und Verehrung bin

Ihr gehorsamster

Schömann.

1844, 23. April. Greifswald. [Empfehlung eines Studenten.] Für die Freundlichkeit, mit der Sie über meinen Prometheus urtheilen[2]), nehmen Sie meinen innigsten Dank. Daſs Ihnen meine Übersetzung nicht miſsrathen scheint, ist mir schon genug, und wenn Sie hinsichtlich meiner Auffassung der Idee der Aeschyleischen Dichtung mir in der Hauptsache beistimmen, so bin ich dagegen auch gern bereit, mich zu bescheiden, daſs diese Idee im Geiste des Aeschylus sich wohl etwas anders gestaltet habe als bei mir. Und so gebe ich denn namentlich meinen gelösten Prometheus völlig dem Tadel preis, daſs er wenig von dem Aeschyleischen an sich habe. Aber daran, daſs Prometheus bestraft wurde, weil er durch sein eigenmächtiges Eingreifen die Menschen von Zeus entfremdete, und daſs diese Entfremdung im Sinne des Aeschylus eben auch Entfremdung von höherer Sittlichkeit und wahrhaftem Adel der Menschheit gewesen, und daſs Prometheus nicht füglich anders mit Zeus versöhnt werden konnte, als wenn er dessen inne wurde und in Zeus auch den weisesten und besten anerkannte, stimmen Sie ja doch gewiſs mit mir überein; und der Versuch, diese Gedanken, wenn nicht in Aeschyleischer Weise, doch unter antiken Formen und Bildern auszusprechen, die von Hause aus auf ähnlichen Gedanken beruhen, schien mir nicht unzulässig.

Einen ferneren Dank bin ich Ihnen für Ihre Vermittelung bei Herrn v. Henning schuldig. Sie hat den erwünschtesten Erfolg gehabt, und das Honorar ist mir wenige Tage nachher gezahlt worden. Mit alter Liebe und Verehrung

Ihr gehorsamster

Schömann.

1849, 18. Mai. Greifswald. [Empfehlung eines Studenten.] Wie geht es Ihnen denn in dieser tollen Zeit? Haben Sie bei dieser Verworrenheit aller Verhältnisse und bei dem heillosen Treiben dämonischer

1) Joh. Adam Hartung († 1867 als Gymnasialdirektor in Erfurt) Verfasser von Ausgaben der griechischen Lyriker und Tragiker mit metrischer Übersetzung.
2) Böckhs Brief liegt nicht vor.

Gewalten, die alle Grundsäulen unseres Lebens umzustürzen trachten, noch Muth und Hoffnung bewahrt? Ich meinestheils hoffe wenig: einstweiligen Stillstand vielleicht, aber noch lange keinen Frieden. Unser Volk wird noch eine schwere Schule durchzumachen haben, bis es lernt, was politische Freiheit eigentlich sei und auf was für Bedingungen sie beruhe. Ob die gegenwärtige Generation das lernen werde, bezweifle ich. Glücklich, wenn unsere Kinder durch ihrer Väter Schaden klug geworden sein werden.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlergehn

Ihr ergebenster

Schömann.

1850, 16. Oktober. Greifswald. Verehrtester Herr Geheimerath! Es war mir leider unmöglich, Ihnen vor meiner Abreise von Berlin noch einen Besuch zu machen, um mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen und Ihnen mit meinem Danke für das, was ich mit allen dort Versammelten Ihnen schuldig bin, zugleich die beiliegenden Kleinigkeiten zu überreichen. Nehmen Sie diese sowie meinen Dank auch jetzt freundlich auf. Ich werde mich freuen, wenn Ihnen meine Ausgabe des *Cicero de nat. deorum* theils ihrem nächsten Zwecke nicht unangemessen, theils aber auch geeignet scheinen sollte, die Bedürfnisse anderer Leser als solcher, die ich zunächst zu berücksichtigen hatte, zu befriedigen. Mit dem, was in früheren Ausgaben geleistet ist, glaube ich mich messen zu können und die Kritik und Erklärung um einiges gefördert zu haben.

Wills Gott, so gedenke ich in einer ausführlicheren Schrift namentlich für die erstere noch mehr zu thun.

Mit unwandelbarer Liebe und Verehrung

Ihr herzlich ergebenster

Schömann.

1851, 19. Februar. Greifswald. Verehrtester Freund! Die Angelegenheit des Herrn Dr. Hertz[1]) liegt mir selbst am Herzen, und ich werde dafür thun was ich kann, wie ich auch ihm selbst schon vorlängst geschrieben habe. Ich bin der Überzeugung, dafs wir an ihm eine gute Acquisition machen werden, nach allem was ich selbst von ihm weifs und von andern über ihn gehört habe. Unserer Universität kann jedenfalls nur damit gedient sein, wenn einerseits der Unterricht in den verschiedenartigen Fächern der Philologie immer mehr vervollständigt, andererseits das kleine Häuflein derer, die auf ihr auch litterarisch thätig sind, etwas vermehrt wird. Von meinen Herrn Collegen sind freilich einige anderer Meinung, der eine aus diesem, der andre aus jenem, keiner aber aus einem wirklich stichhaltigen Grunde, und eine Majorität für die Anstellung des Dr. Hertz wird schwerlich herauskommen. Ich habe indessen schon angekündigt, dafs ich in diesem Falle ein Separatvotum dem

1) Martin Hertz, Böckhs Schüler (s. o. S. 127), war 1851—1861 Prof. in Greifswald, dann in Breslau.

Facultätsgutachten beilegen werde, und ich hoffe dafs sich einer und der andere mir anschliefsen wird. Auf diese Weise bekommt das Ministerium die Ansicht der Minorität ebenfalls zu hören und kann sich dann für die Seite entscheiden, die ihm die beste scheint. Denn es ist ja an das Gutachten der Mehrzahl keineswegs gebunden, ja es hätte Macht, den Dr. Hertz ganz aus eigner Bewegung und ohne die Facultät zu fragen, oder auch gegen den erklärten Willen derselben anzustellen, wie dergleichen Fälle mehrmals schon vorgekommen sind. Ich selbst bin so angestellt worden. Ich habe dem Dr. Hertz schon früher geschrieben, dafs von dem guten Willen des Ministeriums für ihn das Meiste abhänge, und dafs er also nur suchen solle diesen für sich zu gewinnen, dann würde sich die Sache schon machen. Auch Ihr Fürwort, verehrtester Freund, wird ihm nicht fehlen und gewifs eine kräftige Förderung sein. Dafs übrigens das Gutachten der Facultät noch immer nicht abgegangen, ist lediglich die Schuld des Dekans Prof. Matthies, der selbst dem Dr. Hertz, wie er mich versichert, durchaus geneigt ist, aber vielleicht hofft, noch einige Stimmen der Collegen für ihn gewinnen zu können.

Ihren verheifsenen Gaben sehe ich mit Freude entgegen. Möchte ich nur im Stande sein, Ihnen irgend etwas wieder zu bieten. Aber fürs erste kommt aufser den kleinen Sächelchen, die das Amt fordert, nichts von mir zum Vorschein. Ihnen wünsche ich ungeschwächte Kraft und heitere Stimmung, ohne Störungen, dergleichen für mich leider gar manche eintreten.

Mit unveränderlicher Verehrung

Ihr herzlich ergebenster

Schömann.

Weitere Briefe liegen nicht vor; Schömanns fortdauernde Freundschaft ist in dem Glückwunschschreiben der Greifswalder philosophischen Fakultät zu Böckhs Jubiläum 1857 bezeugt.

---

5. Briefwechsel mit Meier.

Moritz Hermann Eduard Meier, geb. 1796 in Glogau, studirte 1815—18 in Berlin, wurde 1819 Docent in Halle, 1820 a. o. Professor in Greifswald, 1825 o. Professor in Halle, starb 1855. Vgl. o. S. 80 u. 128.

1819, 1. August. Halle. [Bemerkungen zu Pindar.] Auch heute kann ich Ihnen über meine äufseren Verhältnisse wenig schreiben, denn es hat sich noch bis dato kein eigentliches Verhältnifs bilden wollen. Über die Mitglieder der Facultät habe ich mich in keiner Hinsicht zu beklagen; niemand legt dem andern etwas in den Weg. Dagegen fehlt es, wie mir scheint, überall an einem solchen lebendigen Zusammenhang unter den Lehrern, wie ich ihn, glaube ich, in Berlin gefunden habe. Die meisten isoliren sich; ich habe ein inniges Band nirgends gefunden, das einige umschlänge, und da dies in meinen Augen Bedürfnifs ist, so hätte ich gar nichts dagegen, wenn statt des philiströsen Friedens ein genialer Krieg wäre, durch den doch die Gleichgesinnten vereinigt werden würden. Das gesagte gilt nicht von Seidler, mit dem ich sehr gut stehe und stehen werde. Seidler[1]) hat in Grammatik und Metrik sehr schöne Kenntnisse; damit verbindet er ein feines Gefühl, einen sichern kritischen Takt und eine glückliche Conjecturalkritik; da er nun sehr ängstlich und gewissenhaft ist, so übergeht er bei der Erklärung eines Autors keine Schwierigkeit und geht nicht eher davon, als bis er zu einem bestimmten Ergebnifs gelangt ist. Seine Kränklichkeit verhindert ihn, seinen Studien Ausdehnung zu geben; er mufs ein kleines Fach haben, das er leicht übersehen, in dem er zu Hause sein kann. Daher kommt er auch selten zu allgemeinen Ansichten; er bleibt mehr bei einzelnen Observationen stehen, und das gilt auch von Grammatik und Metrik. Er lacht ebenso über die Hermannschen Principia und Deduction in der Metrik, als über alle andern. Wie sehr er Sie schätzt, hat er mir gleich beim ersten Zusammensein bewiesen, als er mit mir auf Ihre Gesundheit anstiefs. Von den übrigen Herren ist der gute Schütz[2]) noch der alte lustige heitere Greis wie vor zehn Jahren, in dessen Umgang man sich wohl befindet, wenn man auf litterarische Gespräche Verzicht leistet . . .

18. Oktober. So lange lag dieser Anfang eines Briefes unvollendet in meinem Pulte; Abhaltungen mancher Art und vor allem die Ereignisse

1) Joh. Friedr. Aug. Seidler, geb. 1779, Schüler G. Hermanns, war 1816—1824 Professor der klassischen Philologie in Halle, lebte dann ohne Amt in Leipzig, starb 1851.

2) Christian Gottfried Schütz, geb. 1747, 1773—77 Professor in Halle, dann in Jena, 1804—32 wieder in Halle.

um uns herum haben mir iedes Briefschreiben theils unmöglich gemacht, theils verleidet. Jetzt aber, damit Sie nicht ganz an mir irre werden, will ich nur einige Anfragen und Bitten dem obigen zufügen. Über das, was diese Zeit ihre Thaten nennt, werden Sie meine Gesinnung kennen, und der Herr Curator wird sie uns nicht austreiben. Hier ist Alles indignirt. Ob Maſsregeln, gestützt auf freie Übereinkunft der Gleichgesinnten aller Universitäten zu Stande kommen werden, bleibt dahin gestellt. Die Guten sind bereit, De Wette[1]) sein volles Gehalt auf eine ihn ehrende Weise anzubieten; daſs er auch dieses verloren habe, macht sein Brief an Gesenius[2]) glaubbar. Sie haben während der Zeit wieder ein Buch gefördert; wollte Gott, ich hätte nichts mit den Collegien zu thun, denn diese Beschäftigung ist mir jetzt verhaſst. Ich hoffe in einigen Wochen Ihnen einige Bogen Isaeus zuzuschicken; ich lasse die Rede De Cleonymi heredit. mit kurzen kritischen Noten drucken. Dabei möchte ich aber noch in einem Stücke Ihren Rath hören. Es heiſst in der Rede, daſs das Testament bei dem *ἀστύνομος* deponirt war; dieses ist nun doppelt auffallend, weil doch sonst Testamente bei Privatpersonen deponirt zu werden pflegten, und weil der *ἀστύνομος* nach dem, was man von seinen Beschäftigungen sonst weiſs, sich schlecht zu dem Geschäfte, Testamente aufzubewahren, zu passen scheint; ich kann mir die Leute nicht anders als wie unsere Viertels-Commissarien denken. Meine Anfrage bezieht sich nun darauf, ob sich vielleicht aus Inschriften dieser Geschäftskreis der *ἀστύνομοι* erklären lieſse[3]); die Stellen über sie bei Plato, Aristoteles, den Lexikographen sind mir bekannt.

Meine Bitte besteht darin, daſs Sie mir gefälligst Ihre beiden letzten Programme von Ostern und Michaeli möchten zukommen lassen; ich hoffe darin etwas über die Zeit der *δοκιμασία εἰς ἄνδρας*, über die, wann den Waisen ihr Vermögen ausgehändigt wurde, zu finden, was ich aus den sich widersprechenden Nachrichten der Grammatiker nicht habe finden können. Ich bedarf dieses, um über das Geburtsjahr des Demosthenes aufs Reine zu kommen. In Ihrer Staatshaushaltung scheinen Sie die Corsinische Annahme von Ol. 98,4 für das sicherste anzunehmen[4]); ich mag aber rechnen wie ich will, so paſst weder 98,4 noch 99,4. Ich habe neulich mit vielem Interesse Ihre Abhandlung über die Dionysien wieder gelesen; das Resultat scheint mir unbestreitbar; es ist unangenehm, daſs die Zahl der Gegner mehr eine polemische als direkte Behandlung gebot. Kanngieſser[5]) gieſst jetzt die ganze Kanne seiner Hypothesen in die hiesige Encyklopädie aus, die Gruber alle sammt und sonders für ausgemachte Wahrheit annimmt.

---

1) Professor der Theologie in Berlin, im September 1819 seines Amtes entsetzt wegen des Trostbriefes an K. Sands Mutter, wurde 1822 an die Universität Basel berufen, starb dort 1849.

2) Professor der Theologie in Halle seit 1810, † 1842.

3) Vgl. Meier und Schömann, Attischer Proceſs, herausgegeben von Lipsius 1, 52. 108.

4) Staatsh. 1², 668. 738.

5) Peter Friedrich Kanngieſser, geb. 1774, Prof. in Breslau, seit 1817 in Greifswald, † 1834. Seine Schrift „Die alte komische Bühne in Athen" (Breslau 1817) wird in Böckhs Abhandlung öfters citirt.

Ich habe mich im Sommer, durch die Vorlesungen veranlafst, mit dem römischen Procefs zur Zeit der freien Republik und mit der griechischen Philosophie beschäftigt; hier mangelte es mir sehr an einer Sammlung der älteren Philosophen und an Lektüre in den Neuplatonikern. Sehr neugierig bin ich auf Ihre Darstellung des Philolaus; die Grundsätze der Kritik, die man bisher bei der Behandlung der pythag. Fragmente befolgt, sind so schwankend, dafs sie mich aus dem Labyrinth verschiedener Vermuthungen nicht hinausgeführt haben. Schleiermacher scheint auch nach seinen neuesten Äufserungen in der Übersetzung des Plato noch immer nicht viel auf die pythag. Fragmente geben zu wollen. Was den römischen Procefs betrifft, so habe ich gefunden, dafs hier noch viel zu thun ist; da ich dies zu einem stehenden Collegio gemacht habe, so denke ich nach und nach einzelnes auffinden zu können. Die Juristen werden sich nun doch einmal um dergleichen nicht bekümmern. — Ich stehe mich mit den Leipzigern recht gut; ohne deren Gefälligkeit könnte ich bei der Beschränktheit der hiesigen Bibliothek nicht bestehen. Da mein preufsischer Patriotismus längst ausgegangen ist, so kann ich mich mit Baiern und Sachsen recht gut fraternisiren, was mir vor drei Jahren noch unmöglich gewesen wäre.

Gerhard ist noch auf Reisen. Ich bitte Sie recht sehr, mir recht bald einige Nachrichten über Sie zukommen zu lassen; auch mit wenigem nehme ich gern vorlieb, was mich der Fortdauer Ihres Wohlwollens versichre. Haben Sie die Güte, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin und den Herren Buttmann, Göschen[1]), Klenze und Tölken zu empfehlen und sie von mir zu grüfsen. Leben Sie wohl! Lassen Sie mich Ihrer Freundschaft bestens empfohlen sein.

Meier.

1819, 31. Oktober. Berlin. Auf einen langen Brief, lieber Meier, der aber nach sehr langer Zeit geschrieben ist, wird ein kurzer nach kurzer Frist geschriebener nur Gleiches mit Gleichem vergolten sein. Ich freue mich, dafs Sie zufrieden scheinen, und hoffe, dafs Sie Geld haben oder bekommen werden. Für Ihren Beitrag zu den Pindarischen Fragmenten danke ich; wenigstens habe ich die Stelle Plut. Thes. 1 brauchen können, und ich bin auch für Sandkörner dankbar, womit ich den Sandhaufen vergröfsern kann. Zum Dank für diese wichtige Stelle sollen Sie nun keine über die Astynomen bekommen, weil ich eben keine habe. Die beiden Programme sind beigeschlossen, aber Sie werden über das Geburtsjahr des Demosthenes nichts finden, weil ich es für die noch ungedruckte Abhandlung über die Midiana ausgeschieden habe. Indessen habe ich's in der letzteren von allen Seiten untersucht, und Ol. 98,4 extr. oder 99,1 princ. steht mir ganz fest. Die Angabe von Ol. 99,4 beruht auf einem Mifsverständnifs, dessen Ursprung ich in der angeführten Abhandlung glaube überzeugend nachgewiesen zu haben.

1) Joh. Fr. Ludwig Göschen, 1811—1822 Professor der Rechte in Berlin, dann in Göttingen, † 1837.

De ceteris taceo, denn das Papier hat Ohren, wenn dieses Blatt auch keine Eselsohren hat. Leben Sie wohl. Ein anderes Mahl mehr; nur soviel noch, daſs der Philolaos bald fertig ist, und daſs ich ietzo häufig und heftig am Commentar zum Pindar arbeite, der mir viel Vergnügen macht, weil ich überall Neues finde. Grüſsen Sie Schütz, Seidler, Gesenius.

Stets der Ihrige

Böckh.

1819, 14. December. Berlin. Ich antworte Ihnen gleich, lieber Meier, besonders da ich sehe, daſs Sie meinen vorigen mit buchhändlerischer Schneckenpost reisenden Brief, wobei ich die Lectionskataloge angeschlossen habe, noch nicht bekommen haben. Ich werde Ihre Schrift, die ich heute erhalten habe, morgen ans Ministerium befördern, und habe ich Gelegenheit, so will ich auch sagen, soviel ich zu Ihrem Besten kann. Allein da Sie ungeachtet des günstigsten Berichtes den Abschlag bekommen haben, so müssen vermuthlich äuſsere Unmöglichkeiten oder allgemeine Grundsätze Ihrer Anstellung im Wege stehen. Es sollte mir leid thun, wenn Sie ietzo noch eine Schulstelle annehmen müſsten; allein es ist, wie ich immer sagte, nur ein Glück, wenn man an eine Universität geräth.

Ich bin sehr mit Geschäften überladen, indem ich dieses Jahr zu meinen gewöhnlichen Arbeiten noch das Decanat führe und die Direction des Seminariums für gelehrte Schulen übernommen habe. Ich lese wieder einmahl Griech. Alterthümer, dann den Pindar und Terenz; ich habe sowohl den vergangenen Sommer als diesen Winter viele Zuhörer, die recht eifrig sind; man muſs alles erst allmählig in Gang bringen. Ietzo arbeite ich am letzten Bande des Pindar, nehmlich an der Erklärung, sehr eifrig; es ist der erste erklärende Commentar (der mir aber Freude macht), welchen ich schreibe. Ich habe mehr Vorarbeiten, als ich dachte; aber wenig Zeit zur Ausarbeitung. Doch hoffe ich in den Weihnachtsferien die Olympia zu beendigen.

Wir haben einen vortrefflichen Mann zum Regierungsbevollmächtigten und keine Ursache unzufrieden zu sein, auſser in wiefern wir unter eine Aufsicht gestellt sind, welche ganz überflüssig ist. Doch ich schweige: spero in hora silentii.

Grüſsen Sie Seidler und Schütz und wer mich sonst kennt.

Ganz der Ihrige

Böckh.

1820, 29. Mai. Dresden. Hochzuverehrender Herr Professor! Sie werden gewiſs von den Berliner Herren gehört haben, daſs sie mir ganz unerwartet die Ehre erzeigt haben, mich zum Collegen Ahlwardts, nämlich zum Extraord. in Greifswald mit 440 Thaler Gehalt zu machen. Sie können sich denken, wie sehr mich besonders das erste erfreuet, nachdem er, wie ich von Hermann gehört habe, seinen „magnus furor“ gegen Sie aufs neue geäuſsert hat; und das andre, nachdem ich mir in Halle eine glückliche, freundliche Umgebung, herzliche collegialische Verhältnisse

theils bereitet, theils durch ein günstiges Geschick gefunden, auch meine amtliche Thätigkeit besser von Statten zu gehn angefangen hatte; nach diesem Neste versetzt zu werden, ist doch auch für kein kleines Glück zu halten. Ich bin auf dem Wege dahin, indem ich von Halle mit Seidler in die Böhmischen Bäder gereist, gestern hier angekommen bin, um morgen nach Schlesien zu reisen, von wo aus ich dann ohne weiteren Umweg nach Greifswald gehen werde. So komme ich denn früher als ich gedacht habe nach Berlin; möge ich Sie nur wohl finden. Sie werden es gewiſs entschuldigen, daſs ich mir einige Briefe unter Ihrer Adresse nach Berlin bestellt habe. Ich muſs Ihnen noch meinen herzlichen Dank für die beiden lieben Briefe sagen, die Sie mir im verflossenen Winter zu schreiben, und für die Programme, die Sie ihnen beizulegen die Güte hatten. Die letzteren kamen mir freilich zu dem, wozu ich sie brauchen wollte, zu spät, haben mir aber in den Antiquitäten gute Dienste geleistet. Ich bin sehr neugierig auf die Ausführung, daſs das Geburtsjahr des Demosthenes Ol. 99, 1 oder 98, 4 sei, da ich wenigstens Seidlern das ungenügende beider Annahmen glaube probabel gemacht zu haben.

Hermann, den ich zuletzt in Carlsbad gesprochen, De Wette, der mich ein paar Tage vor meiner Abreise besucht hat, Gesenius, der jetzt nach Paris und Oxford reist, Seidler und Schütz haben mir aufgetragen Sie zu grüſsen. Leben Sie recht wohl, und lassen Sie mich Ihrem gütigen Andenken bestens empfohlen sein, als

Ihren Sie innig verehrenden

Meier.

1822, 12. Februar. Berlin. Schon lange, lieber Freund, hätte ich auf Ihren nicht minder langerwarteten als langen Brief geantwortet, wenn ich nur gewuſst hätte, was ich wegen Ihres Auftrages schreiben sollte. Ich habe mich hin und her umgesehen, um einen guten Hauslehrer zu erhalten, aber es giebt äuſserst wenige junge Männer, welche diesen ehemals vielbetretenen Weg zu wandeln Lust hätten. Es ist mir endlich einer vorgekommen, welchen ich freilich nicht genau kenne, doch glaube ich ihn empfehlen zu können .... Über die Geheimnisse, welche Sie auf Ende März endlich laut werden lassen, schreibe ich natürlich weiter nichts; ich wünsche daſs Sie das *μήνυτρον* erhalten. Ohne Zweifel haben Sie schon das Buch von Heffter über die Athenäische Gerichtsverfassung, worin, wie es scheint (denn ganz und genau habe ich's noch nicht gelesen), viel Gutes enthalten ist. Mirabile dictu ist auch wirklich der erste Band von Lafontaines[1]) Aeschylus erschienen, der drollig genug ist, soviel ich davon habe einsehen können, ohne daſs ihn der Buchbinder erst bearbeitet hat. Übrigens geht es in Halle schrecklich her, und es ist zu besorgen, daſs die groſsen dort vorgefallenen Unruhen, welche durch Staffette vor etlichen Tagen gemeldet worden, unangenehme Folgen haben werden. Wir haben ziemliche Ruhe, doch scheint man, wie bei den

1) Aug. Lafontaine, geb. 1759 zu Braunschweig, lebte 1800—1831 als Schriftsteller in Halle.

Greifswalder Sachen, auch bei diesen anzunehmen, dafs auch hiesige mit den Hallischen Studenten verwickelt sind, und es werden deshalb Untersuchungen angestellt.

Vergangenen Herbst habe ich eine schöne Reise nach Hannover, Göttingen und der Gegend, dann nach Jena und Halle gemacht und an letzterem Orte meinen alten Philister und das romantische Giebichenstein wieder besucht. Sonst habe ich dort, da ich mich nur einen und zwar nicht einen ganzen Tag aufgehalten habe, niemanden gesehen als meinen alten Freund Rienäcker[1]) und den alten Schütz, der mich nöthigen wollte länger zu bleiben, und den alten Schwetschke, meinen ersten Verleger. Seidler und Reisig und Vater, die ich noch sehen wollte, waren nicht an Ort und Stelle. Über die Munterkeit des alten Schütz habe ich mich gefreut; er war frischer als vor 16 Jahren. Fast hätte ich Lust, im nächsten Herbst nach Rügen zu reisen, denn es ist mir allmählig Bedürfnifs geworden auszufliegen, um meine Kräfte zu restauriren, und ich fühle das gerade heute um so lebhafter, da ich mich einiger Mittag- und Abendessen wegen, die ich durchaus nicht vertragen kann, in einem abgespannten Zustand befinde ....

Mit dem Thes. Inscr. rücke ich langsam vor; ich will ihn aber in den nächsten Jahren doch fertig machen, ob ich gleich immer mehr erkenne, welche Pönitenz ich mir damit aufgelegt habe. Denn es vergehen einem bei diesen Steinen und bei dem ewigen Sammeln alle Sinne und Gedanken, die Ideen noch mehr, und ich würde die ganze Arbeit längst aufgegeben haben, wenn ich nicht durch den Gedanken dabei festgehalten würde, andern dadurch nützlich zu werden, und sähe, dafs die Arbeit doch kein andrer macht, wenn ich sie nicht mache. Um sie so bald als möglich los zu werden, will ich mich, sobald der Pindar heraus ist, ganz darauf concentriren und mir für ein halbes Jahr einen Gehülfen annehmen. Eine Unterbrechung fürchte ich aber durch neue Aegyptiaca. Der General Minutoli hat nehmlich eine Anzahl Papyrusrollen, die er, wenn er hier angekommen ist, entwickeln will; darunter sollen etliche griechische sein, und da werde ich schon noch einmal daran glauben müssen, die scheufsliche Arbeit der Entzifferung zu übernehmen, welche ein schwaches Gehirn zu zerrütten fähig ist, und mir um so weniger angenehm, da der Inhalt solcher Rollen doch meinen Lieblingsstudien fernliegt.

Doch genug für heute. Grüfsen Sie Schömann herzlich von mir und bitten Sie ihn, auch einmal etwas von sich hören zu lassen.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1822, 1. August. Greifswald. Theuerster Herr Professor! Länger darf ich es nicht aufschieben, Ihnen meinen und Schömanns lebhaften Dank für Ihr gütiges und liebevolles Schreiben vom 23. Juni, das

1) Domprediger in Halle, veröffentlichte 1829 eine deutsche Übersetzung der Topographie Athens von W. M. Leake, mit Anmerkungen von Meier und K. O. Müller.

an mich gerichtet für uns beide bestimmt war, und für das wohlwollende Urtheil, das die Akademie auf Ihre Veranlassung über unser Buch ausgesprochen hat, wenigstens in einigen Zeilen zu sagen. Dafs Sie uns Ihren Besuch, auf den wir uns so lange königlich gefreuet haben, halb und halb wieder absagen, hat freilich meine Freude über dasselbe getrübt . . . . Mit der heutigen Post erhält die Akademie den Rest des dritten Buches, der, da er einmal durch Versehen hier zurückblieb, umgearbeitet wurde; ehe wir das Buch dem Drucke übergeben, dürfen wir wohl das nachholen, was die neulich erschienenen Bereicherungen unseres Fachs darbieten dürften? Das dickleibige Buch des Herrn Tittmann[1]) scheint, wieviel Gutes auch sonst sein Sammelfleifs zusammengetragen haben mag, für unsern Gegenstand kaum etwas bedeutendes, was sich auch nur zu widerlegen lohnte, zu enthalten; genau durchgelesen habe ich es noch nicht, zum Theil aus Ärger über den unverschämten Plagiarius. Wachsmuths Jus gentium scheint mir auch etwas ungeniefsbar zu sein; was urtheilen Sie über Kreusers „Der Hellenen Priesterstaat“?

Meine Zeit ist so beschränkt, dafs ich zum Durchlesen des neuen Anwachses während der Vorlesungen selten gelange; so habe ich denn auch noch nicht zu einem ordentlichen Studio Ihrer Explicationes ad Pindarum kommen können und habe mich bis jetzt begnügen müssen, an der Hand der sehr sorgfältigen Indices besonders nach den geschichtlichen und antiquarischen Sachen, die dort behandelt sind, mich umzusehen. Da fiel denn auch zuweilen der Blick auf die übrige Erklärung, und wenn ich gleich über die scharfsinnige, bildende und belehrend neue Form der letzteren mir überhaupt kein Urtheil anmafsen darf, so würde ich doch schon jetzt undankbar handeln, wenn ich nicht für die Bereicherungen und Verbesserungen danken wollte, die mein Antiquitätenheft schon aus dieser flüchtigen Durchsicht gewonnen hat. Allerdings kann der „magnus adversarius“[2]) mit dem Tone mehr als zufrieden sein, mit dem ihn die Vorrede behandelt; in diesem Augenblicke ist er durch eine schreckliche Krankheit seiner Frau selbst der Möglichkeit, die ihm widerfahrene Schonung anzuerkennen, entrückt. Er wird, dafür möchte ich einstehen, in einer gröfseren Ausgabe des Pindar nicht tripliciren, aus keinem andern Grunde, als weil diese Ausgabe nie in rerum natura erscheinen wird.

Unter dem Wunsche, Ihrer Frau Gemahlin bestens empfohlen zu sein, verharre ich, theuerster Herr Professor,

Ihr dankbarer und getreuer

M. H. E. Meier.

1823, 9. Juni. Berlin. Da die Anweisung auf einen Brief, lieber Freund, welche bei den Gänsebrüsten lag, nicht von Ihnen ist realisirt worden, haben wir die Gänsebrüste schon ohne Brief verzehren müssen,

1) Fr. W. Tittmann, Darstellung der griechischen Staatsverfassungen, Leipzig 1822. 2) Ahlwardt.

und da sie dennoch sehr wohl geschmeckt haben, sind wir Ihnen dafür nicht minder Dank schuldig, wiewohl er etwas spät kommt, weil immer auf Ihren Brief gewartet wurde. Indessen hält sich der Dank länger als das Gänsefleisch, und Sie werden ihn daher auch noch im Sommer annehmen können.

Ich höre gar nichts mehr von dem Druck der Preiſsschrift, der doch beschleunigt werden sollte. Wahrscheinlich sind die Verfasser selbst an der Zögerung schuld, oder irre ich? Die Druckprobe war gut. Es hat mich gefreut, daſs Schömann doch endlich eine Professur erhalten hat; ich bin aber immer noch der Meinung, daſs es zweckmäſsig sein würde, einen von Euch beiden wegzunehmen und hierher zu setzen. Von Passow[1]) höre ich nichts mehr, weiſs aber auch nicht daſs es aufgegeben sein sollte, ihn hierher zu setzen. Grüſsen Sie Schömann von Herzen und überlegen Sie mit ihm, ob es nicht gut wäre, wenn Sie oder er etwas thun wollten, daſs der Eine von Euch fortkäme. Ich würde selbst etwas dafür thun, aber der Minister glaubt genug Einsicht zu haben, um alles selbst zu bestimmen, wovon er etwas versteht und nicht versteht, und Süvern scheint mit ihm in philologicis gänzlich überworfen zu sein, weil er sich ihm nicht fügen will. Und Süvern hat Recht gehabt in dem Widerstand, den er leistete; denn der Minister hatte den glänzenden Einfall, dem Verfasser der Abhandlung über die Elfmänner[2]) als einem Restaurator der Philologie hier eine Professur zu geben. Doch hat sich dies durch allerlei Umstände zerschlagen.

Schwetschke[3]) will eine Archäologie statt der Potterschen[4]) machen lassen von verschiedenen Händen; Jacobs und Lange wollen Parthien übernehmen, auf deren gütigen Rath er von mir verlangt hat, ich möchte den Plan machen und das Ganze leiten. Ich habe aber den Antrag abgelehnt und den Schwetschke an Sie und Schömann gewiesen. Ich übernehme nichts, bis ich den Thesaurus fertig habe, wovon ich den schwersten ersten Theil soweit vollendet habe, daſs er gedruckt werden kann, wenn erst die Druckerei dazu fertig ist, wozu der Termin ad Kalendas Graecas zu sein scheint.

Daſs Wilken[5]) leider den Verstand verloren hat, werden Sie wissen, und es hat keine groſse Wahrscheinlichkeit, daſs er ihn wiedergewinnen werde. Der Kaiser Franz hat einmahl zu Buonaparte gesagt, nichts sei so unbezahlbar als wenn man einmal souverän gewesen sei; aber unbezahlbarer ist es noch, das nie verloren zu haben, was Franz nicht hat. Ich hoffe, daſs mir dieser Spaſs nicht auf der Post gelesen wird; daſs ich hier

1) Franz Passow, Professor der klassischen Philologie in Breslau 1815—1833.

2) F. W. Ullrich, Vier Platonische Gespräche, deutsch mit Anmerkungen und einem Anhange über die Elfmänner zu Athen, Berlin 1821. Vgl. Meier und Schömann, Att. Proceſs S. 69, u. o. S. 238.

3) Verleger in Halle.

4) John Potter, Archaeologia Graeca, Oxford 1699, deutsch von Rambach, Halle 1775—1778, ein Handbuch der Griechischen Altertümer.

5) Vgl. o. S. 270. Friedrich Wilken, Professor der Geschichte an der Berliner Universität seit 1817 und zugleich Oberbibliothekar, vorher Böckhs Amtsgenosse in Heidelberg; er wurde wieder hergestellt und vollendete 1832 seine Geschichte der Kreuzzüge, starb 1840.

spafse, kommt nur daher, weil ich mir vorgenommen habe, Wilkens Unglück mir selbst durch Spafs weniger schrecklich zu machen.

Mit bekannter Liebe der Ihrige

Böckh.

1824, 8. Januar. Greifswald. [Dank für freundliche Aufnahme beim Besuch in Berlin, Mitteilung über Zustände der Greifswalder Universität.] Auf Ihre gütige Empfehlung habe ich die Bearbeitung des Potter übernommen[1]), doch mache ich zuerst den Lysias fertig. In diesem Winter lassen mir meine Collegia und die Übungen der philologischen Gesellschaft kaum Zeit zu essen, geschweige an litterarische Arbeiten zu denken, und da ich einmal wieder auf dieses Capitel zurückkomme, so mufs ich auch bemerken, dafs das Ministerium mir auf meinen Bericht vom October 1822 über die philologische Gesellschaft unter anderem beistimmenden geantwortet hat: „Künftig ist den mit dem Jahresberichte einzureichenden schriftlichen Arbeiten, und zwar am Schlusse jeder genau zu corrigirenden Abhandlung, auch das schriftliche Urtheil der Direction über den Werth der Arbeit hinsichtlich des Inhalts und der Form derselben beizufügen, wie solches auch von den Directoren der übrigen philologischen Seminarien vorschriftmäfsig geschieht". Ist dies wahr? Ich habe bisher die Sodalen die mit einer peniblen und, wie ich weifs, mehr mühsamen als nützlichen Sorgfalt corrigirten Arbeiten abschreiben lassen; es blieb dann noch immer vielerlei stehen, wie natürlich die Arbeiten junger Leute durch Correctur nicht vollkommen werden können; aber da diese Abschriften ad acta bleiben, so sehe ich nicht, cui bono diese noch erst zu corrigiren sind, als etwa um mich zu controlliren; das wollen sie auch nur. Über das unglückliche Mifstrauen und immer Mifstrauen! Mir hat diese Zumuthung es verleidet, einen Jahresbericht zum October 23 zu machen, und ich bin ihn noch schuldig, mufs ihn wohl oder übel noch jetzt machen, da das Ministerium mir wohlweislich einen Theil meiner sehr beschränkten Einnahme (600 Thlr. Pommersch) erst nach dem Eingange eines solchen Berichts anweisen läfst.

Haben Sie wohl das Erbrecht von Gans angesehen? Des neuen für Attisches Erbrecht habe ich nicht viel gefunden, aber das, was die Bunsensche Erbfolgeordnung[2]) unhaltbares hat, scheint mir wohl erwiesen; auch den historischen Juristen geschieht nicht ganz Unrecht. Nur schade, dafs die persönlich gereizte Erbitterung im Anfang auf jeder Seite spricht, und dafs man durch den Schwall Hegelscher Redensarten, die mir unverständlich sind, sei es nun weil mir das Talent, sei es weil mir die Geduld fehlt, mir das Verständnifs zu öffnen, durch einen solchen Schwall also sich durcharbeiten mufs.

Die Beilage werden Sie und Ihre Frau Gemahlin als Tribut meiner pommerschen Gewohnheit, wie Sie pflegen, sich freundlich gefallen lassen und gewifs auch diesmal meine Freiheit entschuldigen. Hiermit verbinde

---

1) Wurde nicht vollendet.

2) Bunsens Schrift *De iure hereditario Atheniensium*, s. o. S. 211.

ich den Wunsch, dafs Sie doch endlich einmal in das Land der Gänsebrüste kommen möchten. Ich stelle mir vor, dafs es Ihnen für ein paar Tage wohl gefallen sollte; ob auf die Länge, wäre freilich ein anderes.

Jetzt wie immer Ihr getreuer

Meier.

1824, 24. Januar. Berlin. Fürs erste, lieber Freund, nehmen Sie meinen und meiner Frau ergebensten Dank für Gänsebrüste und Hasselnüsse, beide sind richtig angekommen und vortrefflich. Ich kann Ihnen aufser dem Danke kein Gegengeschenk machen, und also Ihr Geschenk nur als einen nicht schuldigen Tribut Neuvorpommerns an die neue Hauptstadt gnädig annehmen; doch hüten Sie sich, dafs es nicht endlich durch den langen Gebrauch das Ansehn einer Zwangspflicht gewinne und meine Nachkommen, die schon da sind, es von den Ihrigen, die noch im Schofse der Zukunft wohnen, ebenso verlangen, wie es unter den Vätern Sitte gewesen. Denn die Zeit will ja das Alte aufrecht erhalten. So wie ich nun für die Gänsebrüste keine Gegengabe senden kann, weil die Gänseköpfe, die etwa in einiger Anzahl aufzutreiben wären, ihren eigenen Willen haben und sich nicht versenden lassen, so wird denn, da ich doch einmahl in Schuld bleiben mufs, auch das Geschenk des Gänsekieles nicht so fett ausfallen, als das Ihrige gewesen ist. Soviel wunderbare Sachen, die zu schreiben wären, giebt es hier nicht, wenn es auch nicht ganz daran fehlt. Ich folge der Ordnung Ihres Briefes, um daran anzuknüpfen, was zu antworten ist.

Hier fällt mir zuerst die Recension von Ahlwardt und Thiersch[1]) auf. Ich danke Ihnen für Ihre Erbitterung darüber; übrigens ist sie keiner Antwort werth, am wenigsten wenn die schweigen, auf die es zunächst gerichtet ist. In dem Verfasser irren Sie wohl; Wolf, den Sie zu meinen scheinen, ist, wie ich glaube, jetzt zufrieden, wenn er Ruhe hat; ich wüfste nicht, dafs er seit Jahren irgend etwas feindseliges gegen mich unternommen hätte, und ich halte es für Pflicht, ihm, ungeachtet ich ihn nicht sehe, diejenige Gerechtigkeit und Ehrfurcht für das, was er gewesen, zu erweisen, welche mein ehemaliges Verhältnifs fordert. Wahrscheinlich ist obgenannter Verfasser ein gewisser Lindau, ein ganz unwissender Mensch, der eine Bafsgeige nicht von einer Trommel unterscheiden kann; sonst würde er nicht die Pindarischen Rhythmen nach Octaven messen. Ich habe ihn ehemals in der Abhandlung über die Platonische Weltseele beleidigt[2]); dieses scheint die Ursache der Thränen. Erst spät hat er wohl die Abhandlung gesehen, nachdem er aus der Polnischen Verbannung, in der er war, zurückgekommen.

Dafs Schömann Professor ohne Gehalt ist, ist mir etwas Neues; ich glaubte, er hätte auch Gehalt bekommen. Aber auf unser Ministerium ist nicht mehr zu wirken; es wird gewaltig viel darin gearbeitet, aber mir scheint dafs man die rechten Gesichtspuncte für die Anstellungen verloren

1) Betreffend die von beiden veranstalteten Pindar-Ausgaben, in der Jenaer Litteraturzeitung.

2) Kl. Schriften 3, 137.

hat. Ich mag darüber nicht ausführlicher sprechen. Ich werde immer negativer, aber die Schulmeisterei wehre ich mir ab, und zwar mit Macht. Voriges Jahr habe ich auch so ein Rescript erhalten, worin ich angewiesen wurde, die Abhandlungen des philologischen Seminars durchzucorrigiren und ein Urtheil darunter zu schreiben über den Werth in Form und Inhalt; ich bin auch etwas in Eifer darüber gerathen und habe mich stehenden Fuſses entschlossen zu antworten, daſs dies weder nöthig noch zweckmäſsig sei, noch in meiner Instruction gegründet. Hier haben Sie einige Stellen aus meiner Gegenschrift: „Eine solche Einrichtung ist der Schule angemessener als der Universität[1]), und stellt Lehrer und Zuhörer eine Stufe weiter herab. — Ein hohes Ministerium möge mir daher verzeihen, wenn ich wünsche, daſs Hochdasselbe mich bei meiner bisherigen Art der Behandlung belassen möge, welche ich für bewährt durch die Erfahrung halte; wenn andre andren Erfahrungen folgen, so mag jeder nach der Weise wirken, die seiner Eigenthümlichkeit zusagt; ich gestehe, daſs mir das genannte Corrigiren eine nutzlose Vielgeschäftigkeit scheint, durch welche dem Lehrer, der sein übriges Lehramt fleiſsig verwalten und, was damit unzertrennlich verbunden ist, in der Wissenschaft fortschreiten will, die wenige Muſse verkümmert wird, welche ihm von seinem tägliche Anstrengung und unausgesetzte Thätigkeit erfordernden Amte übrig bleibt. — In dem Verhältniſs, in welchem ich mit den Mitgliedern des Seminars stehe, habe ich weit mehr Gelegenheit, durch persönliche und mündliche Einwirkung Aufmunterung zu geben, als durch ein schriftliches Lob, wie man es einem Schüler unter seine Ausarbeitung schreibt. — Ich bitte daher mich nicht durch eine Vorschrift, die ich nach meinen Ansichten von dem Standpuncte eines akademischen Lehrers und seiner Art, junge Leute zu bilden, auszuführen unfähig bin, in meiner Richtung und Thätigkeit irre zu machen". Die Antwort war, es bleibe meiner Beurtheilung überlassen, ob ich die Sache ausführen wolle oder nicht. Ich habe es nicht gethan, und man hat mich gewähren lassen. Indessen gestehe ich, daſs solche Zumuthungen mich verdrieſslich machen. Ich glaube soviel zu leisten als irgend einer, und man könnte mir eher Erleichterung gewähren, als Last aufbürden wollen.

Man hat bei der philosophischen Facultät hier berathschlagt, wie Wilkens Stelle besetzt werden soll, der einstweilen auf den Sonnenstein gebracht ist. Da sich die Berathung etwas sonderbar gewandt hat, hat man statt der Historiker historische Philologen vorgeschlagen; die meisten vereinigten sich für Müller; dieser kommt aber gewiſs nicht[2]); in zweiter Stelle sind Sie vorgeschlagen. Ich schreibe dies im Vertrauen, aber mit der inständigen Bitte, davon durchaus keinen Gebrauch zu machen. Denn ich bin schon einmahl von einem Rathe des Ministeriums darüber ironisirt worden, daſs ich jemanden hierher „berufen" hätte, weil ich nehmlich diesem gelegentlich geschrieben hatte, daſs ihn die Facultät vorgeschlagen habe. Dieser, dachte ich, wüſste es schon lange; aber er hatte es nicht gewuſst, ergriff es nun aber und setzte es bald durch, weil er Verbindungen hatte. Ich möchte nicht, daſs man erführe, Sie hätten dies

1) Vgl. die spätere Äuſserung o. S. 117.
2) S. Briefwechsel mit O. Müller S. 130 ff.

von mir erfahren, um nicht zuletzt unschuldigerweise in den Verdacht der Klatscherei zu kommen, die mir nicht füglich zur Last gelegt werden kann. Aus dem Vorschlage, der, ich darf es ja wohl ohne Anmafsung sagen, von mir ausging, werden Sie wenigstens meinen guten Willen sehen, und der Vorschlag dient gewifs zu Ihrer Empfehlung. Aber für den Augenblick kann er nicht viel helfen; wenigstens nicht für das, wozu er gemacht ist. Denn das Ministerium sieht wohl ein, dafs es etwas verworren ist, wenn man einen Bibliothekar und Historiker braucht, Philologen vorzuschlagen. Indessen hatte das freilich auch seinen Grund, wovon ich nur soviel sagen will, dafs man an einem gewissen Orte Lust hatte, *τοὺς Ἕνδεκα*[1]) einzuschieben; und diese hochnothpeinliche Behörde perhorresciren wir, wenn sie auch im Geleite der freundschaftlichsten *προξενία* kommt.

Von Ihrem Antrage, der Akademie den „Procefs" zu widmen — fast hätte ich geschrieben zu machen — weifs unser vergefslicher alter Secretar und junger Ritter[2]) nichts; übrigens ist es grofse Ehre, und Buttmann wundert sich mit Recht darüber, dafs Sie uns wie eine europäische souveräne Macht ansehen, bei der erst die Erlaubnifs der Zueignung nachgesucht werden müsse.

Am Schlusse Ihres Briefes kommen erst die Gänse vor, mit welchen ich den Anfang gemacht habe; vor den Gänsen aber reden Sie von dem Erbrecht von Gans. Ich habe es erst jetzt angesehen und bin eben nicht ganz in der Sache drin; offenbar ist er ein Mensch von Talent, aber das Buch ist unerträglich, und mir ist diese Philosophey um so mehr zuwider, da sie nur verdunkelt, die Köpfe aufbläht und die Herzen verstockt. Als Student habe ich auch so philosophiren können; aber ich habe, wie Platon seine Gedichte, den Wust dem Hephästos geopfert, nachdem ich die wenigen vernünftigen Gedanken, die dahinterstaken, herausgelesen hatte. Ich hatte damals die Philologie naturgeschichtlich construiren wollen und war von meiner Construction so eingenommen, dafs ich sie gleich wollte drucken lassen, mein guter Genius hat mir aber abgerathen.

Der Brief ist doch länger geworden, als ich dachte. Und von mir steht noch nicht viel drin. Ich lasse jetzt an dem Thes. Inscr. drucken; ich denke erst ein Heft von 25 Bogen herauszugeben. Zwei Bogen sind gedruckt, es geht aber kläglich langsam. In den Abhandlungen der Akademie lasse ich noch eine Abhandlung über die Kritik des Pindar drucken, die etwas grofs und alt geworden ist. Aufserdem lasse ich die kleine Ausgabe des Pindar wieder drucken, mit der Angabe der Sylbenmafse und einer Auswahl von Bruchstücken. Diesen Winter habe ich mich mit den Tragikern beschäftigt und eine Abhandlung über die Sophokleische Antigone geschrieben, für die Akademie. Ich will darüber noch eine schreiben; die Hermannische Antigone ist ein wahres Phänomen von verkehrter Kritik und besonders Erklärung.

---

1) S. o. S. 303.

2) Philipp Buttmann, geb. 1764, hatte soeben beim Ordensfest den roten Adlerorden erhalten; er legte 1826 das Sekretariat der philologisch-historischen Klasse nieder; sein Nachfolger war Schleiermacher, dann 1834 Böckh.

Grüfsen Sie Schömann recht herzlich von mir. Meine Frau hat mir viele schöne Grüfse an Sie aufgetragen; nicht zu vergessen von uns beiden ebensolche an Barkow, dem wir auch für seinen letzten freundlichen Brief danken lassen; auch an dessen Frau.

Stets von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

Die nächsten, hier nicht gedruckten Briefe beziehen sich auf den Streit mit G. Hermann, s. o. S. 50f.

1826, 20. August. Berlin. Nach langer Zeit, theuerster Freund, komme ich wieder einmahl ans Briefschreiben, und obgleich ich Ihnen nichts bestimmtes zu schreiben habe, will ich es doch nicht unterlassen, weil es mir ein Bedürfnifs ist. In den letzten sechs Wochen bin ich leider so überladen gewesen, dafs ich gar nicht studirt habe. Der Regierungsbevollmächtigte war abwesend; ich mufste daher, wie der Rector hier gewöhnlich thut, seine Geschäfte mit übernehmen, und ich habe leider in den letzten Tagen meiner Verwaltung als Stellvertreter des Bevollmächtigten mit Halleschen Angelegenheiten zu thun gehabt und davon einen schlechten Begriff von dem Halleschen Studentenwesen bekommen; eine solche Roheit und Gemeinheit, wie sie mir da vorgekommen ist, habe ich doch noch wenig gefunden. Auch ist das Ministerium sehr ungehalten über die neuern Vorfälle daselbst, wenn anders, wann dieser Brief, den ich mit Buchhändlergelegenheit zu schicken gedenke, ankommt, sie noch neuere seyn werden. Jetzt arbeite ich, da ich wieder frei bin, das auf, was sich gesammelt hatte, wozu namentlich die Briefe gehören. Dabei übersende ich Ihnen gelegentlich den Areopagitischen Lectionskatalog und bin nun begierig zu wissen, was Sie darüber denken. Das Decret des Patroklides kann schwerlich, wenn man es recht betrachtet, anders ausgelegt werden, als ich thue; wiewohl ich kaum glaube, dafs ich überzeugen werde, denn es kommt mir oft vor, als hätte mir Apoll wie der Kassandra in den Mund gespuckt; was ich ganz sicher sehe, glaubt kein Mensch.

Die Abhandlung über die Logisten und Euthynen wird nun nächstens zu Bonn erscheinen, jedoch mit einigen Aufopferungen. Niebuhr hatte von mir das Recht erhalten den Ton zu mäfsigen, und da er trotz seinem Hafs gegen Hermann doch meinte[1]), wie er sich ausdrückt, er gehöre zur Aristokratie und dürfe nicht wie „ein gemeiner Leipziger" behandelt werden, so will er von meiner Erlaubnifs Gebrauch machen, und ich halte es für gut ihm freie Hand zu lassen; ich fürchte aber auch nicht, dafs er zu stark streichen wird. Übrigens hat Niebuhr wieder seine besonderen Antipathien, wohin namentlich Welcker gehört, und so hat er mir denn auch zugemuthet, den Anfang umzuändern, damit, wie er sagt, keine Parthei gemacht werde. Ich habe mir das auch gefallen lassen und bin begierig, wie die *εὔθυνοι εὐνοῦχοι* sich ausnehmen werden, ob sie durch ihre Verschneidung manierlicher werden. Übrigens schreibt er, es gehöre

1) Brief Niebuhrs vom 20. Juli 1826, oben S. 222 erwähnt, aber nicht abgedruckt.

Sächsische Unredlichkeit dazu, um sich durch meine Abhandlung nicht überzeugen zu lassen. Auf meine Einladung zur Theilnahme am Bonner Museum erinnere ich mich nicht von Ihnen Antwort erhalten zu haben.

Wahrscheinlich hat Ihnen Gans geschrieben, Sie möchten für eine Berliner Zeitschrift Platners Attischen Procefs recensiren. Sie werden vielleicht erstaunen, wenn Sie zugleich gehört haben und hören, dafs auch ich Antheil an dieser Anstalt nehmen will. Es ist damit eine eigene Sache, und ich weifs eigentlich noch nicht recht, wie ich mich nehmen soll. Hegel hat soviel gute Seiten, dafs ich mich ihm gerne nähern möchte, und ich habe es auch etliche Mahle aus Überzeugung gethan und ihn in Lagen unterstützt, wo er der Chicane preisgegeben war, die er sich freilich durch sein widerhaariges Benehmen zugezogen hatte.[1]) Anderseits fühle ich mich immer wieder wie von einer unsichtbaren Hand zurückgestofsen. Indessen bei kalter Überlegung glaube ich dafs man durch Theilnahme an seinem Unternehmen das Schlechte entfernen kann, und so würde es mich freuen wenn Sie nicht abschlügen.

Ich habe angefangen ein paar Bogen vom dritten Heft der Inschriften drucken zu lassen; vor der Hand ist jedoch der Druck wieder eingestellt, weil ich meine Rede vom 3. August drucken lassen mufs; wenn ich sie meine nennen kann, denn einiges ist auf höhern Befehl gesagt. — Einige Leipziger fallen von Hermann ab, namentlich Dindorf, der an Meineke sehr heftige Äufserungen gegen die Hermannische Schrift und Recension geschrieben hat. Ein Reisender, der den Hermann sprach, ein alter Schüler von ihm, will ihn sehr verändert, mürrisch und verbissen gefunden haben. An uns soll er sich die Zähne ausbeifsen! Ich hoffe, die zwei Ladungen, die er von mir im Bonner Museum und im dritten Heft der Inschriften erhält, sollen ihn noch etwas verblüffen.

Leben Sie wohl.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1826, 11. September. Halle. Zürnen Sie mir nicht, theuerster Herr Professor, dafs ich auf soviele Beweise Ihrer Güte Ihnen noch kein Zeichen des Dankes dargebracht habe, aber meine gränzenlose Apathie während der grofsen Hitze und der Wunsch, Ihnen etwas mehr als blofsen Dank, der sich von selbst versteht, zu sagen, hat mich bisher vom Schreiben abgehalten. Ob ich gleich die Hoffnung habe, Sie in wenigen Tagen wenigstens auf einige Augenblicke zu sprechen, will ich doch, um nichts zu vergessen, Ihnen der Reihe nach auf alles antworten. Sie werden aus Schäfers[2]) Anmerkungen zum Demosthenes, aus seinen Nötchen zu Passows Lexikon etc. schon ersehen haben, wie er des Hermann Bemühung, mit ihm wieder einzulenken, ansieht; dafs er aber totus noster ist, weifs ich von ihm persönlich, da er mich vor einigen

1) Vgl. o. S. 224.

2) Gottfried Heinrich Schäfer, Professor in Leipzig, † 1840. Der erste Band seines Apparatus criticus et exegeticus ad Demosthenem erschien 1824.

Wochen besucht hat. Er habe, sagte er, für seine Pflicht erachtet, unabhängig von seinem Verhältnisse zu Hermann, zu einer Zeit wo dieser solche Gesinnung an den Tag lege, zu zeigen, dafs diese nicht in Leipzig allgemein sei; er gab ganz seine Beistimmung zu dem, was ich über des Hermann unerträglichen Hochmuth, über sein mehr als sophistisches Treiben gesagt hatte, zu erkennen und verheifst eine Recension der Metrik des Hermann zu hinterlassen, die nach seinem Tode gedruckt werden solle. Hermann, sagte er, würde mir bestimmt antworten, was doch nach Schwetschkes Relation nicht richtig ist, da er dem Wachsmuth gesagt, er habe sich vorgenommen die Replik nicht zu lesen; manches hätte Seidler in der Schrift des Hermann gemildert, anderes hätte Hermann aber wieder hergestellt; einen starken Passum gegen ihn (Schäfer) hätte er nur durch Schäfers Bemerkung, dadurch den Berlinern das gröfste gaudium zu bereiten, unterdrückt. Neugierig bin ich nun, zu sehen, wie zahm die Logisten-Abhandlung geworden ist; möchte Niebuhr nur nicht vergessen, dafs man bei aller Achtung gegen die früheren Verdienste des Hermann ihn nicht auf sanftem Wege von seiner jetzigen Unart wird heilen und Ruhe für die Zukunft sich bereiten können.

Darf ich bitten, mich Niebuhr angelegentlich zu empfehlen und mich zu entschuldigen, wenn ich langsamer Arbeiter erst die Vollendung meiner Schrift über Cicero und des Buchs *De privatis Romanorum judiciis* abwarte, ehe ich mir die Freiheit nehme, ihm einige kleine Abhandlungen z. B. über die Rede De corona anzubieten? Diese Langsamkeit hat mich auch bis jetzt noch nicht zur Lektüre des zweiten Hefts der Inschriften kommen lassen, wofür ich Ihnen, wie für so viele andre Beweise Ihrer Güte, zum herzlichsten Danke verpflichtet bin. Alle Welt wundert sich, wie Sie in einem so sehr von Amtsgeschäften in Anspruch genommenen Jahre soviel schreiben können, und ich *tardum ingenium* wundere mich natürlich am meisten. Was aber Ihre Abhandlung über den Areopag betrifft, so gestehe ich offenherzig, dafs ich noch nicht überzeugt bin, und ich erlaube mir, Ihnen meine Zweifel hier vorzulegen . . .

Über die Berliner Litteraturzeitung mündlich; dieser Hegel und seine Gesellen haben sich so in den Augen vieler achtungswürdiger Personen erniedrigt, dafs man fast seinen Ruf in Gefahr bringt, wenn man sich mit ihnen einläfst; ich habe aber so zugesagt, um Ihrem Vertrauen zu entsprechen, dafs ich nichts bestimmtes verheifsen habe. Leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau Gemahlin angelegentlich als

Ihren

getreuen Meier.

Gerhard kommt Oktober nach Deutschland; er hat mir für Gesenius den von Ihnen bestellten Lanzi[1]) zugeschickt.

Am 15. Oktober 1826 dankt Meier für freundliche Aufnahme, die er in Berlin bei Böckh gefunden.

---

1) Vermutlich Lanzi, Saggi di lingua Etrusca, Florenz 1824—1825 in zweiter Ausgabe erschienen.

1826, 29. Oktober. Berlin. Mit wenigen Worten, theuerster Freund, empfangen Sie meinen Dank für die Lerchen, die freilich früher verzehrt worden sind, als der Dank gespendet wird, der aber doch eher abgehen soll als die Vorlesungen anfangen, was morgen geschehn soll, denn dann giebt es soviel zu thun, daſs man nicht einmahl zu einer Danksagung gelangen kann, und obendrein will ich zugleich auch wieder an die Inschriften gehn, damit der erste Band bald fertig werde. Nach langer Zeit habe ich zum ersten Mahl wieder eine Recension gemacht, und zwar von Bröndsteds Reisen. Ist das Buch auch nicht ausgezeichnet, so ist es doch dankenswerth, und ich habe die Recension so eingerichtet, daſs sie sehr lobend ist, obgleich ich vieles anders gestellt habe und in der Forschung über Keos etwas weiter als das Buch gegangen bin; wenigstens habe ich allerlei merkwürdige Verhältnisse dargeboten, die die Erscheinungen auf Keos erst erklären. Es ist ein wunderbarer Zusammenhang zwischen allem, was aus dem Alterthum überliefert ist; und was man a priori setzen möchte, findet man in der Regel auch überliefert. So kam ich auf den Gedanken, daſs die Sitten von Keos lokrisch seien, und als ich versuchsweise suchte, ob sich nichts nachweisen lieſse, fand ich schlagende Beweise.

Die groſse Recension über die geheimen Gesellschaften[1]) habe ich auch nicht lesen können; der schlimmste Pudel, der mir im Durchblättern aufgefallen, ist das heillose Lob Österreichs.

Süvern sagte mir vor etlichen Tagen: Sie wären doch ein curioser Mann; hier hätten Sie gegen ihn so gut von Reisig[2]) gesprochen, und kurz darauf seien Sie bei jemand, als Reisig zur Thür hereingekommen, gleich herausgegangen. Sie sehen, man weiſs in Berlin, wer in Halle zu jeder Thür heraus und herein geht. Übrigens kann ich mir dies Herausgehen und das Gutsprechen ganz gut erklären und finde es nicht so curios.

Schömann hat für unsere Zeitschrift den Wachsmuth übernommen[3]) und scheint ernstlich theilnehmen zu wollen. Wenn der Partheigeist entfernt wird, kann die Sache denn doch am Ende besser werden als ich glaubte; geht es nicht, so kann ich immer wieder abtreten. Ich habe an Niebuhr eine Apologie meines Übertrittes geschrieben[4]) und will einmahl sehen, was er meint.

Jetzt leben Sie wohl. Von ganzem Herzen wie immer

der Ihrige

Böckh.

1827, 18. April. Berlin. Schon lange, theuerster Freund, gehe ich mit dem Gedanken um, wieder einmahl an Sie zu schreiben; aber eigentlich habe ich nichts Nöthiges zu schreiben, und anderseits konnte ich nicht immer gerade dann, wenn ich Zeit hatte, einen Brief gelegent-

1) Von Kamptz in der Hallischen Litteraturzeitung; Meier erwähnt sie in dem Dankbrief vom 15. Oktober.

2) K. Reisig, Professor in Halle, war mit Meier in Streit über die Leitung des philologischen Seminars.

3) S. o. S. 283. 4) S. o. S. 224.

lich nach Halle bekommen und hatte keine Zeit, wenn gerade Gelegenheit war. Seit einigen Tagen gehe ich wieder damit um und entscheide mich endlich dazu, da mir eben heute Ihre Recension von Plehns Lesbiacis zu Gesicht kommt. Ich bin Ihnen besondren Dank schuldig, daſs Sie von neuem sich meiner annehmen und die lyrische Tragödie vertheidigen. Ich habe Gelegenheit gehabt, im dritten Fascikel der Inschriften ebenfalls mit drei Worten zu sagen, daſs die Sache vollständig erwiesen sei, und es gehört eine ganz besondere Unfähigkeit der Combination dazu, sie in Abrede zu stellen. Ihre Ansicht von der Zeit der Rede adv. Boeot. de nomine habe ich auch sogleich untersucht. Ich gestehe nicht zu begreifen, wie ich die Stelle des Dionysius, wo er sie *κατὰ Θεσσαλὸν ἄρχ.* setzt, nicht in Betracht gezogen habe[1]); Wolf hat es jedoch auch nicht gethan. Den vierten Band des Corsini habe ich nicht bei der Hand und weiſs nicht, ob, was doch kaum möglich, auch der nicht darauf Rücksicht genommen hat; hat er es gethan, so habe ich mich wahrscheinlich von ihm beschwichtigen lassen. Indessen haben auch Sie anderseits eine Schwierigkeit stillschweigend übergangen, ja vielleicht mehr als eine. Denn Dionysius setzt doch zur Zeit der Schlacht bei Tamynae den Dinarch 13 Jahre alt; Sie müssen daher auch diese Berechnung durch Änderung des Textes wegräumen, denn das 13. Jahr des Dinarch fällt dann doch circa in Olymp. 108, 1. Sodann bleibt Dionys doch immer in einem offenbaren Widerspruch mit sich selbst. Denn wenn er, nach Ihnen, die Schlacht bei Tamynae in Ol. 106, 4 setzt unter den Archon Eudemus oder Thudemus (nehmlich im Dinarch), so kommt man wieder mit der Midiana in Verlegenheit, die er Ol. 107, 4 setzt, ungeachtet sie eben zur Zeit des Treffens bei Tamynae ungefähr verfaſst ist, und dies führt wieder zurück auf Ol. 108, 1 circiter als die Zeit, da er auch die Rede g. Böotos consequenter Weise setzen muſste. Ich sehe daher in der That nicht ein, wie in dieser Sache durchzukommen ist, und empfehle Ihnen die weitere Lösung. Daſs übrigens Dionys nicht viel gewuſst hat von der ganzen Sache, sieht man an der Art wie er spricht, *κατὰ Θεσσαλὸν ἢ Ἀπολλόδωρον*, ziemlich deutlich.

Aus einem Briefe von Dissen erfahre ich dieser Tage, daſs Welcker noch einmahl gegen Hermann schreibt, nehmlich gegen die zweite Recension; oder vielmehr er hat schon geschrieben, aber wo und was weiſs ich nicht. Gegen mich hat Hermann sich sehr sicher gestellt, indem er nur schielende Ausdrücke hingestellt hat, die auf mich gehen sollen, ohne daſs es gesagt ist; hätte er aber auch deutlicher gesprochen, würde ich mich doch nicht in Bewegung gesetzt haben. Daſs ich ihm in der metrischen Abhandlung[2]) habe Gerechtigkeit widerfahren lassen, werden Sie gewiſs billigen; ohnehin ist die Abhandlung doch gegen ihn, denn er liest jene Metra wie ein .... Ich habe nun den ersten Band des Corp. Inscr. vollendet, einschlieſslich die Vorrede und die Addenda, und habe in beiden letztern alles gegen ihn gerichtete sehr abgekürzt und gemäſsigt; ich wollte es könnte noch mehr seyn. Ist Ihnen für den zweiten Fascikel

1) Staatshaushaltung der Athener 2, 61 der ersten Ausgabe, berichtigt in der zweiten Ausgabe 1, 681.

2) S. o. S. 172. Einleitungsschrift Sommer 1827, Kl. Schriften 4, 254—265.

etwas bei der Hand, was zu verbessern wäre, so bitte ich es mir handschriftlich mitzutheilen, damit ich es in den Addendis, die mit dem dritten Fascikel ausgegeben werden, benutzen kann.

Wie mir Schulze sagt, geht es mit Ihren Vorlesungen jetzt gut, was mich herzlich freut; bleiben Sie nur consequent und geben Sie nie ein Collegium auf, welches Aufgeben das allerschlimmste ist. Sollte es nicht möglich seyn, nun endlich eine Aussöhnung mit Reisig zu bewerkstelligen? Freilich hört man von ihm, er sei ganz . . . .; aber seine Leidenschaft gegen Hermann (die sehr bedeutend seyn mufs, da er sich über meine Logistenabhandlung äufserst beifällig geäufsert hat, Hermann sei durch sie aufs Haupt geschlagen und beschämt) liefse doch erwarten, dafs er zum Frieden mit Ihnen geneigt wäre.

Haben Sie das . . . : Zeug gelesen, was Niebuhr im letzten Heft des Rheinischen Museums geschrieben hat?[1]) Auch was über die Philaiden dort steht? Auf seinen Zweifel wegen des Paroemiaci will ich ihm doch aus dem Traume helfen; ich habe die Sache nun bis auf den Grund untersucht und neu combinirt, denn ich bestehe darauf, dafs es ein Paroemiacus ist; das will ich auch zeigen, aber den Gefallen kann ich ihm nicht thun, seine Meinung über *Τυραν* zu erwähnen, denn diese mufs der Vergessenheit übergeben werden.

Vor einiger Zeit ist der ältere Dindorf[2]) hier gewesen. Dieser Mann ist besser, als man nach seinen buchhändlerischen Speculationen erwarten sollte; er hat Geist und Kenntnisse und ist nicht im Saxonismus untergegangen. Ich hatte mir von ihm eine ganz andere Vorstellung gemacht. Ganz besonders habe ich mich gewundert, wie er über Spohn[3]) urtheilte, den er ganz wegwarf. Ich gestehe auch nie begriffen zu haben, worin eigentlich dessen aufserordentliche Verdienste bestehen. Doch de mortuis nil nisi bene.

Nun leben Sie wohl und lassen Sie auch wieder etwas von sich hören.

Mit der herzlichsten Freundschaft der Ihrige

Böckh.

1827, 1. Juli. Berlin. [Ankündigung einer Reise nach Göttingen, Umgegend von Hannover, Halle.] Vor meiner Reise möchte ich wohl noch den ersten Band des Corp. Inscr. fertig machen; es wird aber schwerlich möglich seyn, da der Druck zu langsam geht. Ich habe noch zwei merkwürdige attische Psephismen erhalten; das eine ist 45 Zeilen grofs, aus der Kimonischen Zeit, der Vertrag zwischen Athen und Erythrä über die *ξυμμαχία*[4]), aber leider so schlecht abgeschrieben, dafs man nicht alles herstellen kann, dennoch aber merkwürdig. Der Stein selbst existirt wohl nicht mehr. Das andere ist ein Decret der Athener für Dionysios I. von Syrakus[5]); auch davon existirt der Stein nicht mehr. Die Abschriften,

---

1) Vgl. Briefwechsel mit Müller S. 225 und o. S. 172.
2) Wilhelm Dindorf, geb. 1802, a. o. Professor in Leipzig, † 1871.
3) Fr. A. W. Spohn, starb 1824 als Professor in Leipzig.
4) C. Inscr. 1, 73. 73b (S. 891) = C. Inscr. Att. 1, 9. 10.
5) C. Inscr. 1, 85b. 85c. (S. 897. 899) = C. Inscr. Att. 2, 51. Der Stein ist 1867 wiedergefunden worden.

die ich erhalten habe, sind aus alten Papieren. Ist Ihnen noch sonst woher als aus Philipps Briefe bei Demosth. bekannt, daſs Dionysios das athen. Bürgerrecht erhalten hatte? Mein Psephisma ist offenbar das Collationspatent, obgleich vom Bürgerrecht nichts mehr auf dem Steine steht, weil er an der Stelle verwischt ist.

Hermanns Ion ist miserabel; ich werde ihm vor der Hand nicht antworten; bei den Teischen Inschriften ist es noch Zeit. Alles andre zwischen uns, bis wir uns sehen.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1828, 16. Juni. Berlin. Als ich vor acht Tagen eben damit umging, theuerster Freund, eine Vorrede zum Lectionskatalog auszudenken, kam mir Ihre Abhandlung über den Areopag[1]) zu Gesicht; ich machte mich daran und untersuchte die Sache ganz von neuem, nunmehr mit Rücksicht auf Ihre Unterscheidung zwischen βουλή und δικαστήριον. Obgleich Sie nicht eben auch so entscheidend gegen Ende sprechen, als Sie zu Anfang vermuthen lassen, da die Sache von Ihnen doch sehr im Zweifel gelassen wird, so schien mir doch, daſs Sie in einigen Puncten zu weit gegangen seien, und da ich gern an frühere Vorreden anknüpfe, schien mir der Gegenstand geeignet, ihn zu einer Vorrede[2]) zu benutzen und zu versuchen, was herauskomme, wenn ich nach meiner Weise zu combiniren die Sache von neuem zurechtlegte. Hierbei glaube ich nun gefunden zu haben: 1) für ein Areopagitisches (d. h. auf dem Areopag gehaltenes) Gericht in Ol. 92 ist vollständiger Beweis vorhanden, 2) für ein heliastisches Gericht daselbst fehlt aller Beweis. 3) Die Stelle des Demosth. Aristocr. behauptet nicht bloſs, daſs auf dem Areopag die φονικὰ stets gerichtet werden, sondern sie ist vom Rathe zu verstehen, und irrig. 4) Die Stelle des Lysias Eratosth. kann nicht so verstanden werden, als ob zu Lysias Zeiten der Areopag die alten Rechte in φονικοῖς bloſs gehabt habe, sondern sie sagt sicher aus, daſs sie ihm wiedergegeben worden. 5) Dieselbe Stelle, strenger gefaſst wie die Worte lauten, beweiset, daſs niemals Heliasten auf dem Areopag gerichtet haben, und folglich die Stelle des Patroklides vom areopagitischen Senat genommen werden muſs. Bereits früher schrieb ich Ihnen einmahl, ich wüſste nicht wie Sie über diese Stelle wegkommen wollten; auch ist das ἐφ' ὑμῶν nicht bloſse Conjectur, sondern durch alle Mss. bestätigt. 6) Wie der Ostracismus schon vor Ol. 92 aufgehoben worden, so kann auch der Areopag wieder etwa während des Friedens des Nikias hergestellt seyn. 7) Bei der Erklärung des Decrets des Patroklides kann ich Ihnen nicht beistimmen, sondern glaube grammatisch beweisen zu können, daſs meine Erklärung richtig ist, halte auch dafür daſs Ihre Bemerkung über die Gesetzanfänge wie γαμεῖν δέ, der ich jedoch nicht beistimmen kann, hier nichts beweisen kann, indem mein Grund nicht auf dem δέ, sondern auf dem περί beruht. 8) Daſs Sie den Patroklides und die gesammte attische Volksversammlung für Esel erklären, ist klar; denn wenn diese von Gerichten sprechen, die damals

1) Rheinisches Museum 2, 264 ff. (1828). 2) Kl. Schriften 4, 306—321.

nichts gegen Menschen verfügten[1]), als ob sie gegen Menschen verfügt hätten, so war der gesammte attische Staat einer Schafheerde gleich.

Ich gestehe Ihnen, es ist mir schwer geworden, einige dieser Behauptungen zur Evidenz zu bringen, und Sie werden vielleicht lachen, daſs ich von den Stellen des Demosth. und Lysias so paradoxe Behauptungen aufstelle, wie die N. 3. 4. 5. Aber über N. 3. 4 bin ich ganz sicher; 5 ist zwar auch richtig, wenn Lysias gut gesprochen hat, indessen habe ich mich bescheiden darüber ausgedrückt. N. 7. 8 ist mir klar. Diese ganze Sache habe ich nun nicht, wie hier, plump und grob Ihnen gegenüber vorgetragen, sondern mit aller Artigkeit und Ergebenheit. Das meiste ist auf dem Wege der Interpretation gefunden, und ich habe gesagt, diese müsse hier etwas fein seyn, weil man, nachdem Sie sehr fein unterschieden haben, hier mit pinguibus argumentis nichts mehr leisten könne. Indessen, wie es mir überhaupt nicht angenehm war, Ihnen nicht beistimmen zu können, und ich gerne meine Meinung in die Tasche gesteckt hätte, wenn ich nicht gedacht hätte, es müſste die Sache etwas anders gestellt werden: so möchte ich doch wenigstens die kleine Abhandlung nicht drucken lassen, ehe Sie sie im Ms. gelesen hätten. Vielleicht widerlegen Sie mir etwas, oder wünschen etwas anders gestellt als es jetzt steht. Ich urtheile hier nach mir; in Ihrer Abhandlung nahmentlich hätte ich gewünscht, daſs Sie die Stelle aus dem Oed. Col. nicht unter meinen Argumenten aufgeführt hätten, denn als Argument habe ich sie nicht gebraucht; wiewohl sie völlig zu der Zeit stimmt, die ich für den Oed. Col. annehme, und die Süvern in einer groſsen Abhandlung gegen Lachmann vertheidigt hat.[2]) Wenn Sie sich nun der Prüfung unterziehen wollen, so schreiben Sie mir's; dann will ich meine Abhandlung schnell copiren lassen.

Neues giebt es hier nicht; ich weiſs also auch nichts besonderes zu schreiben. Süvern ist sehr kränklich, oft bis zum Bedenklichen. Zumpt[3]) hat mit sehr gutem Erfolge hier zu lesen angefangen, aber der Fortgang entspricht nicht dem Anfang. Ich habe angefangen über die Antigone zu schreiben und will es etwa übers Jahr drucken lassen. Das letzte Heft des Corp. Inscr. werden Sie jetzt etwa erhalten haben. In einer Woche denke ich wieder an die Fortsetzung zu gehen. Nun leben Sie wohl, bester Freund. Mit stets gleicher Liebe und Freundschaft

ganz der Ihrige

Böckh.

1828, 19. Juni. Halle. Vor wenigen Tagen erhielt ich, theuerster Freund, Ihr gütiges Geschenk, und indem ich noch zweifelte, ob ich Ihnen vorläufig für die Freundesgabe danken oder das bis zu dem Augenblicke aufsparen sollte, wo ich nach Vollendung des bereits begonnenen Studiums Ihres Werkes zugleich für die mir dadurch gewordene Belehrung danken könnte (ein Zweifel, der Ihnen nicht auffallen wird, da Sie meine ver-

---

1) Gemeint ist das Gericht am Prytaneion; vgl. Schömann, Att. Procefs S. 19.

2) S. o. S. 49. Lachmann, Über Absicht und Zeit des Sophokleischen Oedipus auf Kolonos, Rhein. Museum 1, 313—336. Süvern, Abh. der Berliner Akademie 1828. 3) S. o. S. 211.

rufene Briefscheu aus Erfahrung kennen), erhalte ich eben Ihr gütiges Schreiben vom 16. d. M., und indem ich nun hierauf doch gleich antworten mufs, will ich also nur meinen vorläufigen Dank jetzt nachholen. Was ich bis jetzt studirt habe, bis in die spartanischen Inschriften hinein, damit hab' ich nur immer einverstanden sein können; sollte ich im Folgenden etwas finden, was nicht ganz unwürdig wäre Ihrem nachsichtigen Urtheile vorgelegt zu werden, so soll es mit den etwanigen Nachträgen zu den vorhergehenden Heften Ihnen zukommen. Geblättert hab' ich auch etwas in Vorrede und Addenden, und indem ich vorläufig meine Freude über die schöne Entwicklung der von N. 1 gegebenen Erklärung ausspreche, verbinde ich damit zugleich den Dank für die Courtoisie, mit der Sie mich widerlegen und die freundliche Art, in der Sie mich sonst erwähnen. Ich bewundere Ihre Geduld, die sich durch eine so grofse Masse von oft nichts bedeutenden Inschriften durchwindet und doch dabei dem Geiste die Freiheit läfst, so treffliche allgemeine Einleitungen zu geben, wie z. B. über Spartas Verfassung in der Kaiserzeit. Ich mufs schon gestehen, wie ich mir doch die erhaltenen Inschriften weit fruchtbarer und belehrender gedacht habe, als ich nun sehe dafs es der Fall ist; um so mehr verdient es Dank, dafs ein Mann von Geist Jahre darauf verwendet, um sie zu ordnen, zu behandeln, zu beleuchten und alles das daraus zu entwickeln, was sich eben herausbringen läfst.

Erst aus Ihrem Briefe erfahre ich, dafs meine kleine Abhandlung abgedruckt sei, da wir hier noch kein Exemplar des Rheinischen Museums haben, und wenn ich auch sehr bedaure, dafs ich Sie nicht von meiner Ansicht überzeugt habe, so kann es mir nur angenehm sein, dafs Sie sie einer Widerlegung gewürdigt haben, und mit Vergnügen werde ich mich widerlegt bekennen, wenn ich widerlegt bin; das könnten Sie, der Sie zum Publikum zuletzt sprechen, in meinem Namen sagen; und schon deshalb wird es mir sehr erwünscht sein, wenn Sie mich Ihre Gegenschrift vor dem Abdrucke lesen lassen, ich bitte also darum.

Es schmerzt mich, was Sie über Süverns Kränklichkeit schreiben, da ich ihm mit so vieler Liebe zugethan bin. Ich bin noch in seiner Briefschuld, indem ich ihm auf seine Abhandlung über die Vögel[1]) noch nicht geantwortet habe, weil ich die Sache drei-, viermal untersuchte und doch mich nicht von der Wahrheit überzeugen kann, so sehr ich den Scharfsinn anerkennen mufs und die Gelehrsamkeit, die er für seine Hypothese angewandt hat. Würde ihm ein längerer Brief nicht jetzt lästig sein? Auf jeden Fall empfehlen Sie mich ihm gütigst.

Hiesige Neuigkeiten wüfste ich nicht, als dafs das H. M. das Geld scheint jetzt an manche mit Scheffeln zu werfen, andre aber für legale Forderungen kein Mäfschen erhalten; meinetwegen. Krusen[2]) werden wir nach den ihm von A.[3]) gemachten Anerbietungen schwerlich los, obgleich ihm hier jeder

1) W. Süvern, Über die Vögel des Aristophanes, Abh. der Berliner Akad. 1827.

2) Fr. K. H. Kruse, geb. 1790 zu Oldenburg, 1821—1828 Professor der Geschichte und Geographie in Halle, 1828—1853 in Dorpat, † 1866. Sein Werk „Hellas, geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlands und seiner Colonien“ 3 Bde., Leipzig 1825—1827 ist nicht ohne Verdienste.

3) Minister von Altenstein.

ein Glück auf die Reise wünscht. Ist es wahr, dafs Bernhardy herkommt? Ich sollte meinen, es wäre mit sechs Professoren der Philologie genug, wenn man die nicht Hungers sterben läfst.

Empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau Gemahlin und halten Sie sich von meiner alten Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung überzeugt, mit der ich jetzt wie stets verharre als

Ihr getreuer
Meier.

1828, 26. Juni. Berlin. Sie erhalten hier, theuerster Freund, die kleine Abhandlung mit der Bitte, was Ihnen daran nicht recht, mir schleunigst zu melden, und zwar in der Art, dafs, wenn Ihnen auch irgend ein Ausdruck mifsfällt, den ich in Bezug auf Sie und Ihre Abhandlung gebraucht habe, Sie ihn notiren, aber ohne alle Zurückhaltung, indem es nicht meine Absicht ist, irgend etwas zu sagen, was Ihnen unangenehm seyn könnte. Doch werden Sie, denke ich, aus der Fassung selbst erkennen, dafs ich es auf Widerlegen nicht abgesehen habe, sondern dafs ich nur die Sache habe ins Licht stellen wollen; ich wollte mir selbst und somit anderen klar machen, wieviel von beiden Seiten bewiesen und wahrscheinlich ist. Rechnen Sie das nicht wieder auf Courtoisie. Ich bin so sehr für grob verschrieen, dafs es mir freilich Freude machen mufs, wenn ich einmahl ein Courtoiseur genannt werde. Habe ich im Corp. Inscr. etwas gegen Sie gesagt, so wird es mir eher leid thun, es nicht noch gelinder gesagt zu haben, als ich es hoffentlich gethan haben werde. Kommt nicht mehr bei der Arbeit heraus, als eben herauskommen kann, so ist das eben mit ein Verdienst, dafs man endlich sehen kann, was heraus kommt, und indem ich das Werk damit anfange, überhaupt die Epigraphik aus der Reihe der Disciplinen auszustreichen, habe ich den Gesichtspunct, dafs sie blofs suppliren soll, hinlänglich festgestellt. Doch, hoffe ich, sollen Sie die böotischen und delphischen Inschriften etwas bedeutender finden. Sie können wol denken, dafs ich die Geduld zu verlieren oft im Begriff bin, wenn ich Tage lang mich mit Dingen herumschlagen mufs, die kein Ergebnifs gewähren, und die ich eben nur geben mufs, damit man ein Ganzes habe.

Süvern ist jetzt in Potsdam. Schreiben Sie ihm lieber jetzt nicht; er ist irritabel. In den Vögeln ist er wider meinen Rath zu weit gegangen; die Grundidee halte ich aber dennoch für richtig. Dafs Bernhardy nach Halle komme, ist meines Wissens blofses Geschwätz, wie er mir selbst auch sagt.[1]) In ceteris assentior; wir hier haben demüthigst protestirt, dafs uns weiter keine Wohlthaten durch Anstellung neuer Professoren erwiesen werden sollten, da der Stall voll genug ist. Wir gratuliren Ihnen auch zu Leo.[2])

Von ganzem Herzen der Ihrige
Böckh.

---

1) Zu Ostern 1829 wurde Gottfried Bernhardy o. Professor der klassischen Philologie in Halle, † 1875.

2) Heinrich Leo, 1825—27 a. o. Professor der Geschichte in Berlin, wurde 1828 a. o. Professor, 1830 o. Professor in Halle, † 1878.

1828, 30. Juni. Halle. Soeben, theuerster Freund, wird mir Ihr Brief nebst Beilage gebracht, worauf ich um so mehr zu antworten eile, als es mich schon in der vorigen Woche recht drängte, Ihnen die Freude, ja ich kann wohl sagen das Entzücken auszudrücken, mit dem ich Ihre Behandlung der tegeatischen und die Einleitung zu den böotischen Inschriften (weiter bin ich leider noch nicht gekommen) gelesen habe. Beide finde ich vortrefflich und finde es um so mehr, als ich beim ersten Anblick der ersteren mir nicht vorstellen konnte, daſs sich daraus etwas herausbringen lieſse, und über einige schwierige Fragen der letzteren ich seit Jahren zu keinem Ziele gelangen konnte, während das von Ihnen gefundene so höchst einfach ist. Bis jetzt hab' ich noch nicht das geringste von einiger Bedeutung gefunden, worüber ich eine abweichende Meinung wagen könnte.

Über die Areopag-Abhandlung müssen Sie mir verzeihen, wenn ich noch nicht überzeugt zu sein bekenne. .... Nehmen Sie diese leicht hingeworfenen Bemerkungen wohlwollend auf; ich erlaube mir nun noch hinzuzufügen, daſs ich kein Wort in Ihrer Abhandlung wüſste, das ich aus persönlichem Gefühl geändert wünschte. Dieses Schreiben wird Ihnen Dr. Foſs aus Elbing überreichen, der eben bei uns seine Studien vollendet hat und eine Abhandlung über Gorgias drucken läſst[1]); er war bei uns einer der vorzüglichsten Studierenden und dafür allgemein anerkannt; er beabsichtigt in einigen Wochen zu einem längeren Aufenthalt nach Berlin zu gehn. Darf ich ihn schon jetzt Ihrem Wohlwollen empfehlen, dessen Werth er zu schätzen weiſs und das er gewiſs sich zu erhalten bemühen wird?

Denken Sie, daſs Herr v. A. in einem vor kurzem hier eingegangenen Schreiben dem Kruse 1200 Thl. angeboten hat, um hier zu bleiben! Nie habe ich so allgemeinen Miſsmuth, Ärger, ja Indignation gesehen, als jetzt bei dieser Gelegenheit; könnten Sie dies nicht dem Geh.-Rath Schulze mittheilen, von dem gewiſs so etwas nicht ausgeht, damit Herr v. A. sich doch nur bei Einem Raths erhole. Er wird überall nur eine Stimme hören; nicht bloſs Professoren und Studenten, die ganze Stadt weiſs, was für ein Hans Narr der Kr. ist. Niemeyer[2]) liegt ernstlich darnieder.

Leben Sie recht wohl; sobald ich in den Inschriften ein gut Stück weiter bin, schreibe ich Ihnen.

Mit inniger Dankbarkeit und Verehrung

Ihr getreuer

Meier.

1828, 12. Juli. Berlin. Nur wenige Zeilen, lieber Freund! Es ist mir lieb, daſs Sie mit dem Ton in meiner kleinen Abhandlung zufrieden sind; übrigens überzeugen wir uns wechselseitig nicht. Denn die zwei neuen Gründe, welche Sie anführen, kann ich nun gar nicht an-

1) H. Ed. Foss, De Georgia Leontino commentatio, Halae 1828.
2) August Hermann Niemeyer, Kanzler der Universität Halle, starb am 7. Juli 1828.

erkennen, 1. das Aufgestelltseyn der Gesetze im Areopag[1]), die immer dort bleiben konnten, wenn man auch etliche Minuten weit davon richtete, 2. die schon in der früheren Abhandlung berührte Berufung auf das areopagitische Gericht vor Solon, dessen Zusammensetzung wir nicht kennen, und welches überhaupt eine zu alte Geschichte ist, um es in Betracht zu ziehen. In Rücksicht des ἐφ' ὑμῶν ἀποδέδοται weiche und wanke ich nicht: „vestra memoria restitutum est“ muſs dies schlechterdings heiſsen und auf etwas besonderes, was sich ereignet hat, bezogen werden. Daſs in dem Psephisma des Patroklides alles enthalten sei, abgerechnet die καθάπαξ ἀτίμους kann ich schon darum nicht zugeben, weil garnicht ein Wort gesagt ist, daſs irgend wer ἐπίτιμος werden soll, sondern es ist bloſs die Folge, nehmlich das Ausstreichen, angegeben. Doch wir wollen die Sache ruhen lassen, da wir uns doch nicht vereinigen können.

Den Überbringer Dr. Foſs habe ich nicht gesehen; er hat mich wahrscheinlich verfehlt. Was Sie von Kruse schreiben, ist absurd. Ich will nicht fürchten etwas dazu beigetragen zu haben; es schimpfte einer vom Ministerium gegen mich über ihn, und ich nahm ihn in Rücksicht geographischer Bestimmungen, die er wirklich versteht, in Schutz; ob das wieder berichtet worden, weiſs ich nicht. Aber die geographischen Sachen kann er in Dorpat auch machen, und ich würde ihm, da er ein anerkannt verkehrtes Subject ist, keinen Pfennig Zulage geben, wie überhaupt keinem der nach Dorpat berufen wird. Denn wer dorthin gehen will, giebt seine Sache hier verloren; und diese braucht man nicht zu halten.

Der Zweck meines Schreibens ist folgender. Meine beiden ältesten Söhne habe ich letzten Montag auf Reisen gehen lassen nach Jena; auf dem Rückwege, etwa in den letzten Tagen des Juli, wollen sie nach Halle. Ich bitte Sie, seyen Sie den jungen Leuten behülflich, nahmentlich beim Einschreiben auf die Schnellpost; und sollten sie kein Geld mehr haben, so geben Sie ihnen Vorschuſs, den ich alsbald wieder erstatten werde. Von ganzem Herzen und mit innigster Freundschaft

stets der Ihrige

Böckh.

1828, 23. November. Halle. In aller Eile schreibe ich Ihnen, theuerster Herr Professor, um der Bitte Ritschls, nicht ohne Empfehlung sein Gesuch an Sie gelangen zu lassen, zu genügen, indem ich grade jetzt so mit den unnützesten Schreibereien überhäuft bin, daſs ich zu einem ordentlichen Briefe nicht gelangen kann. Ritschl ist seit $2^1/_2$ Jahren im Seminar und seit einem Jahre Senior; während dieser Zeit habe ich ihn durch seine schriftlichen Arbeiten wie durch seine Disputation und Interpretation von Seiten des Scharfsinnes, von Seiten der Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit des Urtheils, von Seiten seiner Gewandtheit in Aus-

1) Meier hatte für seine Behauptung, daſs Heliasten auf dem Areopag richteten, angeführt, daſs dort die φονικοὶ νόμοι aufgeschrieben waren, die man zur Entscheidung gebrauchte, ferner die Analogie beim Palladion und Delphinion.

übung der Kritik und Erklärung als einen der ausgezeichnetsten jungen Männer kennen gelernt, die mir vorgekommen. In Grammatik und Metrik besitzt er seltene Kenntnisse; sein lateinischer Styl ist trefflich, und man kann sagen dafs, er mag sprechen oder schreiben, der Ausdruck sich ihm von selbst zu schönen Perioden rundet; endlich hat er Geschmack und nicht à la Sechser. Mit Realien ist es auch nicht etwa dürftig bestellt.

Ich habe jetzt in diesen Tagen erst Ihre vortreffliche Abhandlung über die Kritik Pindars gelesen, von der mir noch schöne Anklänge in den Ohren forttönen. Leben Sie wohl! Mit inniger Anhänglichkeit und Verehrung

Ihr getreuer

Meier.

1829, 9. Februar. Halle. Theuerster Freund! Wie lebhaft ich auch fühle, dafs Sie zu dem soeben aus den Zeitungen erfahrenen Ereignifs weder meines Trostes bedürfen, noch es überhaupt für solche Verluste menschlichen Trost giebt, so drängt es mich doch, Ihnen wenigstens mit einem Worte die Theilnahme auszudrücken, die Sie freilich auch ohnedem vorausgesetzt haben würden, und den Wunsch zu erkennen zu geben, dafs ich nur etwas zu Ihrer und Ihrer Söhne Erheiterung beitragen möchte. Könnten Sie nicht, wenn die Jahreszeit milder wird, etwas zu mir kommen und die Kinder mitbringen?

Dafs ich selbst mehrere Monate gekränkelt und einige Wochen bettlägerig gewesen, haben Sie vielleicht schon gehört. Seit Reisigs Tod hier bekannt ist[1]), habe ich mich bereden lassen, die Redaktion des philologischen Fachs für die A. L. Z. zu übernehmen, welches ich *notitiae causa* für vorkommenden Fall bemerke. Ich wünsche, dafs man Zumpt hierherschicken möchte, und glaube dafs dafür von hier aus Schritte geschehen werden. Möchten Sie, wenn Sie Gelegenheit finden, das Ihrige thun, um diesen Wunsch zu unterstützen. Im Fall es mit Zumpt nichts würde, so möchte ich an Göttling[2]) und Schömann erinnern, glaube aber mit Gesenius, mit dem ich hierüber conferirt habe, dafs Zumpt am geeignetsten sei. Vor Walch[3]) und Bernhardy hat man hier, und wohl nicht ungegründete, Scheu. Der Walch erinnert mich an seine Recension von Zumpts Curtius in der A. L. Z., welche unter meinem Imperio schwerlich überhaupt und am allerwenigsten in dieser Form Aufnahme gefunden hätte. Was ist doch der Mann hochmüthig und bornirt! Er wünschte dafs man ein Exemplar seiner Recension dem Herrn v. Altenstein zuschicke, was man ihm selbst zu thun überlassen hat. Mit inniger Anhänglichkeit

Ihr treuer

Meier.

---

1) S. o. S. 171.

2) K. W. Göttling (o. S. 71) war 1822—1869 Professor der klassischen Philologie in Jena.

3) Georg Ludwig Walch, geb. zu Jena 1785, † 1838 als Professor in Greifswald.

1832, 7. März. Berlin. Theuerster Freund! Sie erhalten hier zwei Exemplare des letzten Lectionskataloges, wovon die Vorrede[1]) eine seltsame Geschichte enthält, über welche ich vielleicht schon einmal mit Ihnen gesprochen habe. Haben Sie die Güte, das eine Exemplar an Gesenius zu geben und ihm zu sagen: ich hätte die Absicht gehabt, ihm vor dem Druck das Manuscript zu schicken, um ihn zu fragen, ob er mit der Fassung zufrieden sei; ich hätte es aber unterlassen müssen, weil ich mittlerweile erfahren hätte, er habe sich nach Nordhausen begeben und zu der Zeit, als ich gehört hätte, er sei wieder zurückgekehrt, sei es schon zu spät gewesen; jedoch hoffte ich, dafs ihm alles so recht sein werde, wie ich es gestellt habe. Wie ich denke, werde ich in dieser Sache keinen Fehlgriff gethan haben. Anfangs hatte ich die kleine Abhandlung etwas schärfer gefafst; nachher habe ich sie etwas gemäfsigt, vorzüglich um den Franzosen keinen Anstofs zu geben, da sie mir eben die Ehre erzeigt hatten, mich an die Stelle des Herrn Jefferson zum auswärtigen Mitgliede des Instituts zu ernennen, wobei ich nur gewünscht hätte, dafs sie auch die Talente des ehemahligen Nordamerikanischen Präsidenten auf mich hätten übertragen können.

In kurzem werde ich Ihnen das fast fertige Heft des Corp. Inscr. übersenden; es fehlen nur noch wenige Bogen. Den Schlufs werde ich mit der Parischen Chronik machen, die bereits im Druck ist. Dafs Steffens[2]) zu Ostern hier die Zahl der Ordinarii der philosophischen Facultät vermehren wird, werden Sie schon wissen. Wir sind davon nicht sehr erbaut; doch kostet er wenigstens der Universität nichts, indem sein Gehalt aus dem Unionsfonds bezahlt werden wird.

Von Herzen wünsche ich, dafs Sie die Cholera mögen bald überstanden haben; sie wird Ihnen eben auch nicht besonders gleichgültig gewesen sein.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1834, 20. Mai. Berlin. Haben Sie Dank, theuerster Freund, für die Übersendung der Inschriften, die ich nur der Sage nach kannte und die ich nun erst fleifsig überlesen habe, um daraus zu ziehen, was mir für jetzt daran wichtig ist. Den Anfang der attischen hatte ich bereits bis Z. 13 und hatte daraus auch schon das Ergebnifs in Rücksicht des Prytanieschreibers gezogen; gegen Ihre Erklärung habe ich nichts Wesentliches einzuwenden. Den ὅρος dagegen kann ich gar nicht verstehen. Rhodische Inschriften giebt es wenige; ich habe sie bereits drucken lassen, und vielleicht mache ich noch ein besonderes typographisches Kunststück, um die überschickte in den schon gedruckten Theil hereinzubringen.[3]) Es

1) De titulis Melitensibus spuriis, s. o. S. 215.

2) Henrik Steffens, geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen, 1804 a. o. Professor der Philosophie in Halle, 1811 in Breslau, 1832 ord. Professor in Berlin, † 1845.

3) C. Inscr. 2, 2525.

konnte dafür etwas mehr gethan werden, als von Kellermann[1]) geschehen ist. Der Monat *Διόσθυος* z. B. ist ja ganz bekannt. Wie Sie Z. 58—59 das evidente *καὶ τὸ εὑρὸν* nicht haben erkennen können, begreife ich nicht; ich sah es, ehe ich bemerkte, dafs Kellermann am Ende selbst *TO* in dem Gipsabgufs sah. Not. 1 sagen Sie, man solle *ἄ̅ν* lesen; das ist mir in diesem Zusammenhange nicht erinnerlich, sondern *ἂν* ist richtig. Sie nehmen mir diese Bemerkungen nicht übel, das weifs ich gewifs.

Ihr Programm über die Gentilität hat mir Lorentz gebracht, und ich habe es auch gleich gelesen und nothdürftig benutzt, wie ich das immer thue. Ich würde darüber noch mehr schreiben, obgleich ich nichts von Bedeutung dagegen zu sagen habe; aber ich bin gerade sehr zerstreut, wie ich denn überhaupt so wenig zu mir selbst komme, dafs ich manchmal darüber höchst verdriefslich werde. Wie sehr wünschte ich Sie im Herbst zu sehen; vielleicht mache ich es möglich. Ich denke, Sie werden recht glücklich und vergnügt seyn mit Ihrer sinnvollen Frau, von welcher Sie mir kein Wort geschrieben haben; aber Sie hatten nur die Gelehrsamkeit und die Universität im Kopfe. Die unsrige ist mit diesem Sommer auch etwas zurückgekommen; indessen können wir etwas aushalten, wenn es nicht schlimmer kommt . . . . .

Mit stets gleicher alter Freundschaft

ganz der Ihrige

Böckh.

1836, 17. August. Berlin. Theuerster Freund! Ihr Brief vom 13. d. M. hat mich seltsam überrascht wegen der mannigfachen Beschwerden und Klagen, welche Sie darin gegen mich führen. Wenn ich etwas gegen Ihre Behandlung der Theräischen Inschriften geäufsert habe, so war dies so böse nicht gemeint, als es hinterbracht seyn mufs. Es sind einige kleine Versehen darin, die eben leicht zu vermeiden waren; in diesem Augenblicke kann ich sie nicht angeben, weil ich diesen Brief nicht zu Hause schreibe, sondern, um Ihnen schnell zu antworten, in eine Sitzung mitgenommen habe; indessen will ich, wenn ich zu Hause komme, das Blatt suchen, und Sie werden sich gewifs überzeugen dafs ich Recht habe. Ich schreibe dies nicht, um Recht gegen Sie zu behalten, sondern weil ich denke, es ist Ihnen lieber, dafs ich sage was ich daran tadelte. Übrigens geht es mir auch so, dafs ich einmahl etwas versehe, ja sogar pudle; also werden Sie nicht böse seyn, wenn ich etwas an Ihnen tadle. Ich bin im Begriff, meine Abhandlung über die Theräischen Inschriften[2]) drucken zu lassen; da Sie mir nun schreiben, Seidler habe auch etwas darüber gesagt, ich aber in meiner Nachlässigkeit und bei andern Beschäftigungen nicht gesehen habe, wo er dies gethan hat, so thäten Sie mir einen Gefallen, wenn Sie mich hierüber, aber recht bald, unterrichteten. Ihre andere Klage wegen des Corp. Inscr. habe ich anfangs gar nicht verstanden; Sie müssen in Rücksicht der Midiana die Note C. I. no. 2908

---

1) Olav Kellermann, geb. 1805 in Kopenhagen, 1831—1835 in Rom besonders mit Sammlung der lateinischen Inschriften beschäftigt, † 1838.

2) Kl. Schriften 6, 1—66.

meinen, von der ich wahrlich nicht mehr weiſs, ob ich dabei an Sie oder an den jungen Buttmann[1]) dachte. Wenn ich mich recht erinnere, so sagten Sie einmahl, Sie billigten meine Emendation des Orakels selber; um so weniger kann ich bei jener Note einen bösen Sinn gehabt haben, sondern ich habe nur das Factum hingestellt, ohne üble Meinung.

Daſs ich Ihre Abhandlung über die Gentilität vernachlässigt hätte, könnte mit Schein behauptet werden, weil ich dieselbe in der Abhandlung über Delos[2]) nicht angeführt habe bei den Phönikern; hier muſs ich aber gestehen, zwar nachgeschlagen aber nichts gefunden zu haben, theils durch Ihre theils durch meine Schuld. Denn Sie haben die *Φοίνικας* nicht in der genauesten alphabetischen Ordnung aufgeführt, und so hatte ich sie übersehen, wie ich später beim Wiederlesen bemerkt habe. Im C.I. hätte ich die Abhandlung doch wohl nur bei no. 3064 anführen können; dort aber habe ich überhaupt niemanden angeführt, weil ich die Sache kurz abzumachen genöthigt war und alles voraussetzen wollte. Also deuten Sie hier mein Stillschweigen gewiſs falsch. Sollten Sie nun auſserdem noch ein anderes in petto haben, so schreiben Sie mir es ja, denn es muſs nirgends ein Grund zu einem Miſsverständniſs zwischen uns bleiben.

Da ich den Brief, den ich beantworte, eben erst erhalten habe, so ist es mir noch nicht möglich gewesen, Ihre Abhandlungen zu lesen, die Sie mir zu schicken die Güte hatten. Aber ich danke Ihnen vorläufig herzlich dafür, und ich bin gewiſs, daſs sie mir gefallen, wie früher Ihre Olympia und Diagorea. In die Behandlung der Spartokos-Inschrift habe ich schnell einen Blick gethan und mich schon befriedigt gefunden. Ihre Fritzschiade[3]) ist ganz vorzüglich, und ich habe sie mit der gröſsten Befriedigung gelesen.

Grüſsen Sie Ihre vortreffliche Frau recht sehr von mir, und küssen Sie Ihren Jungen in meinem Namen. Schreiben Sie recht bald, und zwar daſs Sie nicht unzufrieden mit mir sind.

Von Herzen wie immer

der Ihrige

Böckh.

Ich sehe jetzt eben, daſs Sie am Ende schreiben, ich solle nichts für ungut nehmen. Das thue ich weder, noch habe ich dafür einen Grund, sondern Sie thun es vielmehr, und ich muſs also vielmehr bitten daſs Sie es nicht thun. Sehr ernsthaft kann ich das aber auch nicht thun, sondern ich muſs dabei lächeln: denn zwischen uns kann doch von dergleichen nicht die Rede seyn, und so kommt mir Ihre üble Laune über mich, und die meinige über die Ihrige, doch eigentlich lächerlich vor. Und ich denke, so wird auch Ihre Stimmung beim Lesen dieses Briefes seyn.

1836, 22. August. Halle. Der Wunsch Ihnen, theuerster Freund, die Beilage mitzutheilen, welche bis gestern in der Druckerei gesucht wurde, muſs mich bei Ihnen entschuldigen, wenn ich Ihnen nicht augen-

1) Alexander Buttmann, Sohn des 1829 verstorbenen Philipp Buttmann.
2) Kl. Schriften, 5, 430—476 (1834).
3) Anzeige der Schrift von Fritzsche *De sortitione iudicum*, s. o. S. 286.

blicklich für die grofse Freude gedankt habe, welche mir Ihr Brief vom 17. d. M. bereitet hat. Ich bin so froh, dafs Sie gegen mich noch das alte Wohlwollen haben, dafs ich mit Vergnügen Ihnen dafür all mein Geschreibsel preisgebe. Denn wie empfindlich ich auch gegen Ihren Tadel bin, wie wehe es mir auch thut, wenn ich erfahre dafs Sie mit meinen Sachen unzufrieden sind, da ich gerade Sie mir stillschweigend immer als ersten und liebsten Richter denke, so war doch meine Verstimmung viel mehr darauf gerichtet, dafs ich fürchtete, Sie hätten etwas auch gegen mich persönlich. Dafs aber so frivole Gründe[1]) zu einer solchen Furcht führen konnten, müssen Sie blofs meiner Hypochondrie zu Gute halten; die heitere Stimmung in Ihrem Briefe ist am besten geeignet solche Grillen zu zerstreuen, und darum also wie gesagt herzlichen Dank.

Ich werde Ihnen nächstens mein Herbstproömium zuschicken, in dem ich gegen Hermanns Aufsatz in den Act. soc. Graec. einleitungsweise spreche. Sie haben in der Recension des Hermannschen Programms[2]) sich über die Hermannsche Hermeneutik so vortrefflich und mit solcher Gewandtheit der Form erklärt, dafs unser Freund Rienäcker noch jetzt oft davon spricht, und so könnte es scheinen, als wäre es das allerunnöthigste, noch jetzt darüber ein Wort zu sagen. Aber wenn Hermann fortfährt, seine Interpretationsmethode als die beste zu empfehlen, alle andern und namentlich die, welche besonders durch Sie und Dissen repräsentirt ist, zu verketzern, so mufs man sich wohl, in solcher Nähe zumal wie ich gestellt bin, auch vor denen Studiosis seiner Haut wehren; ich habe dies mit allem Anstand und Bescheidenheit gethan . . .

Mit inniger Verehrung

Ihr getreuer

Meier.

1838, 2. Juli. Halle. Verehrtester Freund! Ihr soeben erhaltenes liebes Schreiben vom 25. v. M. beeile ich mich augenblicklich zu beantworten, weil ich sehe, dafs Haase[3]) ganz tolles Zeug Ihnen über die Inschrift gesagt haben mufs. Es ist dieselbige nichts weiter als eine Abrechnung der Schatzmeister der Minerva für die Finanzperiode von 88, 3 bis 89, 2, und besteht der Hauptvortheil derselben am Ende darin, dafs wir den richtigen Namen des Archonten von 88, 3, nämlich Euthynos, daraus ersehen, und einige von Ihnen im C. Inscr. aufgestellte chronologische Bestimmungen über die Präsidenten und Schreiber dieser Behörde etwas rectificiren können. Anderes, wie die Bestimmung einzelner Zahlungen, welche mit den anderswoher bekannten politischen Verhältnissen übereinstimmen, oder dafs die Staatskasse der Tempelkasse für das ihr von dieser vorgeschossene Geld Zinsen gewährt habe, ist am Ende unbedeutend. Übrigens hoffe ich Ihnen baldigst die ganz unbedeutende Inschrift[4]), in

1) Das Wort frivolus ist in seiner eigentlichen Bedeutung zu nehmen: nichtssagend, unbedeutend. 2) S. o. S. 60. 3) S. o. S. 285.

4) Sie ist von Böckh in der akademischen Abhandlung von 1846, Kl. Schriften 6, 89 ff., behandelt und in ihrer Bedeutung erkannt worden; vervollständigt durch Hinzufügung andrer Fragmente hat sie Kirchhoff herausgegeben, C. Inscr. Att. 1, 273.

der mit Ausnahme der Panathenäen kein Fest erwähnt wird, mit einigen andern Kleinigkeiten ähnlicher Art, was nur auf Gelegenheit wartet, zuzuschicken. Unter anderm schicke ich Ihnen meine Panathenäen-Abhandlung, in der ich über die Zeit, wann der musikalische Agon eingeführt und das Odeon errichtet worden ist, probable Conjectur aufgestellt zu haben glaube; möge diese und der übrige Gehalt Ihnen nicht mifsfallen. Da ich nach Ihrem Urtheil zu lüstern bin, so werden Sie mich entschuldigen, wenn ich sie Ihnen schon im Separatabdruck vorlege und nicht erst abwarte, bis sie Ihnen die Encyklopädie[1]) unter den anderen Sachen bringt, worunter K. O. Müllers Pallas Athene das bedeutendste ist.

Fast noch mehr bin ich auf das Urtheil gespannt, was Sie über die Fortsetzung meiner Andocideischen Abhandlung, die jetzt gedruckt wird, fällen werden. Da dieser Theil sich auf die sogenannte Verdoppelung der Tribute durch Alcibiades bezieht, und ich hier in einigen Punkten von der in der Staatshaushaltung gegebenen Darstellung[2]) habe abweichen müssen, so wäre es mir lieb gewesen, hätte ich Ihren Rath vor dem Abdruck einholen können; indefs hab' ich Ihnen nicht die Qual zumuthen mögen, mein Ms. zu lesen, und da in dieser Programmform die Abhandlung doch noch nicht in die rechte Öffentlichkeit kommt, so könnten Sie mich noch immer vor einem öffentlichen Versehen schützen, wenn Sie mich Ihr Urtheil erfahren lassen, ehe ich diese Programme zum Buche vereinige[3]). Was ich zu zeigen versucht habe, ist: 1) Alcibiades hat keine so bedeutende Thätigkeit bei der Bestimmung der Tribute gehabt, als Sie nach dem Pseudo-Andoc. angenommen haben. Sie nehmen in dieser Beziehung drei Stufen an, Aristides, Perikles und Alcibiades; ich setze statt Alc. „die folgenden Demagogen“, deren einer allerdings Alc. war; auch weiche ich in der Zeitbestimmung, wann des Alc. Tributausschreibung zu setzen, und in der Erklärung der Worte *τὸν ἐπ' Ἀριστείδου φόρον* im Friedensinstrument des Nicias von Ihnen ab. 2) Dafs er in keinem Fall die Tribute verdoppelt habe. 3) Dafs aber auch diefs nicht eine unerschwingliche Last für die Bundesgenossen gewesen wäre, wobei ich eine Vergleichung mit den übrigen, namentlich älteren persischen Steuern anstelle. 4) Wäre sie diefs gewesen, so hätte sie wenigstens nicht die Bundesgenossen zur Auswanderung nach Thurii bewegen können. Dieses ist ungefähr die Übersicht der Untersuchung.

Ich bin Ihnen für so viele freundliche Gabe, seitdem wir uns zuletzt gesehn, auch für Ihre vortreffliche akademische Rede, und vor allem noch für Ihr Bild, das Krügern[4]) alle Ehre macht und mir durch seine Treue und als Geschenk von Ihnen doppelt lieb ist, den besten Dank schuldig; aber Sie wissen, dafs ich ein schlechter Correspondent bin und in dieser Beziehung incurabel, und dafs ich den Dank um so länger schuldig zu sein fühle, je weniger ich ihn sage. Hiesige Neuigkeiten wüfste ich nicht, als dafs der König die Berufung Lückes[5]) hierher genehmigt hat, die also

1) Von Ersch und Gruber.

2) Erste Ausgabe 1, 431, vgl. die zweite Ausgabe 1, 525 f., 2, 626.

3) Meiers *Opuscula academica* sind erst nach seinem Tode von Eckstein und Fr. Haase herausgegeben, 2 Bde. 1861—63.

4) Franz Krüger, Porträtmaler in Berlin, † 1857.

5) Gottfr. Christian Friedrich Lücke, Professor der Theologie in Göttingen 1827—1855, kam nicht nach Halle.

stattfinden wird, wenn dieser will. Ob man nun auch den Muth haben wird, die armen Grimms nach Breslau zu vociren?

Leben Sie wohl, theuerster und verehrtester Freund; möchten die Ferien Sie einige Wochen zu uns bringen. Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihnen beiderseits angelegentlich; Sie aber bleiben mir hold.

Treulichst Ihr

Meier.

1841, 28. November. Halle. Die beifolgenden Encyklopädie-Bände mag ich nicht an Sie, verehrtester Freund, abgehn lassen, ohne Ihnen mit einigen flüchtigen Worten für die reichen Gaben zu danken, die ich seit den letzten Zeiten von Ihnen empfangen, für die Fülle von Belehrung, die mir namentlich aus der so umfassenden und erschöpfenden Behandlung der das Seewesen betreffenden Inschriften durch Sie geworden ist, nicht zu gedenken des erquickenden Genusses, den die Lektüre einiger Ihrer meisterhaften oratorischen und akademischen Gelegenheitsschriften mir gewährt hat. Sie werden auch an dem stillen Dank dessen, der Ihre Gaben nach seiner Weise zu benutzen und sich zu eigen zu machen sucht, nicht gezweifelt haben; aber da ich zu meiner großen Freude wieder seit Jahren Ihre Handschrift in einem Briefchen an mich vor einigen Wochen gesehn habe, so mag ich's mir nicht versagen, meinem Dank auf diese Weise Worte zu leihen. Dabei kann ich auch bequem Ihnen die Bitte ans Herz legen, die Aussicht, die Sie mir auf Ihren Besuch in diesem Winter eröffnet haben, doch ja nicht eine trügerische werden zu lassen. Sie wissen ja, wie ich durch Ihren Besuch erquickt und beglückt werde, besonders wenn er nicht ein so vorübergehender ist, als Ihre letzten hier waren. Unsere Wohnung ist geräumig genug, um Sie ohne die geringste Unbequemlichkeit für uns bei uns aufzunehmen . . .

Meine Gesundheit ist seit langer Zeit nicht die beste, auch durch Besuch von Kissingen im letzten Sommer nicht besser geworden; ich kann deshalb nichts fördern, auch nicht die Abhandlung über Harpokration und die rhetorischen Wörterbücher, die, im vorigen Winter begonnen, ohne diese Kränklichkeit in Ihren Händen schon längst wäre. Als ein Intermezzo schreibe ich für die Encyklopädie an der Geschichte des Pergamenischen Reichs.

Leben Sie wohl, verehrtester Freund; möge Ihr ganzes Haus wohl gedeihen! Mit alter Gesinnung, d. h. mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebener

Meier.

1842, 10. November. Halle. Empfangen Sie, hochverehrter Freund, für das vorgestern erhaltene Geschenk Ihrer diesjährigen Harangue meinen herzlichen Dank. Destructives habe ich auch nach den Ankündigungen der Zeitungen nicht erwarten dürfen, und ich bin neugierig, ob einer so feine Spürnase hat, um dem ähnliches daraus zu wittern, oder vielmehr ob einer Bosheit genug besitzt, um dergleichen hineinlegen zu können. Ich habe, abgesehen von der höchst geistreichen und eigenthümlichen

und darum überraschenden Behandlung des interessanten Themas nur zeitgemäfse, eindringlich und doch fein und klug ausgesprochene Wahrheiten darin gefunden. Für die Entwickelung der bürgerlichen Tugend und vor allem für die schöne Stelle über die Begünstigung der Wissenschaften durch die Fürsten meinen speciellen Dank.

Meine Rede kann ich Ihnen leider noch nicht als ἀντίδωρον schicken, indem ich jetzt zu sehr mit dem Druck meines Programms über Harpocratio und die Lexica rhetorica beschäftigt bin, als dafs ich für die nächsten Wochen an den Druck jener kommen könnte; gedruckt wird sie aber, und zwar unverändert bis auf einige Zusätze, die beim mündlichen Vortrag wegbleiben mufsten, da ich einmal meinem Publicum nicht zuviel Geduld für Anhörung meines Lateins zumuthen mag. Wer den Muth besafs, eine solche Rede zu halten, wird doch wohl den geringern besitzen, sie drucken zu lassen; das hätte mein vortrefflichster College nicht bezweifeln sollen. Übrigens gehörte auch zu jenem kein absonderlicher Muth, denn die hier beleuchteten Mediocritäten und Miserabilitäten sind einer fast antiquirten Zeit angehörig. Von der Gegenwart ist gar nichts gesagt; dafs manche dieses Schweigen vielsagend fanden, ist nicht meine Sache. Ich habe übrigens meinen Sermon unter der beständigen Sorge und Noth um Gesenius gearbeitet, und das wird man ihm anmerken. Ich habe in Gesenius viel verloren, ja für meine hiesigen Verhältnisse das bedeutendste, was ich verlieren konnte; aber das tritt zurück, wenn ich an die Universität denke; für die ist der Schlag letal. Ihren Wunsch wegen seines Nachfolgers theile ich, nur die Hoffnung nicht; irgend eine Mediocrität wird sich unter den gläubigen Leuten finden, die sich vor der öffentlichen Meinung noch nicht so prostituirt hat; Hupfeld, Umbreit und solche homunciones, die nicht erbittern aber — einschläfern; ich rathe hier an De Wette zu denken und hoffe, dafs einige hiesige Leute darauf hören werden; Ewald ist impossible.

Dafs Sie auf den Herbst nicht gekommen waren, war mir unter dem Jammer in meiner Nähe eher lieb als unlieb; schieben Sie es nur nicht zu lange auf. Mit Gesenius' Tod hab' ich auch manche neue Arbeitslast gewonnen, als da ist bei der Redaktion der A. L. Zeitung; ich wünsche sehr, dieser zeitraubenden Geschäfte baldigst überhoben zu sein. Jetzt nöthigen sie mich, auf jede nicht geschäftliche Correspondenz zu verzichten und auch diesen Brief zu schliefsen. Herzliche Grüfse an Ihre verehrte Frau Gemahlin. Leben Sie wohl, verehrtester Freund, und bleiben Sie mir günstig und freundlich. Mit innigster Verehrung

Ihr treu ergebenster

Meier.

1843, 14. April. Berlin. Theuerster Freund! Glücklich und wohlbehalten und ohne alle Fährlichkeit bin ich gestern hier angelangt, nachdem ich mich mit meinem bärtigen Reisegefährten, den Sie wahrscheinlich bemerkt haben werden, sehr wohl unterhalten hatte. Selbiger war ein junger italienischer Dichter von sehr aufgeklärter Denkungsart, der unter anderm mir sagte, er wünsche das Leben Jesu von D. Straufs zu lesen,

habe aber noch keine französische Übersetzung finden können; Deutsch konnte er nicht. Schade, daſs er nicht in Halle anhielt, um sich von dieser Manie curiren zu lassen. Hier habe ich alles wohl gefunden; meine Frau läſst sich bei Ihrer liebenswürdigen und vortrefflichen Frau sehr für das Packen, sowie für die übrige über mich geführte Aufsicht und Pflege bedanken, und ich natürlich würde es auch thun, wenn Ihre Frau mich nicht so oft darüber beschrieen hätte. Nicht durch Ihrer Frau Schuld, sondern durch meine und Ihre ist der Lectionskatalog (ich meine der Hallesche) mit Ihrer Vorrede vergessen worden, den ich baldigst mir zu schicken bitte. Ich habe heute die Inschrift von Eleusis flüchtig angesehen; um lange dabei zu verweilen, schien sie mir wenig interessant. Die Stelle Zeile 29 ff. ist ganz klar; er hat die Folge (Serie) der von der Synodos ausgeliehenen Capitalien bei seinem Austritt aus den von ihm geführten ἐπιμελητείαις seinem Nachfolger um vieles Geld vermehrt übergeben; weiter ist μεταπαραδοῦναι nichts, s. die Inschrift Staatsh. t. II, S. 353. Ohne Zweifel wird Welcker aus dieser Inschrift seine Abhandlung über den Kyklos vermehren.

Neues habe ich hier noch nicht erfahren;*) ich will versuchen, ob ich Kruckenberg[1]) diesen Brief beibringen kann, daſs er ihn mitnehme. Meine herzlichen Grüſse und resp. Empfehlungen an Ihre liebe Frau und an Eduard[2]) von uns allen.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

*) Doch eins, was mir Marheineke heute gesagt hat. Einem Studioso philos., der Ihre Māj. die Königin um ein Stipendium soll gebeten haben, ist durch den Reg. Bev. eröffnet worden, er könne keine Unterstützung erhalten, weil er nicht die einzig wahre Philosophie bei Schelling höre. Ob die Historiette etwas embellirt ist, weiſs ich nicht. Ich bitte daher um dieselbe Discretion wie der Sünden-Müller.[3])

1845, 1. Januar. Halle. Mein erstes Geschäft im neuen Jahre ist Ihnen, mein theurer und hochverehrter Freund, meine Wünsche für dasselbige darzubringen. Ich sehne mich so nach Nachrichten von und nach dem Gedankentausch mit Ihnen, daſs ich schon, da Sie nicht zu mir kommen wollen und ich nicht zu Ihnen kommen kann, zu diesem traurigen Ersatz desselben greifen muſs. Was haben Sie mir für einen vortrefflichen Speech geschickt, so geistreich und fein gedacht, so elegant dargestellt, und bei aller Loyalität so reich an Andeutungen, die dem schlechten Bewuſstsein gewisser Leute das Verdammungsurtheil ankündigen, und bei aller Bescheidenheit gegenüber der sich weise dünkenden Praxis eine solche grandiose Hoheit in der Vindication der Hoheit der Wissenschaft, daſs ich mir das unbehagliche Gefühl, das Grauen selbiger Menschen dabei

1) Professor der Medicin in Halle, Meiers Arzt.

2) Meiers junger Sohn.

3) Julius Müller, Professor der Theologie in Halle, bekannt durch sein dogmatisches Werk „Die christliche Lehre von der Sünde“, 1839.

denken kann. Wie ich höre, soll die Litterarische (denn ich lese sie nicht) sich über diesen Speech in ihrer Weise haben vernehmen lassen. Ich denke, dafs Sie, mein verehrter Freund, dergleichen mit dem gehörigen Humor und angemessener Heiterkeit betrachten, sintemal es eine hohe Ehre ist, gewissen Menschen nicht zu gefallen, und darum schmeichle ich mir auch, dafs Sie über die Herzensergiefsungen des Rheinischen Beobachters gelächelt haben werden, die zwar boshaft, ja bis zur Nichtswürdigkeit empörend, aber doch zugleich durch Dummheit so ridicül sind, dafs selbst Blödsinnige nicht dadurch befangen gemacht werden können. Es ist schändlich, dafs man, wie ich aus Ihrem Hamburger Inserat[1]) mir denken kann, sich von einer gewissen Seite bemüht, einem Manne Ihrer Art durch allerlei nichtswürdige Insinuationen allerlei am Zeuge zu flicken, aber so bedauernswerth das in allgemeiner Beziehung ist, so hoffe ich doch, werden Sie mit grofser ἀταραξία· und der nöthigen Dosis Heiterkeit hierauf blicken.

Vom Stand meiner eignen Angelegenheit[2]) kann ich Ihnen nur Folgendes melden. Auf den Antrag des Ministers, Vorschläge zu einer wirksamen Controlle des Prof. eloquentiae zu machen, hatte der Senat nicht den Muth oder nicht die Geneigtheit, sich direkt ablehnend zu erklären; er that es aber indirekt, indem er beantrug, was bisher immer existirt hat. Das war für den, der verstehn wollte, klar genug. Der Minister belobt nun in seiner Rückantwort den Senat deshalb, weil er die Nothwendigkeit der Controlle anerkannt hätte (NB. hat er das mit keinem Worte gethan), rüffelt ihn aber wegen seines ungenügenden Vorschlags, an dessen Stelle er selbst bestimmt, wie die Controlle eingerichtet werden soll. Kurz auch hier wieder das alte Divide et impera, den Einzelnen von der Corporation getrennt, dieser einige Lobsprüche an den Hals geworfen, um besser über jenen herfallen zu können. Die Anordnung selbst möglichst unpraktisch, wie sie nur jemand erfinden kann, der von Geistesarbeiten die Vorstellung hat, dafs sie sich so bequem als irgend ein Aktenstück anfertigen und abändern lassen. Wir haben ihm eine Interpretation gegeben, wodurch ein grofser Theil der Übelstände beseitigt wird; was sich nicht durch Interpretation beseitigen liefs, mufste bleiben, d. h. die Möglichkeit, dafs mittelst dieser Verordnung allerlei Chikanen von Collegen gegen Collegen ausgeübt werden können. Ein guter Genius hatte mir schon einige Tage vorher, ehe ich von diesem Rescript Kenntnifs erhielt, den Rath eingegeben, meine Dimission von der Eloquenz einzureichen. In der Eingabe, in welcher dies geschieht, recapitulire ich alles, was bis dahin vorgegangen, in ernster, übrigens ruhiger Sprache. Unter anderm erinnere ich an das Unrecht, was mir durch die Verweigerung der Abschriften der Protokolle angethan wird, besonders seitdem der Rheinische Beobachter, ein Blatt welches, ich wüfste nicht mit welchem Rechte, im Rufe stünde Communicationen von hohen Behörden zu erhalten, sich die ärgste Entstellung des Vorfalls zu meinem Nachtheil mit Berufung auf die Protokolle, deren Abschrift mir verweigert ist, erlaubt hätte, und das zum Theil in Ausdrücken, die nur durch Mifsbrauch amt-

1) S. o. S. 115. 2) S. 120.

lichen Verraths hätten zur Kenntnifs des Correspondenten gelangen können. Auf dieses Dimissionsgesuch habe ich nun noch keinen Bescheid, obgleich es bereits seit dem 26. November in den Händen des Adressaten sein mufs. Sowie ich nun meinen Bescheid erhalte und daraus ersehe, dafs diese Andeutung nicht verstanden wird, so mache ich einen förmlichen Antrag darauf, dafs der Correspondent ex officio ausgemittelt und, wenn es ein Beamter ist, bestraft und die Berichtigung seiner Lügen officiell bekannt gemacht werde. Diesem Herrn, es ist unzweifelhaft derselbe, von dem auch die Artikel gegen Sie und Lobeck im Rheinischen Beobachter herrühren, so wenig mich persönlich seine Lügen afficirt haben, womöglich seine gebührende Züchtigung zu verschaffen, scheint mir im allgemeinen Interesse zu liegen.

Und nun genug über diese Sache, an der mich nichts so sehr verdreufst, als die edle Zeit, die sie kostet. Sowie ich Ihnen einen bedeutenden Fortschritt in dieser Angelegenheit werde berichten können, sollen Sie Nachricht haben. Ist erst meine Dimission erfolgt, dann soll alles gedruckt werden. Zur Erwiederung für Ihren Speech werde ich Ihnen im Laufe des Januar meinen letzten Sermon, den Schwanengesang hoffentlich meiner Eloquenz, einschicken können. Unterdefs werden Sie drei Bände Encyklopädie erhalten haben. Im Januarstück der A. L. Z. wird von Herrn Nauwerck[1]) Ihr vorletzter lateinischer Sermon angezeigt; der Recensent, der als Pseudonymus auftritt, hatte Äufserungen gebraucht, die einen an das „Gott bewahre uns vor unsern Freunden" erinnern können, und die ich ihm daher gestrichen habe.

Hoffentlich sind Sie allerseits wohl. Möchte ein guter Genius Sie bald wieder in unser Haus führen! Mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebenster

Meier.

1845, 15. Januar. Berlin. Täglich war es meine Absicht, theuerster Freund, Ihnen auf Ihren Brief oder Glückwunsch vom 1. Januar zu antworten. Da ich der Übel genug gehabt habe im vorigen Jahre, so kann ich einen Glückwunsch zum neuen wohl brauchen, acceptire ihn mit bester Hoffnung und erwiedere ihn von ganzem Herzen. Dies hätte ich schon früher gethan; aber ich habe im strengsten Sinne des Wortes keine Viertelstunde Zeit dazu finden können, so sehr eilt die Zeit hier und drängt das Geschäft. Ich hatte gegen Ende der Weihnachtsferien von Duncker[2]) gehört, dafs Sie die Professur der Beredsamkeit niedergelegt, aber auf Ihr Verlangen noch keine Antwort hätten. Früher war mir davon gar nichts bekannt, und ich habe auch gar nicht gehört, was etwa darüber beschlossen worden. Ich gratulire Ihnen dazu, wenn Sie, wie ich nicht zweifle, Ihren Zweck erreichen; ich wünschte wol auch ganz schweigen zu können, um weiter keinen Mifsdeutungen ausgesetzt zu seyn, aber man kann in Halle eher niederlegen als in Berlin, und meine Gegner

1) S. o. S. 113.
2) Max Duncker, 1839 Docent, 1842—1857 a. o. Professor der Geschichte in Halle.

würden mir Gott weifs was darüber an den Hals hängen. Meine deutsche Rede ist so gänzlich unschuldig, dafs ich mir eher des Himmels Einfall gedacht hätte als Angriffe auf dieselbe; man scheint mit Absicht sie ergriffen zu haben, um mich wenigstens ins Gerede zu bringen. Die Litt. Zeitung und der Rhein. Beobachter reichen sich brüderlich die Hand; gelesen habe ich weder jene noch diesen, sondern mir nur einige Stellen daraus vorlesen lassen, woran ich genug hatte. So habe ich auch das nicht gelesen, was der letztere gegen Sie geschrieben hat, und Ihr Artikel gegen denselben ist mir auch nur durch Hörensagen bekannt geworden. Der Hauptverfasser und resp. Anzettler aller dieser Sachen soll ein gewisser Constantin Franz seyn, welcher, wie ich höre, das Zeitungsbureau unseres Ministeriums dirigirt. Wenn ich sage „aller dieser Sachen“, so nehme ich davon die Geschichte mit meiner am 24. November gehaltenen Anrede an Studenten aus, wegen welcher ich die von Ihnen erwähnte Bekanntmachung erlassen habe; hiermit hat es einen andern Zusammenhang, und diejenigen Zeitungen, welche darin einen förmlichen Bruch zwischen dem Minister und mir finden, haben Unrecht. Der Minister ist hierbei, wie ich Ursach habe überzeugt zu seyn, ganz aufser dem Spiel, und ich mufs geradezu sagen, dafs man auf eine delicate Weise mit mir gehandelt hat, obgleich auch so die Sache mir nicht wenig Verdrufs gemacht und ebensoviel Zeit gekostet hat. Da man mich von allen Seiten verdächtigt, danke ich Ihnen um so mehr, wenn Sie ein Nauwerckianum verstümmelt haben. Denn die übrigens mir unbekannten Freunde thun einem, wie Sie mit Recht bemerken, weit mehr Schaden als die bekannten und unbekannten Feinde. Einen Dank anderer Art bin ich Ihnen für die Encyklopädie schuldig; zufällig habe ich einen Artikel „Joseph“ darin gelesen, der hier die Censur nicht passirt haben würde.

Die Verhandlungen über die Censur der Universitätsschriften mit der Universität Halle sind uns mitgetheilt worden. Wir haben die Aufsicht der Decane perhorrescirt und die des Senats vorgezogen und die Reden eximirt. Wird die Exemption der Reden nicht gebilligt, so wird natürlich niemand mehr eine Rede drucken lassen, was man ja auch gar nicht nöthig hat.

Sehr wünschte ich Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen; das Schreiben ist ein ungenügendes Surrogat dafür. Vielleicht kommt der Eine oder der Andre zum andern in den Osterferien.[1]) In unserm Hause steht es gut; Richard ist auf meinen Geburtstag zurückgekommen. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer liebenswürdigen und vortrefflichen Frau mit mir.

Stets Ihr getreuester

Böckh.

1846, 27. Januar. Berlin. Theuerster Freund! Da die Gelegenheit zu einem Briefe nach Halle ohne Benutzung der Post gerade mit einem Viertelstündchen Mufse bei mir zusammenfällt, so ergreife ich diesen

1) Böckh kam in den Herbstferien 1845, von Darmstadt zurückkehrend, nach Halle. Weitere Briefe Meiers aus dem Jahre 1845 liegen nicht vor.

Anlafs, um Ihnen einige Worte zu schreiben. Rofs[1]) wird Ihnen gesagt haben, dafs ich von Ihrem fatalen Handel geraume Zeit gar nichts gewufst habe und erst von ihm darüber unterrichtet wurde; später hat mir noch Erdmann[2]) davon erzählt. Aus hiesiger Quelle ist mir darüber wenig oder gar nichts zu Ohren gekommen, aber Duncker, den ich freilich nur einen Augenblick sprechen konnte, hat mir noch einiges darüber gesagt. Wenn die Sache weiter vorgerückt ist, wünschte ich doch von Ihnen Nachricht darüber zu erhalten. Wie mir scheint, ist Eichhorn nicht rachsüchtig; ich kenne wenigstens davon kein Beispiel; daher glaube ich nicht, dafs er die Sache sehr weit treiben wird, da zumal niemand da zu seyn scheint, welcher reizte und schürte. Daher glaube ich, dafs Sie mit einem blauen Auge davon kommen werden; auch sehe ich nicht ein, warum gerade aus dieser Sache soviel gemacht werden sollte. Das Benehmen des Rosenberger[3]) übersteigt aber doch allen Begriff, und es ist mir versagt, einen solchen Charakter zu verstehen. Ich weifs nicht, wer mir sagte, der Minister werde Sie nach Breslau versetzen wollen; es beruht dies gewifs auf gar nichts; übrigens glaube ich nicht, dafs er Ihnen damit den schlimmsten Dienst erweisen würde. Bei den höchst widerwärtigen Elementen, welche in Halle immer stärker hervorzutreten scheinen, ist es eben kein Elysium, und in Breslau würde man Sie gewifs mit offenen Armen empfangen.

Erst in diesen Tagen bin ich dazu gekommen, Rofs „über die Demen“ zu lesen. Die Ausbeute ist allerdings nicht gering, geringer in Rücksicht der Demen als ich gehofft hatte, aber gröfser in andern Beziehungen. Die Vertheilung der Demen über die Phylen scheint mir immer confuser zu werden, je mehr Inschriften darüber ans Licht kommen. Mit meiner Ansicht, dafs die Demetrias und Antigonis die ersten Stämme gewesen, wird Rofs etwas zu leicht fertig; ich weifs die Inschrift, aus der ich dies geschlossen, noch nicht anders zu erklären, und erklärt seyn will sie doch. In Ihren Noten ist mir die Conjectur aufgefallen, Alkibiades habe zum Demos Hercheia gehört; er ist vielmehr aus Skambonidä, Plut. Alk. 22.

Lassen Sie bald etwas von sich hören. Uns geht es ziemlich gut; ich habe alle Ruhe vor Anfechtungen, nur mufs ich meine Zeit in lauter kleinliche Geschäfte verzetteln und komme an keine litterarische Arbeit.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1846, 8. Februar. Halle. Ihre freundliche theilnehmende Anfrage kann ich erst heute, verehrtester Freund, beantworten, denn erst gestern ist dem Senat von Eichhorn die Eröffnung gekommen, dafs er, wenn auch mit dem gröfsten Bedauern, sich genöthigt gesehen habe, die Eröffnung der fiskalischen Untersuchung gegen mich bei dem Oberlandesgericht in Naumburg zu beantragen. Da dies alles ist, was ich gewünscht habe und

1) S. o. S. 63; Rofs war 1837—1843 Professor an der Universität zu Athen, seit Herbst 1845 in Halle, † 1859.

2) Seit 1836 Professor der Philosophie in Halle, vorher Docent in Berlin, † 1887. 3) Prof. der Mathematik in Halle.

die lichtscheuen Gegner auf jede Weise zu hintertreiben suchten, so können Sie sich denken, dafs ich mit diesem Schritte Eichhorns ganz zufrieden bin; die Sache ist nun Eichhorns tyrannischer Willkür entrückt und er ohne allen weiteren Einflufs darauf. Sie sagen, er sei nicht rachsüchtig; das ist möglich, indefs möchte ich darauf nicht zuviel bauen. Schwerlich würde er, wenn er nicht Berserkerwuth gegen mich gehabt hätte, eine solche Denunciation nicht nur angenommen, sondern auch so angenommen haben, dafs er durch seine erste in dieser Angelegenheit erlassene Verfügung mir das beste Mittel, ihn für alle Ewigkeit zu perhorresciren, in die Hände gegeben hätte .... Neulich hat er sich gegen Erdmann und D'Alton geäufsert, er könnte, wenn er wollte, mich auf administrativem Wege absetzen; ich riskirte meine halbe Existenz. Was meinen Sie zu dieser Renommisterei? Was das Ende vom Liede sein wird, weifs ich nicht, den Kopf wirds nicht kosten, und für die moralische Wirkung, die dadurch erreicht wird, kann man auch schon was leiden. Das Naumburger Gericht wird als sehr wacker und unabhängig gerühmt, und die meisten Juristen, die ich bis jetzt gesprochen, halten eine Verurtheilung für höchst unwahrscheinlich. Also sein Sie meinetwegen unbesorgt, verehrter Freund; wenn ich sitzen mufs, so wird mich das wenig rühren, und ich denke, dafs Sie mich dann auch einmal in Magdeburg besuchen.

Ich lasse jetzt meine Abhandlung über die Diäteten und Austrägalgerichte drucken; in wenigen Wochen werde ich Ihnen damit aufwarten können. Mit Alcibiades haben Sie leider Recht. Sehr gespannt bin ich auf Ihre neueste akademische Vorlesung; nach dem, was die Zeitungen über ihren Inhalt berichten, mufs sie ausgezeichnet fein und gewandt sein ... Mit unwandelbarer Gesinnung

Ihr treu ergebener

Meier.

1846, 27. April. Halle. Den aller-, allerschönsten Dank, verehrtester Freund, für alles Freundliche, was ich wieder bei meinem letzten Berliner Aufenthalt in solcher Fülle von Ihnen erfahren, hätte ich Ihnen schon längst sagen sollen und längst gesagt, wenn nicht soviel Trouble in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr, allerlei kleine Geschäfte später mich am Schreiben gehindert hätten. Jetzt bin ich Ihnen auch zugleich für Ihren lieben Brief vom 13. dankbar, der mir den besten Lohn gebracht hat, den ich für meine Diätetenabhandlung erstrebt habe und irgend erhalten könnte. Sie machen mich stolz, wenn Sie dadurch in die Stimmung gekommen sein wollen, die Revision der Staatshaushaltung vorzunehmen, die alle Welt erwartet, wenn wir Philologen überhaupt noch eine Welt sind. Indefs, denke ich mir, wird mein Verdienst dabei nicht gröfser sein, als das des seligen Falstaff in Beziehung auf Witz, der zwar selbst keine machte, aber doch andre witzig zu sein veranlafste. Die bévues, auf die Sie die Güte haben mich aufmerksam zu machen, sind schlimm, aber ich will mir sie doch lieber von Ihnen als von irgend einem andern nachweisen lassen. Sie gestatten mir wol, in der A. L. Z. als Ihre Belehrung

vorzulegen, was ich in der Abhandlung infolge Ihrer Nachweisung zu berichtigen habe . . .

Meine Procefsakten sind seit vorgestern von Berlin zurück und werden heute wol nach Naumburg zum Spruch eingesandt werden, der vermuthlich noch vor den Ferien erfolgt. Sünden-Müller und Göschen[1]) werden die würdigen Abgeordneten der theologischen und juristischen Facultät zur Reichssynode sein, die übrigens von jedermann schon im voraus als todtgeboren betrachtet und so gleichgiltig aufgenommen wird, dafs man nicht einmal absonderlich schlimmes davon fürchtet . . . Mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebenster

Meier.

1846, 12. August. Berlin. Theuerster Freund! Schon lange war es meine Absicht an Sie zu schreiben; aber wie es zu gehen pflegt, bin ich ohne besondere Veranlassung nicht dazu gekommen. Jetzt nähern sich die Vorlesungen ihrem Ende, und ich habe Lust, um die Mitte der folgenden Woche einen kleinen Ausflug zu machen. Erst wollte ich nach Heringsdorf; dies habe ich aber aufgegeben, und es ist mir in den Sinn gekommen, einmal nach Schlesien zu gehen, wo ich noch nicht gewesen bin. Dabei ist mir nun eingefallen, dafs Sie manchmal auch dorthin reisen, und ist es mir überhaupt um Gesellschaft zu thun, so wäre mir die Ihrige vollends höchst erwünscht. Ich frage daher an, ob Sie vielleicht auch ohne mich würden dorthin gereist seyn oder vielmehr reisen, und würde in diesem Falle mich an Sie anschliefsen. Haben Sie die Güte, mir gleich zu antworten, nur aut—aut.

Diesen Sommer habe ich mich etwas mit Attischen Inschriften beschäftigt, nämlich mit den Schatzurkunden, bei deren Gelegenheit ich das Buch von Rangabé durchgesehen habe, welches interessantes Material liefert und auch viel Gutes in der Bearbeitung. Sehr lange Zeit hat mich die Inschrift mit den Zinsberechnungen beschäftigt, wovon Sie das bedeutendste Stück vor geraumer Zeit herausgegeben haben. Ich habe darüber in Verbindung mit einer den korkyräischen Krieg (vor dem peloponnesischen) betreffenden Inschrift eine ziemliche Abhandlung geschrieben[2]); sie ist das Resultat unendlicher Rechnungen, mit welchen ich leider viele Wochen verdorben habe, um mittelst derselben die Inschrift herzustellen und die Aufstellungen des Rangabé zu prüfen. Wiewohl nun letzterer das meiste falsch gemacht hat, so habe ich doch seine Hauptresultate auch auf meinem Wege richtig gefunden. Dabei bin auch ich wieder auf die Dauer der Prytanien gekommen, worüber ich gerne mit Ihnen verhandelt hätte; ich habe mir in dieser Inschrift nicht anders helfen können als durch Ihre Aufstellung, dafs keine so feste Regel stattgefunden habe, als es früher schien.

1) Otto Göschen, Sohn des S. 298 erwähnten, 1839—1844 a. o. Professor der Rechte in Berlin, dann ord. Professor in Halle, Schwiegersohn des Ministers Eichhorn, † 1865.

2) S. o. S. 324.

Empfehlen Sie mich und meine Frau der Ihrigen bestens. Sollten wir auch nicht zusammen nach Schlesien reisen, so sehe ich Sie doch später; denn ich will Ende Septembers nach Jena.[1]) Gehen Sie auch hin? Alles andere bis auf mündliche Mittheilung.

Von Herzen der Ihrige
Böckh.

1846, 13. August. Halle. Das wäre wundervoll, mit Ihnen, verehrtester Freund, eine Reise nach Schlesien machen zu können; leider geht es aber diesmal nicht. Ich kann nicht nach Schlesien reisen, ohne meinen Onkel in Glogau zu besuchen, und der ist jedesmal unglücklich, wenn ich nicht 8—14 Tage bei ihm bleibe, so dafs mit der Gebirgsreise, und die allein projectiren Sie doch, an drei Wochen darüber hingingen, und die kann ich in diesem Sommer nicht erübrigen, da ich den Lykurg beendigen und vielerlei Redactionsgeschäfte erledigen mufs. Meine Absicht war, auf einige Tage nach dem Harz zu gehen, was ja mit 5—6 Tagen bequem abzumachen ist, und könnten wir, was ich kaum zu hoffen wage, die Partie machen, so wäre das vortrefflich; ich überlasse Ihnen die Richtung zu bestimmen und würde mich auf den Tag, den Sie mir bestimmten, in Köthen einfinden, um von da aus, wohin Sie wollen, zu gehn. Erhalte ich bis künftigen Mittwoch keine desfallsige Anweisung, so nehme ich an, dafs Sie nicht darauf eingehn. Jedenfalls rechne ich auf Ihre Anwesenheit im September und denke dann, wenn Sie es erlauben, mich Ihnen anzuschliefsen.

Die besten Wünsche zum vierten Consulat, worüber ich mich noch mehr um der Sache als Ihretwegen gefreut habe. Ein Erkenntnifs hab' ich in meinem Procefs noch nicht erhalten. Auf Ihre den corcyräischen Krieg betreffende epigraphische Abhandlung bin ich höchlich gespannt, denn ich weifs dafs Sie mit den Zahlen mehr anfangen werden als irgend einer der Lebenden. Wie gern hätte ich Sie bei meiner Lykurgischen Abhandlung öfters consultirt, zumal ich manchmal gegen Sie, oder vielmehr gegen Dinge, die Sie vor 30 Jahren aufgestellt und vielleicht längst seitdem zurückgenommen haben, polemisiren mufs. Den *στρατηγὸς τῆς διοικήσεως* müssen wir wohl aufgeben, er hat nie existirt.[2]) Warum haben Sie wol angenommen, dafs die vierjährige Finanzperiode des *ὁ ἐπὶ τῆς διοικήσεως* mit dem Wintermonat begonnen habe, während Sie sie doch mit Recht eine panathenäische nennen?[3]) Doch alles andere mündlich.

Ihr treu ergebenster
Meier.

1846, 17. August. Berlin. Verehrter Freund! Nachdem ich gehört, dafs man, um nach Breslau zu kommen, noch über 20 Stunden auf der Schnellpost zubringen müfste, habe ich den Plan der Schlesischen Reise aufgegeben. Soviel ich mich erinnere, hatte ich auch schon, als ich Ihnen

---

1) Zur Philologen-Versammlung.
2) Vgl. Böckh Staatsh. 1², 248. 3) Ebd. 1, 224. 2, 123.

schrieb, den Nebengedanken, nach dem Harz zu gehen, und diesen habe ich denn jetzt, nach reiflicher Überlegung in diesen Tagen, festgestellt, nehme daher Ihr Anerbieten sehr gerne an. Ich werde daher diesen Donnerstag den 20. mit dem Anhaltischen Morgenzuge nach Köthen fahren, wo ich Sie um Mittag zu treffen hoffe, falls keinem von beiden etwas in die Quere kommt. Von da gehen wir doch auf jeden Fall nach Magdeburg und können unterwegs hinlänglich überlegen, ob wir dann nach Halberstadt oder nach Harzburg mit der Eisenbahn reisen wollen. Welche Wege wir sonst machen wollen, überlasse ich Ihnen, ausgenommen, daſs ich, um einen alten Freund zu besuchen, in Clausthal vorsprechen möchte. Gelehrte Sachen schreibe ich nicht; wir werden genug Zeit haben davon zu reden, und von andern Dingen auch.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1846, 2. September. Halle. Die Tage über seit meiner Rückkehr habe ich mich beständig mit dem Gedanken gequält, ob Sie, mein hochverehrter Freund, wohl und gesund heimgekehrt und es auch bis jetzt geblieben sind. Denn daſs Sie bis jetzt nicht geschrieben haben, während ich Sie darum gebeten hatte mir eine kurze Nachricht von Ihrer Gesundheit zukommen zu lassen, und daſs anderseits die Anstrengung für den Reconvalescenten am letzten Tage doch zuviel war, sind die beiden Gedanken, die mich beunruhigt haben und beunruhigen. Heute mag ich es nun um so weniger anstehn lassen, durch mein Schreiben Sie zu einer Antwort zu reizen, da ich Ihnen noch überdieſs melden kann, daſs mir gestern ein Urtheil publicirt worden ist, durch welches ich freigesprochen, aber in die Kosten verurtheilt werde. Bereits habe ich die Appellation heute angemeldet, um auch von den Kosten loszukommen und die vorläufige in eine völlige Freisprechung zu verwandeln. Jedoch ist es zweifelhaft, ob mir das Rechtsmittel zusteht, während es unzweifelhaft ist, daſs der Minister ein Aggravationsgesuch einlegen kann. Das Urtheil ist gerade kein juristisches Meisterstück, aber die Ausführung zum Theil sehr gut, z. B. daſs ich über den Zeitungsartikel „einen gerechten Unwillen" geäuſsert hätte, daſs ich befugt gewesen wäre zu erwarten, daſs, was ich im Sprechzimmer äuſserte, offener Opposition oder der strengsten Discretion, also nicht Denunciation begegnen würde. D'Altons[1]) Schreiben, was sehr stark und energisch abgefaſst ist, worin er erklärt, daſs er das Prorectorat nicht anders führen könne, und, wenn der Minister es anders haben wolle, seine Dimission einreicht, ist heute abgegangen.

Übrigens bin ich ganz gesund und heiter und danke Ihnen noch von ganzer Seele für den groſsen Genuſs, den Sie mir durch die kleine Partie verschafft haben. Meine Frau hat es schmerzlich bedauert, daſs Sie nicht mit mir gekommen; die herzlichsten Grüſse an Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin hat sie mir aufgetragen, und der letzteren bitte auch ich mich angelegentlichst zu empfehlen als

Ihren treu ergebensten

Meier.

1) Professor der Medizin in Halle, † 1854.

1846, 4. September. Berlin. Theuerster Freund! Es ist ein Missverständniss (wie ja alles in der uns nächsten höhern Sphäre immer Missverständniss ist), dass ich bei unserer Trennung Ihnen versprochen hätte, von meinem Gesundheitszustand Nachricht zu geben; ich hatte vielmehr in der Eile, womit der Abschied genommen werden musste, Ihrem freundlichen Begehren abgenickt als einem überflüssigen. Jetzt nach Empfang Ihres Schreibens vom 2. d. M. versichere ich Sie nachträglich, dass mich weiter nichts mehr angefochten hat als die schmale Zehrung, die ich bis Berlin hatte; dann aber danke ich Ihnen für die Geduld, die Sie auf der Reise mit mir gehabt haben, worüber ich noch ausführlicher seyn würde, wenn ich nicht schnell schreiben müsste, da ich in wenigen Augenblicken einen Besuch erwarte.

Einstweilen danke ich Ihnen auch für die Nachricht und gratulire zu dem gemeldeten, dass Sie, wie Sie erwartet hatten, vorläufig freigesprochen worden sind. Immer noch befangen in der alten Vorstellung, die Sie nicht zugeben, glaube ich nicht, dass der Minister ein Aggravationsgesuch machen wird; aber warum sollten Sie nicht appelliren können? Was Sie von D'Alton schreiben, ist erfreulich zu hören. Ich habe zwar hier seit meiner Rückkehr wenige Personen gesprochen, doch soviel ich gehört habe, ist Hoffnung vorhanden, dass einige Milderungen im System eintreten. Es wird mir namentlich versichert, dass Herr v. Voss und Herr v. Kleist zurücktreten und ihren Abschied verlangt haben. Gestern habe ich von A. W. Schlegels französischen Werken den ersten Band gelesen; dieser ist sehr merkwürdig, und ich mache Sie darauf aufmerksam, ihn ja nicht ungelesen zu lassen. Von Rechtswegen müsste er verboten werden; vielleicht geschieht es aber nicht, weil er französisch ist. Schade, dass die Synode nicht davon hat Gebrauch machen können, welcher zugesandt zu werden er verdient hätte.

Auf der Reise, wo ich immer sehr zerstreut bin, habe ich gesagt, ich kennte Ihre Artikel über ἐκκλησία und εἰςφορά nicht; ich habe mich geirrt, ich habe sie beide in meinen Papieren excerpirt gefunden. Ihrer vortrefflichen Frau bitte ich die meinige und mich herzlich zu empfehlen. Gott befohlen!

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1846, 1. November. Berlin. Ich beeile mich, theuerster Freund, Ihnen Ihr Schreiben an das Curatorium wiederzuschicken .... Was den Inhalt Ihrer Erklärung betrifft, so hätte ich davon allerdings abgerathen und zwar zunächst aus dem Grunde, damit Sie Sich nicht Zeit und Laune verderben; doch ist es eine andre Frage, ob ich nicht bei gleichen Reizungen und in Ihrer Lage dasselbe oder ähnliches gethan hätte. Lachen muss ich wiederholt, wenn ich Ihren Bericht lese; ich wünsche nur, dass Ihnen nicht darüber etwas angehabt werden könne. Meines Erachtens könnten Sie füglich in 5 Thlr. Ordnungsstrafe genommen werden, aber Suspension scheint mir lächerlich, auch habe ich bis jetzt davon nichts wieder gehört. Allerdings habe ich mit Niemandem vom Ministerium etwas darüber ge-

sprochen, weder mit Ladenberg noch mit Schulze oder Lehnert, und zwar mit Absicht; Schulzen mag ich nicht einmal besuchen, weil ich glaube, er würde mich mit einer ἑωλοκρασία übergiefsen; denn durch die dritte Hand habe ich gehört, dafs auch er in Feuer und Flamme über ein so ganz antibüreaukratisches Schreiben ist.

D'Alton ist gestern Abend spät bei mir gewesen und hat mich über seinen ganzen Handel ausführlich und mit Vorlesung der Aktenstücke unterrichtet, wovon ich freilich schon allerlei wufste. Seine Reden machten nicht den Eindruck auf mich, als ob er geneigt sei zu revociren; obgleich ich freilich nicht einsehe, wefshalb er hierher gekommen ist. Inwiefern ich, wie mir schien, ein vertrauliches Gutachten über die Form seiner Abdication geben sollte, habe ich mich dahin erklärt, dafs er nicht verweigern könne, seine Abdication dem Regierungs-Bevollmächtigten zu behändigen, dafs er aber das Prorectorat selbst ihm nicht übergeben könne, sondern die Zeichen seiner Würde und das Geschäft nur dem vorhergegangenen Prorector als seinem natürlichen Stellvertreter im Generalconcil übergeben müfste . . . Was D'Alton gethan hat, werden Sie früher erfahren als ich, und ehe dieser Brief ankommt, wird alles entschieden seyn. Ich habe mich in Geschwätz über die Sache verloren, welches zu nichts fruchtet, und will aufhören.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

1846, 18. November. Halle. Nur ein paar Worte, theuerster Freund, in aller Eile auf Ihre soeben eingegangene Depeche vom 16. d. M. Die mir auferlegte Ordnungsstrafe von 50 Thl. kenne ich bereits seit acht Tagen und wollte Ihnen schon längst Nachricht geben, wie mit Ausnahme einer Null zu wenig Ihre früher ausgesprochene Divination sich wieder einmal glänzend bewährt hat. Übrigens war vom ersten Augenblick an mein Entschlufs, nicht ein Wort darauf zu erwiedern und mir gefallen zu lassen, was ich nicht verhindern kann...... D'Alton ist durch ein Manöver des Pernice[1]) verhindert worden, seine Resignation im Generalconcil anzuzeigen; die darüber geführte Correspondenz zeigt, wie sehr man die Berufung desselben durch D'Alton gefürchtet hat. Der Zeitungsartikel, den Sie gelesen haben, ist eines Passus wegen Sr. Exc. so bedenklich erschienen, dafs er von D'Alton eine Berichtigung verlangt und erlangt hat.

Treulichst Ihr

Meier.

1847, 18. April. Berlin. Theuerster Freund! In der Voraussetzung, deren Richtigkeit ich annehmen zu dürfen wünsche und hoffe, dafs Sie von dem Krankheitsgeschick, welches Sie betroffen hat, wiederhergestellt sind und sich erholt haben, schreibe ich ein paar Worte an Sie, da es mir ein Bedürfnifs ist, mit Ihnen zu reden. Es hat mir un-

1) 1822—1844 Professor der Rechte in Halle, 1844—1848 Curator der Universität, dann wieder Professor, † 1861.

endlich leid gethan, dafs Sie nicht hierher kamen, wozu mir Hoffnung gemacht worden war; noch schmerzlicher war mir der Grund, wefshalb Sie nicht kamen. Der Dr. Prantl[1]), der von hier nach Halle ging, hatte den Auftrag von mir, bei Ihnen anzufragen, ob Sie hierher kommen würden; er kam aber gerade an, als Sie krank geworden waren. Später erhielt ich von Dr. Bergmann und dann successive von andern über Ihr Befinden gute Nachrichten.

Ihr Procefs ist, wie man hört, ganz verloren; daran ist am Ende auch wenig gelegen. Man sagt aber zugleich, Sie wollten die Strafe durchaus nicht mit Geld, sondern mit Gefängnifs büfsen. Eilers[2]) hat zu einem gesagt, dieses wäre dem Minister höchst verdriefslich, aber ich glaube dies nicht, und nach desselben Mannes Rede gegen einen andern dürfte es ihm erwünscht seyn, weil es einen Vorwand gäbe, weiter gegen Sie zu operiren. Schulze ist mit mir der Meinung, Sie sollten zahlen und sich nicht einstecken lassen; er hat mir besonders aufgetragen, Sie dringend darum zu bitten, und ich thue es nicht nur in seinem, sondern auch in meinem Namen. Ein Martyrium ist hier nicht angemessen; es ist auch kein wahres, und man würde es Ihnen nur als Eigensinn auslegen. Eilers, dessen Ministerialkenntnisse von gestern und vorgestern sind, äufsert auch, ein Professor könne nicht bleiben, wenn er gefangen gesessen habe. Sie werden selbst einsehen, welche Absichten man also verfolgen könnte, wenn Sie jenen Beschlufs ausführen, und Sie werden doch nicht um einer solchen Lumperei willen ihre Stelle aufopfern wollen.

Sie werden ohne Zweifel auch von der Raumerschen Geschichte[3]) im allgemeinen und besonders in Beziehung auf mich Notiz genommen haben. Nicht leicht ist eine Sache von den Zeitungscorrespondenten verkehrter aufgefafst worden, aber sie ist zu delicat, um diese Auffassungen zu berichtigen, und sie ist zu weitläufig und intricat, um alles darüber zu schreiben, was zu schreiben wäre. Ich habe von Anfang an die Sache so eingeleitet, dafs Raumer Secretär bleiben sollte und konnte; er weifs es und erkennt es an, dafs ich ihm den wirksamsten Beistand geleistet habe, und wir sind die besten Freunde und haben immer mit der Sache uns gemeinsam beschäftigt und darüber conferirt. Aber dem König mufste für eine persönliche Verletzung, die nicht zu läugnen war, obgleich man sie nicht deutlich hatte voraussehen können, Genugthuung gegeben werden, und Raumer war auch damit, wie dies geschehen ist, zufrieden, und die Sache war damit abgethan; er blieb in seiner Stellung wie zuvor. Nur durch eine heillose Intrigue, deren Quelle dieselbe ist wie alle ähnlichen, wurde die Adresse publicirt und Raumer dadurch umgestimmt, wiewohl er hierin Unrecht hat. Denn war er mit der Adresse zufrieden, so mufste ihn auch die Publication nicht irre machen. Die nun über mich als Verfasser herfallen, halte ich für Narren, die nicht bedenken, dafs es sich hier gar nicht von Grundsätzen und von dem Inhalt der Raumerschen Rede handelt, die in der Adresse nirgends berührt sind, sondern von der persönlichen Offension eines königlichen Gastes, der

1) S. o. S. 259.
2) 1843—1848 Rat im Unterrichtsministerium. 3) S. 119 u. 197.

hierauf erklärt hatte, er werde nicht mehr zu diesen Festlichkeiten kommen, wo er sich solchen Dingen aussetzen müsse. Auch bedenken diese Leute gar nicht, daſs unser Zweck war Raumer zu halten, und zwar gegen den Willen derer, die ihm den Tod geschworen hatten. Das Schreiben will ich übrigens Wort für Wort vertheidigen; es ist nicht wahr daſs darin irgend etwas Serviles sei, aber man muſs wissen, was vorgegangen war, um es zu verstehen, und man muſs die Stimmung derer kennen, die es unterzeichnen sollten! Wenn wir uns wiedersehen, werde ich Ihnen eine Denkschrift darüber vorlesen; könnte ich sie drucken lassen, so würde man anders darüber urtheilen, aber sie ist nicht druckbar.

Wie natürlich, lebe ich etwas zerstreut; die Geschäfte des Rectorats erlaubten mir wenigstens bis jetzt keine zusammenhängenden Studien, sondern nur ab und zu einige Leserei, und die letzten Ferien muſste ich verwenden, um manches liegen gebliebene abzumachen. Ich muſs in diesem Jahre von Juli bis October drei Reden halten; da ich gerne im voraus arbeite, habe ich die zwei nächsten, welche deutsch seyn werden, in den Ferien gemacht. Die zweite ist die vom 3. August; ich werde darin die Lage der Universitäten unter Friedrich Wilhelm III. betrachten, vorzüglich die der hiesigen Universität, ruhig, aber offen und frei. Nachdem ich diese Sachen beseitigt habe, hoffe ich nun doch etliche Monate hindurch wieder etwas arbeiten zu können und möchte zunächst die Epigraphica zur Staatshaushaltung (zur neuen Ausgabe) durcharbeiten. Jetzt freilich muſs ich viel in Gesellschaften oder Assembleen, die nicht sehr unterhaltend sind. Es wäre ganz interessant, ständische Personen da zu sprechen; aber man kennt sie nicht. Von der Adresse der Stände habe ich noch nichts gesehen, aber allerlei gehört. Der Entwurf der Commission war unstreitig stark genug; in der Debatte wurde er durch den Grafen Arnim abgeschwächt, nachher aber wieder durch Auerswald etwas gehoben. Sie ist mit 483 Stimmen gegen 107 angenommen worden.

Wenn es Ihnen möglich ist, schreiben Sie mir bald, besonders über Ihr Befinden. Herzliche Grüſse an die Ihrigen, und unser aller beste Wünsche für Ihre baldige völlige Herstellung.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

Herzliche Grüſse meinem alten Freunde Nauck[1]), wenn er sich bei Ihnen sehen lassen sollte. Ihm jetzt besonders zu schreiben habe ich keine Veranlassung als die Freundschaft selbst, und diese besteht auch ohne Briefe.

1847, 19. April. Halle. Herzlichen Dank, verehrtester Freund, für Ihre freundliche Theilnahme. Dies sind die ersten Zeilen, die ich seit dem Krankheitsanfall schreibe .... Von meinem Proceſs könnte ich Ihnen freilich nichts neues erzählen, weil ich nichts neueres weiſs, als

1) Regierungsbaurat in Minden, mit der Wagemannschen Familie eng befreundet, Mitkämpfer im Befreiungskriege.

die Zeitungen vor etwa sechs Wochen gemeldet. Sie scheinen allerdings neuere Nachrichten erhalten zu haben; ich zweifle aber an deren Correctheit.... Vorläufig kann ich nur sagen, dafs ich nicht daran denke, wenn das letzte Erkenntnifs mir zwischen 40 Thlr. Geldstrafe und 3 Wochen Festungshaft die Wahl wieder lassen sollte, mich für die letztere zu entscheiden; es würde das nichts als Lust an Unlust, eine blofse Sucht sein Aufsehen und Scandal zu erregen, ohne dafs irgend ein anständiges Interesse dadurch gefördert würde, und eine solche Lust am Scandal habe ich nicht.

Von meiner Abhandlung über Lykurg sind jetzt erst sechs Bogen gedruckt; vier Bogen sind noch rückständig, deren Erledigung sich bis Pfingsten hinziehn kann. Sonst hab' ich im verflossenen Winter viel Zeit mit Artikeln für die Encyklopädie verloren. Ich hoffe sehr im Sommer, wenn ich wieder meinen Kopf gebrauchen kann, ungestört arbeiten zu können. Sie armer, geplagter Mann! Drei Reden in einem Sommer, das wäre für mich zum Verzweifeln. Man sieht, was doch Übung und Gewohnheit macht. Dafs D'Alton hier bleibt, wissen Sie; ich wurde bei der Sache so gut wie gar nicht consultirt und jedenfalls erst dann befragt, als nichts mehr zu redressiren war; meinen Rath aber aufzudrängen, dazu hatte ich keinen Beruf. Soviel für diesmal; bleiben Sie froh und heiter. Meine Frau hat mir die besten Grüfse für Sie beiderseitig aufgetragen.

Ihr treu ergebenster

Meier.

1848, 14. Februar. Halle. Ihrer Theilnahme, verehrtester Freund, bin ich die Nachricht schuldig, die ich als Gerücht Ihnen schon vor einigen Wochen hätte melden können, seit wenigen Tagen aber erst durch den Eingang der officiellen Ausfertigung bestätigt erhalten habe, dafs der zweite Senat des Naumburger O. L. Gerichts in meiner Rechtssache das Urtheil der zweiten Instanz aufgehoben, das der ersten wiederhergestellt und damit die Sache definitiv beendigt hat. Ich bin aber nicht blos freigesprochen, sondern das Erkenntnifs ist für mich so günstig als möglich ausgeführt, und bekommen Minister und die übrigen figurirenden Herren soviel dabei ab, dafs es mir vorkommt, als ob auch hier indignatio versum fecerit. Nicht einmal die Freude hat Herr L., auf die er doch nach seinem Zeitungsartikel gerechnet, mir absonderliche Kosten verursacht zu haben; das Gericht scheint überall die geringsten Sätze angenommen zu haben; genug ich habe in allem 39 Thl. 13 S. zu bezahlen gehabt, was ich sehr billig finde. Herr E. wird das Urtheil bereits seit 14 Tagen in Händen haben, da es ihm direkt von Naumburg aus zugefertigt ist. Ob und was er noch weiter thun wird, will ich mit Ruhe abwarten und danach die weiteren Schritte bestimmen.

Herzlichen Dank für das gütige Geschenk Ihrer Abhandlung über die zwei Attischen Inschriften, die ich mit grofser Befriedigung gelesen habe. Ihre Erklärung des merkwürdigen Zinsfufses ist sehr fein und hat für mich einen hohen Grad von Probabilität, ich wüfste nichts Probableres auf-

zustellen. Auch gegen Ihre Ergänzung der beiden Inschriften könnte ich nicht das geringste einwenden, da ich nicht einmal mich im Stand fühle, solcher grofsen feinen Rechnung, wie Sie sie angestellt haben, nachzugehen. Auf den S. 8 angekündigten Beweis wegen der βουλή bin ich, wie natürlich, gespannt. Dafs man nicht zwei Jahre hintereinander Senator werden konnte, scheint mir nicht so gewifs (S. 10), und das Bedenken wegen der Bezeichnung des Jahres nach dem Prytanienschreiber bleibt dasselbe, wenn ein und derselbe auch erst nach mehreren Jahren zu der Stelle gelangen konnte. Dafs das Schatzmeisterjahr vor Euklid einen andern Anfang als das Archontenjahr gehabt habe, während man zugeben mufs, dafs dies nach Euklid nicht mehr der Fall war, ist doch sehr mifslich und daraus, dafs sie ihre Rechnungen von einem Panathenäenfest zum andern eingereicht haben, noch nicht erwiesen. Die von Ihnen S. 25 empfohlene Verbesserung habe ich selbst zur Midiana empfohlen. Die Klage des Aristophanes in den Wolken über die damalige Kalenderverwirrung kann ich nicht dafür als Beweis gelten lassen, dafs damals der Metonische Kalender nicht eingeführt oder, wie Ideler wollte, wieder einmal aufser Acht gelassen war, denn da Ar. sich hier nicht über den Standpunkt des attischen Spiefsbürgers erhob, so erschien ihm Verwirrung, was der Astronom zur Rectification gethan. Rofs, der sich Ihnen bestens empfiehlt, bewundert Ihre S. 5 f. gegebene Nachweisung über die Zeit, in der Sie die Liste der Schatzmeister und deren Schreiber nach und nach vervollständigt und berichtigt hätten, oder vielmehr dafs Sie geglaubt haben, es bedürfe noch erst einer solchen Nachweisung, um sich gegen Rangabés Behauptung seiner Priorität sicher zu stellen. Rofs meint, R. wäre in diesem Punkte nicht besser als andere Griechen, die zum Behufe solcher müfsigen Prioritätsbehauptung ihre Aufsätze zurückdatiren. Was sagen Sie zu dem angekündigten Fund der entdeckten Hyperideischen Rede in caussa Harpalica? Ob das mehr als ein Libanios oder sonst ein personatus Hyperides sein mag?

Meine Frau trägt mir viel Freundliches auf und läfst Sie an die Verheifsung erinnern, wenn Ostern die Reparaturen Ihres Hauses mit Unbequemlichkeiten für Sie verbunden sein sollten, dann die Tage des erzwungenen Nichtsthuns bei uns zuzubringen. Hoffentlich sind Sie alle wohl, was auch von uns gilt; angestrengtes Arbeiten habe ich freilich noch immer nicht versucht und mich den Winter über, die amtlichen Geschäfte abgerechnet, auf blofses Lesen der Schriften anderer beschränkt. Leben Sie wohl, verehrtester Freund; die herzlichsten Grüfse an Ihre verehrte Frau Gemahlin und Ihre Kinder von uns und auch von Nauck, der Ende des Monats nach Berlin kommen wird. Mit inniger und dankbarer Verehrung

Ihr treu ergebenster

Meier.

1848, 20. Februar. Berlin. Verehrtester Freund! Seit Empfang Ihres Briefes vom 14. d. M. wollte ich alle Tage antworten und bin niemals dazu gekommen; heute Morgen endlich sollte es das erste seyn, und

es ist das letzte am Abend geworden. Daſs Sie in letzter Instanz freigesprochen worden, nicht ohne empfindliche Seitenblicke auf den Kläger, wuſste ich schon, habe aber, in der Überzeugung daſs Sie das alles schon officiell wissen, nicht darüber an Sie schreiben wollen. Aus Ihrem Briefe sehe ich nun aber, was mir nicht gesagt worden ist, daſs bloſs das erste Erkenntniſs wieder hergestellt ist; also wäre die Freisprechung doch nur ab instantia? So muſs ich Sie wenigstens verstehen, obgleich wieder Ihr Ausdruck, die Sache sei durch dieses Erkenntniſs „definitiv" entschieden, mich irre macht. Wie es aber auch seyn mag, glaube ich nicht, daſs weitere Schritte gethan werden, abgerechnet eine Beschwerde über die Fassung des Urtheils; wozu diese Beschwerde führen soll, sehe ich nicht ab. Sie werden aber daraus erkennen, wie sehr man sich verletzt gefühlt hat, und ich bin demnach veranlaſst, Sie zu erinnern, zu warnen und zu beschwören, daſs Sie sich auf alle Weise in Acht nehmen möchten, damit man Ihnen nichts anhaben könne. Scherzesweise habe ich Herrn Coll. Keller[1]) gesagt, Sie seien jetzt freigesprochen, was ihn herzlich und innigst freute.

Für die Bemerkungen über meine letzte Abhandlung[2]) danke ich Ihnen. Ich habe mich wegen des Hauptbedenkens am Schluſs hinlänglich gedeckt; in einigen Nebensachen aber machen Sie mich nicht irre. Wegen der *βουλή* will ich Ihnen mündlich meinen versprochenen Beweis geben, der gar nicht tiefgelehrt ist, Sie aber hoffentlich doch überzeugen wird. Daſs man nicht zwei Jahre nacheinander Senator werden konnte, bin ich auch überzeugt; weil ich den Brief heute noch fertig machen will, verspare ich mir die Debatte darüber auch auf persönliches Zusammenkommen. Die Vindication meiner Priorität gegen Rangabé ist doch, denke ich, zart genug; ich hätte sie nicht gemacht, wenn es sich nicht um Verbesserung eines Irrthums gehandelt hätte, der unter den gegebenen Umständen unvermeidlich war, und den ich in demselben Augenblicke erkannte, als ihn zu erkennen möglich geworden war. Als R. die Listen der Schatzmeister verbesserte, war es keine Kunst mehr sie zu verbessern; schwerer war es die Zeiten zu fixiren, da ich darüber schrieb, wo noch kein Archon mit einem Schatzmeister sich parallelisiren lieſs, und ich habe dennoch den Anfangspunct der Reihe richtig getroffen.[3])

Neuigkeiten kommen mir spät zu; Sie sitzen bei der A. L. Z. und erfahren also alles sehr schnell. Daher weiſs ich von der Hyperidischen Rede, die gefunden seyn soll, kein Wort. Erfahren Sie darüber Näheres, so bitte ich um Nachricht. Ich lese fast keine Zeitungen; meine ganze Zeit, soweit sie mir zur Disposition ist, habe ich seit Niederlegung des Rectorats auf die Tributregister verwandt, eine Lernäische Hydra; hat man eine Schwierigkeit abgehauen, so wachsen immer wieder neue hervor. Das Ganze kann ich nicht auflösen, aber ich habe viele Einzelheiten gefunden, die zwar nicht die darauf verwandte Mühe lohnen, aber doch einigen Ersatz für die aufgewandte Zeit geben. Rangabé hat sehr viele gute Einfälle; so muſs ich ihm beistimmen, daſs die Tribute gröſstentheils mit 120 multiplicirt werden müssen. Er hat zwar nur die Null ange-

1) Professor der Rechtswissenschaft in Berlin.
2) S. o. S. 105. 3) Vgl. Staatsh. 2^2, 242.

hängt, denn die 12 hatte ich auch schon. Warum mit 120 zu multipliciren sei, denke ich auch erklären zu können.[1]) Ausgearbeitet habe ich noch nichts; ich habe noch eine Anzahl Orte zu bestimmen, dann will ich anfangen zu componiren.

Ihre freundliche Einladung nehme ich für einige Ferientage an und danke Ihrer verehrten Frau herzlich, dafs auch sie diese Einladung an mich hat ergehn lassen. Meine Frau läfst sich der Ihrigen mit mir bestens empfehlen. Im Bau sind wir lange schon begriffen, und ich denke in 14 Tagen mich umzulogiren. Ich mufs dabei seyn bei allem; meine Frau ist zwar eine treffliche Besorgerin aller Häuslichkeiten, aber ich rede gern mit, und meine Bücher kann doch nur ich transportiren.

Grüfsen Sie den alten Landwehrmann.[2]) Von ganzem Herzen

der Ihrige

Böckh.

1848, 30. Mai. Berlin. Theuerster Freund! Ihre vortreffliche Frau hat mir gesagt, dafs sie morgen wieder abreist, und da ich gerade Mufse habe, ergreife ich daher die Gelegenheit, etliche Worte an Sie zu schreiben. Von Ihrer Frau habe ich gehört, dafs Sie zum Prorector erwählt sind, aber Zweifel hegen, ob Sie es annehmen sollen. Setzen Sie sich, ich bitte, über diese Bedenken weg; Ihrer Gesundheit wird das Amt nicht schaden; wenigstens habe ich mich dabei immer besser befunden als beim Studiren, und wegen Pernice zurückzutreten wäre meines Erachtens der gröfste Fehler. Die Bevollmächtigten müssen jetzt fallen, und Sie können als Prorector besonders dafür wirken. Sie müfsten doch auch das Circularschreiben des Ministers vom 15. April erhalten haben, wodurch über diesen Punct Bericht erfordert wird. Wir beeilen uns eben nicht mit der Antwort, da wir nichts von der Existenz des Bevollmächtigten merken; indessen ist schon beschlossen zu verlangen, dafs wir von jedem Curatorio frei werden, und ich bin soeben mit der Abfassung des Antrags fertig, die mir übertragen worden. Ihre Frau glaubt, es werde Ihnen angenehm seyn, davon eine Abschrift zu erhalten; ich werde Ihnen das Original zustellen, sobald ich davon eine zu den Acten zu bringende Abschrift werde haben machen lassen, was in diesen Tagen geschehen wird.

Von unsern Zuständen brauche ich nicht viel zu schreiben. Das heillose Getreibe der Demagogen, Klubbs und Republikaner macht uns beständige Unruhe, doch gewöhnt man sich an alles, und die Herren scheinen doch noch wenig Terrain gewonnen zu haben. Das gefährlichste ist die Furcht vor Reaction, aber diese Furcht wird meines Erachtens nur von Übelgesinnten erregt, die an die vorgeschützte Gefahr gar nicht glauben. Dagegen ist es freilich zu bedauern, dafs man in Potsdam allerdings die Hoffnung auf Reaction nicht aufgegeben hat. Ein anderes Übel ist, dafs es den Feinden der Ordnung theilweise gelingt, Zwietracht in die Bürgerwehr und unter die Landwehr zu bringen. Lächerlich sind die Bestrebungen unserer Extraordinarien und Privatdocenten, unter denen wir

1) Vgl. Staatsh. 2², 619 ff. und die Berichtigung in der dritten Ausgabe 2, 385 f. 2) Nauck, s o. S. 340.

viele tumultuarische Leute haben, die eignen Vortheil verfolgen. Wie doch alle diese Menschen glauben können, wir seien fähig eine Republik zu bilden! Sie begreifen nicht, dafs in dieser zuerst Gehorsam wichtig ist. Wie weit sind die Franzosen in dieser Beziehung uns voraus!

Während der Waffen habe ich mich der öffentlichen Dinge eifrig angenommen. In den Vorbereitungsversammlungen der Urwähler war ich Vicepräsident meiner Bezirksversammlung und habe darin drei Reden halten müssen, eine auf Verlangen über das Zweikammersystem zur Unterrichtung der Leute, zwei als Wahlmannscandidat. Ich bin dann Wahlmann für Frankfurt gewesen; in der Versammlung der Wahlmänner war unser Bezirk mit einer Anzahl der decidirtesten und dreistesten Republikaner zusammengeworfen, und ich habe mich daher um so mehr bemüht, zu einer verständigen Wahl zu wirken, auch in meinem eignen Hause ein Concilium gehalten, um die Wahl zu lenken. Wir haben sehr gut operirt und unsere Candidaten durchgesetzt; die andre Partei hat nicht einmal den Stellvertreter durchgebracht. Die Generalversammlungen der Wahlmänner im Schauspielhause habe ich zwar täglich, aber nur kurze Zeit besucht; sie waren erbärmlich. Als Candidat für Frankfurt habe ich mich in zwei Bezirken ausstreichen lassen, denn die Elemente schienen mir zu tumultuarisch. Indessen scheint es doch in Frankfurt so schlecht nicht zu gehen. In unserer Bezirkswahl für Frankfurt habe ich mir den Spafs gemacht, den Dr. Eichler als Candidaten für Frankfurt zu interpelliren. Ich bin mit ihm gut fertig geworden und halte ihn für einen talentvollen und gebildeten Mann. Unsere Gegenpartei wollte durchaus den Bruno Bauer nach Frankfurt haben, einen Menschen, der durch nichts als seinen litterarischen Libertinismus ausgezeichnet ist.[1])

Nebenher habe ich die Tributinschriften bearbeitet und bin, mit Ausnahme der Einleitung, mit der Reinschrift fertig. Es ist recht ärgerlich, dafs ich nicht auf einen oder zwei Tage zu Ihnen kommen kann; aber man kann ja sein Haus hier nicht verlassen. Ich will aber doch sehen, ob nicht auf Pfingsten etwa mein Sohn hier seyn kann und ich dann einen Tag zu Ihnen komme.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1848, 1. Juni. Halle. Herzlichen Dank, verehrtester Freund, für das Briefchen vom 30. v. M., das mir meine Frau gestern mitgebracht hat. Sie sollen darum eine prompte, wenn auch kurze Antwort haben. Zuerst hat meine Frau Ihnen nicht richtig gesagt, ich hege Zweifel, ob ich die auf mich gefallene Prorectorwahl annehmen solle. Ich habe sie vielmehr gleich am Wahltage, den 2. Mai, angenommen und zwar, wie ich im Generalconcil erklärte, weil ich, wenn ich auch weder besondere Neigung für das Amt hätte noch mir besonderes Geschick dazu zutraute

1) Bruno Bauer, 1834—1839 Privatdocent der Theologie in Berlin, dann in Bonn, wo ihm 1842 die venia legendi entzogen wurde, Verfasser einer sehr negativen „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker“ und andrer Schriften zur kritischen Theologie, † 1882.

und meine Gesundheit mir die Entfernung von jeder solchen Ehre anempfehle, doch meinen politischen Freunden hätte zugeben müssen, dafs es sich gerade jetzt gezieme, ein politisches Princip durch die Wahl so deutlich als möglich auszusprechen, an meine Person durch eine Verkettung von Umständen ein solches Princip geknüpft sei und für andre meiner Freunde, durch welche es ebenso klar ausgesprochen würde, in diesem Augenblick keine Majorität zu gewinnen sei. . . . .

Vor einigen Tagen hab' ich einen Brief von Graf Schwerin[1]) erhalten, worin er mir den Wunsch ausspricht, dafs ich die Eloquenz wieder übernehmen solle gegen 150 Thl. jährlich. Die Bezahlung ist für die hiesigen Arbeiten unbedeutend, und das Redenhalten und Programmeschreiben kann einem doch oft sehr unbequem sein. Indefs in diesem Augenblick mufste ich es Ehrenhalber übernehmen; ich habe also geantwortet, ich hätte blos defshalb resignirt, weil ich nach meiner Erfahrung und bei meinen Grundsätzen es mit Ehre und Gewissen nicht hätte vereinen können, unter Eichhorn die Eloquenz zu behalten; jetzt höre der Grund auf, und ich sei also mit Vergnügen bereit, jedoch unter der einen Bedingung, dafs für alle Landesuniversitäten die unter E. angeordnete Controlle der Eloquenz aufhöre.

Sie Glücklicher haben noch in dieser Zeit etwas freies gearbeitet; ich habe nichts als nothwendiges zu Stande gebracht, wozu freilich auch einige Aufsätze für die Encyklopädie gehören. Es fehlt mir zu jenem noch mehr Gemüthsruhe als Zeit, obgleich meine aktive Betheiligung an den Freigeistern noch immer mäfsig ist. Ich bin erstaunt über meine Popularität, dafs ich, der ich so wenige Menschen persönlich kenne, erster Wahlmann des ersten Wahlbezirks für Berlin und Frankfurt mit grofser Stimmenzahl geworden bin. Ob übrigens nicht mein bischen Popularität wieder längst dahin ist und durch mein entschiedenes Auftreten für die Monarchie verscherzt, weifs ich nicht. Spafshaft ist, dafs die Radicalen mich bereits für einen Erzmucker und Reactionär halten; Namen schrecken mich nicht. . . . . Kommen Sie nur, verehrter Freund, in den Pfingstferien auf einige Tage; Ihnen wird's gut thun nach all dem Berliner Spuk die süfse Ruhe zu geniefsen, wie sie hier und fast in der ganzen Provinz herrscht; oder machen wir zusammen wieder einen Abstecher nach dem Harz? Die herzlichsten Grüfse von uns allerseits! Von ganzem Herzen

Ihr treu ergebener

Meier.

1848, 13. Juni. Berlin. Ihrem Verlangen gemäfs, theuerster Freund, schicke ich Ihnen meine Relation, die den Beschlüssen der Commission gemäfs, aber noch nicht approbirt ist. Wenn Sie sie gelesen haben, bitte ich Sie mir dieselbe wieder zusenden zu wollen, da ich sie vielleicht brauchen möchte. Ich habe es nicht gewagt, in dem Feste die Stadt zu verlassen; dagegen habe ich recht fleifsig studirt. Ich sitze immer noch an den Tributinschriften, womit man nur sehr langsam fort-

---

1) Unterrichtsminister als Nachfolger Eichhorns; doch schon im Juli 1848 trat Ladenberg an seine Stelle.

schreiten kann. Bei dieser Gelegenheit werde ich auch mein Wort lösen, an welches Sie mich wieder erinnert haben, dafs die vierzehnte *βουλὴ ἐπὶ Κράτητος ἄρχοντος Ἀθηναίοισιν* die Attische sei.[1]) Der Beweis ist mir noch besser gelungen als ich dachte, und wenn mich nicht alles täuscht, werde ich Sie überzeugen. Seltsamer Weise habe ich selber erst jetzt gesehen, dafs der eine der Hauptbeweise schon in meiner letzten Abhandlung implicite enthalten ist.

Viel Glück zum Prorectorat! Eiselen[2]) hat mir allerlei erzählt, auch von Freund Rofs. Man könnte ähnliches von den hiesigen erzählen. Aber ich mag wenig davon sprechen; wer eine Zeit lang in dieser Ochlokratie gelebt hat, ist heilsfroh, wenn er sie einmal vergessen kann.

Wie immer von Herzen der Ihrige

Böckh.

1848, 29. Juli. Berlin. Theuerster Freund! Gestern Abend wurde über die Jenaische Einladung zur Sendung von Universitätsabgeordneten berathschlagt in einer Commission, an welche die Sache zur Begutachtung gegeben worden war. Die Meinung war grofsentheils, es sei ein nothwendiges Übel, Abgeordnete dahin zu schicken; was sie aber eigentlich sollten, wufste man nicht, da wir unsere Gesetze selbst schon berathen haben und nicht gesonnen sind, den Wartburgianern Vorschub zu leisten, wozu sich die Jenaische Versammlung wahrscheinlich nur zu sehr bequemen dürfte. Endlich geriethen wir auf den Gedanken, es würde das beste seyn, wenn die Preufsischen Universitäten den Congrefs gar nicht beschickten, und ich bin daher beauftragt worden, an Sie zu schreiben, um zu erfahren, wie die Universität Halle sich dabei verhalten werde. Daher bitte ich Sie dringend, so bald als möglich, am liebsten sogleich, mir auf folgende Fragen Antwort zu geben: 1. Wird die Universität Halle Deputirte nach Jena schicken? 2. Wird sie dieselben als solche schicken, die im Namen der Universität sprechen und stimmen? Es würde freilich ein Widerspruch seyn, wenn die Universität sie schickte, aber nicht als solche, die im Namen der Universität sprächen und stimmten, sondern persönlich für sich allein. Denn dann hätte sie die, die sie geschickt, doch eigentlich wieder nicht geschickt. 3. Wenn sie Deputirte schickt, welche im Namen der Universität auftreten, wird sie ihnen dann ein Mandat geben oder nicht? Welche Vollmacht wird man ihnen geben in Rücksicht von Anträgen an die Frankfurter Nationalversammlung? Wird man sich für Vorbehalte erklären und Proteste einlegen, falls die Jenaische Versammlung alles an die Centralgewalt spielen wollte? Sie können denken, dafs man hier gerade jetzt am wenigsten geneigt ist, der Frankfurter Versammlung sich zu unterwerfen; vielmehr sind gewifs die meisten geneigt, sich vorzubehalten, dafs man der eigenen Regierung Macht einräume und zunächst an diese berichte. Sind wir der Frankfurter Fürstendespotie soeben erst ledig geworden, so wollen wir nicht

1) Vgl. Staatshaushaltung 2², 591.
2) Seit 1829 Professor der Staatswissenschaften in Halle, † 1865.

gleich in die zweite Knechtschaft der Frankfurter Volksdespotie fallen. Die ganze Sache scheint in Jena ausgeheckt zu sein, um sich wichtig zu machen und die radicalen Ansichten zu unterstützen.

Eiselen wird Ihnen meine Relation über die Universitätsverfassung übergeben haben, die schon vor etlichen Wochen von dem Plenum angenommen ist; ich bitte um die Zurücksendung derselben gleichzeitig mit Ihrer Antwort auf diese Fragen. G. und Consorten, welche sich hier als Comité der Extraordinare und Privatdocenten constituirt haben, benehmen sich als ächte deutsche Republikaner, deren erste Waffe die Lüge und Verläumdung ist. Auf ihre Effronterie, die Ordinarien zu ihren Berathungen einzuladen, haben wir ihnen mit der Antwort gedient, dafs wir von dem Comité, welches sich solche Schritte erlaubt hat, Einladungen anzunehmen unser unwürdig fänden. Wie ich höre, sind gestern Abend viele Extraordinare und Privatdocenten zusammengetreten, um gegen dasselbe Comité und seine Versammlungen sich zu erklären.

Ich bin endlich mit meinen Tributgeschichten fertig; ist es möglich und Ihnen genehm, so komme ich in den Ferien etliche Tage nach Halle, um mit Ihnen darüber zu sprechen.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1848, 30. Juli. Halle. Verehrtester Freund! Leider kann ich Ihnen auf Ihre gefällige Anfrage vom 29. d. M. noch keine Auskunft geben, da erst künftigen Sonnabend d. 5. k. M. die Jenaische Angelegenheit im Senat zur Sprache kommen wird. Meine Absicht ist es aber allerdings, dem Generalconcil vorzuschlagen, die Einladung nicht ganz abzulehnen, weil ich nicht glaube, dafs wir, nach allem was vorgegangen ist, es thun könnten, ohne ein grofses Odium auf uns zu laden, als ob wir separatistische Tendenzen verfolgten. Wird das Concil meine Ansicht theilen, so werde ich auf Einsetzung einer Commission antragen, zu der ich vier Ordinarien, einen Extraordinar und einen Privatdocenten berufen werde, und von dieser dann die Fragen entscheiden lassen. Dafs ich mit Ihrer Ansicht über das Verhältnifs der Universitäten zur Centralgewalt übereinstimme, werden Sie wol aus meiner Antrittsrede ersehen, die ich Ihnen hier beilege. Jedenfalls wäre es sehr wünschenswerth, wenn sich die preufsischen Universitäten über diese Angelegenheit näher besprächen, ehe unsere Deputirten nach Jena gingen, und da mit Ausnahme von Bonn ziemlich die Deputirten aller preufsischen Universitäten über Halle gehen müssen, könnte eine Versammlung in Halle gehalten werden. . . .

Ihr angekündigter Besuch wird meine Hauptfreude in den Ferien sein; möge sie mir nicht wieder zu Wasser werden. Mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebenster

Meier.

1848, 2. August. Berlin. Verehrtester Freund! Soeben, Abends 8 Uhr, ist beschlossen worden, dafs die hiesige Universität als solche und

als Corporation keine Abgeordneten nach Jena schicken wird; es bleibt nur den einzelnen als solchen überlassen hinzugehen, ohne daſs sie irgend eine Autorisation hätten. Die Motive sind einleuchtend; wir wollen nicht unsere Sachen in die Hände der Frankfurter Versammlung spielen lassen, und wir wollen nicht einen Congreſs anerkennen, dessen Zusammensetzung der Jenaer Senat den andern Universitäten vorgeschrieben hat, und dem er Propositionen vorlegt, die wir gar nicht kennen.

Ich habe keine Zeit weiter zu schreiben. Der Rector wird später antworten. Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1848, 8. September. Berlin. Sie werden nun wohl, theuerster Freund, von Ihrer Reise längst wieder zurückgekommen seyn, wie ich hoffe frisch und gesund, obwohl die Witterung wenigstens während der ersten Woche und nach dem hiesigen Orte zu schlieſsen nicht günstig zum Reisen war. Ich habe nach der Rückkehr von meinem vergnügten Ausfluge zu Ihnen sofort meine Rede angefertigt, in der Hoffnung daſs am 15. October noch eine werde gehalten werden können. Nachdem ich diese fertig hatte, erhielt ich von London „Fragments of an oration against Demosthenes respecting the money of Harpalus", deren Herausgeber Harris mit wenigen Worten die Vermuthung aufgestellt hat, sie seien von Hyperides. Da ich wissen wollte, was darin steht und ob wir wirklich etwas von Hyperides vor uns haben, machte ich mich an die Lesung und fand, daſs die Fragmente wirklich aus der Rede des Hyperides sind in der Harpalischen Sache, ausgenommen etliche Bruchstücke, welche nicht dazu gehören. Es scheint nicht unangemessen, darüber rasch zu berichten, und haben Sie nicht schon anderweitig eine Anzeige darüber, so bin ich erbötig, sogleich eine zu schicken, mit der Ergänzung der Bruchstücke, soweit sie auf den ersten Anlauf sich ergab, um diese in der A. L. Z. zu drucken. Antworten Sie mit drei Worten.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Böckh.

Neues weiſs ich heute noch nicht; übrigens ist die Stadt ruhig, wie natürlich, da der Wille der Urwähler geschehen ist.

1848, 20. September. Halle. Um Ihnen, verehrtester Freund, die gewünschte Beruhigung zu verschaffen, melde ich Ihnen, was Sie wol gleichzeitig aus dem zurückkommenden Postschein ersehen werden, daſs Ihr Aufsatz eben in meine Hände gelangt ist. Ich schicke ihn alsbald in die Druckerei und werde in Beziehung auf Revision und Separatabdrücke Ihren Wünschen zu entsprechen suchen. Beim flüchtigen Durchblättern Ihres Aufsatzes sehe ich, daſs die Citationen aus der Rede bei den Grammatikern die Vermuthung, daſs wir es hier mit einer Rede des Hyperides zu thun haben, auſser Zweifel setzen. An Zeit, Wesentliches Ihrem Aufsatze zuzufügen, würde es mir fehlen, auch wenn ich sonst es im Stande gewesen wäre; sollte mir etwas bei der Correctur beifallen, so

werde ich es Ihnen mittheilen; ἀπαγωγὴ φόνου haben meines Wissens auch die *Extranei* anstellen können, welche zu einer γραφὴ φόνου nicht berechtigt waren.

Herzlichen Dank für Ihre Sendung und Ihre Mittheilung über die Jenaische Angelegenheit; Frau und Sohn empfehlen sich Ihnen angelegentlichst.

Ihr treu ergebenster

Meier.

Schauderhafte Gerüchte über Frankfurter Excesse verbreiten sich.

1849, 28. Juli. Berlin. Theuerster Freund! Wir haben seit langer Zeit von einander gegen einander nichts hören lassen, aber ich habe nichts desto weniger Ihrer oft gedacht. Gegenwärtig giebt mir das einliegende Inserat, um dessen Beförderung ich bitte, die erwünschte Gelegenheit, wenigstens einige Worte zu schreiben. Wie ich hoffe, werden Sie den Beschlufs billigen, die diesjährige Philologenversammlung abzusagen; es hat uns dazu vorzüglich der Umstand bestimmt, dafs die Zerwürfnisse in Deutschland gröfser als je sind, und die Versammlung hierselbst also aus wenigen Ländern Besuchende anlocken dürfte; aufserdem haben wir kein Geld, und das gleichzeitige Tagen der Kammern hierselbst würde ebenfalls in verschiedenen Beziehungen nicht vortheilhaft einwirken. Sollte der Preufsisch-Deutsche Bund noch zu Stande kommen, worauf ich in Ermangelung eines bessern noch immer einige Hoffnung setze, so wird dann die Versammlung hier um so schöner gehalten werden können. Ihre Ansichten über die gegenwärtigen politischen Zustände kenne ich nicht; ich bin mit diesen keineswegs zufrieden, will mich aber begnügen, wenn nicht weiter zurückgegangen und einiges noch gebessert wird, und wenn der Bund zu Stande kommt; wie ich höre, will das Ministerium daran auch durchaus festhalten. Der treubündlerische Borussismus und die Churbrandenburgische Coterie sind mir in den Tod verhafst. Ich habe mich daher auch gänzlich zurückgezogen; ich habe zwar gewählt, aber ich würde mich doch nicht haben auch nur zum Wahlmann wählen lassen. Desto fleifsiger habe ich studirt und bin daher jetzt mit der Revision der Staatshaushaltung fertig, deren Druck nun auch beginnen soll. In diesen Tagen habe ich Westermanns Abhandlung über die Diäteten gelesen[1]); was er über die Zahl derselben geschrieben hat, ist das ungeschickteste, was sich ausdenken liefs; dagegen scheint mir Bergk einen richtigen Fund gemacht zu haben.

Schon lange hatte ich wegen des Universitäts-Convents an Sie schreiben wollen, habe es aber unterlassen, um nicht dem Schein Raum zu geben, dafs ich gegen den Minister Parthei machen wolle. Der hiesige Senat hat gegen das Circularschreiben remonstrirt, und ich war sogar der Meinung, mich eines Antheils an der Wahl zu enthalten. Natürlich hat der Minister nicht zurückgehen können, und wir haben uns also gefügt. Wir haben heute gewählt; ich bin mit 46 Stimmen gegen 14 gewählt

1) Bezieht sich auf Meiers o. S. 333 erwähnte Abhandlung. Vgl. Lipsius im Anhang zu der neuen Ausgabe des Buches „Der Attische Procefs“ S. 1009 ff.

worden; nächstdem Trendelenburg. Keller behauptete vor einigen Tagen, Halle habe die Wahl abgelehnt; andere behaupteten, es sei in Halle gewählt worden, und Göschen wird als einer der gewählten genannt. Bei der ganzen Sache wird wenig herauskommen; indessen wünschte ich doch nicht, dafs die Halleschen Abgeordneten fehlten, da wir mit diesen noch am meisten übereinstimmen möchten; doch wünschte ich wo möglich keine Juristen, die ich als ein schlechtes Element in allen Versammlungen der Art ansehe.

Richard ist in Erfurt; ich hoffe ihn in den ersten Wochen des September zu besuchen, und denke Sie im Durchfluge länger oder kürzer zu sehen, wenn Sie nicht verreisen. Ich wünsche Glück, dafs Sie der Cholera entgangen sind; hier ist sie auch nicht unbedenklich, aber doch minder verbreitet, als es in Halle der Fall war. Empfehlen Sie mich Ihrer trefflichen Frau und grüfsen Sie Eduard.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1849, 22. September. Berlin. Theuerster Freund! Sie werden hoffentlich mein kleines Schreiben von Jena erhalten haben, welches ich im Vorbeifahren in den Halleschen Briefkasten geworfen habe, um mein Ausbleiben zu entschuldigen, und zwar auf die möglicherweise schnellste Art. Wir hatten eine recht vergnügte kleine Reise gemacht, aufser dem Ihnen schon berichteten Unfall oder Umfall, der uns unter dem Inselsberge begegnete und der nur mich betraf. Es lief ein Rad vom Wagen ab, und nach der Art, wie wir safsen, stürzte ich heraus. Ich verletzte mich etwas auf der linken Seite an Hand, Hüfte und Knie; blofs das Aufstofsen der Hüfte hatte etwas bedenkliches, was ich am folgenden Tage durch Schröpfen hob. Seit der Zeit habe ich Unbequemlichkeit davon nicht empfunden.

Während unserer Abwesenheit war es in unserer Familie gut gegangen, aufser dafs die Köchin einen Cholera-Anfall gehabt hatte. Gleich den zweiten Tag nach meiner Ankunft ging es jedoch schlecht; in Zeit von 12 Stunden starben mir zwei meiner kleinen niedlichen Enkel. Die beiden andern und ihre Mutter nebst zwei Domestiken erkrankten wenige Tage darauf gleichfalls, sind aber alle glücklich durchgekommen. Ich und Marie waren auch etwas afficirt, aber es hatte nichts zu bedeuten. Wir verlebten aber alle eine qualvolle Woche ....

Übermorgen sollen nun die Universitätsconferenzen beginnen, von denen ich mir viele Langeweile verspreche; wie ich höre, hat der Minister 120—130 Fragen formuliren lassen. Für das wichtigste halte ich die Curatelsache und das Verfahren in der Disciplin über die Lehrer; ich denke, dafs niemand sich dem Disciplinarhof über nichtrichterliche Beamte gern unterwerfen wird. Wir müfsten unsern eigenen Disciplinarhof haben; aber ich fürchte, wir werden nichts erreichen, und dann sind wir noch einmal so übel daran als unter der absoluten Herrschaft.

Der Zweck dieses Briefes war eigentlich nur, Ihnen das Unglück zu melden, was meine Familie betroffen hat, damit Sie es nicht eher von

anderen erfahren. Daher schliefse ich, da ich zumal von politischen Dingen nicht schreiben mag und Neues auch nicht zu schreiben habe.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1849, 25. September. Halle. Herzlichen Dank, verehrtester Freund, für den soeben erhaltenen lieben Brief und für die freundschaftliche Sorge, die ihn dictirt hat; es ist mir eine grofse Beruhigung, die Nachricht von dem Verluste, der Sie betroffen, durch Sie zu erhalten. Wer wie Sie schon ganz andre Schicksalsschläge mit der Ruhe und dem Gleichmuth des Weisen ertragen, bedarf auch bei diesem neuen Verluste, so schmerzlich er auch ist, keinen Trost, wenn auch der Freund einen andern hätte, als den stummen Händedruck innigster Freundestheilnahme. Wäre ich nicht durch meine Verhältnisse an die Scholle gebunden, würde ich augenblicklich zu Ihnen geeilt sein; jetzt sage ich mir zum Trost, dafs ich bei den Universitäts-Conferenzen doch Ihrer nicht habhaft werden könnte. Wenn nur nicht unter der, wie ich leider auch befürchte, nicht kleinen Langweiligkeit dieser Versammlungen und unter all den trüben Eindrücken dieser Woche die gute Wirkung Ihres kleinen Ausflugs nach Thüringen geschwächt würde! Dafs der Unfall, der Sie da betroffen, mich um den lange gehofften Genufs ungestörten Zusammenseins mit Ihnen bringen mufste, hat mir und meiner Frau sehr leid gethan; wenn es irgend geht, komme ich zum 24. November zu Ihnen.

Die Politik ist noch sehr unsicher und, wenn die Gerüchte über die Zusammenkunft in Teplitz[1]) und was derselben vorangegangen, nur halb wahr sind, trostlos. Der Prinz von Preufsen soll sich sehr stark über diesen Wankelmuth gegenüber der Majestät geäufsert und seine Gemahlin ihre Besorgnifs einzelnen Deputirten nicht verschwiegen haben. Ob vielleicht die ernste, drohende Sprache einiger gemäfsigter Organe der öffentlichen Meinung eine neue Umstimmung in dieser Region hervorruft? Wie froh bin ich, der Gefahr einer Stelle in der ersten Kammer entgangen zu sein, die mir diesmal ziemlich nahe war; unter den jetzigen Umständen da zu sitzen, das wäre das letzte was ich möchte. Die Reactionärs in den Kammern und, wie ich höre, das Organ derselben, die Kreuzzeitung, zeigen mit grofser Frechheit, wie sehr ihnen der Kamm gewachsen. Jetzt mufs ich nun endlich an meinen Geburtstagssermon gehen; mir fehlt alle Stimmung dazu mehr als je, und wer weifs, welchen Standpunkt wir in 14 Tagen einnehmen und ob, was heute passend scheint, es noch dann sein wird.

Von ganzem Herzen

Ihr treu ergebener

Meier.

1849, 12. November. Berlin. [Übersendung der letztgehaltenen Rede.] Mit dem Druck der Staatshaushaltung geht es erbärmlich lang-

1) Besprechung zwischen König Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Franz Joseph, 7. September 1849.

sam, es sind kaum 8 Bogen fertig, obgleich schon vor meiner Reise angefangen worden ist. Es wird zwar in der akademischen Druckerei gedruckt, wo sich sonst mit minderem Verdrufs drucken liefs; jetzt wird sie aber ebenso schlecht wie die übrigen Berliner. Zugleich werden die Verhandlungen der Universitätsconferenz gedruckt, deren Publication zu überwachen ich mit Lachmann übernommen habe. Sie wissen, mit welcher Abneigung ich zu dieser Conferenz zugetreten bin; indefs habe ich mich in das Unvermeidliche ergeben, und als ich einmal darin war, mich mehr eingelassen, als ich wünschte, weil ich es einmal nicht lassen kann zu sprechen, wenn ich andere sprechen höre was mir nicht richtig scheint oder nicht gefällt. Mein Princip war, weder übermäfsigen Forderungen nachzugeben (die freilich in dieser Versammlung wenig Fürsprache hatten), noch in reactionärer Weise zurückzunehmen, was man früher nachzugeben angemessen gefunden hatte. Im Ganzen bin ich mit dem Erfolge der Conferenz nicht unzufrieden. Weil die Berliner Universität beschlossen hatte, Extraordinarien in Facultäten und Senat aufzunehmen, habe ich mich für verpflichtet gehalten, auf beides anzutragen. Zuerst kam ihre Aufnahme in die Facultäten zur Sprache, und mein Antrag fiel mit 8 Stimmen gegen 9; hinterher bereute man den Beschlufs, und so wurde genehmigt, dafs sie in den Senat kämen: dies ist die wunderlichste Inconsequenz. [Folgen Bemerkungen über einzelne Theilnehmer der Conferenz.]

Von der Politik schweige ich. Ich soll heute Abend in einem monarchisch-constitutionellen Bezirksverein des Pariser Platzes eine Rede des Grafen Redern über Ungarn hören; ich werde dies aber wohl bleiben lassen. Ich mag nichts mehr mit diesen Vereinen zu thun haben. Danken Sie Gott mit mir, dafs Sie um die Ehre ein Kammermitglied zu seyn glücklich herumgekommen sind; dort sammelt man keine Lorbeeren mehr.

Von Herzen wie immer der Ihrige

Böckh.

1850, 21. Januar. Berlin. Theuerster Freund! Schon seit Ihrer Abreise von hier dachte ich immer daran und wurde auch von meiner Frau angetrieben, Ihnen oder Ihrer vortrefflichen Lebens- und Leidens- und Freudengenossin zu schreiben. Es war wohl meine Schuldigkeit dies zu thun; Ihre aufopfernde Freundschaft, die durch Ihren Besuch neu bethätigt war, legte mir die Pflicht auf; auch hätte ich für die unvergleichliche Pastete meinen Dank Ihrer Frau noch schriftlich sagen müssen, wozu die meinige beständig ermahnte. Wenn ich nun letzteres doch nicht ausführe, so bitte ich Sie, der treue Ausleger meiner Gefühle als Augenzeuge zu seyn und mich damit zu entschuldigen, dafs meine Hand durch Rheumatismus zu lahm und meine Laune durch physische und politische Kälte, welche beide mich melancholisch stimmen, zu gedrückt ist, um mich einer so kunstsinnigen Freundin gegenwärtig mit einem Briefchen zu nähern und schriftlich würdig zu danken. Sie wird meinem Danke aus Ihrem Munde vielleicht noch eine gütigere Aufnahme schenken, zumal wenn ich hinzusetze, dafs ich dieses Ersuchen um Überbringen meines Dankes durch einen

dritten nur bei hohen Personen in Anwendung bringe und schon bei Königen prakticirt habe. . . .

Ich bin die ganzen Tage her in Zweifel, ob ich wählen werde, obwohl ich für den Erfurter Reichstag soweit begeistert bin, als man es seyn kann bei der Unsicherheit, ob es damit Ernst sei. Ich bin aber für die Annahme en bloc, und mein Bezirk ist so von der äufsersten Reaction umsponnen, dafs ich am liebsten ganz von der Wahl wegbleiben möchte. Ich hatte mit zwei maschinenbauenden Fabrikherrn, meinen Nachbarn, versucht eine Gegenparthei zu bilden; da wir aber sahen, dafs wir nichts ausrichten, haben wir die Sache aufgegeben. Nun sollen wir gar in der Aula bei dieser Kälte wählen, und dies will mir bei meinem Befinden nicht zusagen. Zu einem kleinen Chiragra, wie es Schönlein[1]) en passant zu nennen beliebte, habe ich gestern, als ich die Stiefel anzog, um am Ordensfeste zu erscheinen, malo omine gar noch einen kleinen Hexenschufs bekommen; doch ging ich hin. Speise und Trank vortrefflich, und wie immer grofse Heiterkeit. Da ich des Hexenschusses wegen, der aber nichts schlimmes vorbedeutete, mich möglichst zurückzog, bin ich nicht mit den Allerhöchsten Herrschaften in Berührung gekommen, nicht einmal mit einem Minister, sondern nur mit Deputirten und meinem alten Freunde[2]), dem General v. Gerlach, und anderen wie Keller und Stahl und solchen, die nicht fehlen konnten. Ich könnte noch einiges schreiben, was nicht ganz unmerkwürdig ist, aber es ist doch nicht wichtig genug, um dafür die Hand anzustrengen, sondern höchstens den Mund dafür in Bewegung zu setzen.

Es liegt schon im Gesagten, dafs ich mich aller politischen Wirksamkeit enthalten habe; diese könnte ich dieser Umgebung gegenüber nur mit grofsem Aufwande von Zeit und Kräften üben, und doch kaum mit dem Erfolge die Mohren weifs zu waschen. Das Decanat kostet mir eine entsetzliche Menge von Zeit: beispielsweise, in den drei Monaten haben wir, oder ich als Berichterstatter, acht Stürme auf Eroberung ord. und a. o. Professuren abschlagen müssen. Nur Stuhr hat durch Capitulation etwas erreicht, indem wir riethen, ihm statt des Ordinariats eine andere Consolation zu geben; darum hat er gestern die dritte Classe empfangen.

Was diese Woche bringen wird, wollen wir in christlicher Demuth erwarten; diese Demuth kann im schlimmsten Falle zugleich eine Vorbereitung auf das christliche Ministerium seyn, welches nicht einmal mehr ein christlich-germanisches seyn wird. Doch bin ich nicht soweit Pessimist, um schon daran zu glauben, ehe es da ist. Doch setzen viele, nicht blofs die Demokraten, ihre Hoffnung darauf. Und wer weifs, ob nicht wirklich das Ministerium Gerlach-Stahl eine noch rettendere That thut als die rettende w a r?

Fast hätte ich die Hauptsache vergessen. Ich habe heute angefangen die paar Thaler für die Büste von Gesenius einzukassiren; es geht aber in der weitläufigen Stadt langsam. Ich werde das Geld übermachen, sobald es beisammen ist. Ist Zuschufs nöthig, so kann man nachpressen;

1) Prof. der Medizin an der Berliner Universität. 2) Ironisch gemeint.

viel werden Sie vorläufig nicht bekommen, da wir nicht weit um uns gegriffen haben.

Herzliches Lebewohl Ihnen und den Ihrigen von uns allen.

Ihr getreuer

Böckh.

1850, 25. September. Berlin. Theuerster Freund! Dafs ich es Ihnen nicht übel nehme, wenn Sie nicht zur Philologenversammlung kommen, darüber sind wir eins, aber wie Ihre verehrte Frau und Herr Eduard Ihnen schon gesagt haben werden, wünschte ich es dennoch, dafs Sie kämen, und ich glaube, wenn es Ihnen auf meine Person ankommt, so werden wir Zeit genug haben, mit einander zusammen zu seyn, ja wir werden recht viel zusammen sein können, wofür ich im voraus bürge. Auch wird es sonst nicht an anmuthigen und interessanten Divertissements fehlen. Durch solenne Diners werden wir nicht abstrapazirt werden, sondern es ist jedem freigestellt, zur täglichen gemeinschaftlichen Mahlzeit (Mittags zu 20 Sgr., Abends nach der Karte) sich einzufinden. Im übrigen sind auf öffentliche oder Sr. Majestät Kosten folgende Veranstaltungen getroffen: am Montag entweder ein Sophokleisches Stück oder die Medea mit Mendelssohns oder Tauberts Musik, dergleichen Sie, soviel ich weifs, doch noch nicht gehört haben; am Dienstag Abendgesellschaft bei mir, die Sie auch nicht sehr angreifen kann, da Sie kommen und gehen können, wann Sie wollen; am Mittwoch Saul von Händel, von der Singakademie aufgeführt, am Donnerstag Fahrt nach Potsdam in die Gärten und Schlösser unter Lennés Anführung; alles dieses ist nicht angreifend, weder für Körper und Geist noch für den Beutel. Hätten Sie früher das Hierherkommen nicht abgelehnt, so hätte ich Sie gebeten, endlich einmal bei mir einzukehren, aber erfahrungsmäfsig würde dies doch ohne Erfolg gewesen sein, und Sie haben ja doch Ihr sicheres Absteigequartier bei Ihrer Frau Schwiegermutter. Ich bitte Sie, vorläufig in Halle etwas über die öffentlichen Divertissements zu verbreiten, die doch einen und den andern anlocken können; besonders wünschte ich zu wissen, ob der Director Eckstein kommen wird. Herzliche Grüfse an die Ihrigen. Mit mir geht es ziemlich gut.

Von Herzen der Ihrige

Böckh.

1850, 27. September. Halle. Je freundlicher, mein hochverehrter Freund, Ihre gütige Einladung ist, um so mehr schmerzt es mich, ihr nicht folgen zu können. Ich kann es aber nicht, weil der Aufenthalt in Ems mir sonst ganz wohl gethan, von dem Übel aber, um dessen wegen ich hingegangen, bis jetzt auch noch nicht die geringste Erleichterung gebracht hat, sondern der Athem mir ebenso ausgeht wie vorher. Unter solchen Umständen ist mir Ruhe und Gleichförmigkeit der Lebensweise dringendes Bedürfnifs, und ich möchte nicht gern etwas unternehmen, was mich für den Winter gefährden könnte. Dazu kommt, dafs ich auch nach so langer Abwesenheit Arbeiten vorgefunden habe, deren Erledigung

dringend ist. Kurz, so sehr ich mich auch hingezogen fühle, Ihrer Einladung zu folgen, so gebietet mir die Klugheit der Noth, auch hierauf wie auf so manche andere Genüsse Verzicht zu leisten. Im Geiste werde ich oft, besonders Montags bei der Eröffnungssitzung, bei Ihnen verweilen. Von hier werden sicher Eckstein und Rödiger, einige jüngere abgerechnet, kommen, vermuthlich auch noch Pott; Roſs wird eine epistola an Sie über die Fourmontschen Inschriften erlassen. Die, die ich bis jetzt zu sehen Gelegenheit gehabt habe, habe ich von den schönen zu erwartenden Divertissements benachrichtigt und werde dafür sorgen, daſs dies noch in weiteren Kreisen verbreitet werde.

Hoffentlich sind Sie von Ihrem Augenübel wieder ganz frei und bedienen sich nur aus Vorsicht noch fremder Hand; ich wünsche nur, daſs die Ihnen bevorstehende Anstrengung Ihnen auch in dieser Beziehung nicht schade, und hoffe, daſs Sie alle heiter und in Gott vergnügt sein werden.

Ihr treu ergebener

Meier.

1850, 26. November. Berlin. Theuerster Freund! Zuerst meinen herzlichen Dank für das schöne Geschenk Ihrer edlen und liebenswürdigen Frau; es ist ebenso vortrefflich wie das vorjährige. Die Zeiten hatten mich bestimmt, keine groſse Gesellschaft bei mir zu sehen; ich hatte nur zu Mittag ganz wenige Personen, fast nur einige Studenten, die mir ein Geschenk überbracht hatten, dazu meine Familie und Lachmann und Eckstein, der gerade zu mir gekommen war, und so konnte ich gleich einen Hallenser mit Hallescher Speise regaliren. Daſs Sie nicht gekommen sind, daran haben Sie wohlgethan. Schonen Sie Ihre Gesundheit auf alle Weise und mit allen Mitteln. Zu diesen gehört auch die Gleichgültigkeit gegen die Politik oder vielmehr gegen das Vaterland! Ein schwer zu erlangendes Mittel! Aber soweit sind wir gekommen unter der Leitung unfähiger Schiffherren. Mein einziger Wunsch ist, daſs die Volksvertretung keinen Antheil nehme an der Schmach, damit man nicht sagen könne, das Volk habe sich selber beschimpft; aber auch darauf vertraue ich nicht. Kurz, ich erwarte gar nichts mehr und befinde mich einigermaſsen bei dieser Resignation am besten, wünsche aber von Herzen, daſs ich mich irren möge.

Mit meinem Übel geht es soweit gut, wie diese Probeschrift oder Schriftprobe zeigt, welche noch obendrein bei Kerzenlicht geschrieben ist, jedoch mit der Brille, da ich, um meine Augen wieder zusammen zu gewöhnen, jetzt mit einer, gegen die frühere jedoch schwächeren Brille zu lesen und zu schreiben pflege. Die Philologenversammlung habe ich wider Verhoffen gut überstanden. Die Querelen, die mir hinterher der Minister brachte, habe ich nicht hoch angeschlagen. Es kommt jetzt aber die Geschichte noch einmal in Anregung. In den Verhandlungen mit dem Minister habe ich versprochen, das Protokoll, welches Eckstein sehr kurz, aber sehr zweckmäſsig gefaſst hatte, vervollständigen zu lassen, damit aus dem Hergange der Sache klar würde, wie viel zu Gunsten J. Grimms

beschlossen sei und wieviel nicht. Aber jetzt, nachdem es scheint, Schleswig-Holstein werde gänzlich mit Füßsen getreten werden, halte ich es nicht mehr für angemessen, diese Vervollständigung zu geben. Sollte Ladenberg zurücktreten, wie er gestern wieder erklärt haben soll, so bin ich meines Versprechens ledig, da es nur diesem Minister gegeben war; bleibt er, so werde ich ihm schreiben, es sei unedel und unwürdig, jetzt unter diesen Umständen eine Erklärung zu geben, welche mißsverstanden werden könne. Eckstein ist mit mir über die Sache einig.

Da ich meine Augen immer noch schonen muſs, arbeite ich auſser den gewöhnlichen Amtsgeschäften nichts, nur lasse ich an der Staatshaushaltung fortdrucken. Es fehlt noch ein Drittel des ersten Bandes und die Hälfte des zweiten, so daſs das Ganze vor Mitte des Sommers kaum fertig werden wird. Gott sei Dank, kann ich doch wieder corrigiren. Die Philologenrede ist in der Presse; es ist daran nicht soviel als, wie ich höre, daraus gemacht worden ist. Ich habe sie nicht selber schreiben können, sondern sie ist aus meinem schauderhaften Concept von einem Studenten entziffert und so, mit einiger Nachhülfe aus dem Gedächtniſs, von ihm ins Reine gebracht worden.

Herzliche Grüſse an Frau und Kind, und Ihnen die besten Wünsche für Ihre Gesundheit!

Ihr getreuer

Böckh.

1850, 26. December. Berlin. [Beabsichtigte Reise nach Halle aufgegeben.] Da wir ohne Zweifel, persönlich zusammenseiend, etwas politisirt hätten, wenn auch so wenig als möglich, so soll es auch hier geschehen, aber nur soweit die Sachen uns näher angehen; denn was das allgemeine himmelschreiende Scandal und die ganze Manteuffelei betrifft, was soll man darüber reden? Ich habe den einzigen Trost, daſs der ganze Schimpf bis jetzt die Regierung, nicht aber das Volk und die Kammern trifft; wiewohl es allerdings den Anschein gewinnt, daſs auch letztere sich daran noch betheiligen werden. Uns liegt nun Ladenberg zunächst. Wir müssen die Zeit vergessen, da sein Benehmen schwankend oder schwach war, und müssen es ehren, daſs er sich zurückgezogen hat, wie sehr ihm auch der König, nach dem was ich höre in einem sechs Seiten langen eigenhändigen Briefe, zugesetzt hat. Ich habe ihm vorgestern persönlich Glück zu seinem entscheidenden Schritte gewünscht. In der philosophischen Facultät habe ich mit Raumer beantragt, ihm eine Deputation zu schicken, falls der Senat es nicht thue, an welchen die Sache dann gebracht wurde. Twesten, der sich als Rector gut nimmt, hat im Senat die Entscheidung dafür gegeben, daſs Rector und Decane ihn begrüſsen sollten, was freilich fast komisch ist, da Hengstenberg und Stahl Decane sind. Wie sich die Deputation benommen hat, die vorgestern ausgeführt worden, habe ich nicht gehört. Der Hallesche Gemeinderath, oder wie das Wesen jetzt heiſsen mag (denn ich kümmere mich wenig um das Communalwesen), hat sich miserabel benommen; wird denn aber die Universität ebenso erbärmlich seyn? Wollen Sie nicht eine Adresse

an ihn beschliefsen? Wo nicht, so schreiben Sie doch für sich an ihn. Schulze hat sich sehr gut gegen den abgehenden Minister erklärt, besser noch als es in den erbärmlichen Berliner Löschblättern wiedergegeben ist. Über den neuen Minister v. Raumer werden Sie schon eben so gut wie wir unterrichtet seyn. Ladenberg selber sagte zu mir, es sei doch zu arg, dafs man seine aus politischen Gründen erfolgte Abdication nun gar noch benutzt habe, um den Pietismus ans Ruder zu bringen. Man mufs daher sehr aufmerksam seyn und den ersten Versuchen, die Universitäten zu benachten, wenn ja man sich an sie wagen sollte, einen ernsten und entschiedenen Widerstand entgegensetzen; es kann leicht schlimmer als unter Eichhorn werden. Denn der war doch kein vollendeter Bureaukrat, wie der neue Herr seyn soll . . .

Gegenwärtig lasse ich an den Philologenverhandlungen drucken. Der nächste Bogen, den ich erwarte, wird das Protokoll über den Grimmschen Antrag enthalten. Leider habe ich mit Jacob darüber schon eine Correspondenz gehabt; sie ist von seiner Seite sehr ausführlich, von meiner sehr lakonisch. Wenn es soweit ist, dafs die Verhandlungen vom Stapel laufen, werde ich versuchen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, dafs er sich gegen das Protokoll auflehne; ist er aber beharrlich in seiner Verkehrtheit, so werde ich ihn nicht weiter schonen. Freilich habe ich dabei auch nicht im Sinne, die Sache Schleswig-Holsteins fallen zu lassen; aber das geschieht auch nicht, wenn die Sache so dargestellt wird, wie Eckstein gethan hat und wie sie sich in Wahrheit verhält. Wefshalb mir eine politische Verhandlung unangenehm war, habe ich wahrscheinlich sonst noch Niemandem gesagt, weil es mir indiscret schien. Als ich nämlich die Erlaubnifs der Regierung nachsuchte und deren Unterstützung, verwandte sich Ladenberg sehr dafür; aber in dem trotz aller Verfassung bestehenden Cabinet fand die Sache Anstand, weil man erst sicher seyn wollte, dafs nicht Personen zusammenkommen würden, welche „dem Staat und der Kirche“ gefährliche Grundsätze vortrügen. Dies wurde mir mündlich und vertraulich mit dem Bemerken hinterbracht, der Minister werde erwiedern, das Präsidium gebe eine hinlängliche Garantie gegen dieses Bedenken. Ich habe freilich darauf geantwortet, ich könnte keine Garantie geben, und ich würde, wenn ich officiell von den erhobenen Anständen in Kenntnifs gesetzt worden wäre, die Versammlung sofort abkündigen und mein Gesuch um deren Bewilligung zurücknehmen; aber da es hierzu nicht gekommen ist, so mufste es mein Bestreben seyn, dem Minister eine Verlegenheit zu ersparen, welche ihm Jacob bereitet hatte, indem er gegen die Grundsätze der Gesellschaft .... politische Gegenstände ohne allen Anlafs zur Beschlufsnahme vorlegte.

Mit den Augen bin ich zwar ziemlich in Ordnung, doch mufs ich sie sehr schonen und auf sie aufmerksam seyn. Ich darf wenig lesen; die Correcturen nöthigen mich aber doch dazu. Der Druck der Staatshaushaltung zieht sich lange hin; schwerlich wird er vor Herbst 1851 beendigt.

Wie immer Ihr getreuer

Böckh.

1851, 8. Mai. Berlin. Theuerster Freund! Ihren lieben Brief vom 29. v. M. hätte ich schon früher beantwortet, wenn nicht meine Vorlesungen, die ich am 1. Mai angefangen habe, und die andern Occupationen mich verhindert hätten. Unter die letztern gehörte namentlich der Besuch, den wir von Jena hatten, nebst damit in Verbindung stehenden Hochzeitfeierlichkeiten. Ehe Ihr Brief eingetroffen war, hatte ich die Zusätze zum ersten Bande der Staatshaushaltung, die wir in Halle berathen haben, kurz redigirt. Sie Ihnen zuzuschreiben, wie ich anfangs im Sinne hatte, habe ich wieder aufgegeben, da ich sie unter andere untermischen mufste. Mit dem Bücherpreise bin ich nicht recht ins Reine gekommen; für sehr grofse Wohlfeilheit der Bücher sprechen die römischen Preise der Kaiserzeit; das Schlufsurtheil habe ich problematisch gestellt.[1]) Über die Vernachlässigung der Stelle im Stobaeus tröste ich mich damit, dafs sie in den Ausgaben vor Gaisford fehlte. Für Ihre brieflichen Bemerkungen herzlichen Dank; ich habe sie erwogen, soviel meine Augen erlaubten. Da sie meistens controverse Dinge und keine Hauptsachen betreffen, so will ich es Ihnen und andern überlassen, diese Berichtigungen zu machen, um die Addenda nicht zu sehr anzuschwellen.

In Rücksicht meines Augenübels stimmt Böhm mit Krukenberg ganz überein; ich schone mich sehr, und schreitet das Übel nicht fort, so wird es erträglich sein; sollte es schlimmer werden, so wäre es eben schlimm. Auf jeden Fall dürfte ich auf gröfsere Arbeiten verzichten müssen. Übrigens findet Böhm die Augen gut, natürlich nach den Umständen. Nach Carlsbad gehe ich auf jeden Fall, wie früh weifs ich noch nicht. Um früh schliefsen zu können, lese ich die Encyklopädie sechsstündig statt vierstündig. Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die gewohnte freundliche Beherbergung in Ihrem Hause, und sprechen Sie diesen in meinem Namen recht innig auch Ihrer edlen Frau aus. Alle die Meinigen vereinigen sich mit mir in diesem Dank.

Wie immer Ihr getreuer

Böckh.

1851, 14. August. Teplitz, im Fürstenbad. Theuerster Freund! Auf Ihren Brief vom 25. v. M. zu antworten schien mir anfangs nicht dringend, indessen kommt allerlei in Bezug auf das Psephisma vom Archon Nausinikos[2]) zusammen, um mich zu bestimmen, etwas hierüber Sie zu schreiben. Ich habe einen Brief von Rangabé erhalten, worin mir dieser Varianten dazu und zu einigen andern der neugefundenen Inschriften mittheilt. Ich habe den Grundtext nicht hier, kann also die Richtigkeit der Varianten nicht beurtheilen aufser bei einer; ich will Ihnen aber alle hersetzen .... Die Stelle Z. 27 war desperat, ehe R.s Variante da war; ich hatte immer vermuthet *κοινὸν ἔστω τῶν συμμάχων* und dies bestätigt sich durch R.s Lesung.

1) Vgl. Staatsh. 1^2, 68f. 153 und den Zusatz zu letzterer Stelle in der dritten Ausgabe.

2) C. I. Att. 2, 17; vgl. o. S. 102. Meier behandelte die damals soeben bekannt gewordene Inschrift im ersten Heft seiner Commentationes epigraphicae, diese Abhandlung ist in dem folgenden Briefe Böckhs erwähnt.

In den Nachträgen zur Staatshaushaltung hatte ich die Absicht nur wenige Worte aus dem Psephisma drucken zu lassen und hatte, da mir das Original hier fehlt, Franz damit beauftragt. Dieser hat nun den gröfsten Theil eingesetzt; ich finde aber nach seinen Communicationen einige Bedenken. Z. 27 hatte er anders hergestellt, als ich eben vorhin in diesem Briefe thue; das meinige ist aber klar. Nur die Correctur zwischen Z. 26 und 27 ist noch undeutlich. Franz vermuthet *ἀπο[γραψά]-μ[ε]νοι ἀποδόντων*, aber soviel ich mich erinnere, müfste in dem erforderlichen Sinne *ἀπογράψαντες* stehen.[1]) Bedeutend weiter unten hat Franz ergänzt [*ὃς ἂν*] *δὲ θανάτου τιμηθῇ*; ich bin in dieser litterarischen Einöde nicht im Stande zu ermitteln, ob man sagt *τιμᾶν τινά τινος*; ich dächte vielmehr, man sagte *τιμᾶν τινί τινος*, scil. *τίμημα* oder *ζημίαν*. Nun ist Franz verreist, und ich kann ihm defshalb nicht mehr schreiben; ich habe daher dem Dr. Märcker[2]) den Auftrag gegeben, nach Einsicht von Parallelen entweder das *ὃς ἂν* stehen zu lassen oder dafür *ᾧ ἂν* zu setzen, denn *ἐὰν* scheint zu kurz und *ὅταν* bedenklich. Ich weifs aber nicht, ob Märcker sich zurecht finden kann, und Sie würden mir einen grofsen Gefallen thun, wenn Sie ihm schreiben wollten in meinem Namen, ob er *ὃς ἂν* oder *ᾧ ἂν* setzen soll, denn der Druck drängt, und ich kann nicht erst Antwort von Ihnen hierher abwarten.

Ihr getreuer
Böckh.

Am 23. August reise ich von hier nach Prag u. s. w. ab.

1851, 8. Oktober. Berlin. Verehrtester Freund! Es ist hier mein Erstes gewesen, das Psephisma vom Archon Nausinikos in der Lithographie anzusehen, welche ich zwar früher einmal gesehen, aber von Carlsbad, wohin sie mir Franz geschickt hatte, auf dessen Verlangen sogleich wieder zurückgesandt hatte, und nicht vor Augen hatte, als mir Franz seine Restitution (meo nomine) in mein Buch setzte. Nach Ansicht der Lithographie bin ich im Zweifel, ob nicht doch *ὅπου*, *ΟΠΟΥ* im Texte stand, da, wie Sie auch selber bemerken, zweimal *ΟΥ* in der Inschrift steht, in *τούτοις* (wo dies sogar Regel ist) und *ουσῶν*. *οὗπερ* ist freilich sprachrichtig; aber fast möchte ich glauben, dafs *οὗ*, ubi, regelmäfsig zu Athen *ΟΥ* geschrieben wurde, wie *οὗτος* *ΟΥΤΟΣ*. Seite IV sagen Sie, Sie trauten dem Supplement von Z. 34 nicht *ὡς λύειν τ[ι] ἐ[κ] τῶν*. Dieses Supplement der Griechen[3]), welches Franz zu meinem Schrecken auch in meinem Buche gesetzt hat, erweckte mir schon in Carlsbad Bedenken als ungriechisch in doppelter Beziehung; aber ich glaubte, es sei durch die Gröfse der Lücke indicirt. Nach Ansicht der Lithographie erkannte ich heute sogleich das Richtige: *ὡς λύειν τ[ι δ]εῖ τῶν* etc. Weiter als bis hinter der Restitution des Psephisma habe ich Ihre Abhandlung noch nicht gelesen und schliefse, um diese Zeilen Ihrer Frau noch zu über-

1) Vgl. hierzu den Brief vom 24. Dezember 1852.
2) Privatdocent in Berlin, später a. o. Professor, Dichter der Trilogie „Alexandrea“.
3) D. h. der ersten Herausgeber in Athen.

bringen; auch wird es mir zum Schreiben zu dunkel. Die Fehler, die mir Franz in den Text gesetzt hat, tilge ich noch durch Carton.

Von Herzen ganz der Ihrige

Böckh.

1852, 2. Januar. Halle. Mein erstes Geschäft im neuen Jahre soll darin bestehen, Ihnen mein hochverehrter Freund, in einem herzlichen Glückauf alle Wünsche zuzurufen, die ich für Sie und die Ihrigen hege, und von Ihnen eine Nachsicht zu erbitten, welche ich zu keiner Zeit dringender als jetzt bedurft habe. Sie haben in Wahrheit glühende Kohlen über mein Haupt gesammelt und sind mir, während es längst meine Schuldigkeit gewesen wäre, Ihnen für das reichhaltige Geschenk des zweiten Bandes der Staatshaushaltung zu danken, mit einem Briefe zuvorgekommen. Mehr als einmal hab' ich auch den Anlauf genommen Ihnen zu antworten, zu danken; aber ich weiſs nicht wie es gekommen, daſs ich unter dem ewigen Kränkeln die Lust verlor, ein angefangenes Schreiben zu vollenden. Ich mag Ihnen nicht vorlamentiren, verehrter Freund, der Sie noch ganz andere Schläge des Schicksals und körperliche Unbequemlichkeiten mit ruhigem Gleichmuth ertragen haben. Aber das muſs ich sagen, mit meiner Gesundheit ist es in den letzten drei Monaten nicht gut gegangen, und Verluste in den nächsten Kreisen sind einer auf den andern gefolgt, die mich zum Theil gemüthlich sehr angegriffen haben, wie namentlich der Tod Niemeyers[1]), unersetzbar als Mensch und als treuer Freund.

In dieser trüben Zeit war mir der zweite Band der Staatshaushaltung eine willkommene Zerstreuung, an die ich mich auch gleich mit vollem Eifer gemacht hatte. Überall hab' ich die Sorgfalt bewundert, mit der Sie auch das kleinste beachtet, das früher bereits bekannt gemachte vervollständigt, das neue behandelt haben, und wie unter dem Fleiſs der Scharfsinn da sich geltend zu machen weiſs, wo irgend für Combination eine Stelle ist. Besonders belehrend war für mich die Behandlung der Tribut-Inschriften; wieviel verdanken wir Ihren Anmerkungen über die einzelnen Orte! Die von Ihnen aufgestellte Hypothese zur Erklärung der Zahlen ist bis zu dem Grade von Probabilität erhoben, der sich in solchen Dingen erweisen läſst; ich wüſste keine, die der Ihrigen den Rang streitig machen könnte, und wenn neue, jetzt uns unbekannte Daten ein unerwartetes Licht auf den Gegenstand einst werfen sollten, so wird man wenigstens Ihrer Hypothese den Ruhm nicht streitig machen können, daſs sie sehr fein erdacht und ausgeführt sei. Von Belang ist mir nichts aufgefallen, wo ich eine abweichende Meinung aufzustellen mich veranlaſst fühlte, und in diesem Augenblick fällt mir auch nichts unbedeutendes bei, wo ich mir meinen Dissensus notirt hätte. Diejenigen, welche die alte Ausgabe nicht besitzen, werden in der neuen manches schmerzlich vermissen, was noch heute von gleichem Interesse ist.

---

1) Agathon Niemeyer, Sohn des S. 318 erwähnten Kanzlers, 1829—1851 Direktor der Frankeschen Stiftungen in Halle.

Meine epigraphische Abhandlung wäre längst in Ihren Händen, wenn mir nicht namentlich der zweite Band der Staatshaushaltung zu mehreren Nachträgen Veranlassung gegeben, und die Druckerei mit dem Abdruck der Addenda mich bis jetzt aufgehalten hätte. Ich habe unterdefs heute von Rangabé aus dem zweiten Bande seines Werkes zwei Bogen erhalten, in denen auch er die Nausinikos-Inschrift behandelt; wie, weifs ich noch nicht.

Auf Ihre Widerlegung der Gruppeschen kosmischen Phantasien bin ich nicht wenig gespannt; obgleich ich die letzteren selbst noch nicht gelesen habe, so kann ich es mir doch denken, wie Sie ihn überzeugend werden abgewiesen haben. Erdmann sagte mir, dafs er an die Axendrehung allerdings durch die Gruppesche Schrift habe glauben lernen, die Kenntnifs des Copernicanischen Systems aber bei Plato ihm sehr unglaublich erschienen sei. Für die Bereitwilligkeit, mit der Sie den Wünschen des hiesigen Comité zur Wolfschen Büste entsprochen haben, herzlichen Dank; in wenigen Tagen schicke ich die eben erschienenen Bände der Encyklopädie und meine Abhandlung. Ich wiederhole, womit ich begonnen, die Bitte um Nachsicht und den Wunsch, dafs das neue Jahr Ihnen und den Ihrigen nur Freudiges bringen möge, soviel als das in dieser verzweifelten Zeit möglich ist.

Ihr

treu ergebenster

Meier.

1852, 11. December. Halle. Es ist eine halbe Ewigkeit her, mein hochverehrter Freund, seit ich Ihrer directen Mittheilungen entbehre, und auch Ihr lieber Besuch, auf den ich mich gewöhnt habe als auf ein Recht und Herkommen zu rechnen, ist in diesem nun bald verschwindenden Jahre mir entgangen. Da giebt mir der Eingang Ihrer diesjährigen Geburtstagsrede eine erwünschte Veranlassung, um Ihnen von neuem meinen Dank zu bezeigen. Je mehr ich die Schwierigkeit dieser wiederkehrenden Epideixis kenne und fühle, desto mehr bewundere ich die Fruchtbarkeit, die immer von neuem die Fülle trefflicher Gedanken aus den unmittelbarsten Beziehungen zu nehmen, zu schaffen und in die würdigste Sprache zu kleiden weifs. Diesmal hab' ich mich auch an der Anwendung einiger klassischer Stellen, namentlich der Demosthenischen[1]), ungemein erfreuet, und es ist mir an ihr, welche für die gegenwärtigen Zustände wie geschaffen erscheint, wieder recht einleuchtend geworden, wie sehr die klassischen Schriftsteller für alle Zeiten geschrieben haben, indem sie nur für die eigene schrieben. — Leider bin ich nicht im Stande, Gleiches mit Gleichem, nein auch nicht mit Halbgleichem, zu erwiedern, da ich meine deutschen Reden nicht drucken lasse, weil es mir dazu an aller nöthigenden Aufforderung fehlt. Aber gerade Ihnen möchte ich meine beiden letzten vorlegen, und wenn Sie uns bald besuchen, sollen Sie damit nicht verschont bleiben. Nicht wahr, das thun Sie bald; Sie müssen doch endlich das

1) Dem. v. Kranze 253, S. 311. Böckh Kl. Schriften 2, 69.

neue Haus sehen, das wir nun schon ein halbes Jahr bewohnen, und ich denke, dafs Sie sich darin behaglich finden sollen. Meine Gesundheit ist jetzt wieder erträglich, obgleich keineswegs glänzend; ich bin damit schon zufrieden, dafs ich wieder arbeiten will und kann. Nächstens schicke ich Ihnen meine neue epigraphische Abhandlung. Für heute und zur Wiedererneuerung unserer Correspondenz, da Ihnen meine Frau alles sonstige mich betreffende mittheilen wird, in Eile nur noch die herzlichsten Grüfse an Ihre verehrungswürdige Frau und an Ihre Kinder von Ihrem

treu ergebenen

Meier.

1852, 24. December. Berlin. [Zuerst Persönliches.] Ihre neue epigraphische Schrift erwarte ich mit Ungeduld; wahrscheinlich haben Sie das Psephisma von dem Archon Nausinikos nach der neuen Athenischen Publication noch einmal vorgenommen. In dieser ist eine gute Ergänzung: *ἀποδόμενοι ἀποδόντων*; sie hatte mir auch im Sinne gelegen, aber ich unterdrückte sie als unelegant, weil mir die von dem Athenischen Herausgeber beigebrachte Parallele nicht gegenwärtig war. Ebenso möchte ich gern Ihre Reden, da sie nicht zum Lesen von Ihnen bestimmt werden, zum wenigsten hören. Nun hätte ich wohl Zeit, in den Weihnachtsferien zu kommen, um mit Ihnen zusammen zu seyn; aber die Witterung ist doch weder zum Reisen noch zum Spazierengehen geeignet, und so werde ich mich wohl getrösten müssen, bis zum Sommer zu warten, für welchen ich übrigens noch gar keinen Plan habe.

Dafs Ihnen meine letzte Rede gefallen hat, freut mich; wenigstens hat sie Einheit des Inhaltes und des Tons, welcher der trüben Zeit angemessen schien. Ich habe fast gleichzeitig auch in der Akademie sprechen müssen, habe es aber kürzer gemacht. Ich schicke gelegentlich den Monatsbericht, worin diese Kleinigkeit enthalten ist, nebst einer Berichtigung zu der Behandlung der Tributinschriften, die ich vorigen Sommer habe drucken lassen über einen schwierigen Punkt; doch scheint auch diese Berichtigung das Problem noch nicht zu lösen. Es ist ein Elend, über Inschriften zu schreiben, wobei es etwas auf die Beschaffenheit des Steines ankommt, wenn man den Stein nicht vor Augen hat.

Nachdem ich bis hierher geschrieben hatte, erhalte ich einen Brief von Rangabé mit einem Bogen des zweiten Bandes seiner Antt. Gr., worin die Inschrift vom Archon Nausinikos wiedergegeben ist; seltsamer Weise hat er das *ἀποδόμενοι* nicht aufgenommen. Ob neue Varianten darin sind, habe ich noch nicht gesehen, doch scheint es nicht. Wollen Sie den Bogen haben, so will ich ihn schicken. Auch steht darin das merkwürdige Actenstück über die nach Brea gesandte Colonie.[1])

Meine besten Wünsche für das Fest. Von ganzem Herzen

der Ihrige

Böckh.

---

1) C. I. A. 1, 31. Vgl. o. S. 263.

1853, 31. December. Halle. Das alte Jahr soll nicht enden, ohne Ihnen, mein hochverehrter Freund, meinen dankenden Zuruf, meine besten Wünsche zu bringen. Sie werden sich gewiſs gewundert haben, daſs ich Ihnen nicht schon lange meinen Dank für zwei Briefe, die mir, namentlich der erste, sehr wohlgethan haben, für zwei vortreffliche epigraphische Gaben, die mich erfreuet und belehrt haben, abgestattet habe. Aber, aber, ich bin erst seit heute von einem schweren Lungenleiden Reconvalescent, welches ich mir dadurch zugezogen, daſs ich, der ich fast gar nicht in die Luft komme, meine Frau, weil keine Droschken vorhanden waren, im offenen Schlitten bei ihrer Rückkehr von Berlin abgeholt hatte. In dieser Zeit war mir auch der kleinste Brief unmöglich, und so erscheine ich denn als ein ärgerer Sünder vor Ihnen, als ich eigentlich bin.

Sie haben mit den beiden Inschriften, die Sie behandelt haben, das möglichste, ja in der Abrechnungsinschrift[1]) bewundernswürdiges geleistet. Wo Ihre Lesung nicht ganz sicher ist, braucht Ihnen niemand zu sagen; aber etwas zu finden, was in den Zusammenhang besser passe, ist mir nicht gelungen, und ich will abwarten, ob es andern gelingt. Nachzurechnen bei der ersten Inschrift vermag ich Ihnen nicht; mir wurde schwindlig beim Versuche mit einigen Posten. So nehme ich denn Ihre Rechnungen auf Treu und Glauben an, auch den sonderbaren Zinsfuſs und was Sie bis zur Evidenz gebracht haben, die Zahlzeichen für $^3/_4$ Obolos. Der Inschrift über Hermias[2]) haben Sie ein wahres Genrebild über den Mann vorausgeschickt, welches mich ungemein gefesselt hat; ich habe gar nicht geahnt, daſs aus Hermias eine so interessante Persönlichkeit gemacht werden könnte. Ob unsre neuen Poeten nicht daraus eine Romanze oder ein Drama zurecht schneiden? Auch das Verhältniſs des Mannes zu Aristoteles, oder vielmehr des letzteren zu ihm hat durch Ihre Darstellung viel an Klarheit, wenigstens für mich, gewonnen. Und so statte ich Ihnen zu beiden schönen, in sich abgerundeten Arbeiten mein ganz ergebenstes Compliment ab. Erwiedern kann ich dies nicht mit gleicher Münze, vermöge der bekannten exceptio Caesariana; aber die Saumseligkeit der Universitätsdruckerei nimmt meiner kleinen Kupfermünze noch den Werth, den sie noch durch rasches Cursiren haben könnte. Das lange Zögern wird nach dem Sprichwort „was lange währt, wird gut“ Erwartungen erregen, welche diese Comment. epigraphica zu erfüllen nicht geeignet ist. Die Hetzjagd auf eponyme Archonten hat mich denn auch zum Archon *Γόργοινος* gebracht, den ich übrigens vielleicht, wenn ich Ihre Abhandlung vor Augen gehabt hätte, trotz jener Gier mir nicht aufgeredet hätte.

Neues weiſs ich fast nicht zu melden. Im Punkte des Deutschredens ist man beim Ministerium ganz höflich gegen mich, und ich fürchte, die gute Gelegenheit die Eloquenz los zu werden entgeht mir für diesmal. Über die gloriose Neuerung wegen der halbjährlichen Stipendiaten-Examina räsonnirt, wie ich höre, sogar die Reaction; der will ich diesen Kampf gegen die Büreaukratie, wenn sie sich danach sehnt, überlassen. Seit Eichhorns dialogisch-conversatorischer Methode wissen wir, daſs man über

1) Böckh, Kl. Schriften 6, 211 ff. C. I. A. 1, 273.
2) Kl. Schriften 6, 185 ff.

solche unausführbare Anordnungen sich nicht zu ereifern braucht und sicher sein kann, dafs sie von selbst wieder von den Universitäten verschwinden, keine andre Folgen zurücklassend als einige Niederträchtigkeiten mehr bei den ärmeren Docenten und einige hundert Thaler weniger in den Kassen.

Und nun gebe Gott Ihnen und den Ihrigen allen zusammen und jedem insbesondere viel Schönes und Gutes zum neuen Jahre!

Ihr

treu ergebenster

Meier.

Das eine Exemplar der Abrechnung hab' ich mir die Freiheit genommen in Ihrem Namen an Rofs zu schenken, der es besser gebrauchen kann als Bernhardy.

1854, 28. Januar. Berlin. [Persönliches.] Sie sagen, dafs Sie die Rechnungen in der logistischen Urkunde nicht nachrechnen mögen; das ist auch nicht nöthig, da ich sie verbürgen kann: ich habe durch meinen Sohn, der ein guter Rechner ist, alle revidiren lassen. Dafs aus Hermias sich eine Tragödie machen lasse, hatte ich auch bemerkt, es auch einem Hauptlitteraten, Herrn Stahr[1]), gesagt; in der Abhandlung habe ich die Bemerkung unterdrückt, weil ich mich immer mehr daran gewöhne, nichts zu sagen, was nicht zur Sache gehört. In einer schlaflosen Nachtstunde habe ich zu dem Drama auch die Personen und einiges mehr entworfen und könnte Rath dazu geben, das Werk auszuarbeiten; ich zweifle jedoch, dafs ihn einer verlangen wird. An Rofs hatte ich beide Abhandlungen durch Buchhändlergelegenheit geschickt, als ich das zweite Exemplar des logistischen Denkmals an Sie absandte; es kreuzte also meine Absichten, dafs Sie das letztere an Rofs gegeben hatten statt an Bernhardy. Ich will Sie aber nicht mit der Umbestellung belästigen, da ich in diesen Tagen doch noch an Rofs schreiben werde, weil er mir geschrieben hat, dafs er wieder über das hohe Alterthum griechischer Schrift und Inschriften sich vernehmen lassen werde: hierüber wollte ich doch noch einige Worte ihm sagen, ehe er an das Werk schreitet, welches zu hintertreiben freilich nicht meine Absicht ist. Ihre Commentatio epigraphica läfst immer noch auf sich warten.

Ich mufs jetzt schliefsen, weil ich in eine langweilige Sitzung eilen mufs; aber zweierlei mufs ich doch noch sagen. Erstlich: gegen die famosen Examina hat die hiesige philosophische Facultät ziemlich massiv remonstrirt; ob es helfen wird bezweifle ich. Zweitens: bei Gelegenheit einer neuen Rede von vorgestern über Friedrich den Grofsen ist mir die frühere wieder ins Gedächtnifs gekommen; auf officiellem Wege mag ich nicht mehr drucken lassen, aber da Prutz[2]) früher meine Philologenrede gedruckt

---

1) Adolf Stahr, 1836—1844 Conrector am Gymnasium zu Oldenburg, lebte seit 1852 in Berlin, † 1876.

2) Robert Prutz, 1849—1859 a. o. Professor in Halle, Herausgeber der Zeitschrift „Deutsches Museum". Die Reden vom 15. Oktober 1853 und 26. Januar 1854 sind darin gedruckt.

hat, ist mir in den Sinn gekommen, ob er nicht diese Reden drucken wolle, die mehr als jene für sein Museum passen. Ich gedenke morgen an ihn zu schreiben, um ihm das Anerbieten zu machen; will er nicht, so giebt es noch allerlei Wege.

Von ganzem Herzen

der Ihrige

Böckh.

1854, 2. September. Teplitz. Ihren freundlichen Brief vom 12. August habe ich vor kurzem von meiner Frau nach Carlsbad geschickt erhalten, wo ich vor lauter Geschäftigkeit des Nichtsthuns nicht zur Beantwortung kam. Was Sie mir an Programmen mitgeschickt haben, hat meine Frau nicht sofort mitgesandt; ich werde daher das Archontenverzeichnifs und was in den übersandten Programmen sonst noch enthalten ist, erst nach meiner Rückkehr lesen können. Ich wünsche bei derselben wenig anderes vorzufinden, damit ich das Ihrige um so sorgsamer lesen könne.

Meine Rede habe ich, wie Sie bemerken, richtig fertig; doch habe ich schon in Carlsbad eine Stelle, so schwach sie war, getilgt, weil sie zu der unterdessen eingetretenen noch gröfsern Schwächlichkeit nicht mehr stimmte. Ich preise Sie schon um des Versuches willen glücklich, den Sie machen können, die Beredsamkeit abzuschütteln; es wird wohl aber auch die Zeit kommen, wo ich zu dieser Abschüttelung den Muth fasse. Einstweilen lasse ich es noch beim Alten, weil mir dieses Geschäft doch einigen Anlafs giebt, den gewöhnlichen Ideenkreis zu verlassen und, um einen Stoff zu finden, mich in allerlei Leserei hineinzugeben, gewöhnlich zwar ohne Erfolg, weil der gesuchte Stoff nicht da gefunden wird, wo ich ihn zu finden glaubte. So hatte ich diesmal über Fichte reden wollen und mich in diesen hineinstudirt; zuletzt wollte es aber nicht klappen, und so benutzte ich dieses Studium nur zu einer Episode, die den unangedeuteten Zweck hat, zu zeigen, was für ein Mann früher an der Stelle auftrat, wo jetzt ein Stahl[1]) blüht.

Hier in Teplitz bin ich erst letzten Mittwoch angekommen; [folgt Persönliches].

Wie immer Ihr getreuer

Böckh.

1854, 28. September. Berlin. [Dank für die epigraphische Abhandlung.] Der Pfarrer Rinck hat mir sein Buch über die Religion der Hellenen, wovon zuletzt Th. II Abth. 1 herausgekommen, zugeschickt, damit ich es recensiren soll. Dies werde ich freilich nicht thun. Es sind aber darin einige Parthien, die unser Feld näher betreffen. Er will S. 36 ff. beweisen, dafs das attische Jahr seit Kleisthenes bis Ol. 102, 2 360 Tage

1) Friedr. Julius Stahl, geb. 1802, 1832 Prof. der Rechtswissenschaft in Würzburg, seit 1840 in Berlin, † 1861.

gehabt habe (ohngefähr Scaligers Ansicht); S. 84 ff. gegen mich, dafs die Lenäen zu den Anthesterien gehören, S. 230 ff., dafs die kleinen Panathenäen im Thargelion gefeiert seien. Ich habe einstweilen diese Demonstrationen blofs überblickt und finde sie voll von grundlosen Dingen, aber mit vieler Sicherheit vorgetragen. Das 360tägige Jahr wird wohl eine Grille seyn; indessen wird man sie doch widerlegen müssen, wozu es wohl für geschickte Combination nicht an Material fehlen wird. Mit den Lenäen wird es hoffentlich so werden, wie mit Gruppes Sache über die Platonische Erde; ich denke die Sache vorzunehmen, wenn ich einmal noch Opuscula sammle. Die Untersuchung über die kleinen Panathenäen scheint mir ganz schwach zu seyn; vielleicht ziehen Sie sie einmal in Betracht oder auch ich. Was ich dem Verfasser antworten soll, weifs ich selber noch nicht.

Während ich schreibe, war Heffter[1]) bei mir. Er hat mir Wunderdinge über eine intendirt gewesene Untersuchung gegen Duncker erzählt. Dafs Leo wieder Prorector geworden, ist blamabel. Hier hatte die Parthei den besten Willen, Hengstenberg[2]) zum Rector zu machen; Mitscherlich[3]) ist wenigstens ungefährlich und seine Wahl keine schimpfliche. Es thut mir leid, dafs wir nicht allerlei mit einander durchsprechen können; aber es ist gut, dafs ich zu Hause bin.

Mit treuer Freundschaft

der Ihrige

Böckh.

1854, 3. Oktober. Halle. Den besten Dank, mein hochverehrter Freund, für Ihren lieben Brief vom 28. v. M., den ich als einen kleinen Ersatz für Ihr eignes Ausbleiben betrachte. Dieses habe ich bisher weniger bedauern können, weil ich Ihnen auch nur ein unmelodisches Hustenconcert hätte offeriren können. [Folgt Antwort auf einige Bemerkungen Böckhs zu der epigraphischen Abhandlung.]

Den ersten Theil des Buches von Rinck hatte ich mir, ich weifs nicht mehr wodurch inducirt, für mein schweres Geld gekauft, als ich bei dem flüchtigsten Durchblättern sah, dafs ich mein Geld weggeworfen hätte und es nur noch meine Zeit hinterdreinwerfen hiefse, wenn ich dies christliche Product Creuzerscher Symbolik noch studiren wollte. Resultate, die mir so fest scheinen, wie Ihre Unterscheidung der vier attischen Dionysien, lasse ich mir nicht leicht von jemand, am wenigsten von R. erschüttern. Über die Zeit der kleinen Panathenäen hab' ich mich in Ersch-Gruber Enc. 3, Th. 10, S. 280 geäufsert, und ich habe bisher noch keine Ursache

---

1) Aug. Wilh. Heffter, geb. 1796, Verfasser des S. 272 u. 274 genannten Buches, 1823—30 Prof. der Rechtswissenschaft in Bonn, dann in Halle, seit 1833 in Berlin, † 1880.

2) Ernst Wilh. Hengstenberg, geb. 1802, seit 1826 Prof. der Theologie in Berlin, † 1869.

3) Eilhard Mitscherlich, geb. 1794, seit 1821 Prof. der Chemie in Berlin, † 1863.

gehabt, davon abzugehen; mit dem Jahr von 360 Tagen wird es wol nicht anders sein.

Was Ihnen Heffter über eine gegen Duncker intendirt gewesene Untersuchung erzählt hat, ist wol ziemlich alten Datums. Etwa vor zwei Jahren war so was im Werk; seit den Anfragen und Erkundigungen über die „Vier Monate preufsischer Politik“ ist meines Wissens nichts der Art im Gang; ich wüfste auch keinen Schatten Veranlassung dazu. Über Leos Neuwahl urtheilen wir hier milder als aufserhalb, wo man nur seine Extravaganzen kennt; persönlich ist er uns viel bequemer als solche schroffe Naturen wie z. B. Hengstenberg. Ich und mehrere meiner Gesinnungsgenossen nehmen schon seit einiger Zeit an den Wahlen des Rectors und der Senatoren keinen Antheil, nur aus Gesundheitsrücksichten, aber auch weil wir wissen, dafs wir keine Wahl durchsetzen oder hintertreiben können. Dafs die Reaction sich nun so klar und unumwunden ausspricht, ist vom Standpunkt des Pessimismus gar nicht so übel. Da sind vor einigen Monaten der Universität neue Statuten verliehen worden, an denen dreifsig Jahre etwa gearbeitet worden ist; sie haben bei den verschiedenen Umarbeitungen immer eine andere Form bekommen, wie die Zeitstimmung eine andere war. Jetzt schien der reactionäre Wind so günstig, dafs man sie unter diesem hat von Stapel laufen lassen. Abgesehen davon, dafs der Curator hier an allen Ecken und auch da angebracht ist, wo man nie früher daran gedacht hatte, ist es ein äufserst schwaches Opus, welches seinem Schöpfer nicht zur Ehre gereicht. Erzählt wurde mir dabei, Herr v. Raumer habe den Wunsch oder den Plan, den Regierungsbevollmächtigten mit allen seinen Functionen wiederherzustellen; ich wüfste eigentlich nicht, was noch daran fehlte, wenigstens für Halle. Wie schön, dafs ich bei solchen Umständen wenigstens für dieses Jahr von der Eloquenz befreit bin und hoffentlich es auch bleiben werde. Erdmann hat es diesmal übernommen; für die Folge sollen Vorschläge gemacht werden.

Soeben kommt ein herrliches neues Extrablatt über den Sieg bei Eupatoria. Mit einem so guten Omen will ich schliefsen und nur noch Ihnen und Ihrem ganzen Hause ein herzliches Glückauf zurufen. Leben Sie recht wohl und behalten Sie lieb

Ihren treu ergebenen

Meier.

[1855, März. Berlin.] Theuerster Freund! Diesmal bin ich der Sünder, der um Gnade zu bitten hat, dafs ich seit Ihrem lieben Briefe vom 6. Januar nicht geantwortet habe. Ohngefähr um diese Zeit war ich in eine Untersuchung, eine active, nicht eine gerichtliche passive, gerathen, die mich so festgehalten hat, dafs ich alles andere darüber liegen gelassen habe, und so bin ich auch nicht zum Briefschreiben gekommen, womit ich erst heute wieder einen allerdings nicht schwachen Anfang gemacht habe. Zunächst danke ich Ihnen nun für alle die Nachrichten, die mir Ihr letzter Brief mitgetheilt hat, und für die gütige Aufnahme, die Sie meiner letzten Rede geschenkt haben. Auch erwähnen Sie nochmals der Epistatenfrage; über diese habe ich zwar seither nicht mehr speculirt;

indessen ist mir noch das Psephisma Ephem. arch. N. 1388[1]) in den Weg gelaufen, worin unter dem Archon [M]olon Ol. 104, 3 wieder das ἐπεστάτει erscheint, nachdem schon Ol. 102, 4 die neuere Formel gefunden worden, wodurch eine schwer zu entwirrende Complication entsteht, über die ich wohl Ihre Meinung vernehmen möchte, obgleich die Hauptfrage dadurch nicht alterirt wird.

Wie steht es mit Ihrer Gesundheit? Sie haben mir davon weniger als vom Arzt geschrieben; daſs Krukenberg sich in Ruhe gesetzt, hatte ich auch von Pernice gehört, der mit einer gewissen Selbstbefriedigung so über Sie gegen mich gesprochen hat, daſs ich sehe, Ihr Verhältniſs habe sich etwas ausgeglichen. Das ist auch gut; man muſs die Simultates nicht verewigen. Mir und den Meinigen geht es bis auf kleine Übel gut, unter diesen kleinen ist dieses, daſs ich seit mehreren Wochen an kleinen Zahnschmerzen leide, die mich jedoch nicht am Arbeiten gestört haben. Die Arbeit, die ich mit bedeutender Anstrengung gemacht habe, ist ein Beitrag zur Geschichte der Cyklen, wodurch ich etwas gefördert zu haben glaube. Der Rinck, von welchem ich früher geschrieben, hat mich angereizt, seinen mit Prätension und Geschick zusammengesetzten Cyklus zu zerstören; dies hat mich in die Untersuchung der wirklichen Cyklen hineingezogen, zu deren Ergründung ich in der Abhandlung über die Zinsrechnungen der Logisten denke den Grund gelegt zu haben. Diesen Grund hat Redlich in seiner schönen Schrift über Meton sehr richtig benutzt, um die Oktaeteris, die vor dem Metonischen Cyklus gangbar war, an das Julianische Jahr anzuknüpfen. Ich habe, seine Ergebnisse benutzend, die Oktaeteris der Athener auf die Panathenäischen Perioden zurückgeführt, die er auſser Acht gelassen hatte, und denke mit ziemlich richtiger Methode die Oktaeteris erst richtig construirt und bis auf die Solonische Zeit zurückgeführt zu haben. Sie war in Bezug auf den Mond richtiger als der Metonische Cyklus, und es war daher kein Bedürfniſs vorhanden letzteren einzuführen, bis sich zeigte, daſs sie mit der Sonne nicht stimme. Diesem wurde, wie ich mit Hülfe des Aristophanes und der Berechnung der Zeiten des Peloponnesischen Krieges bewiesen zu haben glaube, durch Auslassung eines Schaltmonats in Ol. 89, 4 abgeholfen, und dadurch war die Zeitrechnung bis Ol. 112, 2 viel besser als durch den Metonischen Cyklus geordnet. In Ol. 112, 2 stimmt sie so genau mit den Thatsachen, daſs sie genau die sicheren Daten über die Schlacht bei Arbela erklärt, die Ideler vergeblich und nicht ohne einen Rechnungsfehler aus dem Metonischen Cyklus hatte erklären wollen. Ol. 112, 3 gilt aber der Metonische Cyklus zu Athen, höchstwahrscheinlich erst von diesem Jahre an.

Der Kallippische Cyklus ist von Kallippos ohne Zweifel zum Zwecke der damals beabsichtigten Kalenderveränderung entworfen worden und beginnt daher mit diesem Jahre; die Athener haben ihn aber nicht angenommen. Dagegen ist der Kallippische Cyklus ums Jahr des Archon Achäus, den Sie gut kennen, in Athen eingeführt worden, und man hat einige Jahre lang doppelt datirt, nach altem (Metonischem) und nach

1) C. I. A. 2, 57.

neuem (Kallippischem) Stil. Ich denke nicht zu irren, wenn ich den Archon Achäus um Ol. 150,3 setze; mit diesem Jahre begann der dritte Kallippische Cyklus und mit diesem Beginn wurde er in Athen eingeführt, weil der Metonische ungenügend war. Den Achäus setze ich etliche Jahre später, Ol. 151, 2, aus chronographischen Gründen.

Ich habe eine Menge specieller Untersuchungen beigefügt, um chronologische Probleme zu lösen. Ideler hatte dazu das Material noch nicht und hatte überhaupt keine Penetration. Eine merkwürdige Sache habe ich gefunden, die vielleicht, ich weifs jedoch nicht wie, mit der *δεκάτη προτέρα* zu verbinden seyn dürfte: es giebt eine doppelte *ἕνη καὶ νέα*, eine *ἕνη καὶ νέα προτέρα* und eine *ἕνη καὶ νέα ἐμβόλιμος*. Wenn ich übrigens von Einführung des Kallippischen Cyklus rede, meine ich blofs, er sei secundo loco gebraucht worden, denn der Metonische dauerte als eigentlich officieller fort.

Vielleicht langweile ich Sie mit dieser Relation; jedem liegt eben das seine am nächsten, und so bin ich noch etwas voll von meinen Untersuchungen, die mir dritthalb Monate gekostet haben. Ich hatte mir dazu von Rofs etliche Hefte der archäolog. Ephemeris geborgt und habe diese noch nicht zurückgeschickt; es ist eine wahre Schande, dafs wir diese nicht vollständig hier haben. Die fehlenden Stücke sind zwar unterwegs, aber Gott weifs ob sie ankommen.

Empfehlen Sie mich Ihrer edlen Frau bestens. Als neuestes können Sie ihr sagen, dafs Nauck gestern hier angekommen ist; ich habe ihn noch nicht gesprochen, indem ich mich eingeriegelt hatte, aber meiner Frau hat er gesagt, er ziehe wieder nach Halle. Ich gratulire! Mit der herzlichsten Freundschaft

der Ihrige

Böckh.

1855, 5. April. Halle. Auf den vor einigen Tagen von Ihnen, mein hochverehrter Freund, erhaltenen inhaltreichen Brief ohne Datum kann ich erst heute meinen Dank erstatten, weil ich theils wieder einmal von Rheumatismus heimgesucht war, der mir den Kopf einnahm, theils erst die nöthige Contenance mir verschaffen mufste, um Ihnen nach den Mittheilungen, mit welchen Ihr Schreiben beginnt, die Beilage zu überschicken, die freilich vor Eingang Ihres Briefes längst abgedruckt war. Dafs ich die Ephemeris nicht besitze, ist Schuld, dafs ich sie nicht noch einmal zum Behufe der Epistaten-Abhandlung[1]) durchgeblättert habe, und dafür trifft mich nun das verdiente Unglück, dafs mir die von Ihnen gütigst nachgewiesene No. 1388 entgangen ist, die einen Epistaten aus einer Zeit angiebt, die bereits Proedroi hatte, und zwar wieder einen, der nicht zur *φυλὴ πρυτανεύουσα* gehört. Wie nun das erste, welches auch in der Ephem. No. 1627 der Fall ist, zu erklären sei, weifs ich noch nicht; aber das kann ich schon jetzt nicht bestreiten, dafs Ihre Ansicht jetzt einen höhern Grad von Probabilität gewinne, der Epistat,

1) Meier, De epistatis Atheniensium, Halle 1855.

welcher nicht Prytane war, sei Epistat der Proedren gewesen; wenigstens ist die Möglichkeit dieser Ansicht dadurch erwiesen, daſs ἐπεστάτει auch in solchen Urkunden sich findet, die einer Proedren kennenden Zeit angehören. Alles weitere lasse ich dahingestellt sein, ob mir vielleicht noch ein Licht aufgeht, einige neue Urkunden, die für die Frage entscheidend sind, sich finden.

Soweit hatte ich vor einigen Wochen geschrieben, als ich, Gott weiſs wodurch, unterbrochen wurde, und nun kamen wieder von neuem schlimme Tage, in denen ich auch nicht einmal einen Brief fortsetzen konnte. Jetzt scheint endlich der Bluthusten nachgelassen zu haben, und das wärmere Wetter thut mir wohl und verheiſst noch besseres. Ich will darum auch heute diesen Brief fortsetzen. Mit groſser Spannung sehe ich Ihrer Untersuchung über die Cyklen entgegen. Sie wird uns freilich aus einer Sicherheit herausreiſsen, von der wir zwar wuſsten daſs sie keine sei, bei der wir uns aber doch beruhigten, weil wir einmal nichts besseres hatten. Auf wie willkürlichen Gründen die Idelersche Annahme über die Zeit, in welcher die Metonische Periode in Athen recipirt worden, beruhe, konnte niemand entgehen. Aber das Vergnügen Julianische Data herauszubringen war so groſs, daſs man von Idelers Tabellen nicht abgehen mochte, so wenig man auch an ihre unbedingte Wahrheit glaubte, und so wenig auch einzelne Data damit stimmten. Hoffentlich wird von Ihrer Untersuchung gelten ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται; nehmen Sie uns für die Zeit bis Ol. 112, 3 die Benutzung des Metonischen Cyklus, so werden Sie uns die Mittel darbieten, um bis dahin die Data der Enneateris dem Julianischen Jahr commensurabel zu machen. Was ist aber ἕνη καὶ νέα προτέρα neben ἕνη κ. ν. ἐμβόλιμος? Ist jenes nicht die νουμηνία des Σκιροφοριὼν α΄ und dieses die des Σκ. β΄? [Folgt Persönliches.]

Ihr treu ergebener

Meier.

1855, 26. April. Berlin. Ihren Brief vom 5. d. M., theuerster Freund, habe ich bisher nicht beantwortet, weil ich immer auf besseres Wetter gehofft und die Absicht gehabt hatte, auf ein oder zwei Tage nach Halle zu kommen. Gegen Ende der vorigen Woche war nun das Wetter gut geworden, und ich war also ziemlich entschlossen zu reisen; es schlug jedoch wieder um, ehe mein bestimmter Reisetag eingetreten war, und es war gut, daſs ich meine Ankunft nicht angezeigt hatte, denn sonst wäre ich doch wahrscheinlich am Sonntag gereist und hätte in Halle dasselbe Unwohlseyn bekommen, was ich mir am Sonntag durch einen Ausgang und Erkältung zugezogen habe, so daſs ich erst heute wieder aus dem Zimmer zu gehen versuchen werde.

Ich danke Ihnen sehr für die Abhandlung über den Epistates der Prytanen. Wir sind uns dadurch schon etwas näher gekommen; ob sich die noch übrig bleibende Frage so bald werde lösen lassen, weiſs ich nicht. Es mag sich aber damit verhalten wie es wolle, so ist das ἐπεστάτει unter dem Archon Molon immer eine Fatalität, nachdem unter Lysistratos

schon die andere Formel erschienen war. Ich habe daran gedacht, ob sich der Archon Lysistratos im C. I. Gr. entfernen lasse; aber ich finde es unmöglich, den dort vorkommenden etwa in spätere Zeit herabzusetzen.[1]) Wenn diese Prytanengeschichte mir verdriefslich ist, so ist es die der Prytanien noch mehr. Bei Gelegenheit der Untersuchung über die Cyklen habe ich mich viel damit beschäftigen müssen; ich bin meistentheils mit ziemlich gleichmäfsiger Vertheilung des Jahres in die Prytanien durchgekommen, doch nicht ohne alle Schwierigkeiten. Es ist mir dabei auch das Decret bei Diog. L. wieder vorgekommen, wo Sie statt *τρίτῃ καὶ εἰκοστῇ* verbessern *πρώτῃ καὶ εἰκ.* Ich habe aber, so leicht diese Änderung scheint, das Bedenken, dafs, soviel ich mich erinnere, *μιᾷ καὶ εἰκ.* gesagt wird. An dieser cyklischen Abhandlung habe ich bisher immer noch herumgebessert, da ich von Jahr zu Jahr peinlicher werde und immer mehr mir mifstraue. Ich will sie nun aber doch bald vom Stapel laufen lassen und bedaure nur, dafs ich nicht einiges noch vorher mit Ihnen habe überlegen können. Ich habe einstweilen einen Auszug drucken lassen im Monatsbericht der Akademie, den Sie wohl gleichzeitig erhalten werden: mein erster Blick auf den Abdruck zeigte mir S. 6 eine falsche Ziffer des Olympiadenjahres; dergleichen ist mir unangenehm, obgleich es nicht viel sagen will.

Meine Vorlesungen habe ich noch nicht angefangen, habe aber deswegen doch keine Ruhe; daher ist dieser Brief auch wieder unterbrochen worden. Ich habe Anfangs Juli wieder einen Vortrag über Leibniz zu halten und in der Besorgnifs, ihn nicht zu Stande zu bringen, schon jetzt die Ausarbeitung unternommen. In Ermangelung eines bessern bin ich auf den verzweifelten Gedanken gerathen, Schellings Urtheile über Leibniz zusammenzustellen und gewissermafsen jenen statt meiner sprechen zu lassen; da habe ich denn Schellings Schriften etwas durchmustern müssen und bin zuletzt an seine Berliner Vorlesungen gegangen, die ich gestern durchgesehen habe. So vollständig wahnsinnig gewordene Philosophie ist doch unerhört.[2]) [Folgt Persönliches.]

Von Herzen wie immer

ganz der Ihrige

Böckh.

1855, 4. December. Halle. Seit einigen Tagen befinde ich mich, höchst verehrter Freund, im Besitz der drei neuesten Erzeugnisse Ihres Genius, aber bis jetzt habe ich nur die feine Rede für die Leibnizfeier, und zwar während Ihres nur zu kurzen Verweilens bei uns gelesen; den Genufs die beiden andern zu lesen mufs ich mir vorbehalten, bis ich mich dazu weniger als bisher angegriffen fühlen werde, was hoffentlich in kurzem der Fall sein wird. Heute aber geht's noch nicht, die Freundschaft müfste also allein für die ihr bestimmten Gaben danken;

1) Die Lösung der Schwierigkeit hat Böckh 1856 in den Epigraphisch-chronologischen Studien S. 46 ff. gegeben; vgl. W. Hartel, Studien über attisches Staatsrecht und Urkundenwesen 1. 15.

2) Vgl. o. S. 95.

da ist es besser, sie geduldet sich noch einige Tage, bis sie gelernt hat, was sie auch dem Genius schulde. Dafs ich vor drei bis vier Wochen Ihre Abhandlung über die Cyklen noch nicht gelesen hatte und meinen Studiosibus Ihr neues Licht nur verkündigen, nicht anzünden konnte, mufste ich schmerzlich bedauern.

Was mich heute veranlafst an Sie zu schreiben, ist die Angelegenheit des vortrefflichen H. Keil, der jetzt unter Bonnell[1]) Lehrer geworden ist. Er war bei uns Lehrer an der Lateinischen Schule und Privatdocent an der Universität; hätte man ihn zum a. o. Professor gemacht, so hätte man mit 2—300 Thl. und zu allgemeinem Contentement der durch meine Erkrankung wegen der Eloquenz herbeigeführten Verlegenheit genügend abgeholfen. Jetzt hat man ihn gehen lassen und wird sichs über 1200 kosten lassen müssen, um zu gewinnen, was wir gebrauchen. Doch das geht Sie nichts an; Keil kommt zu Ihnen, den sehr reichen, um bei Ihnen Privatdocent zu werden. Sorgen Sie nur dafür, dafs Ihr Docentenreichthum nicht dem in jeder Beziehung vortrefflichen Manne, der namentlich für lateinische Litteratur eine wahre Acquisition ist, zum Nachtheil gereiche. Namentlich helfen Sie, dafs dem jungen Ehemanne nicht zuviel Geld von der Facultät abgefordert werde.[2])

Genug für heute und zugleich meinen innigen Dank für den vortrefflichen Speech, den Spiker an alle Auditores des siebzigjährigen Professor hat abdrucken lassen.[3]) Gott kröne in diesem Jahre alle Ihre und Ihrer Freunde Wünsche für Sie. Meine Frau hat mir viel Freundliches für Sie allerseits aufgetragen, und ich schliefse mich dem an als Ihr allezeit

treu ergebener

Meier.

Nachschrift von L. Rofs: Halle, 5. December. Hochverehrter Freund! Es ist ein schmerzhafter Auftrag, der mir geworden ist, diesen Brief, den unser Freund Meier erst gestern Abend um 8 Uhr an Sie geschrieben hat, zu öffnen und Ihnen im Namen der Frau zu sagen, dafs er diesen Vormittag um 10 Uhr sanft entschlafen ist. [Folgen nähere Angaben über die letzte Krankheit.]

1) Am Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin.
2) Heinrich Keil wurde 1859 Professor in Erlangen, 1869 in Halle.
3) Aufsatz in der Spenerschen Zeitung über Böckhs siebzigsten Geburtstag.

6. Briefwechsel mit Gerhard.

Eduard Gerhard, geb. 1795 zu Posen, studierte in Berlin, ging im Januar 1816 nach Breslau, nahm wenige Monate darauf ein Lehramt am Gymnasium zu Posen an, reiste im Herbst 1819 und wiederum 1822 nach Italien, das zweite Mal zu dauerndem Aufenthalt, begründete 1829 in Gemeinschaft mit Bunsen das Archäologische Institut in Rom (s. o. S. 63), kehrte 1837 nach Berlin zurück, wurde Mitglied der Akademie, 1843 Professor der Archäologie an der Universität, starb 1867.

1816, 24. April. Berlin. Sie sind durch meine Nachlässigkeit berechtigt, lieber Gerhard, mir böse zu seyn, daſs ich zwei Briefe von Ihnen unbeantwortet gelassen habe; ich will ietzo es einigermaſsen wieder gut machen, wiewohl ich nicht läugnen kann, daſs ich immer in Schuld bleibe. Aber hätte ich nur etwas tröstliches und gutes für Sie gewuſst, so hätte ich längst geschrieben; wenn man wenig zu sagen hat, was können da die Briefe helfen? Herzlich wehe thut mir's, daſs es Ihnen nirgends gelingen will; indessen Alles will Zeit haben, und Sie müssen sich erst die Hörner ablaufen oder abstoſsen, was dem einen mehr, dem andern weniger Schmerzen und Noth macht. Hier war einmahl nur wenig zu machen; zu pädagogischen Reisen haben wir Geld, aber keines zu philologischen. Am Ende thun Sie am besten, Privatdocent in Breslau zu seyn; harren Sie eine Zeit lang aus und schreiben dann hierher, so wird gewiſs Rücksicht auf Sie genommen werden. Wenn Sie die Scholien zum Pindar fertigen, so haben Sie neue Gelegenheit sich auszuzeichnen und geben mir Anlaſs, Sie empfehlen zu können, und hätten Sie Lust (aber unter uns gesagt!) auch den übrigen ganzen zweiten Band des Pindar zu arbeiten, so würde ich Ihnen auch diesen überlassen. Sie sind zu dieser Arbeit nicht übel vorbereitet; Sie können sich hier viel Nahmen machen, und ich sollte denken, es könnte Ihnen dann nicht fehlen. Wenn Sie und Wernicke[1]) etwa zusammen an der Universität angestellt würden, wüſste ich nicht, wie man besser sorgen wollte. Gegenwärtig steht mir noch etwas hier im Wege, um dieses offen zu betreiben, aber es findet sich vielleicht bald eine Gelegenheit. An Dissen ist ietzo doch nicht mehr zu denken, da auch Wunderlich todt ist, und Huschke[2]), höre ich, ist von Rostock weggebracht worden, weil er den Verstand verloren hat. Gott bewahre uns vor der Tollheit, die ietzo um sich greift! Gestern hat sich der Professor N. am Werder aus Wahnsinn und Hypochondrie erschossen.

1) Aus Breslau gebürtig, † 1819 als Privatdocent in Berlin.
2) Immanuel Gottlieb Huschke, Freund von Fr. Jacobs, † 1828 als Professor der klass. Philologie zu Rostock.

Lachmann[1]) ist auf dem Gymnasium eingerückt; hätten Sie vielleicht hier ausharren können und wären in das Seminar getreten, so hätten Sie vielleicht am Werder ankommen können. Doch dieses ist nun vorbei.

Unverzeihlich ist es beinahe, dafs ich immer nach Göttingen noch nicht geschrieben habe; aber ich weifs die Sache nicht recht anzufangen. Dissen möchte ich nicht gerne angehen, weil er immer noch so kränklich ist; der alte Reufs ist ein Bibliothekdrache, und wenn ich die Handschriften geradezu hierher könnte kommen lassen, so würde mir weniger bedenklich dabei zu Muthe seyn. Aber der Weg nach Breslau ist so weit, und ich fürchte, es könnte den Büchern ein Unglück zustofsen, und ich käme dabei in schlimme Verhältnisse. Indessen will ich ietzo die Sache so machen lassen, dafs Weigel[2]) die Handschriften erhält und dieser sie nach Breslau schickt; Sie werden sie aber *raptim* benutzen, damit mein Göttinger Correspondent nicht in Verlegenheit kommt, und mir gleich nach Empfang derselben davon Nachricht geben. Heute oder morgen soll es geschehen; auch Weigeln werde ich unterrichten, dafs er nicht zögert. Schreiben Sie auch an Weigel, ob er Ihnen den Zeitzer[3]) nicht verschaffen kann. Übrigens wird es nicht übel seyn, wenn Hermann vorarbeitet[4]); am besten kommen wir hinterher. Aber seyn Sie recht flink und munter an der Arbeit, und was die Hauptsache ist, bleiben Sie immer gutes Muthes. Könnte ich mehr dazu beitragen, wie sehr würde es mich freuen; aber ich wirke im Stillen fort, und es soll endlich doch gelingen.

Ich habe während der Ferien das zweite Buch von den Finanzen vollendet, welches mich besonders vom Briefschreiben abhielt; nachher mufste ich wieder etwas an die Inschriften gehen, und diese Arbeit wechselt nun mit der vernachlässigten Correspondenz ab, welche ich abzumachen in den nächsten Tagen mich bestreben werde. Meier läfst sich sehr wenig bei mir sehen, ich weifs nicht warum; ich werde ihm indessen diesen Brief zustellen, um ihn Ihnen zu bestellen. Wernicke hat eine lange Recension Ihrer Lect. Apollon.[5]) nach Halle geschickt; ich habe aber davon nichts wieder gehört.

Nun leben Sie wohl, bester Gerhard, und schreiben Sie mir bald wieder; ich verspreche Ihnen dagegen, Sie nicht wieder so lange warten zu lassen.

Ganz der Ihrige

Böckh.

Der nächste Brief, vom 27. Mai 1816, antwortet tröstend auf Gerhards Klagen über seine Lage in Breslau. Am 11. Juli 1816 übersendet Böckh die inzwischen an ihn gesandten beiden Göttinger Handschriften und verspricht, in seinem nächstens zu machenden Bericht über das philologische Seminar Gerhards zu gedenken.

1) Böckhs späterer Amtsgenosse, geb. 1793 zu Braunschweig; er ging schon im Juli 1816 als Oberlehrer nach Königsberg, wurde 1825 als a. o. Professor an die Universität Berlin berufen, 1827 zum ord. Professor ernannt.

2) Der Leipziger Verleger des Pindar.

3) Ein Pindarcodex der Stiftsbibliothek zu Zeitz.

4) Vier auf Pindar bezügliche Abhandlungen von G. Hermann erschienen 1817 im dritten Bande der von G. H. Schaefer besorgten neuen Ausgabe des Heyneschen Pindar.

5) Gerhard, Lectiones Apollonianae 1816, seine Promotionsschrift.

1817, 25. Januar. Berlin. Sie scheinen entweder an meinem Herzen oder an meiner Einsicht zu zweifeln, lieber Gerhard, wenn Sie, wie ich schliefsen mufs aus einer Äufserung von Meier, an meine Freundschaft nicht so glauben, wie ich meine, dafs Sie sollten und könnten. Freilich sind's über sechs Wochen dafs ich Ihnen nicht auf einen Brief antwortete, der, weil er von Herzen und in einer Lage welche des Trostes bedarf geschrieben ist, am ersten beantwortet zu werden verdiente; aber ich versichere Ihnen, dafs ich seit der Ankunft des Ihrigen einen Haufen von Briefen erhalten habe und doch keinen erwidert. Ich habe gar nicht geschrieben in der ganzen Zeit, als an meine beiden Brüder, und indem ich ietzo den ganzen Haufen durchgehe, sind Sie und Wernicke die ersten fast, an die ich mich wende. Die Zeiten sind schlaff, die Witterung ist noch schlaffer, meine Vorlesungen spannen mich ab, und die Aufsenwelt zieht keine heller klingenden Saiten auf die Leier meines Gemüthes: da wird man allmählich wenn nicht trübselig, doch etwas lässig, und Alles bleibt liegen, was nicht nothwendig abgehaspelt werden mufs. Und doch hätte ich Ihnen eher geschrieben, wenn ich nur wüfste, was ich eigentlich sagen sollte. Ich kann mich lebhaft in Ihre Lage versetzen und Ihnen nicht zürnen, dafs Sie sich verbannt fühlen, zumal da Ihre körperliche Schwäche starken Widerstand gegen den Andrang der übrigen Unannehmlichkeiten fast unmöglich macht. Aber bedenken Sie doch, was daraus werden soll, wenn Sie sich nicht fassen! Sie verschlimmern Ihren körperlichen Zustand, verderben sich Ihre Stimmung, machen sich unaufgelegt und untüchtig zu jeglichem Unternehmen, und was erreichen Sie damit? Nichts, gar nichts. Läge die Hülfe in meinen Händen, sie sollte Ihnen schnell gereicht werden; aber ich bitte Sie, sagen Sie mir was ich thun sollte? Wenn ich einen empfehle, so sagt man alsobald: Ja ja, es sind genug Stellen da; er soll sich nur melden, er wird in dieser oder jener Provinz recht brauchbar seyn. Etwas ist auch daran, an dieser Antwort; jede Stelle will besetzt seyn, und Sie können es den Staatsmännern nicht übel nehmen, wenn sie so denken. Das pafst freilich nicht in Ihren Plan, aber wie wollen Sie von diesem jene überzeugen? Wenn ich Minister wäre, wüfste ich was ich thäte; ich machte auf jeder Universität etliche Stellen, wie Sie und viele andere sie brauchen. Aber daran denkt kein Mensch. Da nun solche Stellen nicht vorhanden sind, können Sie sich über nichts beschweren als über die Leipziger Professurenjäger. Wollen Sie zu etwas kommen, so müssen Sie es so anfangen: Gehen Sie nach Leipzig und leben Sie von Correcturen; machen Sie einen Index zum *Palaephatus* und bringen etliche Conjecturen darin an, oder schreiben Sie ein Alphabet[1]) *De sexto pede versus senarii apud Euripidem,* oder sonst ein tüchtiges Werk, und werfen Sie sich damit Hermann zu Füfsen. Anders geht's nicht. Wollen Sie denn zwölfter unter den Aposteln von Bonn werden? Das ist eine sehr unsichere Lotterie, denn Sie sehen doch, dafs unter diesen zwölf Nummern nothwendig elf, vielleicht zwölf Nieten sind. Doch um von dieser Sache wegzukommen, die mir mehr am Herzen liegt, als sie meinen Ideen nach vielleicht meinen könnten, will ich Ihnen

1) D. h. ein Buch von 24 Bogen.

zum Schlufs einen Rath geben. Haben Sie noch ein halbes Jahr herum, so schreiben Sie einmahl hierher, Sie könnten das Klima nicht vertragen, was wie mir scheint keine Unwahrheit seyn wird, und bitten Sie um Versetzung nach Südwesten. Das ist eine ehrenvollere Form als jede andere; das fruchtet vielleicht.

Den Philologischen Blättern[1]) wünsche ich von Herzen Bestand. Das erste Heft ist eine wohlschmeckende Gabe, sie hat meinen ganzen Beifall. Aber meine Beifallsbezeugungen werden Sie nicht dick machen, und Sie haben alle Häupter und die Trompeter derselben durch das ganze Römische Reich vor den Kopf gestofsen! Der Sinn ist vortrefflich; meine verdammte Klugheit aber, die ich beim Herumlaufen auf den Strafsen der Menschen, ich weifs selbst nicht wie und wo, aufgelesen habe, oder die mir vielmehr, wie in schwerem Boden der Koth an den Stiefeln, hängen geblieben ist, läfst mich dabei zu keinem rechten Frohlocken kommen. Es wird ein fürchterlicher Feuerlärm entstehen, als ob etliche junge Raubmörder den gelehrten Bau der ehrwürdigen Philologie niederbrennen und die Fürsten dieses Staates in demokratischer Wuth niedermetzeln wollten. Man wird schweres Geschütz auffahren, um die Rumpelkammer zu vertheidigen; man wird einen Tugendbund wittern, der diesen Staat zertrümmern wolle, um selbst zu herrschen. Sie werden entweder das Haupt oder doch eins der bedeutendsten Glieder sein; die andern haben sich besser gedeckt. Auf meine Verschwiegenheit können Sie rechnen. Vielleicht wird auch Wolf an die Spitze gestellt, vielleicht auch meine Wenigkeit: mir gleich. Sie werden recensirt werden, zu Wien von Schneider dem alten, zu Jena von Schneider dem jungen oder dessen ..., zu Halle von dem Schützen, zu Göttingen von einem Philister, was wollen Sie mehr? Ei freilich noch etwas, man mufs doch auch zu Leipzig recensirt werden, und da wird es am schlimmsten hergehn, denn wer von sächsischem Gift spricht, der wird aufgehängt. Wer wird Sie aber abschneiden wollen? Kommen Sie diesmal mit dem Leben davon, dann werden Sie Kaiser oder, da Sie doch in der Nähe sind, König von Polen.

Ich mufs schliefsen. Schreiben Sie mir, ob Sie mich noch für Ihren Freund halten. Sie können auf mich zählen; aber treiben Sie alles mit Mafs und lassen Sie Ihre Persönlichkeit mehr im Hintergrund.

Der Ihrige

Böckh.

1817, 9. Februar. Posen. Ohne dafs ich, theuerster Herr Professor, eine besondre Veranlassung hätte, schreibe ich Ihnen doch schon wieder, einzig durch den Schlufs Ihres Briefes bewogen, auch wol einen ziemlich inhaltleeren Brief Ihnen zuzusenden. Denn woher ich den Stoff entnehmen sollte, wüfste ich wahrhaftig nicht, und wollte ich ihn vom Posener Schulwesen herbeizerren. Ich hüte seit Neujahr wieder das Haus und habe im Hause Krankheitshalber nicht viel beginnen können. Dafs

1) Eine von Gerhard in Verbindung mit Wernicke und Meier herausgegebene Zeitschrift, von der nur zwei Hefte erschienen sind, Breslau 1817. Vgl. Bursian, Gesch. d. klass. Philologie in Deutschland S. 1047.

ich die Krankheit durch Gemüthsbewegung, etwa gar darüber dafs ich in Posen und nicht etwa in Breslau oder Berlin unfähig bin mein Gesicht zu brauchen, mir geholt habe, dürfen Sie nicht glauben. Meine Posener Bekannten würden mich auslachen, wenn ich ihnen von meiner innern Traurigkeit vorerzählte. Auch hat sich die nie sehr geltend gemacht. Dafs meine Lage für meine geistige Fortbildung durchaus verderblich und tödtlich ist, weifs ich freilich; aber ich habe immer gesucht dem Geschick zu begegnen, es zu nutzen oder zu ertragen, und bei dem Treiben eines jeglichen Tages habe ich dann wol selbst nichts von dem Schlimmen meines ganzen Geschicks gemerkt. Etwas besser geht es vielleicht auch, wenn der Sommer kommt. Man wird ja nicht immer auf einem Flecke bleiben.

Ich fragte Sie in meinem früheren Briefe in Bezug auf die Schol. Pind., ob und inwiefern es wol möglich sein würde, Codices aus Heidelberg zu bekommen. Vielleicht, ich will lieber sagen hoffentlich, komme ich denn doch im Sommer an die Scholien, und dafür wäre es mir lieb zu wissen, näher aber noch darum weil ich eine Collation des Joannes Gazaeus aus der vatikanischen Handschrift wünschte, wenn der Codex nicht etwa zu bekommen ist. Wie liefse sich das wol anstellen? Dürfte ich Sie bitten, mir durch Meier etwas auf diese Fragen zu antworten?

Für Ihre Weissagungen von den philologischen Blättern danke ich Ihnen; werden sie erfüllt, so soll, denke ich, Gutes daraus entstehen. Meine Persönlichkeit tritt mit meinem Willen nie hervor. Ihrem Rathe, alles mit Mafsen zu treiben, denke ich künftig ohne Anfechtung zu folgen, aber freilich erst nachdem ich ausgetobt habe. Sie haben mir gesagt, wofür mir der Strick werden wird; wodurch ich das Rad verdiene, das sollen Sie erst erfahren. Ich konnte von dem Grundsatze nicht zurückkommen: Halbes schadet, das Ganze mufs rechtfertigen.

Ich weifs wol, dafs dieser Brief nicht viel werth ist. Genug aber, wenn er dazu beiträgt, dafs weder mein eignes unbesonnenes und oft wol selbst für die, die mir günstig sind, zweideutiges Reden, noch Anderer Äufserungen Ihr Wohlwollen gegen mich, an dem mir wahrhaftig viel gelegen ist, wankend machen. Mögen Sie mir günstig bleiben!

Eduard Gerhard.

1817, 16. April. Posen. Ich schreibe Ihnen, theuerster Herr Professor, heute, um baldmöglichst einige kurze Belehrungen über den Pindarischen Apparat zu erhalten. Ich komme mir selbst wunderlich vor, wenn ich an dergleichen Arbeiten denke. Meine Lage ist immer noch dieselbe, der Zustand meiner Augen fast noch schlimmer. Indefs will ich das meine thun, um wenigstens die nächsten Monate mit ihren langen Tagen nicht ungenutzt zu lassen. Kann ich nun noch bei Zeiten den nöthigsten Apparat bekommen, so soll hoffentlich diesen Sommer etwas gemacht werden; geht es nicht bald, so müfste ich es wieder sehr in die Länge schieben ... Es liegt mir gegenwärtig nicht blofs an den Schol. vett., sondern auch an den recent.; bekäme ich einen Codex, der von der Art des Manuscripts B und vollständiger als der Göttinger wäre, so könnte ich

wenigstens den σοφώτατος Μοσχοπ. von den übrigen getrennt aufweisen. Daher werde ich versuchen, den Leipziger und Zeizer Codex durch Weigel zu erhalten. Die Hauptsache aber sind natürlich die vetera, und über diese möchte ich Sie nun befragen. Zuvörderst ob Sie mir die Heidelberger verschaffen können; in diesen erwarte ich am meisten, und kann ich sie selbst handhaben, so denke ich alsbald an die Scholienarbeit zu gehen. Alsdann aber, wie man übrigens in und aufser dem deutschen Lande zu Collationen kommen kann. In Wien, sollte man nach Katalogen meinen, steckt etwas; an wen könnte man sich wenden? An K. möchte wenigstens ich selbst nicht schreiben, eher durch Weigel. Ist es gerathen, den Münchner Bibliothekdrachen um Notiz seiner Schätze und ein Stück Collation zu bitten? Haben Sie bei Ihrem früheren Briefwechsel über die italienischen Codd., namentlich über den Venet. und Medic., etwa genauere Nachrichten über die Schol. gelegentlich erhalten, als Sie, gerade die Schol. betreffend, in der praef. Pindari gegeben haben? Wie liefse sich sonst beikommen? Sollte ich selbst schreiben? Wer schaffte mir ein Stück Pariser Collation?

Über alle diese Dinge möchte ich Ihre kürzliche Antwort. Etwas, was man ebenso leicht auf andern Wegen als durch den Buchhändler erhalten kann, will ich nicht erst durch diesen ausbitten. Was ich aber am leichtesten durch dessen Vermittelung erhalten kann, wünschte ich mir bezeichnet. Ich will dann bald an ihn schreiben; eben darum aber bitte ich Sie bald um Antwort. Denn wenn die Sache in die Länge gezogen wird, so kann ich auch jetzt nicht dazu kommen, da ich nur im Zuge arbeiten kann und es jetzt schwer hält in den Zug zu kommen. Besonders bitte ich Sie, mir die Heidelberger zu verschaffen.

Übrigens meint man, Lyceum Poznański florire, quantum possit, unter mir; von der Wechselwirkung aber weifs man in Posen noch nichts. Mögen Sie mir günstig sein und bleiben!

Ihr

Eduard Gerhard.

1817, 20. Mai. Berlin. Schon ist's wieder einen Monat her, lieber Freund, dafs Ihr Brief daliegt, den ich doch alsobald hatte beantworten wollen; aber Meier ist daran zum Theil schuld, den ich gebeten hatte mich zu erinnern; nicht als ob ich Sie ohne seine Erinnerung vergessen hätte, denn ich habe wahrlich genug daran gedacht, aber die Erinnerung sollte zugleich ein Antrieb sein.

Was die *Codices Palatini* betrifft, so sind nur zwei da, nehmlich Num. 40 Pal. C. (Praef. ad Pind. p. XV) und Num. 353, die nur die Scholien von Pyth. V—XII enthält, ohne Text. Diese Handschriften zu bekommen ist zwar weitläufig; indessen werde ich's versuchen, vorausgesetzt dafs ich das Ministerium nicht requiriren mufs, denn wäre dieses, so würde ich Ihnen lieber die Sache aufhalsen. Ich hoffe, die Sache wird sich durch den hiesigen akademischen Senat machen lassen; indessen mufs ich erst den Erfolg einer Probe abwarten, welche vor kurzem gemacht ist, und wobei sich ausweisen wird, wie bereitwillig man sei. Bekomme ich sie, so erhalten Sie sie sogleich.

Mit München werden Sie schwerlich was anfangen können, und von Paris ist ietzo gewifs nichts zu bekommen. Wegen der italischen Handschriften habe ich Bekkern beauftragt, aber ich zweifle dafs er etwas leisten wird. Denn niemand will Scholien vergleichen, weil dabei gewöhnlich nichts herauskommt, es sei denn dafs es einer für sich macht. Über die Florentinischen und Pariser Scholien ist mir früher geschrieben worden, dafs sie nichts neues enthielten; Collationen davon zu machen hatte niemand Lust. Mit Wienern war nichts auszurichten; ich hatte mich an Humboldt[1]) und Fr. Schlegel gewandt; da aber gerade Wolf dort war, der den Leuten in den Kopf setzte, es sei nichts an den Wiener Handschriften, so verglich keiner etwas.

Hier haben Sie ganz kurz den Erfolg meiner Unterhandlungen über die Scholien. Ich dächte, wenn Sie die Palatinos, den Zeizer und Leipziger, die Sie zu bekommen hoffen, haben, dann können Sie getrost losschlagen, da Sie schon zwei Göttinger und den Breslauer verglichen besitzen. Es ist wahrhaftig besser, Sie geben bald was Sie haben, als dafs Sie immer und immer warten und am Ende nichts geben. Es ist mir wahrlich sehr darum zu thun, dafs die Sache gefördert werde, und ich kann es dem Buchhändler, der in der That harte Erfahrungen gemacht hat mit Vergleichung von Handschriften, gar nicht verdenken, wenn er nichts mehr aufwenden will. Es mögen die Buchhändler immerhin „Juden“ seyn; aber ich glaube, man thut ihnen bisweilen zuviel. Denn dafs gar manche mit dem besten Verlage eher verlieren als gewinnen, scheint wenigstens mir sehr wahrscheinlich.

Wie mir Meier sagte, haben Sie einen Injurienprocefs mit Passow[2]) angefangen; das hätte ich bleiben gelassen. Sie werden am Ende noch die Kosten bezahlen müssen. Übrigens habt Ihr beide, Sie und Wernicke, kein Herz; denn nachdem Ihr die Pfeile losgeschossen habt, wollt Ihr's nun nicht Wort haben und behauptet, sie seien von Berlin abgesandt worden. Der alte Schneider[3]) schreibt einen Brief über den andern hierher, um darüber ins Klare zu kommen, und auch Passow hat sich erkundigt. Der letztere scheint den Verdacht auf mich geleitet zu haben; am Ende wird aber Wolf alles gethan haben müssen. Nun, auf dem möchte es immer sitzen bleiben; aber für mich pafst es schlechter und würde eine grofse Falschheit von mir seyn, da ich mit Passow und Schneider nur freundlichen Umgang gehabt und von ihnen nie böses erfahren habe. *Hactenus haec,* und nun leben Sie wohl. *Τέτλαθι δὴ κραδίη!*

Ganz der Ihrige
Böckh.

1817, 27. Oktober. Berlin. Auf meiner Reise, lieber Gerhard, welche ich in den vergangenen Ferien unternommen habe, kam ich zuerst nach Leipzig, wo ich Weigeln besuchte. Was er mir erzählte, überzeugte mich, dafs unvollendete Werke schwer verkäuflich sind, und ich

1) S. o. S. 155. 2) S. o. S. 303.
3) Joh. Gottlob Schneider, seit 1811 Professor in Breslau, † 1822.

fühlte die Verpflichtung lebhaft, ihm den zweiten Theil des Pindar, es mag gehen wie es wolle, zu liefern. Das erste, was ich in dieser Sache thun mufs, ist nun dieses, dafs ich Sie frage, ob Sie ernstlich gesonnen sind, die Scholiasten zu bearbeiten. Ich habe zum Behuf unseres Unternehmens in Heidelberg die beiden pfälzischen Handschriften des Pindar angesehen, aber ich kann versichern, dafs dabei nichts herauskommen wird. Die eine hat nur unbedeutende Glossen zu den Olympien; die andere ist der gewöhnliche, aber nachlässig geschriebene Scholiast der Pythien, soweit ich durch Vergleichung verschiedener Stellen habe urtheilen können. Wollen Sie indefs dieselben doch haben, so kann man sie kommen lassen. Wegen des Zeizer und Leipziger haben Sie ja wohl mit Weigel selbst das nöthige beredet.

Sollten Sie nun aber nicht Lust haben, an die Arbeit zu gehen, was mir sehr leid sein würde, so müfste ich Sie dann bitten, mir Ihre Collationen mit oder ohne Remuneration abzulassen, und ich würde mich sodann selbst an die Arbeit begeben, damit endlich etwas in der Sache geschieht. Ich würde alsdann schon diesen Winter an die Scholien gehen, die zu allernächst gedruckt werden müssen. Freilich höre ich, dafs Sie immer noch sehr leiden, aber die Scholien sind ja keine so schwere Arbeit, und ohne Arbeit werden Sie gewifs Ihre Zeit auch nicht zubringen; ja Sie müssen ja eine Erquickung in Ihrer Einsamkeit finden, wenn Sie durch eine feste und regelmäfsige Arbeit, soweit Ihr Gesundheitszustand sie gestattet, sich zerstreuen und Ihrem Gedankenkreise eine harmlosere Richtung geben. Am liebsten wäre mir's, wenn Sie die Arbeit behalten; aber drängen mufs ich Sie. Auch bin ich gewifs, wenn ich Sie nur hier hätte, statt dafs Sie in Posen sind, würden Sie schon längst ernsthaft daran gegangen seyn. Schreiben Sie mir ja bald einen festen Entschlufs, und haben Sie ihn gefafst, so bleiben Sie ihm getreu. Sie bringen mich sonst in die gröfste Verlegenheit, aus welcher ich mich nicht herauszuziehen weifs.

Wernicke hat mir von Ihrer Philologischen Komödie erzählt, worin viel Spafs sein mufs, aber Sie werden sich dadurch einen neuen und unvergänglichen Hafs zuziehen. Ich wollte, Sie hätten bessere Augen und schlechteren Witz. Wie steht es denn mit Ihrem Breslauer Procefs? Man hört davon verschiedenes, aber wenig sicheres. Das Ganze ist eine dumme Geschichte. Mir werden die Breslauer auch aufsätzig um Euretwillen, aber ich habe keine Lust mich es anfechten zu lassen. Der junge Müller von Brieg[1]) kommt jetzt nach Breslau an das Magdalenäum, aber wie ich von ihm höre, in die unterste Stelle, weil die höhere dem Schneider, dem Thüringer, den sein Bruder hingezogen hat, gegeben werden mufs. Der zweite Schneider, nehmlich der ältere Thüringer, der Platonische Lexikograph[2]) hat kürzlich ein Programm über Platons Republik und ein Stück daraus selber herausgegeben. Was mich darin am meisten angezogen hat, ist eine nüchterne Anmerkung gegen Schleier-

1) K. Otfried Müller, vgl. den Briefwechsel zwischen ihm und Böckh S. 13.
2) Karl Ernst Christoph Schneider, seit 1816 Professor der klassischen Philologie in Breslau, † 1856. Seine Ausgabe der Platonischen Bücher vom Staate erschien 1830—1833.

macher, worin er auf die Wichtigkeit seiner Platonischen Unternehmung, den Mund ziemlich voll nehmend, aufmerksam macht, wie ich von meinen zukünftigen Schriften nicht sprechen möchte. Gott weifs, die Leute werden recht unverschämt; man sieht ihnen die Spiefsbürgerei schon von ferne an.

Ich mufs schliefsen, denn ich mufs eben ausgehen. Leben Sie wohl, liebster Gerhard, und schreiben Sie mir bald etwas recht befriedigendes.

Der Ihrige
Böckh.

In einem Briefe vom 13. November 1817 erklärt Gerhard sich bereit, die Arbeit an den Pindarscholien wegen Augenschwäche an Böckh zurückzugeben.

1818, 13. Januar. Berlin. Ich danke Ihnen, lieber Gerhard, für die Übersendung der verglichenen Scholien, Sie haben sich eine grofse, danklose und zum grofsen Theil erfolglose Mühe gegeben, und nun mufs ich daran und dasselbe Seil drehen. Daran habe ich denn auch schon angefangen und schon ein ziemliches Stück über die Seite geschafft; aber ich habe dabei eben gefunden, dafs die Ausbeute nicht grofs wird. In Ihre Collationen kann ich mich ziemlich finden; hier und da bleibt freilich eine kleine Dunkelheit. Drucken will ich hier lassen, denn es ist kaum möglich das Ms. so einzurichten, dafs es ohne Aufsicht des Autors gedruckt werden kann. Mit Ihrem Vorschlage wegen des Honorars ist Weigel sowohl als ich zufrieden; wir arbeiten beide bei dieser Sache fast im Taglohn. Ich habe nun noch nach den zwei Palatinis geschrieben, desgleichen nach dem Cizensis und Lips. Wer ist denn der Paulssen[1]), der die Glossa Pindarica herausgeben will? Und ist diese schon da? Wenn sie es ist, mufs ich sie doch drucken lassen. Was den Druck Ihrer Notitia Codicum betrifft, so hat es gute Weile bis zur Zeit, da ich an meine Vorrede komme, die natürlich zuletzt gedruckt wird, und bis dahin können sich Ihre Ansichten noch sehr verändern, so dafs es wohl Ihnen kaum wünschenswerth seyn möchte, dafs sie unverändert erschiene. Es ist allerdings eine Albernheit, dafs Schneider Ihnen die Vita wegnahm, nicht minder mir; und das kann man wohl ziemlich deutlich geben. Aber ich glaube doch, dafs, was Sie mir schicken, zu gereizt geschrieben ist. Beiträge stehen Ihnen immer offen.

Übrigens mufs ich gestehen, dafs ich mir beinahe ein Gewissen daraus mache, Ihnen die Scholien aufgetragen zu haben, noch mehr daraus dafs ich Sie drängte. Sie haben offenbar Ihre Augen dabei gänzlich zugesetzt, und dann ist es nicht möglich, eine solche des Ekels und Überdrusses volle Arbeit zu machen, aufser bei der besten Laune, welches aber gute Gesundheit voraussetzt. In dieser Lage aber, in welcher Sie sich befanden, mufsten Sie sich mit dergleichen nicht abgeben. Und so rathe ich Ihnen überhaupt, den künftigen Frühling und Sommer einmahl ganz preiszugeben dem Nichtsthun und sich aller ernsten Studien zu ent-

1) Vermutlich Anton Jacob Paulssen aus Jena, 1825 Direktor des Gymnasiums in Essen, † 1836.

schlagen, wenigstens solcher, wozu die Augen gebraucht werden, oder welche Ihre Reizbarkeit anregen, was ohne Zweifel die Kritik thut, bei der man nicht ohne Augen den Unverstand der Karrenschieber ansehen kann. Studiren Sie Geschichte, oder am besten Philosophie mit Poesie.

Ich mufs schliefsen, da ich ins Collegium mufs. Leben Sie wohl.

Stets der Ihrige

Böckh.

Gerhards nächster Brief ist aus Breslau datiert, vom 10. Februar 1819. Er hat seine Stelle in Posen aufgegeben und bittet um Böckhs Vermittelung, „für eine academische Lehrstelle mit Urlaub für die nächste Zeit". Böckh rät ihm (20. Februar 1819) sich lieber um ein Bibliothekariat, etwa in Bonn, zu bewerben, und schreibt: „Ihre Notitia codicum habe ich mir die Freiheit genommen etwas zu kürzen und zu moderieren; es kann Ihnen selbst nicht zuträglich sein, ietzo hart aufzutreten, zumal gegen Schneider, der doch hier seine Freunde hat. Übrigens hoffe ich, Sie werden zufrieden sein." Gerhard unternimmt eine Reise nach Italien; nach der Rückkehr schreibt er an Böckh von Breslau aus 16. Januar 1821, von Bonn 5. December, noch immer unbefriedigt. Böckh antwortet teilnehmend und rät ihm, sich um eine aufserordentliche Professur in Bonn zu bewerben. Mit der zweiten Reise nach Italien kommt Gerhard in erwünschte Thätigkeit; davon zeugen die folgenden Briefe.

1823, 24. April. Rom. Es ist länger denn anderthalb Jahr, theuerster Herr und Freund, dafs ich Ihnen eine Nachricht von meinem obscuren Treiben, ja sogar den Dank für einen freundlichen Brief, den Sie mir nach Bonn sandten, schuldig bin. Mein herumziehendes Leben, das ich schon damals sehr bereit war aufzugeben, hat seitdem nicht aufgehört. Alten Kranken pflegt es wie den Lügnern zu gehen, denen man nach der kräftigsten Poenitenz ebensowenig ein wahres Wort zutraut, als mir ein leidliches, wenigstens hie und da noch brauchbares Befinden; so ist mein öfteres Anerbieten, mich neuerdings thätig anzubauen, immer fruchtlos gewesen, und nur der Wechsel des Orts hat mich mit einiger Selbstvergessenheit über mein siebentes mageres Jahr trösten können.

Der erneuten italienischen Reise freue ich mich fortwährend. Da meine frühere jeden litterarischen Nutzen mir versagte, habe ich, daheim so unnütz, theils um Versäumtes nachzuholen und zu einiger Ehrenrettung bei mir und anderen, theils als einen Zufluchtsort, bevor zu einem würdigeren Dasein Rath würde, Rom vor mehr denn einem halben Jahre gesucht und seitdem nicht wieder verlassen. Meine einförmige Beschäftigungsweise, die erst nur wie einem Rechenexempel zu gelten schien, ob anderthalb, die sich hinsetzen, einen, der studirt, ausmachen können, geht auch hier ihren Gang fort und scheint etwas besser auszuschlagen. Von Selbstgebrauch meiner Augen ist fortwährend wenig die Rede, ja zu dem sonst gewohnten die Aussicht höchst unsicher, doch habe ich meine Anforderungen so herabgestimmt und meine Einrichtungen dermafsen getroffen, dafs ich es selten fühle, wieviel ihnen mangelt. Zu archäologischen Arbeiten, die mich vorzugsweise beschäftigen, habe ich manches vorbereitet; auszuarbeiten ist theils schwierig, ohne dafs man zwischendurch die Bibliotheken von Florenz oder Neapel benutzen kann, theils hat eine Sammlung *Scriptores*

de regionibus Romae meine Zeit bis jetzt übermäſsig in Anspruch genommen und thut es wol noch eine Weile. Den römischen Regionarien soll ein Text konstituirt, etliche verwandte Sachen aus dem Mittelalter hinzugefügt, endlich die klassischen Stellen und Inschriften über römische Topographie zusammengestellt werden. Das Buch soll eine Art Codex diplomaticus zu Niebuhrs und Bunsens Sachen über die römische Topographie[1]) geben; die Arbeit ist mir nicht unerfreulich geworden und ist namentlich der topographischen Kleinkrämerei, die ich bedeutend fürchtete, mehr abwendend als zugewandt. Dafür ist es mir auf der andern Seite ungleich umfassender und zeitraubender geworden, als ich es erst geglaubt und als ich es bei den ungleich gröſseren Früchten, die der römische Aufenthalt gewähren kann, loben mag. Diese nur nebenher zu beachten quält mich; dann die Art, wie jene Arbeit entstanden, darum nämlich, weil ich, obwohl seit fast zwei Jahren zur Wiederanstellung fähig und bereit, obwohl ich im lezten Sommer in Breslau Vorlesungen gehalten, doch weder einen neuen Wirkungskreis noch eine nothdürftige Entschädigung, dem Lebensunterhalt einigermaſsen genügend, erhalten habe, vielmehr das längere und fortwährend hinausgeschobene Ausbleiben des einen und des andern mich in Rom fast zum Fremdenführer gemacht hätte, nun aber mich zur Buchmacherei gezwungen hat, ja zu unreifen oder kränkelnden Aufsätzen für die Journale . . .

Ich dachte die Akademie um Unterstützung für eine Sammlung Monumenti inediti zu bitten, namentlich Reliefs. Niebuhr, der vor etlichen Tagen von Neapel nach Deutschland durchreiste, hat mir dies abgerathen und mich bestimmt, der Akademie ein allgemeines Anerbieten für Berichterstattung über die neuesten antiquarischen Erscheinungen, für Notizen über Codices und Monumente und Ausmittelung von Personen für deren Vergleichung und Zeichnung, endlich zur Besorgung von Bibliothekbüchern anzubieten . . .[2])

Böckh antwortet auf diesen Brief und einen zweiten vom 15. Juni 1823, mit welchem Gerhard eine etruskische Inschrift übersandte, am 17. August 1823, ersucht ihn, einen bestimmten Antrag an die Akademie zu stellen, weist aber darauf hin, daſs gegenwärtig „an der Akademie soviel Verstimmung sei, daſs vieles aus Miſstrauen nicht geschieht".

1823, 6. Oktober. Rom. Hoffentlich, theuerster Herr Professor, haben Sie im verflossenen Frühjahr einen Brief von mir erhalten, den Niebuhrs Rath veranlaſste und flott machte, der Akademie meine Dienste für Korrespondenz aus Italien anzubieten. Ich weiſs nicht ob mein Anerbieten, über welches ich auch an Hirt schrieb, damals zur Sprache gekommen; sollte es noch dazu kommen, so würde ich meine Bitte an Sie wiederholen, es zu unterstützen. Jedenfalls schreibe ich Ihnen heute unter etwas besseren Auspicien. Einerseits geht es seit meinem Sommeraufenthalt in Neapel mit meinen Augen wieder um ein weniges besser, so daſs

---

1) Beschreibung der Stadt Rom, von Platner, Bunsen, Gerhard, Röstell, Urlichs (und Niebuhr), 6 Bde., Stuttgart 1829—1842.
2) Der Rest des Briefes unleserlich.

ich für Marmore und Vasen dort viel habe arbeiten können. Andrerseits ist es mir lieb, Ihnen diesmal statt eines ganz leeren Briefes wenigstens einige Inschriften beischlagen zu können, theils die berichtigten der Vasen des Museo Verinzio, theils etliche unedirte und etliche aus Schriften, die wol noch nicht alle nach Berlin gekommen sein mögen. Ein paar römische, ebenfalls unedirte, habe ich *in fugam vacui* darangehängt.

Ich bin erst seit einigen Tagen von Neapel zurück, und drei Monate, von denen ich der Umgegend wenig gegönnt, sind mir für den unbeschreiblichen Reichthum der Sammlungen immer noch gar zu kurz gewesen. Vor allem haben mich die Vasensammlungen von Privatleuten in Staunen gesezt, die zusammengenommen wieder ein Museum von der Gröfse des königlichen abgeben; wie gern hätte ich mehr Zeichnungen dieser wandernden Monumente mitgebracht! Es wäre nicht schwer gewesen, 50 bis 60 Blatt interessanter Vasendarstellungen mitzubringen; der bekannte Vaseneditor Millingen[1]) wird nächstens in Neapel erwartet und findet viel vor. Allerlei archäologisches Material bringe ich indefs auch mit, namentlich Zeichnungen mehrerer unbekannter Reliefs. Man mag diese Schätze ungern verlassen, weil man sie anderwärts nicht wiederfindet und täglich neue Funde sich ergeben; aber dennoch wünschte ich nichts mehr, als meine *Scriptores de regionibus urbis,* an die ich jetzt von neuem gehe, gefertigt zu haben und dann für irgend eine angemessene Anstellung auf das Frühjahr zurückkehren zu können.

Neues giebt es weniges zu berichten; die gestern vollzogene Krönung des Papstes[2]) und das wiedergekehrte *secolo di Leone* ist das neueste. Wie das erste aufgeklärt gewesen, scheint dieses fromm zu werden, als womit *Annibale della Genga*[3]) alte Jugendsünden zu büfsen hat. Die Kuppelbeleuchtung ist gestern zur Krönungsfeier weggefallen, um den Armen 500 Piaster mehr geben zu können. Die Weiber sollen den Kardinälen nicht mehr vor Augen, wenigstens nicht zu den Musiken der päpstlichen Kapelle kommen. Endlich wird das Museum des Vatikans nicht mehr Sonntags geöffnet, weil es ein Greuel war, die heidnischen Götzenbilder anders als am Werkeltage anzusehen. Die Römer haben sich seit dem lezten Konklave eifrig in Spottgedichten geübt.

Erhalten Sie Ihr wohlwollendes Angedenken Ihrem ergebensten

E. Gerhard.

Aus den folgenden Jahren bis 1829 liegen keine Briefe vor; am 8. September 1829 schreibt Gerhard an Böckh über die beiden ersten Hefte der Annalen des Instituts, die nächstens erscheinen sollen, u. a. auch eine Abhandlung von Böckh enthaltend.

1830, 13. März. Rom. Nächst besten Glückwünschen zu Ihrer neulichen Standeserhöhung[4]) beeile ich mich, theuerster Herr und Freund, Ihrer erfolgreichen Fürsprache meinen aufrichtigen Dank für die erfreuliche

1) J. Millingen, Peintures antiques de vases grecs, Rom 1813 u. 1817; Ancient unedited monuments, London 1822 u. 1826, 2 Bde.

2) Leo XII., Papst 1823—1829. 3) Familienname des Papstes.

4) Böckh war zum Geh. Rat ernannt.

Beihülfe abzustatten, welche die Akademie meiner etruskischen Unternehmung gewährt und durch Herrn Hofrath Hirt mir angezeigt hat. Diese Hülfe kommt gerade zu rechter Zeit, um von den disponiblen Fonds die möglichste Anwendung zur Fortsetzung der Sammlung zu machen. Ich denke jedenfalls einen Zeichner nach Perugia zu schicken, um die zahlreichen Todtenbüsten des Museo Oddi zu zeichnen; dieses kann in wenig Wochen geschehen, und unterdeſs erfahre ich wol, was etwa noch von dem Ministerium, an das ich zunächst eine erneute Eingabe machen werde, zu hoffen, wie sehr oder wie wenig ich demnach mich zu beschränken habe. Die Sache steht nämlich folgendermaſsen. Im Sommer 1828 erhielt ich 800 Thlr. für den allgemeinen Zweck, unedirte Antiken zeichnen zu lassen. Der damals gewonnene Reichthum der Kollerschen Originale[1]) bestimmte mich, zunächst unsern archäologischen Apparat durch Vasenzeichnungen zu erweitern; dann geschah viel in Neapel, wo ich gerade damals war, und dort und in Rom mancherlei, weil diese Gattung von Denkmälern zugleich zu den wichtigsten und zu den flüchtigsten gehört, und die Entdeckungen von Canino urplötzlich dazu kamen. Im selbigen Herbst ging ich aber noch nach Etrurien, denn zur Erhaltung weiterer Fonds war vom Ministerium und, in Erwägung daſs ein archäologisches Kabinet wichtiger Handzeichnungen uns des Ankaufs mancher Originale entübrigen könne, direkt vom König Hoffnung vorhanden, und an Fonds für den Augenblick fehlte es nicht. Es war aber bereits Herbst und die Jahreszeit kurzer und finsterer Tage herangekommen; das Frühjahr hatte ich, meines Aufenthalts in Italien nie für mehr als für die nächsten Monate gewiſs, nicht erwarten wollen. Um nun die Reise des Zeichners einigermaſsen ersprieſslich und deren Ausbeute verhältniſsmäſsig wohlfeil zu machen, muſste ich ihn wenigstens ein halb Jahr beschäftigen; gleichzeitig kam der günstige und zweckdienliche Vertrag mit Inghirami[2]) dazu, von dem ich früher schrieb. Vom König erfolgte auf einen groſsen, von Bunsen aufs dringendste unterstützten und infolge dessen von dem Ministerium nachdrücklich empfohlenen Plan seit dem Oktober 1828 keine Antwort; dieser Plan muſs in die Angelegenheiten des Museums verschmolzen worden seyn. Indeſs hat die sichere Aussicht zu einiger Gewährung desselben und die Nothwendigkeit unverzüglicher Ausgaben, wenn die Gelegenheit nicht versäumt oder später doppelt bezahlt werden sollte, mich damals zu beträchtlichem Aufwand aus fremden Mitteln veranlaſst, der die disponiblen Fonds um nicht weniger als 510 Scudi (770 Thlr.) überstieg. Mit Zuversicht hoffe ich, daſs König und Ministerium in Erwägung des groſsen und äuſserst wohlfeilen archäologischen Apparats, den ich geschafft, mich nicht im Stiche lassen werden, und nehme in dieser Hoffnung den Zuschuſs der Akademie mit der mir zugekommenen Weisung buchstäblich, um die früheren Zeichnungen fortzusetzen. Die Zeit, um auf Antwort zu passen, kann ich in dieser Jahreszeit und bei naher Aussicht meiner Zurückberufung fürs Museum nicht versäumen . . .

---

1) S. o. S. 249.

2) Francesco Inghirami, Bibliothekar in Florenz, gab 1821—26 die Monumenti Etruschi, 1831—37 die Pitture dei vasi fittili, 1832—33 das Museo Chiusino heraus.

P. S. Kurz vor Abschlufs der Post, die mir den vorstehenden Brief nicht mehr umzuschreiben erlaubt, habe ich für mich und mit Bunsen das Bedenkliche meines Vorsatzes erwogen, in unsicherer Aussicht auf fernere Fonds das Unternehmen sofort weiter zu treiben. Der Akademie überliefere ich jedenfalls als Equivalent ihres Zuschusses eine beträchtliche Sammlung etruskischer Inedita, die aus dem gesammten Vorrath sich leicht ausscheiden wird; und dieses wäre der schlimmere Fall. Der bessere wäre, dafs die Ansicht der mehr als 500 Inedita, deren Totalaufwand bis jetzt 671 Scudi beträgt, mir vom Ministerium und von der Akademie selbst einen ferneren Zuschufs auswirkt, und beiden Behörden eine solche Ansicht zu gewähren, schicke ich das ganze Corpus meiner Zeichnungen mit einer in wenig Wochen abgehenden Kuriergelegenheit nach Berlin.

1830, 27. März. Rom. Dieselbe Gelegenheit, theuerster Herr Geh. Rath, welche Ihnen diesen Brief zustellt, bringt auch meinen etruskischen Apparat durch Herrn Hofrath Hirts Beförderung an die Akademie, zugleich einen ostensiblen Brief an denselben über den Stand der Sache. Die Monumente werden ihren Werth selbst dokumentiren; redselige Erklärungen waren nicht am Ort, und was an und für sich indifferent scheint, ist es nicht für ein Corpus. Somit, denke ich, wird Ihre und Hirts kräftige und erfolgreiche Verwendung für die Sache vor dem Plenum der Akademie gerechtfertigt seyn; möchte sie diesem Unternehmen die weitere Unterstützung zuwenden können, welche ihm auch bei den bescheidensten Anforderungen Noth thut!

Ich kann nur sehr kurz schreiben, aber die Umstände, um die es sich handelt, bedürfen auch weniger Worte. Die eingesandten 504 Zeichnungen betragen beinahe 1000 preufs. Thaler, und es bedürfte also eines Zuschusses von 300 Thlr., um sie als vollständiges Eigenthum der Akademie betrachten zu können; soll irgend etwas zu ihrer Fortsetzung geschehen, so bedürfte ich aufserdem wenigstens zunächst noch 400 Thl., überhaupt aber, wenn ein Corpus etruskischer Denkmäler zu Stande kommen soll, nach den im Bericht an Hirt darüber gegebenen Details, ohngefähr soviel als die ganze Sache bis jetzt gekostet hat, nämlich 600 bis 700 Scudi oder gegen 1000 Thl. Dazu, fürchte ich, wird die Akademie weder hinlängliche Neigung noch Summen haben, könnte aber durch einige fortgesetzte Bewilligungen und durch Unterstützung der Sache beim Ministerium das Unternehmen doch wol durchsetzen.[1]) Dazu kann dann niemand besser wirken als Sie, und wünsche ich von Herzen, dafs Sie dieser Angelegenheit die fortgesetzte Beachtung gönnen mögen, die Sie ihr bis jetzt zugewandt haben und die sie verdient!

Entschuldigen Sie meinen dermals schlechten Augen und der gedrängten Zeit diesen flüchtigen Brief. Mit alter und unwandelbarer Anhänglichkeit Ihr ergebenster

Gerhard.

P. S. Gleichzeitig werde ich auch an Uhden schreiben.

---

1) Gerhards Werk „Auserlesene griechische Vasenbilder hauptsächlich etruskischen Fundorts“ erschien 1840—1858 zu Berlin in 4 Bänden.

1831, 19. November. Rom. So sehr ich mich schon früher gedrungen fühlte, theuerster Freund, Ihrem beistimmenden, belehrenden und berichtigenden Antheil an unsern archäologischen Arbeiten, wie das übersandte Programm[1]) ihn bekundet, meinen besten Dank zu sagen, so wenig habe ich doch eine Erwiederung beeilt, in der ich Ihnen sonst nichts erhebliches mitzutheilen hatte. Ohne unsern Grundsatz zu verletzen, der für die Annalen nur Originalaufsätze ersten Abdrucks erheischt, werden wir doch sehr wohl die Quintessenz Ihres lehrreichen Aufsatzes in italienischem Gewand zu geben wissen. Es ist mir sehr lieb, dafs Sie die Messung der Vasen unternahmen; gegen die Inschriftemendation scheint mir kein Streit offen zu seyn, und ob Sie den σκ. ὀνυχ. durchaus von Onyx haben wollen, mache ich von Ihrem eignen Urtheil abhängig, sobald Sie die merkwürdige Form betrachtet haben werden, die ich dafür gebe.

Mein Opus über die Vasen[2]) konnte ich Ihnen nicht früher zukommen lassen als durch heutige Gelegenheit, die mir zu wenig Zeilen Zeit gönnt; auch heute aber darf ich Ihnen nicht Ihr Exemplar zusenden, da über einzeln gesandte Exemplare der Instituts-Annalen als über Beeinträchtigung anderer Subskribenten Klage gewesen ist. Ich übersende daher, um der Form zu genügen und doch möglichst bald Ihnen wünschenswerthe Prüfung meiner Arbeit zu verschaffen, ein besondres Exemplar des Vasenrapports und der schon zum zweiten Heft Annali gehörigen Vasenformen Ihnen als eine für die Akademie bestimmte Sendung des Instituts und bitte dasselbe mit der anliegenden Adresse zu übergeben.

Aufserdem lege ich Ihnen zwei Exemplare einer kleinen Schrift des Duca Serradifalco über ein Vasenbild des Melampygos bei, da diese Schrift früher wol nicht nach Deutschland kam: es wäre mir lieb, sollte die akademische Konvenienz es Ihnen gestatten, auf den Anlafs jener oder etlicher anderer Bekanntmachungen den einzigen Mäcen, den Sicilien gegenwärtig hat, und der zwei grofse architektonische Werke über Siciliens klassisches und barbarisches Alterthum bereitet[3]), zu einem Berliner Akademiker vorzuschlagen.

Von neuen Entdeckungen, die wir zu Tage fördern, sollen zwei grofse Tarquiniensische Wandgemälde und eine Testamentinschrift, von Niebuhr und Borghesi erläutert, Ihnen wohlgefallen. Die Annalen dieses Jahres werden stattlich ausfallen. Das Institut, das ich bis ins dritte Jahr mit europäischer Wirksamkeit geführt habe, wird nicht mehr als ein unpraktisches gescholten werden. Wenn aber mein Kredit früher aufhört als mein guter Muth, und mein langwieriger guter Muth von kürzerer Dauer ist als die Indifferenz der lieben Landsleute und die Mifshandlungen hoher und höchster Behörden, so werden meine Privatgebrechen dem Institut doch das Garaus machen. Denn während dies Institut unter dermaligen Grenzsperrungen nur durch Vorschüsse oder den Kredit sehr starker Sub-

---

1) Böckh, *De vasis Etruscis falso Panathenaicis,* im Lectionskatalog 1831—1832, dann abgedruckt im Bulletino des Instituts.

2) Gerhard, *Rapporto intorno i vasi Volcenti,* im dritten Band der Annali dell' Instituto.

3) Das Werk von Serradifalco, *Le antichità della Sicilia* erschien in fünf Bänden 1834—1842.

skription bestehen kann, da von Deutschland aus nichts dafür geschieht, werde ich höchsten Orts gehindert, selbst meine Privatvorschüsse zu decken. Statt des knappen Jahrgeldes, mit dem ich seit 10 Jahren beschwichtigt werde, erhalte ich von Berlin aus seit zehn Monaten weder Geld noch Bücher. Daran ist die Cholera nicht schuld!

Trotz dem allen freue ich mich der Pantheonssäulen vor meinem Fenster, des Sonnenscheins von heute, der Leute von gestern und der Arbeitspläne für morgen: so daſs es mir schon wieder leid thut, nach Deutschland und bis zu Ihnen einen Laut zu senden über die unwürdige Behandlung, die über mich verhängt ist. Schreiben Sie es der ungezwungenen Weise zur Last, die ich aus Mittheilungen an Sie nicht wol verbannen kann, und gedenken Sie ferner freundlich Ihres herzlich ergebenen

Gerhard.

Bunsen empfiehlt sich angelegentlichst. Gott behüte Sie und die Ihrigen vor dem λοιμός.

In den Jahren 1832—1834 übersandte Böckh einige Abhandlungen, die in den Schriften des Archäologischen Instituts veröffentlicht wurden; Briefe dazu liegen nicht vor. Da Gerhard 1837 als Archäolog des Kgl. Museums nach Berlin berufen wurde und nur zeitweise nach Italien zurückkehrte, war zum Briefwechsel seitdem kein Anlaſs mehr. Bei Böckhs Jubiläum 1857 stand er als einer der ältesten und angesehensten Schüler an der Spitze des Ausschusses, welcher die von mehr als 350 Zuhörern gewidmete Votivtafel überreichte; darauf bezieht sich der folgende Dankbrief.

1857, 30. März. Berlin. Hochgeehrter Herr und Freund! Die eherne Gedächtniſstafel, die Pergamentrolle, auf welcher ein groſser Theil meiner theuren ehemaligen Zuhörer sich haben als Darbringer des erstgenannten mir geweihten Denkmals verzeichnen lassen, und das beigefügte gedruckte Verzeichniſs der Darbringer bilden eine Trias von Ehrengaben, welche mir und für die Zukunft den Meinigen ein dauerndes Zeugniſs der Freundschaft und Liebe seyn werden, welche soviele ausgezeichnete Männer mit mir verbunden hat. Sie, verehrtester Freund und doppelter Amtsgenosse, haben umgeben von den hochansehnlichen Mitgliedern des Comités, welches sich mit Aufopferung der Mühe unterzogen hat mir eine so groſse und überraschende Freude zu bereiten, diese mir vorzüglich theuren Gaben mit einer ebenso beredten als herzlichen Ansprache begleitet, die mich tief im Innersten rühren muſste. Auſser Stande, die Pflicht der Erkenntlichkeit gegen jeden meiner Gönner besonders zu erfüllen, erlaube ich mir daher, gegen Sie meine Gefühle auszusprechen und Sie angelegentlichst zu bitten, Sie mögen, wie Sie an der Spitze der edlen Geber standen, so auch Vermittler meines Dankes seyn.

Ich fühle mich gedrungen, diesen in einer Weise auszusprechen, die vielleicht seltsam erscheinen kann. Es ist ein innerer Widerspruch in meinem Wesen. Ich huldige dem sei es pythagorischen, sei es epikurischen Wahlspruch λάϑε βιώσας, und dieses hat mich, wie den Sokrates sein Daimonion, von manchem Thun und Hervortreten zurückgehalten, soweit ein solches mir nicht durch Amt und durch den Drang des Herzens ge-

boten war. Wiederum erkenne ich die Wahrheit des Pindarischen *Τί κέ τις ἀνώνυμον γῆρας ἐν σκότῳ καθήμενος ἕψοι μάταν, ἁπάντων καλῶν ἄμμορος*; und zugleich strebe ich als Platons Schüler, die Dissonanzen des Lebens und meines Naturells in der Harmonie des Geistes aufzulösen. Wer mir zu dieser Auflösung verholfen hat und verhilft, dem schulde ich sehr großen Dank. Und diesen schulde ich einer anerkennenden Jugend; sie löste mir den Widerspruch jener beiden Wahlsprüche. Im Verborgenen, wenigstens in relativer Verborgenheit, in umbra scholae, in diesem Schatten, der auch die litterarische Thätigkeit des Philologen mit anmuthiger Kühlung deckt, läßt sie mich dennoch ein nicht namenloses Alter genießen.

Sie alle, die Sie Ihre edlen Namen in der auch für den Philologen und Antiquar merkwürdigen Rolle haben verzeichnen lassen, gehören, jeder zu seiner Zeit, zu dieser anerkennenden Jugend; Sie alle sind mir so Wohlthäter geworden, und haben Sie diese Anerkennung auch über Ihre Jugendzeit hinaus mir bewahrt und auch auf meine litterarischen Bestrebungen ausgedehnt, so muß dies meine Dankbarkeit auf den Gipfel steigern. Das sind nicht Reflexionen des Verstandes, das ist meine innerste Empfindung. Dieser einen wenn auch schwachen Ausdruck zu geben war mir ein Herzensbedürfniß, und es würde mir die schönste Befriedigung gewähren, wenn Sie den Ausdruck dieser Empfindung nicht für eine Ihrer Gaben unwürdige Danksagung hielten. Verehrungsvoll und dankbarst

ganz der Ihrige

Böckh.

7. Briefwechsel mit Arnold Schaefer.

Arnold Dietrich Schaefer, geb. zu Seehausen bei Bremen 1819, studierte 1838—42 in Leipzig, war dann bis zum Herbst 1851 Lehrer am Blochmannschen Institut zu Dresden, bis Ostern 1858 Professor an der kgl. sächsischen Landesschule zu Grimma. Er wurde dann Professor der Geschichte an der Universität Greifswald, 1865 in Bonn, starb daselbst 1883. Vgl. o. S. 130.

Schaefer dankt in einem Briefe vom 26. Januar 1849 für die Erwähnung seiner Arbeiten über die attischen Redner in Böckhs akademischer Abhandlung von 1846 und richtet am 30. Januar 1856 einige chronologische Fragen an Böckh, welche dieser freundlich beantwortet; vgl. Schaefers „Demosthenes und seine Zeit“, erste Ausgabe 2, 454. Am 12. Mai 1856 übersendet Schaefer den zweiten Band seines Werkes, welcher vor dem ersten erschien, mit den Worten: „Den Grund, auf welchem meine Darstellung ruht, haben Sie gelegt, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie sich überzeugen, daſs ich nicht leichtsinnig und unüberlegt abgewichen bin, sondern auf den gewonnenen Resultaten nun im einzelnen weiter fortgebaut habe.“

1856, 28. Mai. Berlin. Geehrtester Herr Professor! Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für den übersandten Band Ihres schönen Werkes über Demosthenes. Nur bei einer so ausführlichen und in alle Einzelheiten eingehenden Behandlung läſst sich erwarten, daſs alles Einzelne in das rechte Licht und Verhältniſs trete, und es kann mich daher nicht überraschen, wenn Sie an meinen desultorischen Studien über Demosthenes manches zu berichtigen finden. Meiner Untersuchung über das Geburtsjahr des Demosthenes[1]) lege ich selber keinen groſsen Werth bei. Ich bin an vielen Punkten selber irre geworden, wenn ich mich auch noch nicht entschieden gegen mich erklärt habe, was ich schon eher gethan haben würde, wenn nicht auch andre, einmal auch Sie selbst, mir wieder beigestimmt hätten, als ich meine Sache schon aufgegeben hatte; neulich auch wieder W. Dindorf. Ich muſs noch bemerken, daſs ich zu meiner Abhandlung über die Midiana S. 20 (nach der Separatzählung) einen Carton habe drucken lassen, den aber der Buchhändler in die meisten Exemplare nicht hat einheften lassen; Sie werden vielleicht in Ihrem Exemplar auch nicht das richtige haben. Es betrifft die Hochzeit des Aphobos mit der Schwester des Onetor, worüber ich, durch Corsini getäuscht, etwas irriges gesagt hatte; was, weiſs ich selbst nicht mehr. Kommen Sie also an diese Stelle, so gehen Sie in Gnaden darüber weg. Von der Unächtheit der Urkunden in der Rede De corona bin ich jetzt auch überzeugt, auch aus andern

1) Abh. über die Zeitverhältnisse in Demosthenes' Rede gegen Meidias, Kl. Schriften 5, 153 ff. Vgl. Schaefer, Demosthenes 2[1] 103 ff. 1, 241. 258. 3, 2, 38—55.

Gründen, als die man dafür angeführt hat. Ich werde Ihr vortreffliches Werk weiter und genauer studiren, wenn ich erst mehr Mufse habe.

Sie sind sozusagen ein Anhänger meiner Oktaeteris[1]), und das ist mir sehr lieb, denn wenige Gelehrte studiren solche Abhandlung genau, und wenn ein Mann wie Sie, der Sie gewifs genau studirt haben, mir beitritt, ist es mir viel werth. Sie werden nun aber eine Abhandlung von August Mommsen im Supplementband der Jahrbücher für Philologie finden, worin dieser ein von mir verworfenes System des Metonisch-Kallippischen Cyklus demonstrirt und also auch meine Oktaeteris anficht. Diese Abhandlung ist ein wahrhaftes Meisterstück in Kunst der Anlage und Demonstration; ich sollte mich daher nicht wundern, wenn sie grofsen Beifall fände, zumal da nur wenige sie analysiren werden, sondern dem allgemeinen Eindruck sich hingeben dürften. Ich habe sie, wie sie verdient, analysirt und alles von Anfang bis zu Ende falsch gefunden. Meine ausführliche Gegenschrift ist schon in der Reinschrift fertig. Es ist sehr leicht, in so schwierigen Dingen durch Kunst, Geschick und Zuversichtlichkeit zu täuschen; ich hoffe aber die volle Enttäuschung ebenso zu erreichen wie gegen Gruppe über das Platonische Weltsystem, wiewohl Mommsen geschickter ist. Die Abhandlung von Mommsen weist einen neuen Weg, noch hinter das Kallippische System zu kommen, nämlich mittelst der Ostercyklen; das ist ein sehr guter Gedanke. Aus diesen Ostercyklen demonstrirt er sein System, während ganz klar das Idelersche daraus hervorgeht. So ficht er aus den Ostercyklen auch meinen Grundsatz an, dafs ein Cyklus nicht mit einem Schaltjahr beginnen könne: ich werde nachweisen, dafs die Ostercyklen nicht, wie er glaubt, mit einem Schaltjahr beginnen. Das sind nur einige Proben; ebenso steht es mit allen übrigen Punkten. Er hat gleichsam eine fixe Idee, die Allmacht der Kallippischen Periode, nach der sogar die Sterne bestimmt sein sollen. Geht man auf den Grund, so verschwindet alles, ebenso seine Reductionstheorie, durch die er sich durchhelfen will. Diese habe ich selber schon angedeutet, aber ungenügend befunden. Doch genug hiervon.

Mit der herzlichsten Ergebenheit und Freundschaft

Böckh.

1856, 22. December. Berlin. Geehrtester Herr Professor! In ergebenster Erwiderung Ihres gütigen Schreibens vom 14. November d. J. danke ich Ihnen zuvörderst für das neue Geschenk, welches Sie mir mit dem ersten Band Ihres Demosthenischen Werkes gemacht haben. Eine regelmäfsige Lesung habe ich noch nicht unternehmen können; meine Zeit ist nicht nur sehr beschränkt, sondern ich bin auch angegriffen. Ich erlaube mir daher nur kurz von dem zu sprechen, was Sie in Ihrem Briefe erwähnen. Es ist mir sehr angenehm, dafs Sie meine Erklärung des Census des Nausinikos[2]) gegen Grote in Schutz genommen haben. Es sind in wenigen Tagen drei Jahre her, dafs K. F. Hermann mir die-

1) S. o. S. 105.
2) Böckh Staatsh. 1², 669.

selbe Auslegung der Stelle in der Rede gegen Androtion[1]) entgegenbrachte wie Grote; ich habe ihm ohngefähr dasselbe entgegengestellt, was Sie gegen Grote gesagt haben. Auch Hermann behauptet, wenn die Sache so gemeint wäre, wie ich sie darstelle, so müſste ἐπὶ Ναυσινίκου stehen. Indessen ist schon ohne weiteres klar, daſs jene Worte, wenn von Rückständen die Rede ist, gar wohl heiſsen können „Steuern von Nausinikos her". Und bedenkt man den Sprachgebrauch, nach welchem bei den Griechen die Momente der Ruhe und der Bewegung verschmolzen werden und nur die letztere ausgedrückt wird, wovon ich Staatsh. II, S. 423 einiges gesagt habe, so verschwindet nach dieser Analogie vollends alles Bedenken.

Über die προςκαταβλήματα kann ich noch nicht ins Reine kommen. Daſs auch ich an Strafgelder gedacht habe, nur ohne darauf eingehn zu wollen, zeigt meine Stelle über die Gefälle.[2]) Sie nehmen nun an, πϱ. seien nicht allein Strafgelder, sondern überhaupt gesteigerte Zahlungen, d. h. sowohl die ursprünglich schuldigen Gelder, die nicht bezahlt waren, als auch die wegen nicht erfolgter Zahlung hinzukommenden Buſsen, wie Sie in der aufgestellten Rechnung nur die letzteren als Zuschlagsgelder bezeichnen. Das Wort „Zuschlagsgeld" könnte allerdings doch zunächst nur die Buſsen bedeuten. Da aber diese nur bezahlt werden, wenn das ursprünglich Geschuldete nicht bezahlt ist, so müſsten allerdings die πϱ. auch das ursprünglich geschuldete bei Demosthenes mitbegreifen, und dies widerspricht doch dem Worte zu sehr. Der Fall, daſs zwar das ursprünglich Geschuldete gezahlt, aber zu spät gezahlt sei, und deshalb nachträglich die Buſse zu bezahlen sei, scheint nicht anzunehmen; denn vor der letzten Zahlungsfrist tritt keine Buſse ein, und ist jene versäumt, so tritt diese unmittelbar ein. Entweder ist also innerhalb der letzten Zahlungsfrist das ursprünglich Geschuldete bezahlt, und dann fällt jede Buſse weg, oder es ist innerhalb jener Frist nicht bezahlt, und dann schuldet der Schuldner beides zusammen, das Ursprüngliche und die Buſse. Es bleibt mir also bei Ihrer Erklärung die Schwierigkeit, daſs πϱ. eigentlich nur die als Buſse bezeichneten Zuschlaggelder bezeichnen könnte und dennoch auch das ursprünglich Geschuldete mitbegreifen müſste. Ich finde aber noch eine zweite Schwierigkeit. Nach Dem. Timocr. S. 731, 10 konnten die πϱ. vor der neunten Prytanie fällig sein; die Verdoppelung der nicht bezahlten Schuld findet aber, wenn das, was ich über die öffentlichen Schulden ermittelt habe, richtig ist (Staatsh. 1, 513), überhaupt erst mit der neunten Prytanie statt und fand nicht vorher statt, sondern nur Atimie und eventuell Gefängniſs. Beides ist mit einander in Widerspruch, wenn die πϱ. die Buſsen sind oder sie mitbegreifen. Auch wird προςκαταβάλλειν in den Seeurkunden XI^{b} 30 schlechtweg von Nachzahlungen gebraucht ohne Beziehung auf Buſse, denn daſs die Behörde das Nachgezahlte aus Buſsen oder Schulden anderer erhalten hatte, kommt nicht in Betracht.

1) Demosth. 22, 44 S. 606: τὰς εἰςφορὰς τὰς ἀπὸ Ναυσινίκου.

2) Staatsh. 1², 460. Die in der dritten Ausgabe (S. 414f.) dort hinzugefügte Anmerkung aus Böckhs Handexemplar entspricht dem vorliegenden Briefe. Vgl. Schaefers Entgegnung in der zweiten Ausgabe seines Demosthenes, 1, 379 f.

Soviel ich mich jetzt in die Sache habe hineindenken können, finde ich also diese Schwierigkeiten, können Sie sie lösen, so werde ich zufrieden sein.

In Bezug auf Kleomenes[1]) bin ich ganz einverstanden und weifs nichts besseres. Ich habe meine Bemerkungen in Eile hingeworfen; Sie müssen sie also nicht als meine definitive Ansicht nehmen, sondern nur als vertrauliche Mittheilung unter uns.

Hochachtungsvoll und ergebenst

ganz der Ihrige

Böckh.

1857, 13. März. Grimma. Verehrter Herr Geheimrath! Zu Ihrem bevorstehenden Jubelfeste unter die Zahl derer einzutreten, welche Ihnen ihre dankbare Verehrung bezeugen, sollte ich billig mich scheuen, wenn ich erwäge, wie meine Stimme verhallen mufs im vollen Chore derer, welche in dem eigentlichen Sinne des Wortes Sie den ihrigen nennen, entweder als Ihre unmittelbaren Schüler oder durch andere Bande persönlicher Beziehungen Ihnen eng verbunden. Und dennoch hat es mich gedrängt, nicht mit stummer Theilnahme von ferne zu stehen, sondern auch meinerseits zu diesem Tage Ihnen meinen Glückwunsch darzubringen, dafs Sie unter Gottes Beistand ein halbes Jahrhundert reich gesegneten Schaffens und Wirkens in ungeschwächter Kraft und Frische des Geistes beschliefsen, dafs, wo Sie den Grund gelegt, Sie noch fort und fort mit sicherer Hand ausbauen und sich des wohlgefügten Baues erfreuen. Denn wenn der Kreis der Schüler nicht die allein umfafst, welche zu den Füfsen des Meisters gesessen, sondern alle, welche an seinem Geiste und an seinen Werken gelernt und sich gebildet haben, dann darf ich mich ja wohl auch Ihnen nahen mit dem Zeugnisse meiner Dankbarkeit und mit dem innigen Wunsche, dafs Sie noch lange Jahre Ihrem Hause und Amte und der Wissenschaft erhalten bleiben mögen. Wollen Sie dann auch fernerhin mir Ihr gütiges Wohlwollen schenken! Mit der Versicherung meiner unwandelbaren Verehrung bin ich

Ihr ganz ergebenster

Arnold Schaefer.

1857, 9. April. Berlin. Verehrter Herr Professor! Sehr spät sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Zuschrift vom 13. März, womit Sie mir zu meinem Jubiläum Glück gewünscht haben. Die Verspätung ist dadurch entstanden, dafs ich in den ersten vierzehn Tagen nach dem 15. März noch zu sehr mit meinen Vorlesungen und anderen amtlichen Sachen beschäftigt war, als dafs ich, abgerechnet die allerdringendsten Danksagungen an die höchsten Personen und einige Körperschaften, an die Erfüllung meiner Pflichten der Erkenntlichkeit hätte denken können.

---

1) Kleomenes von Naukratis, s. Böckh Staatsh. 1^2, 119. Schaefer, Demosthenes 3, 1, 271. 3, 2, 312.

Ihr gefälliger Brief giebt mir zu den vielen Beweisen Ihrer mir so theuren Gewogenheit einen neuen, dessen ganzen Werth ich zu schätzen weiſs. Ich habe über mein Verdienst groſses Wohlwollen und groſse Ehrenbezeugungen erfahren. Die Achtung und Gunst der Fachgenossen hat aber einen inneren Werth, der unschätzbar ist, und Sie sind einer der trefflichsten unter diesen, auf dessen Urtheil ich groſses Gewicht lege. Ich kann nicht hoffen, noch viel leisten zu können, da theils amtliche Occupationen meine Zeit beschränken, theils die Scrupulosität des Alters meine Productionsfähigkeit in dem Maſse lähmt, als ich eine peinliche Selbstkritik übe. Wäre diese überflüssig, so könnte ich mich wohl darüber trösten, aber ich finde nur zu oft, daſs sie gegründet ist, und daſs man nicht aufmerksam genug auf sich selber und seine Erzeugnisse sein kann. Ich habe wirklich eine Manie, in meinen Schriften auf Fehler Jagd zu machen, und so oft ich einen finde, drängt sich mir das Gefühl auf, daſs ich überschätzt werde. Desto dankbarer bin ich freilich dafür, daſs man mich doch schätzt, und am Ende muſs man sich eben bescheiden, daſs wir alle dem Irrthum als Sterbliche unterworfen sind. Ich schlieſse mit der Wiederholung meines innigsten Dankes für Ihre Freundschaft und Ihr Wohlwollen.

Verehrungsvoll und ergebenst ganz der Ihrige

Böckh.

1859, 2. Juni. Greifswald. Verehrter Herr Geheimrath! Es ist mir eine sehr angenehme Pflicht, Ihnen nach meiner Heimkehr von England für die gütigen Empfehlungen zu danken, die Sie mir auf den Weg gaben. Gern hätte ich es mündlich gethan, als ich vor 14 Tagen durch Berlin kam, aber mein Aufenthalt war auf so wenige Stunden bemessen, daſs ich fürchten muſste, durch einen flüchtigen Besuch Sie mehr zu stören, als Ihnen dafür zur Entschädigung etwas bieten zu können. So verspare ich denn manches zu mündlicher Mittheilung auf später, wenn ich wieder einmal nach Berlin komme. Vor allem aber muſs ich die Grüſse ausrichten, die mir Herr Grote, Sir Geo. C. Lewis und Herr Pashley an Sie aufgetragen haben. Ich habe bei allen die freundlichste Aufnahme gefunden und erfahren, wie weit der Engländer dienstbereit ist, wenn er sagt: Can J be of any service to You? Herr Grote nimmt lebhaften Antheil an allem, was auf philologischem Gebiete bei uns vorgeht: gegenwärtig hat er die Entwickelung der Philosophie seit Sokrates in Arbeit. Überwiegend ist bei ihm das politische Interesse, wie denn auch in einer Abendgesellschaft Mrs. Grote und andere Damen kaum auf ein anderes Gespräch eingingen als politische, innere und äuſsere. Dagegen mit dem Staatsmann ex professo, mit Sir Geo. Lewis, habe ich über Politik kein Wort zu sprechen Veranlassung gehabt; mir gegenüber war er nur der Gelehrte. Wir unterhielten uns deutsch, was in England denn doch selten ist, so viele auch Deutsch lesen, und er gab das lebhafte Interesse für unsere Litteratur zu erkennen, das seine Schriften an den Tag legen. Wie hoch er Sie schätzt, davon hat er den sprechendsten Beweis gegeben:

denn ich meine, wenn man eine Übersetzung aus Freude an dem Gegenstande unternimmt, so ist das die gröfste Huldigung, die man einem Schriftsteller erweisen kann; aber ich mufs dennoch Ihnen wiederholt sagen, dafs er mit der wärmsten Verehrung und innerer Freude von Ihnen und insbesondere von Ihrer Staatshaushaltung sprach. Ich verdanke ihm mehrere Orders zum Eintritt ins Parlament und eine Empfehlung an Dr. Hawkey, Provost von Eton, welche mir dort die freundlichste Aufnahme und Führung bereitete.

Aufserdem mufs ich aber auch noch des Bischofs von St. Davids, Dr. Thirlwall, gedenken, der sich meiner auf das freundlichste angenommen. Er hat mir persönlich im Parlament an den heifsesten Schlachttagen die Wege gebahnt, wo jeder Zugang versperrt schien; er hat mich in das Britische Museum, dessen Trustee er nebst Mr. Grote u. a. ist, eingeführt und bewirkt, dafs ich jeden Tag, auch wo das Publikum nicht zugelassen ward, überallhin Eintritt hatte. Mit ihm sah ich zuerst die neuerdings hinübergebrachten Sachen von dem Mausoleum, den herrlichen Löwen von Knidos, die milesischen stark verwitterten Bildsäulen. Die kolossale Porträtstatue von Mausolos ist höchst interessant, prächtig der Fries, aber immerhin reicht er nicht an Phidias.

Mr. Pashley habe ich noch gar nicht erwähnt, und doch habe ich ihm ganz vorzüglich zu danken. Er öffnete mir und meiner Frau in der freundlichsten Weise sein Haus, und wir haben manche Stunde sehr behaglich und angenehm mit ihm und seiner Frau verplaudert, halb deutsch, halb englisch, obwohl er meist daran festhielt, in England nur englisch sprechen zu wollen. Besonders hoch schlage ich an, dafs Mr. Pashley mich in alle verschiedenen Gerichtshöfe in Westminster persönlich geführt hat, um mir überall das Verfahren zu erklären, natürlich in vollem Ornat, mit Mantel und gepuderter Perrücke, denn er ist Queens counsel. Ferner ward mir durch seine Empfehlung die Ehre zu theil, eins von den Fremdenmitgliedern des Athenäumsclubs für die Zeit meiner Anwesenheit in London zu sein, was mir theils wegen der Lage des Clubgebäudes gleich in der Nähe unserer Gesandtschaft, auf der ich öfter zu thun hatte, vorzüglich wegen der Journale, Bibliothek und der überhaupt so prächtigen und so bequemen Einrichtung höchst erwünscht war. Und alle diese Freundlichkeit erwies mir Mr. Pashley in der schlichtesten Weise, als wäre es eben etwas ganz sich von selbst verstehendes.

Also sehen Sie, verehrter Herr Geheimrath, dafs ich volle Ursache habe, Ihnen für Ihre gütigen Empfehlungen dankbar zu sein. Mittlerweile wird, wie ich hoffe, die Teubnersche Buchhandlung Ihnen den Schlufsband meines Demosthenes mit einem inzwischen altgewordenen Briefe übersandt haben. Ich wünsche lebhaft, dafs Sie auch mit diesem Theile meiner Arbeit zufrieden sein mögen, ganz besonders da, wo ich auf dem von Ihnen gelegten Grunde fortzubauen versucht habe.

Mit der Versicherung der aufrichtigsten Verehrung bin ich

Ihr ergebenster

Arnold Schaefer.

1867, 13. März. Bonn. Verehrter Herr Geheimrath! Beim Abschlufs Ihrer sechzigjährigen akademischen Thätigkeit vereinigen sich die besten Wünsche aller derer, welche Sie mit Wort und Schrift auf der Bahn der Wissenschaft angeleitet und gefördert haben, und die Gesinnungen dankbarer Verehrung wollen sich nicht unbezeugt lassen. Was ich Ihren Schriften verdanke, ihrem reichen Inhalte, ihrer strengen, auch das kleinste was einen Gehalt hat verwerthenden Methode, der reinen Gesinnung, welche allen äufseren Schein verschmäht und nur auf das wahrhaft edle und bleibende sieht, das kann ich mit kurzen Worten nicht sagen: ich kann nur die freudige Zuversicht aussprechen, dafs, soweit ich mit meinen Arbeiten in Ihre Fufsstapfen getreten bin, Sie mich Ihres Vorgangs nicht unwürdig befunden haben. Wohl aber darf ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank dafür sagen, dafs Sie meine frühesten schriftstellerischen Versuche mit Wohlwollen aufnahmen, mich freundlich ermunterten und bei meinen Arbeiten über die Demosthenische Zeit in verwickelten Fragen mit Rath und That selbstverleugnend unterstützten. In dieser Gesinnung wünsche ich von ganzem Herzen, dafs Sie noch lange in Geistesfrische der Wissenschaft und Ihren Freunden erhalten bleiben, und dafs der Abend Ihres Lebens ungetrübt verfliefsen möge.

Ich bin mit treuer Verehrung

Ihr ergebenster

Arnold Schaefer.

---

8. Briefe von Friedrich Ritschl.

Friedrich Wilhelm Ritschl, geb. 1806 zu Grofs-Vargula in Thüringen, studierte 1825—1828 in Leipzig und Halle, wurde 1829 Privatdocent in Halle, (vgl. o. S. 128), 1833 a. o. Professor in Breslau, reiste 1836—37 nach Italien, wurde 1839 ord. Professor der klassischen Philologie in Bonn, vertauschte 1865 wegen eines Zwiespalts mit seinem Amtsgenossen Otto Jahn diese Stellung mit der gleichen in Leipzig, starb dort 1876. Er war frühzeitig an Böckh empfohlen durch seinen Oheim, den Bischof Ritschl in Berlin. Aus der ersten Zeit liegen nur kurze Briefe vor, mit welchen er seine Schriften übersandte, so am 1. Oktober 1829 die Schedae criticae und die Schrift über Agathon, am 3. November 1832 den zweiten Teil des Thomas Magister. Sein Wirken in Bonn führte allmählich zu einem Briefwechsel; doch ist von Böckhs Briefen an Ritschl nur weniges erhalten.

1844, 15. Mai. Bonn. Hochgeehrtester Herr Geh. Regierungsrath! Spät von einer Ferienreise zurückgekehrt kann ich mir jetzt erst erlauben, Ihnen in dankbarster Erwiderung Ihrer letzten sehr gütigen Zusendung durch Überreichung des anliegenden Proömiums[1]) meine alte und dabei immer neue Verehrung zu bezeugen: eine Verehrung, die, wie Ihnen die unscheinbaren Worte der Einleitung andeuten, nicht blofs innerhalb des philologischen Kreises verharrt. In der Aussicht, diese sehr unerhebliche Gabe in nicht zu langer Frist durch eine wenigstens umfänglichere und in die *communia studia* einschlagende Darbietung vergessen machen zu können, empfehle ich mich Ihrem gewogentlichen Wohlwollen als Ihr

verehrungsvoll ergebener

F. Ritschl.

1845, 7. Februar. Bonn. Hochverehrtester Herr Geh. Rath! Ihre sehr gütige Zuschrift vom Mai des vorigen Jahres, für deren gewogentlich freundliche Äufserungen ich mich zu lebhaftestem Danke verpflichtet fühle, giebt mir das Vertrauen, Sie werden auch der beifolgenden Darbringung[2]) eine wohlwollende Aufnahme, um die ich angelegentlich bitte, zu Theil werden lassen. Das meiste zwar können Sie, wenn Sie es anders der Beachtung werth gefunden haben, schon kennen; im zweiten Bande wird das Verhältnifs des Gedruckten und des Ungedruckten das umgekehrte

1) Rede über Wilh. v. Humboldt, gehalten 1843, abgedruckt in Ritschls Opuscula 5, 654—663. Die Hauptstelle aus Böckhs Antwort, 28. Mai 1844, s. bei O. Ribbeck, F. W. Ritschl 2, 140.

2) F. Ritschl, Parerga zu Plautus und Terenz, Joh. Schulze gewidmet. Die Hauptstelle aus Böckhs Antwort, 30. März 1845, bei Ribbeck, 2, 119.

sein. Aber doch habe ich nicht ein Buch gemacht, weil die Abhandlungen geschrieben waren, sondern diese expreſs dazu geschrieben, damit sie ein Buch bilden sollten. Auch glaube ich, daſs mich das ἔργον kaum soviel Arbeit kosten wird, wie in diesen *Parergis* steckt. Und nun, nach dieser unversteckten *captatio benevolentiae*, überlasse ich das Buch dem Schicksale, welches es sich durch etwaige Tugenden und unzweifelhafte Mängel vor Ihrem Richterstuhle selbst bereiten wird. Ob Ihre epigraphische Kritik den Lapidarstil der Dedication billigen wird, muſs ich dahingestellt sein lassen; wenigstens schien mir der Inhalt nicht unzeitig zu sein. Auch ist der, dem sie gilt, gewiſs nicht Schuld daran, daſs die Bonner Gratulation zum Königsberger Jubiläum in dem officiellen Abdruck — zufällig nicht mit abgedruckt ist.

Meinen besonderen Dank schulde ich Ihnen noch dafür, daſs Sie mich so freundlich darauf aufmerksam machten, daſs es angemessen sei, die kleine Rede zum Gedächtniſs W. v. Humboldts an Al. v. Humboldt zu übersenden. Ich bin Ihrem Rathe sogleich gefolgt und vermuthe auch, daſs sie richtig in seine Hände gekommen ist.

Genehmigen Sie den Ausdruck der innigsten Verehrung, mit der ich bin

Ew. Hochwohlgeboren hochachtungsvollst ergebener

F. Ritschl.

1851, 16. Oktober. Bonn. Hochgeehrtester Herr Geh. Rath! Ihrem epigraphischen Interesse darf sich wohl die beifolgende bescheidene Gabe darbieten, deren Werth nicht in ihrem litterarischen Theile bestehen will, sondern in dem artistischen, der tadellos genannt werden kann.[1]) Der Gebieter des Hauptlandes wirft ja wohl einen günstig theilnehmenden Blick auch auf das stammverwandte Seitenland, welches seinem Scepter gleichmäſsig zu unterwerfen nur von seinem Willen abgehangen hätte, und das, auch ohne formell unterworfen zu sein, sich ihm doch tributpflichtig fühlt. Darf ich mir zugleich erlauben, Ihnen den Überbringer zu freundlicher Aufnahme und Förderung zu empfehlen? Es ist Herr Xanthopulos aus Trapezunt, der, so charakterbrav wie lernbegierig, in alle Wege dessen werth ist, wonach er sich mit stiller Leidenschaft sehnt: zu Ihren Füſsen zu sitzen und durch Sie zum Verständniſs seines Vaterlandes geführt zu werden.

Genehmigen Sie den schriftlichen Ausdruck unverbrüchlicher Verehrung, die Ihnen mündlich in Erlangen darzubringen, wie ich gar lebhaft gewünscht, mir leider eben die akademische Nothdurft verwehrt hat, deren Frucht sich hierbei Ihrer geneigten Nachsicht empfiehlt.

In verehrungsvoller Ergebenheit

F. Ritschl.

1852, 15. März. Bonn. Hochverehrter Gönner! Zwar möchte ich billig Bedenken tragen, Ihren Augen, deren Leiden ich beklage, schon

1) Facsimile der Lex Rubria, s. Ribbeck 2, 199 f.

wieder epigraphische Varianten zuzumuthen; aber gerade in Ihren Händen möchte ich doch wenigstens von dem lithographirten Facsimile eines der wenigen besseren Exemplare wissen, die ich davon habe abziehen lassen.[1]) Im übrigen bescheide ich mich gebührend, so förderlich mir auch gerade von Ihrem fachkundigen Urtheil eine Äufserung über meine principielle Intention wäre, die keine andre ist, als an die doch meist ziemlich dilettantisch behandelte römische Epigraphik strengere philologische Methode heranzubringen und sie auf diesem Wege für die Grammatik, namentlich Sprachgeschichte, fruchtbar zu machen und auszubeuten. Denn hier lockt noch eine reiche Ernte, die freilich auch noch manchen Tropfen Arbeitsschweifs verlangt.

Ihre Einlage an Dr. Hauthal habe ich sogleich besorgt. Ich kenne den gutmüthigen Confusionarius und unglücklichen Querkopf nur zu gut und habe mir Mühe genug gegeben, ihn gerade zu ziehen und in eine vernünftige Bahn zu bringen; aber sein fahriges, tappiges und doch wieder störriges Wesen, sowie das ursprüngliche Mifsverhältnifs zwischen Ansprüchen und Kräften, haben jeden Versuch vereitelt. Es geht ihm, glaub' ich, schlecht; ihm ist aber schwer zu helfen. Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre theure Gesundheit

Ihr verehrungsvoll ergebener

F. Ritschl.

1852, 10. August. Bonn. Hochgeehrtester Herr Geh. Rath! Indem ich Ihrer nachsichtigen Aufnahme ein paar weitere epigraphische Arbeiten zu empfehlen mir erlaube[2]), wage ich zugleich eine bescheidene Anfrage in Beziehung auf das gröfsere Unternehmen, dessen Vorläufer sie sind.[3]) Da den Hauptkern der von mir beabsichtigten Sammlung von Facsimiles die im Kgl. Museum zu Neapel befindlichen altlatinischen Gesetzurkunden und sonstigen Denkmäler zu bilden haben, so mufs mir vorzugsweise an guten und möglichst vollständigen Copien gerade dieser Stücke liegen. Solche für mich und nach meiner Weisung anfertigen zu lassen ist man dort sehr bereitwillig, hat aber zugleich den Wunsch ausgesprochen, dafs die Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin ihr Interesse für das Unternehmen als ein sotto la sua protezione bearbeitetes oder doch von ihr gebilligtes zu erkennen geben möchte, und zwar dirigirt al Sign. Principe di San Giorgio D. Domenico Spinelli, Direttore del R. Museo e Sopraintendente generale degli scavi del Regno, der selbst die Ehre habe, der Akademie als Mitglied anzugehören.

Wofern nun, wie ich zu hoffen wage, die Kgl. Akademie nicht uneinverstanden mit dem Plane des Unternehmens wäre, über dessen Unterstützung aus Staatsmitteln sich freilich das vorgesetzte Ministerium noch

---

1) Facsimile der Mummius-Inschrift, s. Ribbeck S. 204, 237.

2) Monumenta epigraphica tria, ebd. 283.

3) Im April 1852 war Ritschl persönlich in Berlin gewesen und hatte von Joh. Schulze und dem Minister v. Raumer die Zusage einer Unterstützung aus Staatsmitteln für die Herausgabe der *Priscae Latinitatis monumenta epigraphica* erhalten; s. o. S. 129.

immer nicht ausgesprochen hat, so würde ich eine Förderung der Sache, wie die von Neapel aus angedeutete, mit dem gröfsten Danke zu erkennen haben, und mit um so gröfserem, je früher sie eintreten könnte, da der Beginn der Arbeiten im Mus. Borbonico von der zu ertheilenden Erlaubnifs des Maggior domo di sua Maestà abhängt, und Zeichner wie revidirende Archäologen diesem Termin sehnsüchtig entgegenharren. Darf ich mir überhaupt Hoffnung machen, durch Ihre hiermit von mir so geziemend wie angelegentlich angesprochene Vermittelung zu einer solchen Empfehlung der Akademie zu gelangen, so stelle ich gänzlich anheim, ob es angemessener erscheine, dieselbe direct nach Neapel gehen zu lassen, oder sie etwa mir selbst einzuhändigen zur Weiterbeförderung.

Sollten Gründe vorhanden sein, um die Kgl. Akademie auf meinen Wunsch nicht eingehn zu lassen, so erlaube ich mir eventualiter anzufragen, ob ich dann wenigstens in meinem eignen Namen die Äufserung nach Neapel thun dürfte, dafs die Akademie sich für das Unternehmen interessire oder es gutheifse?

Für jedes mir und meinem Werke von Ihnen erwiesene Wohlwollen im voraus tief verpflichtet, bin ich mit der Ihnen bekannten Verehrung und Hingebung

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

F. Ritschl.

1852, 28. September. Bonn. Hochverehrtester Herr Geh. Rath! Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihr sehr gütiges Schreiben vom 20. September. Es thut mir leid, Sie, wie sich nun mittlerweile die Sache gestaltet hat, unnöthig behelligt und bemüht zu haben. Die in Neapel gewünschte Empfehlung der Akademie scheint man doch nicht als mafsgebende Bedingung gemeint zu haben; wenigstens wird mir aus Rom geschrieben, dafs gegenwärtig die Sache keinen weiteren Anstand in Neapel finden und ihren guten Gang nehmen werde, nachdem Fürsprache von mehreren Seiten wirksam gewesen, auch durch die liberale Geneigtheit unseres Ministeriums eine Verwendung der Preufsischen Gesandtschaft zugesagt und vielleicht bereits eingetreten ist. Sollte dennoch noch eine geneigte Vermittelung der Akademie wünschenswerth werden, so würde ich nicht verfehlen, Ihrer Anweisung Folge zu leisten und ein an die Akademie gerichtetes officielles Schreiben Ihrer wohlwollenden Befürwortung zu empfehlen.

Nicht minder dankbar bin ich Ihnen für die bei den Akademie-Berathungen meinen epigraphischen Interessen bewiesenen freundlichen Gesinnungen, am allerdankbarsten aber für die Erlaubnifs, über den Anschlufs der von mir beabsichtigten Sammlung an das grofse Inscriptionenwerk der Akademie mich vertraulich gegen Sie aussprechen zu dürfen, ehe ich es, der an mich ergangenen Aufforderung gemäfs, in officieller Form dem Herrn Minister gegenüber thue. Dafs ich im allgemeinen mich nur in hohem Grade geehrt fühlen kann, wenn die erste wissenschaftliche Autorität Deutschlands meine Arbeit ihres auszeichnenden Schutzes würdigt,

und dafs ich keinen der inneren und äufseren Vortheile verkenne, welche aus einer solchen Verbindung dem Gedeihen und der Wirkung des Werkes selbst erwachsen müssen, versteht sich so von selbst, dafs ich mich darüber jeder ausdrücklichen Versicherung enthalten darf. Ebenso natürlich ist es indefs, dafs die Modalitäten dieser Verbindung und die Form des eventuellen Anschlusses einige Überlegungen erheischen, um gewisse Bedenken, die vielleicht nur scheinbar sind, zu beseitigen und etwaige Inconvenienzen zu erledigen, die sich leicht als untergeordnete ausweisen mögen. Dafs solche Bedenken ihren Grund nicht in mir, sondern in der Sache und den Ihnen wahrscheinlich nicht ganz vollständig bekannten äufseren Verhältnissen haben, das hoffe ich von Ihnen selbst anerkannt zu sehen, wenn ich die Ehre haben werde, sie Ihnen darzulegen. Es wird mir eine wahre Wohlthat sein, hierüber, statt auf dem umständlichen und jede Verständigung erschwerenden Wege einer mit der administrativen Behörde zu führenden Correspondenz unmittelbar mit Ihnen verhandeln zu dürfen, Ihnen mich mit vertrauensvoller Offenheit auszusprechen und mich von Ihrem Rathe leiten zu lassen, der sicher alle Unebenheiten ausgleichen und das durch die Vernunft der Sache selbst gebotene klar herausstellen wird. Meinerseits hoffe ich Ihnen thatsächlich zu beweisen, welchen Werth meine tiefgegründete persönliche Verehrung nicht nur auf Ihr Urtheil, sondern auch auf Ihre Wünsche legt; Sie werden mich zu jeder Accommodation bereit finden, durch welche meine Arbeit nicht aufhört zu sein, was sie vermöge der wesentlichen Gesichtspunkte, aus denen ihr Plan hervorgegangen ist, ursprünglich und wohl auch nothwendig sein sollte. Nur einen kleinen Ausstand wollen Sie mir für diese Mittheilungen, die sich doch nicht so ganz kurz fassen lassen, noch vergönnen, denn eben erst von einer mehrwöchentlichen Reise zurückgekehrt finde ich leider die bittere Nothwendigkeit vor, bis zum 15. October ein kgl. Geburtstags-Programm zu fabriciren, zu dem noch kein Buchstab niedergeschrieben ist, also jede Stunde zu Rathe gehalten werden mufs.

In Welckers Namen und Auftrag beehre ich mich, Ihnen hierbei ein neues Heft des Rheinischen Museums zugehen zu lassen. Vielleicht werfen Sie auch nicht ungern einen flüchtigen Blick auf eine neue lithographische Tafel, die eben fertig geworden ist und nicht übel ins Auge fällt, wie mir scheint. Die rothe Schrift ist bekanntlich auch im Original nur roth gemalt.

Möge Ihnen Carlsbad ein so kräftiger Wohlthäter gewesen sein, wie ich es bereits zweimal erprobt habe. Mit diesem sehr herzlichen Wunsche bin ich in innigster Verehrung

Ihr sehr aufrichtig und warm ergebener

F. Ritschl.

1853, 21. März. Bonn. Sehr hochgeehrter Herr Geh. Rath! Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre überaus gütig eingehende Beantwortung meines die lateinischen Inschriften betreffenden

Schreibens.[1]) So sehr ich zu beklagen hatte, daſs sich mir, in rein sachlicher Erwägung der dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte, kein Weg zeigen wollte zu einem förmlichen Anschluſs meiner Sammlung an das groſse akademische Unternehmen, so sehr gereicht es mir andererseits zur Befriedigung, daſs Ihr entscheidendes Urtheil meinen Gründen Billigung widerfahren läſst. Ganz im Sinne Ihrer Äuſserungen habe ich denn auch meine Äuſserungen gegen das Kgl. Ministerium gehalten, nur daſs ich, um den Schein eigensinniger Unwillfährigkeit zu vermeiden, den Anschluſs in Form eines Prodromus als eine Möglichkeit offen gelassen habe, deren Annahme oder Ablehnung dem Ermessen der Kgl. Akademie zu unterstellen sein werde. Daſs und inwiefern Sie für die Ablehnung stimmen, begreife ich vollkommen; daſs Sie dem ohngeachtet geneigt sind, auch für das freie und selbständige Unternehmen eine Unterstützung der Akademie zu befürworten und durch das Gewicht Ihrer Stimme unstreitig zu bewirken, für diesen Beweis Ihrer freundlichen und liberalen Gesinnung fühle ich mich Ihnen zu dem lebhaftesten und wärmsten Danke verpflichtet, und zwar nicht nur um der materiellen Förderung willen, die wahrscheinlich dem Werke nicht einmal wesentlich zu gute kommt, weil voraussichtlich den gleichen Betrag das Kgl. Ministerium seiner Kasse ersparen wird, als vielmehr des Ehrenpunktes halber. Denn die bloſse Thatsache, daſs die Kgl. Akademie das Werk ihrer Unterstützung werth gefunden hat, gereicht ja demselben zu einer Auszeichnung, die ich ebensosehr dem Buche gönne und wünsche, als der Herausgeber dafür persönlich dankbar zu sein Ursache hat.

Mit der angelegentlichen Bitte, mir Ihr gütiges Wohlwollen erhalten, Sich aber von der innigen Verehrung überzeugt halten zu wollen, mit der ich die Ehre habe unverbrüchlich zu sein

Ihr sehr aufrichtig ergebener

F. Ritschl.

Am 4. Juli 1853 beschloſs die Akademie, die Ausarbeitung des Corpus Inscr. Latinarum an Mommsen und Henzen zu übertragen, Ritschls Wunsche gemäſs; R. erklärte sich darauf einverstanden, daſs sein Werk als Prodromus der Sammlung erscheine, wofür die Akademie einen Anteil der Kosten zu den Tafeln übernahm; auſserdem bewilligte das Ministerium ansehnliche Zuschüsse. Ribbeck 2, 212. Harnack Gesch. d. Akad. 1, 2, 901 ff.

1854, 21. Oktober. Bonn. Sehr hochgeehrter Herr Geh. Rath! Erst heute mit einem Umwege über Hamburg zurückgekehrt[2]) beeile ich mich, das unterdeſs hier fertig gewordene flüchtige Programm über das

---

1) Der Inhalt dieses an Böckh als Sekretär der Akademie gerichteten Schreibens ist bei Ribbeck 2, 209 angegeben.

2) Im September 1854 war Ritschl in Karlsbad und schrieb dort das Programm über Catos *Carmen de moribus;* s. Ribbeck 2, 237; dann fuhr er über Berlin nach Hamburg, ebd. 322. Vgl. Böckhs Schrift über denselben Gegenstand Kl. Schriften 6, 296—315 mit dem auf Ritschls Schrift bezüglichen Anhang S. 317—320.

carmen M. Catonis Ihnen auf Gnade und Ungnade zu Füſsen zu legen. Vorläufig glaube ich zwar an die Hauptsache, denn sonst hätte ich's nicht drucken lassen, bin aber sicherlich nicht so *tenax meorum*, um sie nicht ohne Schmerz preiszugeben, wenn Sie mich würdigen sollten, mich eines besseren zu belehren. Daſs die Sache schon so stehe, um nun mit ungefähr gleicher Berechtigung wieder zur Prosa zurückkehren zu können, will mir allerdings noch nicht ganz einleuchten. Möchte mir doch vergönnt sein, früher als ich hoffen darf, Ihnen auch meine unmaſsgebliche Meinung über die Bentleysche Accenttheorie zur Prüfung vorzulegen. Wie wenig ich sie in der unbedingten Schroffheit, mit der, und nicht zum Schaden der Sache, neue *inventa* aufzutreten pflegen, zu der meinigen mache, dies in manchem Einzelnen zu zeigen habe ich mir manche Mühe gegeben in den Prolegomenis zum Plautus[1]), so sehr ich diese auch sonst durch φροντὶς σοφωτέρα überlebt zu haben meine. Aber freilich, wenn ich die Summe ziehe, muſs ich doch mehr von ihr übrig lassen, als Sie zu thun geneigt scheinen. Indessen wie sehr man der Selbsttäuschung unterworfen sein mag, lernt man vielleicht nie genug; wie ich denn eben in Herrn Gepperts Trinummus[2]) lese, daſs ich „nach meiner Gewohnheit“ um die Hauptsache herumzugehen und bei den Nebensachen zu verweilen liebe.' Wie dem auch sei, bei Einer Hauptsache verweile ich wenigstens mit stets sich gleich bleibender Treue: bei der aufrichtigen, tiefen Verehrung, mit der ich jederzeit war und bin

Ihr sehr ergebener

F. Ritschl.

1857, 13. März. Bonn. Innigst verehrter Herr Geheimrath! In die unzählbare Zahl derjenigen, denen ihr reales Pietätsverhältniſs das Recht giebt, sich am 15. März mit ihren Freudenbezeugungen und Segenswünschen um Sie zu schaaren, drängt sich mit diesen Zeilen ein bewundernder Verehrer, der sich nur auf das ideelle Pietätsverhältniſs stützen kann, das von seiner Seite jederzeit ein so stark wie lebhaft empfundenes gewesen ist. Wenn mir nicht das Glück vergönnt war, zu den Füſsen des Meisters unserer Wissenschaft zu sitzen, ja nicht einmal im späteren Leben ihm persönlich näher zu treten, so hat mich doch, seit ich selbst zu urtheilen und einen Standpunkt zu gewinnen gelernt, niemals das tiefe Bewuſstsein verlassen, daſs wir in Ihnen den schöpferischen Begründer und den ausbauenden Befestiger unserer heutigen Philologie zu verehren haben; niemals die fruchtbare Erkenntniſs, daſs wir alle nach Anleitung Ihres leuchtenden Vorbildes die Wege und Ziele des Fortschritts zu suchen haben; niemals das Gefühl innigster Dankbarkeit für die hundert- und tausendfältigen Anregungen, die aus der reichen Fülle Ihrer Anschauungen und der strengen Geschlossenheit Ihrer Methode nach allen Seiten hin wirkend auch mich auf den schmalen Pfaden eignen Strebens stets begleitet haben. Und wie ich von solcher Überzeugung und solcher

1) 1849 erschienen, Ribbeck 2, 172.
2) Vgl. Ribbeck S. 121 ff.

Gesinnung zu allen Zeiten, die mir dazu Gelegenheit boten, mit münd lichem und schriftlichem Wort treues Zeugnifs abgelegt habe, so darf mir ein so aufserordentlicher Anlafs, wie es Ihr alle alten Empfindungen von neuem wachrufendes Jubelfest ist, wohl auch Ihnen selbst gegenüber die Zunge lösen, darf mir die Erlaubnifs geben, mich als geistigen Schüler, den Sie als solchen nicht verschmähen wollen, den dankerfüllten Reihen Ihrer wirklichen Schüler anzuschliefsen mit einem aus warmem Herzen kommenden Glückwunsch, der ebenso sehr Ihnen als dem schützenden Hort unserer Wissenschaft wie dieser als dem glücklichen Kinde Ihrer Pflege gilt. Mögen gnädige Götter Ihnen noch lange Jahre die Jugend des Schaffens und Wirkens erhalten, die der Antheil ihrer Lieblinge ist!

In hingebungsvoller Verehrung

F. Ritschl.

1864, 26. Januar. Bonn. Hochwohlgeborener, hochverehrtester Herr Geheimerath! Gestatten Sie mir, Ihnen auch persönlich die Genugthuung auszudrücken, die mir der Auftrag gewährt, Ihnen durch Überreichung des beifolgenden Diploms[1]) einen schwachen, aber sehr tief gemeinten und empfundenen Ausdruck hingebendster Verehrung zu geben. Möge uns, möge der heutigen Generation der cultivirten Welt noch lange das Glück vergönnt sein, im Hinblick auf Ihr begeisterndes Vorbild Muth und Kraft und die rechten Wege zu finden zu tapfern Thaten auf intellectuellem und auf moralischem Gebiete, die der Zukunft — einer bessern — zu Gute kommen!

In der Hoffnung einer freundlich geneigten Annahme unserer Hochachtungsbezeugung

Ihr verehrungsvoll ergebenster

F. Ritschl.

1864, 29. Januar. Berlin. [Böckh an Ritschl.] Hochverehrter Freund! Heute habe ich Ihre freundliche Zuschrift von vorgestern mit dem ehrenvollen Diplom erhalten und mich darüber herzlich gefreut, sowohl wegen der darin ausgesprochenen Anerkennung meiner geringen Person von Seiten des Rheinischen Vereins, als insbesondere weil Ihr Name an der Spitze der Anerkennenden steht, und über die guten Wünsche für mich, die Ihre eigenen Zeilen hinzufügen. Es gilt jetzt mehr als je ein enges Zusammenhalten der Gelehrten, und was könnte da ermuthigender seyn als der Ausdruck der Achtung und Freundschaft, wie ihn Ihr wenn auch kurzer Brief enthält? Seyn Sie versichert, dafs ich ebenso für Sie empfinde wie Sie für mich; aber mit mehr Sicherheit der Erfüllung kann ich wünschen, dafs Sie noch lange so erfolgreich und segensreich wirken mögen wie bisher. Ich bewundere Ihre Kraft und Macht in der Bildung von Schülern; Sie müssen eine gewaltige Fähigkeit

1) Böckh war zum Ehrenmitglied des Rheinischen Altertumsvereins erwählt.

der unmittelbaren und speciellen Einwirkung auf dieselben haben, während die meinige mehr mittelbar und allgemein ist. Und dann geht es mit mir, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, doch bald zu Ende; Ihnen ist das Lebensziel doch noch weiter hinausgerückt.

Oben habe ich von Freude gesprochen, die mir durch Ihre Sendung bereitet worden ist. Freude, schöner Götterfunken — wie selten ist der jetzt! Um so dankbarer müssen wir für die Geber seyn, und so danke ich denn Ihnen recht herzlich für die Bereitung derselben, und zugleich den übrigen Gliedern der Gesellschaft. Ich werde Sie zum Dolmetscher bei den Genossen machen dürfen und bitte Sie also, dem Verein meine Erkenntlichkeit gegen denselben auszudrücken. Einige beziehungs- und bedeutungsvolle Worte Ihres Briefes, nebenher leicht hingeworfen, haben mich gleichfalls höchlich erfreut; aber worauf sie sich beziehen, das ist freilich alles sehr betrübt. Hier an der Quelle des Unheils wird dieses vielleicht am bittersten empfunden und alle Lebenslust dadurch zerstört.[1] Aufser dem Abgeordnetenhause ist auch eine Gegenwirkung kaum möglich. Ich bin zu alt, um noch zu wirken; daher habe ich bei der vorletzten Abgeordnetenwahl eine Stelle ausgeschlagen, zu der ich, wenn ich sie hätte annehmen können, mit grofser Majorität würde gewählt worden seyn, ungeachtet ich, oder vielmehr zum Theil weil ich an demselben Tage, da ich proponirt wurde, in meinem kleineren Wahlbezirke gegen die Reaction als Wahlmann erlegen war. Bei der letzten Wahl habe ich als Wahlmann gestimmt. Die Universitätsmitglieder sind ziemlich einig in ihrer Gesinnung, wenige schwache abgerechnet und wenige absolut reactionäre. Meine Wirksamkeit als Redner habe ich aufgegeben, in der Akademie schon längst, bei der Universität vor kurzem. Diese Stellung war nicht mehr haltbar für mich. Unser Senat hat sich sehr gut gehalten; nur hat er in der Sache der Adresse an die Kieler Universität einen Fehler gemacht. Nach unserm Senatswahlgesetz mufste ich im October 1863 aus dem Senat ausscheiden, ohne für das nächste Jahr wählbar zu seyn; ich habe also an diesem Fehler keinen Antheil. Ohne mich rühmen zu wollen, sage ich, dafs der Fehler, durch welchen die Sache in die Hände des Ministers gerathen ist, nicht würde begangen worden seyn, wenn ich im Senat gewesen wäre; die Herren haben sich übertölpeln lassen, weil sie nicht gehörig mit der Geschichte der Universität vertraut waren, und haben zu spät ihren Irrthum eingesehen ....

Wissenschaftlich bin ich, soweit die Stimmung oder Verstimmung es erlaubte, nicht unthätig, aber etwas bedeutendes kann ich nicht mehr unternehmen. Ich habe die beschwerliche Gewohnheit, wenn ich etwas habe drucken lassen, bald nachher darüber Scrupel zu bekommen und gegen mich zu inquiriren wie Ödipus. Das habe ich in dem letzten halben Jahre in Bezug auf meine *Eudoxea*[2]) gethan, mit vieler Mühe und Kraftanstrengung. Ich habe mir alle denkbaren Gegenvorstellungen gemacht, aber schliefslich habe ich meinen Procefs gegen mich gewonnen. Daraus

1) Vgl. o. S. 139f. 2) S. o. S. 106f.

ist eine Abhandlung entstanden[1]), die ich jedoch vorläufig ungedruckt liegen lasse; denn es hat mit ihrer Bekanntmachung keine Eile, da meine Einwendungen gegen mich selbst schwerlich von anderen gefunden werden.

Ich habe viel geschwatzt, mufs aber jetzt schliefsen. Empfangen Sie wiederholt meinen Dank und die Versicherung meiner Verehrung und herzlichen Freundschaft und Ergebenheit.

Böckh.

1864, 12. Mai. Bonn. Hochverehrtester Herr Geheimrath! In meinem und meiner Special-Collegen Namen bin ich Ihnen sehr dankbar für die grofse Freundlichkeit, mit der Sie unsere, des Rheinischen Alterthumsvereins, schwache Huldigung an- und aufgenommen haben. Denn das versteht sich ja ganz von selbst, dafs nicht wir Sie ehren können, sondern dafs wir die Ehre tief empfinden, die Sie uns erzeigen durch Ihre wohlwollend-nachsichtige Entgegennahme unserer Darbringung. Aber abgesehen von der Ehre; uns und insbesondere mir war und ist es eine innerlichste Genugthuung, irgend ein Zeichen in die Öffentlichkeit geben zu können von der so warmen und tiefen Verehrung, der so lebhaften wie begründeten Bewunderung, zu der Ihr grofsartiges Wirken hinreifst. Ich habe nicht das Glück gehabt, Ihr unmittelbarer Schüler zu werden, als mittelbaren darf ich mich sehr dreist bekennen. Denn unbeschadet der unvergänglichen Pietät, die ich meinen Lehrern G. Hermann und Reisig nicht nur schulde, sondern in treustem Herzen bewahre, darf ich ehrlich sagen (und ich sage nichts der Art, was nicht meinetwegen morgen in den Zeitungen abgedruckt werden könnte), dafs ich, seit ich reifer und unserer Ziele mir bewufster geworden bin, das Vorbild und Musterbild eines klassischen Philologen des 19. Jahrhunderts in Ihnen, verehrter Mann, gesehen habe und ihm nach dem Mafse der mir vergönnten Kräfte nachgestrebt habe. Auf die Stoffe, in denen man sich dabei vorzugsweise bewegt, kommt ja meines Erachtens herzlich wenig an, wofern nur die rechte Würdigung aller Stoffe vorhanden ist. Mein inneres Interesse, seit ich der unmittelbaren Schule entwachsen war, hätte mich gerade ebensogut auf Ihre Hauptgebiete geführt und würde mich in ihnen gehalten haben, wenn ich länger in Breslau neben dem allerdings sehr nüchternen und einseitigen Schneider[2]) geblieben wäre. Aber durch meine Versetzung nach Bonn wurde ich natürlicherweise ebenso entschieden, neben Welcker, auf die andere Seite geworfen, und fata ducunt volentem, nolentem trahunt.

Auch darin haben wir Jüngeren Ursache Ihnen nachzuahmen, dafs wir uns nicht mehr als billig und freilich unvermeidlich verstimmen lassen: 1. durch den exclusiven Parteifanatismus neben uns, 2. durch den büreaukratischen Formalismus über uns, sondern mit tapferer und besonnerer Überwindung des Drucks und der tendenziösen Befehdung unserer inneren, liberalen Mission treu bleiben. Das walte Gott und lasse Sie

1) S. o. S. 188. 2) S. o. S. 381.

uns noch lange, lange als ermuthigendes, kräftigendes, tröstliches Vorbild leuchten!

In treuester Verehrung Ihr tief ergebener

F. Ritschl.

In einem langen Briefe vom 10. April 1865 spricht Ritschl, dankend für die von Böckh ihm durch Brief vom 5. April ausgedrückte Teilnahme, sich über die in Bonn gegen ihn gesponnenen Ränke und über seine Absicht, den preufsischen Staatsdienst zu verlassen, aus. Vgl. Ribbeck S. 348 ff. Den Abschlufs dieses unerfreulichen Erlebnisses betrifft der folgende Brief.

1865, 24. Juni. Bonn. Mein theurer Gönner und hochverehrter Freund! Ihre liebreiche Theilnahme an meinen Geschicken hat mich tief gerührt, und ich bin Ihnen dafür herzlich dankbar. Allerdings bin ich vom 1. October an Professor in Leipzig, wenigstens sofern ich nicht nur in Dresden definitiv angenommen, sondern auch in Berlin mein Abschiedsgesuch bereits dreimal eingegeben, zuletzt auch durch eine Immediateingabe an den König unterstützt habe. Man scheint mich absichtlich zappeln lassen zu wollen und hätte es wohl am liebsten gesehen, wenn man mich zugleich gemifshandelt und getreten und dabei doch behalten hätte. Aber ich war es ebensowohl meiner Ehre wie meinem künftigen Frieden schuldig, aus dieser unreinen Atmosphäre herauszukommen. Leichtsinnig ist mein Entschlufs wahrlich nicht gefafst worden, theils weil ich grofse, recht grofse materielle Opfer bringen zu müssen mir bewufst bin, theils weil es meinem ächt preufsischen Herzen sehr schmerzlich ist, den Staat zu verlassen, an dem trotz Allem dennoch mein Glaube an die Zukunft Deutschlands hängt; endlich weil mir doch auch meine Bonner Wirksamkeit wie ein Kind an die Seele gewachsen war. Aber — *fata trahunt,* und von der sächsischen Regierung ist es doch sehr ehrenwerth, dafs sie, obgleich keine Vacanz und keine Lücke vorhanden, doch, um mir ein ehrenvolles Asyl zu bereiten, exprefs eine neue Professur ad hoc gestiftet und aus Dresdener Mitteln dotirt hat...

Die sogenannte Disciplinar-Untersuchung, eine schmähliche Procedur, der ich mich aber nach reiflicher Überlegung nicht habe entziehen wollen, um nicht Waffen gegen mich zu geben und mich um Waffen gegen die Widersacher zu bringen, hat ihr Ende erreicht mit einem *nascetur ridiculus mus.* Ich hatte bis vor wenigen Tagen vor, am 1. October, sowie ich den preufsischen Staub von meinen Füfsen geschüttelt hätte, eine actenmäfsige, d. h. mit wörtlichem Abdruck aller Actenstücke verbundene Darstellung der ganzen Scandalgeschichte ins Publicum zu geben. Aber die Sache hat viele Seiten, die erwogen sein wollen, und fast bin ich wieder irre geworden an meinem Vorsatz und neige mich augenblicklich zu der Ansicht, dafs es doch vielleicht das würdigste und weiseste sei, ein nobles und stolzes Stillschweigen zu bewahren . . . . Vielleicht indefs werden mir schwierige Überlegungen dadurch erspart, dafs mir die Gegner durch

eine eigne Publication (zu der sie sich schon die Ermächtigung vom Herrn Minister erbeten haben) zuvorkommen und mich in einer Weise provociren, dafs ich nicht schweigen kann, sondern antworten mufs. Dann aber auch ὅλῳ τῷ ϑυλάκῳ.

Gott bessere unsere preufsischen Zustände und erhalte Sie, Theuerster, noch lange in frischer Kraft zum Segen des philologischen und akademischen Lebens in Deutschland!

In treuester Ergebenheit verehrungsvoll

der Ihrige

F. Ritschl.

1867, 26. März. Leipzig. Mein hoch und innig verehrter Gönner! Ob Sie mich vermifst haben unter den Theilnehmenden an Ihrem selten hohen Fest- und Jubeltage, weifs ich nicht; ich selbst habe mich dabei nur allzusehr vermifst. Aber ich war gerade in den für Sie so hellen Tagen durch ein katarrhalisch-gastrisches Leiden an das dunkle Zimmer gefesselt und konnte nur vom Bette aus die herzlichsten Glück- und Segenswünsche ungehört zu Ihnen entsenden. Kommen sie nun in lesbarer Gestalt auch sehr *post festum*, an Wärme und Innigkeit stehen sie gewifs keiner rechtzeitigen Bezeugung nach. Ich kann in Wahrheit von mir sagen, dafs meine Erkenntnifs und Würdigung, meine verehrende Bewunderung Ihrer unermefslichen Bedeutung für unsere Wissenschaft und für die gesinnungsvolle Vertretung dieser Wissenschaft, ja aller freien Wissenschaft überhaupt, mit jedem Jahrzehnt meines nun doch auch schon ziemlich alten Lebens gewachsen ist. Und selbst wenn Sie jetzt, im höchst verdienten *otium cum dignitate,* nicht mehr mit unmittelbaren Thaten in die Entwickelung unserer Alterthumstudien einzugreifen die Neigung haben sollten: Ihr blofses Dasein und unser Bewufstsein Ihrer stillen aber lebendigen Theilnahme ist und bleibt uns ein leuchtender und dirigirender Pharus, der vor Irrfahrten warnt, vor Scheitern schützt und dem besonnenen[1]) Steuermann, dessen Kunst leider heutzutage immer mehr gefährdet erscheint, die Siegeskrone verheifst. Darum möge Sie uns der gütige Himmel noch lange erhalten, als unvergängliches Vorbild jüngerer und jüngster Generationen! Quod b. f. f. q. s.

Ich bin so frei gewesen, Ihnen durch Teubners den fasc. 2 des Vol. I. meiner Opuscula übersenden zu lassen, und bitte um dessen wohlwollend nachsichtige Aufnahme. Dafs einem der Wiederabdruck alter Sachen keine eigentliche Befriedigung gewähren kann, ist selbstverständlich; dennoch habe ich den resoluten Entschlufs gefafst und durchgeführt, das ἃ γέγραπται, γέγραπται zu Ehren zu bringen, richtiger: zu einigem Nutz und Frommen der Epigonen, wenn es auch ein mäfsiger bleibt. Ich begreife es vollkommen, dafs Sie sich zu gleich leichtblütiger Wiederholung Ihrer προγεγραμμένα schwer entschliefsen mögen; aber soviel ist gewifs: die Wohlthat und die günstige Einwirkung auf die heutigen Studien wäre unberechenbar, wenn Sie sich überwänden, solche Abhandlungen wie z. B.

1) Im Original unterstrichen.

über die Dionysien, oder die Kritik des Pindar, oder Proömien wie z. B. über das Ephebenalter oder über Trilogie und Tetralogie recht bald, ohne viel Zuthat und Veränderung, in neuen Umlauf zu setzen und zum Gemeingut der Jüngeren, aber auch der Älteren zu machen.

Wohl uns, dafs wir das Jahr 1866 und (hoffentlich) 1867 noch erlebt haben! Denn es versteht sich, dafs auch ein von Preufsen Gemifshandelter und contre cœur aus Preufsen Exilirter sein warmschlagendes preufsisches Herz unwandelbar behält. Es ist ein Jammer, dafs Er vor Sachsen Halt geboten und erzwungen hat, und wenn ich das sage, so bedeutet das etwas, da ich jetzt doch wenigstens in Sachsen ein friedliches Asyl gefunden habe und über die Berliner Stimmungen, sowohl büreaukratische als fachgenössische, zu gut unterrichtet bin, um nicht zu wissen, dafs, wenn der preufsische Adler auch Sachsen annectirt hätte, meines Bleibens, dem fanatischen Hafs der Gegner gegenüber, auch in Leipzig nicht gewesen wäre, man mich vielmehr auch von hier fortgebissen und am Ende noch unter den bayrischen Krummstab gebracht hätte.

Mit der unwandelbarsten Verehrung

Ihr treu ergebenster

F. Ritschl.

---

9. Briefe von Alexander v. Humboldt.

Alexander v. Humboldt, geb. am 14. September 1769 in Berlin, studierte im Winter 1787—1788 in Frankfurt a. O., von Ostern 1789 bis Ostern 1790 in Göttingen, 1791 auf der Bergakademie in Freiberg, wurde 1792 Oberbergmeister in den fränkischen Fürstentümern Ansbach und Baireuth, 1795 Oberbergrat, unternahm 1799—1804 eine grofse Forschungsreise nach Südamerika. Nach der Rückkehr lebte er in Paris und Rom, vom November 1805 bis Frühjahr 1808 in Berlin, begleitete dann den Prinzen Wilhelm nach Paris und lebte dort, mit kurzen Unterbrechungen, bis 1827. Dann wurde Berlin sein ständiger Wohnsitz; 1829 machte er von dort aus seine zweite grofse Reise nach dem russischen Asien; in den Jahren 1830—1847 reiste er achtmal als Gesandter nach Paris. Unermüdlich mit naturwissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, deren Ergebnisse er seit 1845 in dem Werke „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ zusammenfafste, erreichte er ein hohes Alter und starb am 6. Mai 1859 in Berlin. — Die Zeitbestimmung seiner Briefe ist dadurch erschwert, dafs er das Datum oft nur mit dem Wochentag bezeichnet hat; bisweilen jedoch findet sich ein vollständiges Datum. Sie sind, wo kein Ort angegeben, in Berlin geschrieben. Von Böckh an Humboldt liegt nur ein Brief vor aus dem Jahre 1850, s. u.

[1833, Juli.] Da ich Montag früh nach Sanssouci und Mittwoch mit dem König auf drei bis vier Wochen nach Teplitz gehe, so wünsche ich vor dieser Abreise Ihnen, verehrter Freund, noch aufzuwarten und Ihnen freundliche Grüfse meines Bruders aus dem kalten (Amalchischen) Meer, Nordernei, zu überbringen.[1]) Darf ich Sie bitten, dafs Sie mich morgen, Sonntag, früh um 10 Uhr auf einige Minuten annehmen und mir einige sehr leichte Fragen über Mirab. ausc. Cap. 85 und Diodor V, 19, Avienus Ora V. 415 (behauptet im 4. Jahrhundert, aus punischen Annalen zu schöpfen), sowie über Oestrymnides insulae V. 96 (Cassiteriden) erlauben?[2]) Damit Sie keinen Augenblik mit Aufsuchen Ihrer eigenen Editionen verlieren, lege ich alles bei, auch einen Band Dissertationen, der Ihnen gehört und der mir sehr lehrreich war. Quälen Sie sich ja nicht mit meinem unleserlichen Manuscript; es soll mir blofs morgen zur Erinnerung dienen. Mit dankbarster Verehrung

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster

Al. Humboldt.

---

1) Wilhelm v. Humboldt war im Juli 1833 auf Norderney; vgl. den Brief von ihm in der Biographie seiner Tochter „Gabriele v. Bülow, ein Lebensbild“ 1892, S. 308.

2) Diese Fragen beziehen sich auf Humboldts Werk *Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent,* welches 1834 erschien; s. Bd. 1, S. 105 und 129 der deutschen Übersetzung von Ideler.

[1833.] Ew. Hochwohlgeboren verbreiten Licht über Alles, was Sie berühren. Das ist der Stempel eines wahren Talents! Ich war einige Tage mit dem Könige in Potsdam, und das hat mich gehindert, Ihnen früher zu danken für die zwei gütigen Briefe, die ich vorfand. Ich habe die Texte alle aufs neue verglichen, und mir ist nun Alles klar geworden. Die Stelle, die ich vielleicht falsch citirte[1]), und die mir ebenfalls mit der Annahme einer Erdinsel unter unserm Parallel zu streiten schien, war allerdings I, p. 5 in fine: *οὐκ εἰκὸς δὲ διθάλαττον εἶναι* etc. Ich beschwöre Sie aber, verehrungswerther Freund, Ihre theure Zeit zu schonen und mir keine schriftliche Erklärung mehr zu geben. Ich komme nächstens, nachdem ich Sie vorher um Erlaubnifs werde gebeten haben, wieder zu Ihnen und habe alle meine Fragen aufgeschrieben. Dann werde ich auch die wunderbare Stelle im Anaxagoras fr. 4, ed. Schaubach p. 89—97, berühren[2]), wo wohl nicht von einer andern Erdinsel, sondern von einer andern Weltinsel, einem andern Weltsysteme, im *τὸ πᾶν* begriffen, oder gar von einer imaginären intellectuellen Welt, *κόσμος νοητός*, die auch eine Sonne und einen Mond und Menschen wie wir hat, die Rede. Dann kommen wir auch auf Lamprias zurück[3]), den ich ungeschickter Weise gar für den Bruder des Ammonius hielt, da De EI apud Delphos III p. 218 ganz unbestimmt*) steht: *εἰπόντος δὲ ταῦτα τοῦ Ἀμμωνίου Λαμπρίας ὁ ἀδελφὸς εἶπεν.*

Mit dankbarster Verehrung Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster

Al. Humboldt.

*) Dort sehe ich eben, dafs Plutarch selbst neben Theon und Lamprias im Dialog mitsprechen. Auch werde ich Ihnen mündlich von meinen Nebeln reden, die sich mir in Potsdam über Ogygia[4]) verbreiteten. Wäre diese der Endpunkt der Theorie, so ist auffallend, dafs Saturn nicht auf Ogygia, sondern auf einer der drei Inseln hinter Ogygia (p. 941: *ὧν ἐν μιᾷ τὸν Κρόνον* etc.), westlicher als Ogygia schläft.

[1833, November.] Meine alberne Gelehrsamkeit über *λύκη* war ganz einfach aus dem griechischen Wörterbuch des Mr. Alexandre, dessen ich mich des schönen Drucks wegen bei Nacht bediene, und der als erste Bedeutung, was Passow und Schneider nicht thun, *aube*, Morgendämmerung angiebt, von *λευκόν* (also anders abgeleitet als *λυκόφως*). Dann glaubte ich, *λυκάβας* sei das Herumgehen der *aube* (diluculum albente coelo, *κνέφας*), da in einem Jahre die weifse Dämmerung um den Äquinoctialcirkel (wahrer Ostpunct) wandert und schwankt.

Darf ich Sie bitten, mein Verehrtester, als ein kleines Andenken für Ihre Bibliothek die neue französische Triangulation, die ich eben aus Paris habe kommen lassen, gütigst anzunehmen? Leider sind die Namen oft undeutlich. Morgen habe ich wieder die grofse Freude, Sie zu hören[5]),

1) Strabo 1, 5. Vgl. *Examen critique* 1, 189 ff.
2) Ebd. 168; vgl. Kosmos 1, 77. 3) *Examen critique* 1, 178. 4) Ebd. 184.
5) Humboldt hörte im November 1833 Böckhs Vorlesung über Griechische Altertümer, s. seinen Glückwunschbrief von 1857.

immer philosophisch, lebendig und geistreich. Ich denke, das elende Geschenk der Carten des Peloponnes wird dadurch einigen Werth erhalten, dafs sie hier wohl noch eine Zeit lang selten bleiben werden.

Al. Humboldt.

Werfen Sie doch gütigst einen Blick auf die Topographie der Atlantischen Hauptstadt[1]), die Wasserseite, wie wohl Munichium ausgesehen (Critias p. 113d, 115c); ich verstehe nicht die wunderbaren τροχοὶ der Erde und des Mondes. Wo in der Welt sieht es denn so aus? [Folgt Handzeichnung.]

[1833, November.] Darf ich Sie gehorsamst bitten, theuerster Geh. Rath und College, nicht den Bogen zu lesen[2]), sondern gütigst mit den Augen die griechischen Worte zu beachten und auf einem besonderen Zettel mir die Correctiones gewogentlichst aufzuschreiben? Nur die griechischen Worte. In ein paar Tagen hole ich den Bogen selbst ab, denn ich gehe heute nach Ihrem herrlichen Collegium nach Potsdam. Seite 153 habe ich mir erlaubt einige Worte der Freundschaft und des Dankes, und angedeutet dafs ich Sie nicht in die constitutionelle Gefahr der Responsabilität bringe.

Al. Humboldt.

1834, 22. Juli. Teplitz. Sie haben mir, mein verehrungswerthester Freund und College, eine grofse Freude durch Ihren liebenswürdigen Beweis des Andenkens gemacht. Ich habe diese Freude mit Welcker getheilt, dessen Gesundheit sich hier sehr wesentlich gebessert. Ich bitte Sie, dem jungen Ideler durch den Vater, meinen vieljährigen Gönner, innigst für seine schmeichelhafte Anzeige[3]) zu danken. Ich habe mir nur ein paar unschuldige Correcturen erlaubt: 1. den wahren Titel vorangesezt, weil meinem Buchhändler sehr wesentlich daran liegt, dafs man das Opus für ein für sich bestehendes neues halte; als solches wird es in der Octavausgabe auftreten; 2. den Staatsmann, der durch die Lustra und Olympiaden anrüchig geworden ist, habe ich bescheidener in einen Statistiker maskirt; 3. und den Tiger, den Ehrenberg und ich mitgebracht[4]), vindicirt.

Durch die Anzeige ist der Zweck, den ich hatte, mich auch dem deutschen Publikum als einen noch lebenden anzukündigen, vollkommen erreicht. Was Sie aber dem Vater nicht sagen sollen und zu unserer Vertraulichkeit gehört, ist dieses: Bei natürlichem Talente und recht

1) S. *Examen critique* 1, 155 ff. über die Sage von der Insel Atlantis, nach Platons Kritias.

2) Bezieht sich auf den Druck des *Examen critique*.

3) Julius Ludwig Ideler, der die Anzeige von Humboldts *Examen critique* verfafst hatte, übertrug dieses Werk dann auch ins Deutsche.

4) Von der asiatischen Reise, das Fell eines in Sibirien erlegten indischen Tigers; vgl. Kletke, Humboldts Reisen (1856) 3, 271. Humboldt, *Asie centrale*, 1, 339. 3, 96 ff. *Kosmos* 1, 376.

vielem Wissen geht der junge Mann mehr in die Breite als Tiefe. Das Wort Mirab. Auscult.[1]) führt die Probleme und diese die gewagte Hypothese des Posidonius als Verfasser des Buches De mundo[2]) und dies Buch beatum Schleiermacher[3]) herbei. Es ist ein Geist der Verzettelung in der Condition des jungen Mannes, und ich glaube, wenn er ganz einfach eine halbe Seite aus meiner Vorrede oder aus meiner Ansicht der Atlantis, als Reflex der Lyktonia und Mythe aus dem Wasser des Mittelmeeres[4]), oder aber die nicht beachtete Stelle des Strabo[5]), es müsse einen Zwischencontinent geben und zwar da, wo der alte den Parallel der gröfsten Ausdehnung hätte, oder von Eratosthenes (?)[6]) angeführt hätte, so würde man einen deutlicheren Begriff meiner Arbeit erhalten haben. Auch war zu bemerken, dafs, seitdem das Spanische Gouvernement durch Navarrete aus den Archiven an 800 Documente aus Columbus Lebenszeit hat bekannt machen lassen[7]), solche Untersuchungen ein ganz anderes Fundament erhalten. Doch diese Bemerkung nur als Hindeutung auf den jungen Mann, keineswegs als Beweis meiner Unzufriedenheit. Mein Wunsch ist vollkommen befriedigt, und ich weifs, wie schwer es ist, den Geist einer Schrift aufzufassen.

Auch meiner Gesundheit ist das hiesige Leben in freier Luft sehr heilsam gewesen. Ich habe viele und sehr interessante geognostische Excursionen gemacht. Ich glaube, bald nach des Königs Geburtstag, der Ihnen das Unglück einer neuen Rede zuzieht, Sie zu umarmen.

Es wäre ein grofser Verlust, wenn uns Dieff.[8]) entzogen würde. Rust[9]) hat ihn wohl nicht dem Kaiser[10]) empfohlen! Aber ich glaube, die Sache ist weniger prächtig und anziehend. Als ich Potsdam verliefs, sprach der junge Prinz von Würtemberg von der Commission, die ihm sein Schwager, der Grofsfürst Michael, gegeben, für ihn einen preufsischen Regimentsarzt als Leibchirurgus zu engagiren. Mehrere hatten ausgeschlagen.

Graf Caspar Sternberg[11]) ist es geglückt, 27 Weizenkörner, aus den egyptischen Catacomben von Herrn v. Prokesch[12]) mitgebracht, keimen zu lassen. Sie habe eine unbekannte Triticum-Art hervorgebracht; so behauptet er. Mit den Körnern in Passalaquas Sammlung war es mir misglückt; doch waren sie allerdings, durch Chlor gereizt, angeschwollen. Welche Belebung!

---

1) *Mirabiles auscultationes*, *Περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων*, eine fälschlich dem Aristoteles zugeschriebene Schrift.

2) *Περὶ κόσμου*, ebenfalls dem Aristoteles zugeschrieben.

3) Schleiermacher starb am 12. Februar 1834.

4) Vgl. Kosmos 2, 158.

5) Ebd. 181. Strab. 1, 65, vgl. 2, 118. 6) Nicht deutlich lesbar.

7) Vgl. Kosmos 2, 469. 475 f.

8) Joh. Friedrich Dieffenbach, berühmter Chirurg in Berlin, † 1847.

9) Joh. Nepomuk Rust, seit 1822 Generalstabsarzt der preufsischen Armee, † 1840.

10) Nikolaus I. von Rufsland.

11) Präsident des böhmischen Nationalmuseums in Prag, als Naturforscher mit Goethe und Humboldt befreundet, † 1838.

12) Freiherr v. Prokesch (s. o. S. 64) war 1833 österreichischer Gesandter in Kairo.

Auch mir mifsfällt die Preisaufgabe[1]) sehr, die fast nur aus Acten gelöst werden kann. Versichern Sie Ihrer liebenswürdigen Gattin meine innigste Verehrung.

Dankbarst Ihr

Al. Humboldt.

Möchten Sie doch künftigen Winter etwas lesen, was meiner Unwissenheit entspräche! Der König hat den glücklichsten Erfolg des Bades wiederum gehabt. Die Hize ist hier drükend. Man möchte zürnend (Herodotisch) gegen die Sonne schiefsen.

[1836?] Nehmen Sie, verehrungswerthester Freund, meinen innigsten Dank für den Dicäarch und besonders für den Philochoros[2]), den ich sogleich studirt, freundlich auf. Im Philochoros war mir die Erklärung von λαὸς sehr neu.[3]) Ich war immer geneigt, solche Mythen von Stein und Volk aus zufälliger Analogie der Töne entstanden zu glauben, aber am Orinoco habe ich die ganze Geschichte von dem Ursprung beider Geschlechter durch Steinewerfen bei den Tamanaken gefunden, und in tamanakischer Sprache ist keine Ähnlichkeit zwischen Stein und Volk. Im Dicäarch hat mich die Beschreibung des Thals von Tempe ergözt, aus der gewifs die pittoresk berechnete Stelle des Aelian entstanden.[4]) Hier die Stelle von gleich gröfster Höhe der Berge und Tiefe des Meeres (wie Laplace) im Plutarch, Vita Aem. Paul.[5]) Sagen Sie mir blofs, wenn Sie das Blatt zurückschiken, 1. ob der Xenagoras, dem die Idee gehört, ein sonst bekannter Gentleman ist, 2. ob Sie glauben, dafs das sogenannte Epigramm eine Inschrift am Berge eingehauen war?

Dankbarst Ihr

Al. Humboldt.

[1837, Februar.] Sie wissen, theurer Freund, wie sehr ich tadelte, dafs die Marquise A.[6]) nach dem, was ihr hier geschehen, es noch über sich gewinnen konnte, auf preufsischem Gebiet zu bleiben. Jezt schmerzt es mich doppelt, mein Vaterland zu nennen ein Land, wo man einem Manne von Ehre solche Bedingungen vorschreiben kann. Aber sie sind abgereist.[7]) Nach Heidelberg zu gehen rathe ich auch nicht; die Verfolgung wird später dieselbe sein. Man kann nach dem, was vorgefallen und

---

1) Der Akademie der Wissenschaften.

2) Abhandlung von Böckh, 1832 erschienen, Kl. Schriften 5, 397 ff.

3) Ableitung von λᾶας, Stein, vgl. Philoch. fr. 12 in den Scholien zu Pindar Olymp. 9, 68, von der sagenhaften Volkszählung in Attika: König Kekrops gebot, dafs jeder einen Stein an den dazu bestimmten Ort werfe.

4) Vgl. Kosmos 2, 14.

5) Plut. Aem. Paul. 15. Vgl. das 1843 erschienene Werk Humboldts *Asie centrale*, Bd. 1, S. 80 der deutschen Übersetzung. Mit diesem war Humboldt, wie der weiterhin folgende datierte Brief zeigt, im Jahre 1837, und wahrscheinlich auch 1836 beschäftigt.

6) Arconati. 7) Aus Bonn, s. o. S. 181.

vollbracht ist, auf Rache sinnen, aber nichts verbessern. Die Rache ist aber ohnmächtig, und bei dem freundschaftlichen Verhältnifs, in dem ich zu Minister Rochow stehe, würde es von mir unedel sein, mit jemand anders als mit ihm von der kläglichen Sache zu reden. Empfangen Sie den Ausdruck meiner grofsen Betrübnifs über ein Ereignifs, das ich vorhersah. Ich komme, mit Ihnen zu sprechen, aber eigentliche Gegenmittel scheinen mir unanwendbar.

Ihr

Al. Humboldt.

1837, 24. Juli. Teplitz. Endlich, mein theurer Freund, ist die Antwort von Reinaud angekommen. Dem Inhalte nach scheint sie mir ganz Ihre frühere Meinung zu bestätigen. Sie haben die Gewogenheit, wegen des ersten Meridians der Coupole d'Arym[1]) mir einst in Berlin, wo ich den 2. August sein werde, den Brief wiederzugeben. Unser Aufenthalt war hier durch schlechte meteorologische Processe sehr getrübt. Doch ist der König ununterbrochen wohl gewesen. Gestern haben uns Fürst Metternich und alle „Weltelephanten", die hier die Rüssel zusammengesteckt, verlassen. Sie wissen, das Resultat solcher sich periodisch wiederholender Schauspiele ist, dafs die Welt unverbesserlich kreiset, und dafs man vieles wünschen kann, aber an nichts rühren mufs. Von Brandis[2]) habe ich einen sehr heiteren Brief, ob er gleich Fieber hat; Dr. Rofs sei bei der Universität angestellt und sehr zufrieden. Die Pest erwähnt er gar nicht. Mit alter dankbarster Anhänglichkeit

Ihr

Al. Humboldt.

[1839, September.] Es ist mir nicht geglükt, theurer hochverehrter Freund, Ihnen heute Abend meinen herzlichen Dank für die schöne, freie und geistvolle Rede[3]), die ich Zeile für Zeile gelesen, mündlich darzubringen. Alles, was von Ihnen kommt, hat einen grofsen Reiz der inneren Harmonie und der belebenden Kraft. Wenn die Sprache sich so wohltönend erhebt (ut redeat annus magnus gentium, genitale ver, ut novus surgat ingeniorum proventus, und die schöne Stelle über die politische Beredsamkeit und was dem Geschichtschreiber nothwendig ist), so fühle ich mich selbst gestärkt und gehoben. Besonders gefallen haben mir: was vom Willen der Könige unabhängig bleibt, was unsere Staatsverfassungen uns an belebender Kraft entziehen, der Ministerspiegel von Ladenberg-Münchhausen, dafs zu allem geistigem Verkehr der Akademie die Denkfreiheit das hauptsächlichste ist, und Laudo auream mediocritatem, modo ne in fastigio collocetur.

---

1) *Asie centrale,* deutsche Übers. 2, 316. Kosmos 2, 447.

2) Professor in Bonn (s. o. S. 211), war 1837 nach Athen gereist, wo er $2^1/_2$ Jahre verweilte; Rofs war schon seit 1832 dort.

3) Rede vom 3. August 1839; die citierten Stellen s. Kl. Schriften 1, 257. 261.

Sie sehen aus den Citaten, die ich dem Gedächtnifs entnehme (denn die Rede selbst habe ich schon an Baron Bülow[1]) nach Tegel gesandt), dafs bei mir nichts verloren geht von dem, was Sie mit einer so unbegreiflichen Leichtigkeit schaffen. Vergessen Sie nicht, dem Odin-Stuhr[2]) ein Exemplar für den victorieusen Letronne nach Paris mitzugeben, und werfen Sie die zum Theil sehr gewagten Citate des J. des débats in die tiefste Ostsee[3]), wenn Sie an dem dortigen Gestade die liebenswürdige Geheimräthin besuchen und abholen.

A. Humboldt.

[1839?] Der französische Botschafter in Petersburg, jezt in Paris, der Verfasser des schönen Werkes sur les ducs de Bourgogne, Baron de Barante, war einer von denen, welchen ich zeigen wollte, wie edel und frei ein allgemein geachteter Mann wie der Geh. Rath Böckh sich in unserem Lande über Gegenstände äufsern könnte, die die innersten Volksgefühle bewegen. Sie sehen nun, theurer Freund, dafs die Gröfse Ihrer herrlichen und freien Beredtsamkeit in Paris anerkannt worden ist. Schikken Sie mir den Brief von Barante nicht wieder.

Al. Humboldt.

Barante an Humboldt: Le plaisir de vous revoir à Berlin a, par malheur, été bien court; mais j'espère que vous viendrez à Paris pendant le séjour que j'y vais faire. Vous savez, combien vous y avez d'amis: c'est presqu'une patrie pour vous. Je vous remercie du discours de Mr. Boeckh. Vous avez bien raison de vous applaudir de cette liberté de penser et même d'écrire qui s'exerce tranquillement, sans hostilité et sans danger pour un gouvernement en sympathie avec le peuple. La Prusse offre un spectacle beau et encourageant. Je m'occupe tout doucement des intérêts injustement froissés du pauvre Koreff.[4]) M. de Salvandy s'est décidé bien vite, mais l'amour-propre ministeriel n'en est que plus engagé. Les préventions du public diminuent de jour en jour. Il ne reste plus guère d'autre blâme que d'avoir intenté un procès déraisonnable, et sur ce point le prévenu est en peine de se justifier. On a eu de mauvais procédés pour lui, il s'est irrité passionnement, cela s'explique, mais ne s'excuse pas assez. Adieu, mon cher baron, vous connaissez mon ancien attachement et ma haute considération.

Barante.

---

1) Heinrich v. Bülow, Schwiegersohn Wilhelms v. Humboldt, 1827—1841 preufsischer Gesandter in London.

2) P. F. Stuhr (s. o. S. 196), hatte 1836 ein Buch über die Religionssysteme der heidnischen Völker veröffentlicht.

3) Seebad Heringsdorf, s. o. S. 73.

4) Arzt und Schriftsteller in Paris, hatte bis 1822 in Berlin gelebt, einflufsreich beim Staatskanzler v. Hardenberg; s. Varnhagen, Blätter aus d. preufs. Gesch. 1, 124. 2, 104. 4, 311. Tagebücher 3, 112ff.

[1840?] Ich weifs keine Worte zu finden, um mich zu entschuldigen, aber troz allen Nachsuchens in Groddeck, Ukert und Matthiä kann ich mir nicht heraushelfen, um zu finden, ob der Pherekydes, der schon wie Herodot die ganze nördliche Erdhälfte für Europa erklärte[1]), also Europa über Asien ausdehnte, der athenische Pherekydes sei? Die Meinung ist darum so wichtig, weil sie erklärt, warum Nordeuropa so reich an Gold sei (Herod. III, 116. Ukert I, 2, 213, auch I, 1, 53), was auf Ural und Altai hindeutet, weil den Alten die langweilige Einerleiheit des Nordens vorschwebte. Ganz Sibirien ist eine Fortsezung unserer Hasenheide, und so scheint auch zu Strabos Zeit (XI p. 509) die Idee verbreitet zu sein, dafs die Fichtenwälder ein Kennzeichen für Europa wären. Meine Frage ist also: 1. der geographisch citirte Pherekydes ist doch der von Syros, der erste Prosaiker, und dessen Fragmente Sturz herausgegeben? nicht der Athener? 2. Beide Pherekyden sind doch viel älter als Herodot? Seien Sie recht mitleidig mit meiner Ängstlichkeit und zürnen Sie nicht, hochverehrter Gönner,

Ihrem urweltlichen Schüler

Al. Humboldt.

Ich mufs morgen nach Potsdam, wo der König vier Tage bleibt. Ich flehe also um Antwort zu Dienstag oder Mittwoch.

1840, 18. Juli. Potsdam. Ich finde bei meiner Rükkunft von Berlin Ihre herrliche Rede[2]), mein theurer hochverehrter Freund, und eile, Ihnen meinen wärmsten Dank dafür abzustatten. Ich war so glücklich, den ersten Eindruck durch das lebendige Wort zu empfangen und den Reichthum der Ideen, die hohe Würde der Sprache, die Freiheit der Ansichten, wie die unaussprechliche Zartheit zu bewundern, mit der Sie einen so vielumfassenden, mächtigen, nicht immer klippenfreien Gegenstand behandelt haben. Es wird mir ein neuer Genufs sein zu lesen, was ich so aufmerksam hörte, und der Regelmäfsigkeit (der architectonischen) der ganzen Composition, troz der kurzen Zeit die Ihnen gegeben war, mich zu erfreuen. Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, die Rede ins Deutsche übertragen zu lassen. Auch in diesem Abklange ist sie voll Würde und Anmuth.

Mit Herrn Märcker[3]) beschäftige ich mich noch immer gern. Er gehört zu den wenigen sehr kenntnifsreichen, überthätigen, wohlgesinnten Männern, für die es immer noch nicht glücken will die verdiente Anstellung zu finden. Mit alter Bewunderung

Ihr

Al. Humboldt.

---

1) *Asie centrale* 1, 249; vgl. Kosmos 2, 171.

2) Gedächtnisrede für Friedrich Wilhelm III., gehalten am 27. Juni 1840; Kl. Schriften 1, 266 ff.

3) S o. S. 360.

[1840, Oktober.] Ihr grofses wichtiges Schiffbuch[1]), wie Sie es, theurer Freund, verkleinernd nennen, werde ich nicht zur Seite legen. Was in diesen Tagen Geistloses vorgeht, bewegt mich gar nicht im Innern, und es ist mir eine wahre Freude, mich an dem Ruhme der athenischen Seeherrschaft und der alten „Gabe des Herrschers Poseidon“ zu erfreuen, auch an Ihren vorsichtigen Seitenbliken auf den Protogenes und die Ammonis.[2]) Der König hat mir vorgestern, als er auf meinem Zimmer war, geantwortet: „Was Sie für Böckh jezt fordern, habe ich ja längst von selbst gethan und an Rochow befohlen“, den Orden 2. Classe für Sie. Es war das erste und einzige Mal, dafs ich das Mare magnum solcher Vorschläge, ein Sturmmeer das zu vielem Kummer führt, meinem Herzen folgend beschiffen wollte. Verehrungsvoll

Ihr

Al. Humboldt.

[1841, April. Potsdam.] Ich sage Ihnen, mein hochverehrter Freund und College, meinen innigsten Dank für die interessanten Mittheilungen. Ich glaube nicht, den König in seiner häuslichen Zurückgezogenheit hier vor Montag verlassen zu können, und da ich ohnedies sehr bald auf lange Zeit Deutschland verlasse[3]), so mufs ich Sie dringend bitten, nichts, was die Herausgabe der Werke Friedrichs d. Gr. betrifft, von meiner persönlichen Mitwirkung abhängig zu machen. Ihren Meinungen stimme ich dazu so allgemein bei, dafs ich Sie bitten darf, mich als Ihre vielgeltende Stimme bekräftigend zu nennen.

Ich glaube wie Sie, dafs der Benuzung der Archive keine Hindernisse mehr im Wege stehn werden. Ich gebe meine Stimme (zur Einführung des Prof. Preufs) Ihnen oder, wenn Sie es nicht wünschen, Herrn Eichhorn und Ranke. Die Geldentschädigungen für Prof. Preufs scheinen mir nicht unter 14—1500 Thl., für Herrn Ackermann nicht unter 500 sein zu können. Fängt der Druck an und soll Herr Ackermann seinen Aufenthalt hier verlängern, so müssen nach meinem Votum die 500 Thl. in 800 verwandelt werden. Der König wünscht die Ankunft des Prof. A. W. v. Schlegel. Er selbst äufserte mir die Verwunderung, dafs die Königl. Akademie ihm keine Einladung gesandt. Ich habe ihm geantwortet, da er durch das Ministerium berufen sei im Namen S. M., so habe die Akademie keine Veranlassung gehabt, ihm bisher besonders zu schreiben. Jezt bin ich der Meinung, dafs ein Anschreiben der Akademie nothwendig ist. Der König scheint besonders den Zweck zu haben, er solle den Discours préliminaire machen und der Commission ipso jure beitreten. Seine Einmischung scheint mir unvermeidlich, und bei unvermeidlichen Dingen sind die zuvorkommenden Formen immer die geeignetsten.

Es ist allerdings zu bemerken, dafs eine Octav-Ausgabe für das Publicum nothwendig ist. Durch einen Umsaz der Quart-Ausgabe, Verkürzung der Zeilen, ist sie sogar minder kostspielig. Ich habe heute S. M. auf diesen Punkt aufmerksam gemacht, da ich eben mit ihm in der

1) Böckh, Urkunden über das Seewesen des attischen Staates, 1840.
2) S. o. S. 187 u. 189. 3) Reise nach Paris, Mai bis November 1841.

Privatbibliothek Friedrichs II. im Stadtschlosse eine von Voltaire corrigirte Quart-Ausgabe der Mémoires de Brandebourg und Eloges académiques durchblätterte. Der König erwartet Vorschläge zur Octav-Ausgabe bei Gelegenheit des Contractes mit Decker. Er wird sie genehmigen, wenn sie das Unternehmen nicht sehr vertheuert, war die Antwort.

Wegen der Kupfer ist die Zuziehung der Akademie der Künste sehr zu vermeiden. Sie würde grenzenlose Weitläuftigkeiten erregen. Ich schlage vor, dafs mit Genehmigung des Ministers die Commission den Generaldirector v. Olfers ipso jure zuziehe und, da von etwas Allegorischem die Rede sein könnte, Cornelius. Der Aufruf im Namen der Akademie ist sehr zu wünschen. Die Form ist mir sehr gleichgültig. Ich stehe zum Befehl der Commission zu jeder Sizung Abends nach 5 oder 6 Uhr von Montag an bis zur nächsten Reise des Königs nach Potsdam, vielleicht nur bis zum 28. April. Ich wünsche sehr, dafs der Minister die Commission zu sich bescheide, und werde nicht ermangeln mich einzufinden; jede persönliche Einwirkung des Ministers kann nur das Geschäft erleichtern. Die Commission kann ihrer vielköpfigen Natur nach nur einleitend wirken, die Vorschläge machen wie die Edition zu Stande kommen soll. Sie wird nun zunächst, denke ich, mit Herrn Decker contrahiren und die Genehmigung des Königs zum Contracte einholen. Die Ausführung, die Berichtigung des Textes und Vervollständigung durch Prof. Preufs und seinen Gehülfen Herrn Ackermann, der Druck unter Aufsicht eines oder zweier ächt französischer Proten, aus grofsen Pariser Druckereien verschrieben (conditio sine qua non) hängt nicht von der Akademie ab. Diese kann nur die Ausführung insofern beaufsichtigen, als sie responsabel für die Wahl der Personen ist. Der bisherige französische Druck in Berlin ist scheufslich gewesen. Ohne Proten aus Paris und einige Sezer von daher verschrieben sind dreifsig Bände nicht zu unternehmen.

Die Anwesenheit des Herrn v. Schlegel, sollte sie auch nur von einigen Monaten sein[1]), kann insofern nüzen, als er 1) die Materialien sammelt zu dem Discours préliminaire über den Geist des Unternehmens, 2) Rath über typographische Einrichtungen geben kann, da er zweifelsohne in Deutschland die einzige Person jezt ist, die correct, geschmackvoll und ganz im Geschmack der jezigen Zeit Französisch schreibt und aus dem Typographischen ein eigenes technisches Studium gemacht hat. Ich kann ihn troz der dreifsig Bände, die ich französisch habe drucken lassen, gar nicht ersezen und habe nicht die geringste Neigung dazu.

Ich bin mit meiner Gesundheit seit 14 Tagen nicht sehr zufrieden, was mich nicht hindert, hier alle Morgen um 6 Uhr Tusche zu reiben und an einer grofsen Karte von Inner-Asien von 6—3 und von $4\frac{1}{2}$—$6\frac{1}{2}$ Uhr zu arbeiten. Wetter und Weltansicht sind wenig erheiternd, obgleich neben Bunsen nun noch Rückert und Schelling kommen. Ich vertiefe mich in das Mare Hyrcanium und werde Sie, mein verehrter Freund, noch über diese Vertiefung zu quälen haben.

Mit alter Verehrung und Liebe

Ihr

Al. Humboldt.

---

1) Im Mai 1841 war Schlegel in Berlin; Varnhagen Tagebücher 1, 304.

[1841, December.] Ich stehe troz meiner Bedrängnifs immer zu Ihrem Befehle, theuerer hochverehrter Freund, Dienstag, den 11. Abends 6 Uhr (doch gewifs in der Akademie). Die Berichte, besonders der an das Ministerium, scheinen mir vortrefflich. Der an Schlegel betrübt mich, weil der Ausschufs mit diesem albernen Manne aus Gutmüthigkeit sich auf eine Bahn eingelassen hat, die zu den widersinnigsten Weitläuftigkeiten führt. Eben dieses Punktes wegen wünschte ich in dem Ausschusse aufzutreten und zwar auf eine Weise, die ich mich anheischig mache bei dem König zu vertheidigen. Ich glaube nämlich, dafs man ganz aufhören mufs, ihm den corrigirten Text und Noten in Abschrift zu senden, seiner Einbildungskraft aber dadurch Diversion geben mufs, dafs man das einzige, was der König jezt von ihm wünscht und was am ehrenvollsten für ihn ist, weil die Arbeit von ihm unterschrieben sein kann, den „Discours préliminaire über die Vorzüge und Geschichte der neuen Ausgabe“, dringend und eiligst wegen des Drucks des ersten Bandes von ihm fordere.

Es ist ja ganz widersinnig, dafs ein Mann in Bonn sizen könne, um mit einem Ausschufs unus contra plures über Worte und Phrasen, Abschriftfehler vielleicht der lezt überschickten Arbeit zu conferiren. Eine wahre Anmaafsung, die Sie ihm leider! gestatten, ist auch Abschrift des Verhandelten, der Acten. Man kann nie supponiren, dafs un Gouvernement das Unsinnige wolle. Die durch Ackermann[1]) ganz unnöthig gewordene specielle, sprachliche Mitwirkung Schlegels konnte der König sich nur denken, wenn Schlegel in Berlin bliebe. Alles andere ist Hindernifs und Forderung des Unmöglichen. Der Ausschufs kann ja dem einzelnen Manne in Bonn nicht das Recht zugestehen, despotisch zu entscheiden; man müfste also contestiren und sich in ein Labyrinth von Weitläufigkeiten einlassen. Wo soll dazu die Zeit für den unglücklichen Ackermann übrig bleiben, wenn bei seiner elenden Remuneration bei Anfang des Druckes er diesen, nach den französischen Proten, auch noch soigniren soll! Schlegel kann über die allgemeinen Grundsäze, ob im Text j'avois, in der Note voltairisch j'avais stehen soll, disseriren, aber alle einzelne Einwirkung auf Text und Noten bestreite ich. Wenn Sie dagegen blofs wie aus Vergessenheit ihm nichts mehr schikken und er dann, sei es beim König, sei es gegen Sie oder gegen mich klagt, so ist es um so besser; es ist der Zeitpunkt, wo man sich officiellement von ihm befreien kann. Aber den Discours préliminaire, den mufs man in einem eigenen Schreiben von ihm fordern, ein officielles Anschreiben des Ausschusses, den ich durch einen Privatbrief und die Äufserung, „dafs der König mich oft um den Discours befrage, bei seiner Kränklichkeit um den Discours besorgt sei“ unterstüzen kann. Das beschäftigt ihn dann bei seiner Pedanterie ein volles Jahr.

Welch eine tragische Geschichte, die sogenannte Vertheilung der Gelder, eine wahre Mystification! Und Vernachlässigung alles Grofsen,

---

1) Böckhs Bericht von 1856 (Kl. Schriften 2,466) sagt: „Die grammatische Berichtigung des Textes besorgte anfangs der französische Gelehrte Paul Ackermann; als dieser im Jahre 1846 in eine Krankheit verfallen war, die bald seinen Tod herbeiführte, Herr Prof. de la Harpe.“

was uns früher angehört. Ich habe Gelegenheit gehabt, vor 3—4 Tagen einen sehr freien Brief über die Ursache aller dieser Mifsstimmungen, Reibungen zwischen Altem und Neuem, Vernachlässigungen, Mittel den Verdacht des einbrechenden Obscurantismus zu mindern, an den König zu schreiben, auch über die Nothwendigkeit den Fonds der Universität zu vermehren. Ich habe meine Pflicht gethan. Schulze[1]) kann Ihnen einige Passus meines Briefes zeigen.

Mit alter Liebe und Verehrung Ihr

Al. Humboldt.

Mein Freund Mr. Julien in Paris, membre de l'Académie des inscriptions et conservateur des Mss. chinois de la bibliothèque royale, schickt eben der Akademie den Lao-tseu, der älter als Herodot und im Einzelnen von aufserordentlicher Geistesgröfse ist. Wollen Sie gütigst das Buch in meinem Namen übergeben? Ich gehe darauf aus, den Correspondententitel für ihn zu erflehen. Er ist bestimmt der gelehrteste Sinologe unserer Zeit. Sie müssen mir Rath geben, wie ich es betreiben soll mit Schott, Schelling etc.? Wollen Sie nicht die fleifsige Bearbeitung des Timäus[2]) ansehen über Musik und Philolaus? Ich habe viel daraus ausgezogen, aber ohne mich immer leiten zu lassen. Wollen Sie die beiden Theile während meiner Abwesenheit in England[3]) behalten? Falls Sie sie nicht schon gesehen haben.

[1842.] Der Vorfall in der Akademie wegen Ackermann nimmt mich Wunder, kann aber schlimme Folgen haben. Es wäre sehr unangenehm, wenn der Gang der Herausgabe erschüttert würde[4]), und ich glaubte Herrn A. durch einen Brief, den ich ihm von Potsdam aus geschrieben, zu viel mäfsigeren Bedingungen beredet zu haben. Kann ich, theuerster Freund, Sie Sonntag gegen 2 Uhr erwarten? Die Wuth, mit der man in allem Litterarischen jezt Politik und Naturbibeln sieht, ist wenigstens unbequem, wenn man etwas hervorzubringen gedenkt, was diese vorübergehenden Agitationen überleben soll. Schaffen Sie mir ja den unchristlichen Hermann[5]).

Mit alter Liebe

Ihr

Al. Humboldt.

---

1) Auf Joh. Schulzes Bericht bewilligte Friedrich Wilhelm IV. eine Erhöhung des Etats der Berliner Universität um 20000 Thlr.; s. Varrentrapp S. 519.

2) Th. H. Martin, Etudes sur le Timée de Platon, Paris 1841. Vgl. Kosmos 1, 435. 2, 501.

3) Humboldt begleitete im Januar 1842 den König Friedrich Wilhelm IV. auf der Reise nach England.

4) Im März 1842 war (nach Varnhagen v. Ense, Tagebücher 2, 40) das Unternehmen, die Werke Friedrichs d. Gr. herauszugeben, ernstlich gefährdet; Humboldt setzte die Fortführung durch.

5) Vermutlich Hermanns Ausgabe der Sophokleischen Antigone; vgl. weiterhin den Brief von 1843, S. 426.

[1842.] Hier ist der Prometheische Geyer, der an Ihrer Geldleber nagen soll. Da ich immer alles gern thue, was auf Ihren grofsen Namen Bezug hat, so bin ich schon heute früh bei Minister Eichhorn gewesen. Er hat in alles gewilligt, weil er die Gefahr einsieht, der wir durch Ihr Zurücktreten von der Commission der Werke Friedrichs II. ausgesezt sein würden.[1] Die Commission soll an ihn schreiben; er wolle es dann dem Senate vorlegen, damit dieser Lachmann oder Zumpt auswähle. Der Minister hoffte anfangs, Sie noch durch persönliche Unterredung umzustimmen; ich habe ihm aber versichert, dafs er nicht von Ihnen erlangen würde, was mir mifsglückte. Ich habe auch etwas eindringlich darüber geklagt, dafs man recht wenig damit beschäftigt scheine, Ihnen Ihre Stellung angenehmer zu machen. Ich bitte Sie aber jezt, theurer Freund, dafs Sie Ranke oder Raumer auftragen, etwas aufzusezen, das wir alle (aufser Ihnen) unterzeichnen können.[1] Es kann jedem ins Haus geschickt werden. Man mufs die Gefahr ausdrücken, Sie zu verlieren, und das einzige Mittel angeben, durch welches wir hoffen dürfen, Sie an unserer Spize zu behalten. Lassen Sie sich den Entwurf zeigen, damit er Ihre Einwilligung hat. Ranke ist wohl Ihnen der bequemere, minder rauh und wortkarg.

Ihr

Al. Humboldt.

[1842.] Es ist ein beneidenswerthes Geschenk der Muse, alle Blüthen der Beredsamkeit in zwei Sprachen mit gleichem Glücke zu pflücken. Diese meine Bewunderung Ihres Talentes, theurer geistreicher Freund, habe ich Ihnen zu oft schon dargebracht, als dafs über Ihre beiden Reden[2], die deutsche und die altrömische, ich von meinen eigenen Eindrücken reden sollte. Sie haben (es ist meine innigste Überzeugung) den an Geist und Ideen viel reicheren Gedichten des Monarchen[3], als an Sprachschönheiten, einen neuen mir unbekannten Glanz gegeben. Ich könnte, was Sie für Schmeichelei halten, rechtfertigen, wenn ich den Zweifelnden an das Fragment erinnerte, das mit den herrlichen Worten endet: „Die lezten Strahlen, die das milde Gestirn des Tages in die Lüfte wirft, sind die lezten Seufzer, die es dem Weltall hingiebt.“ Nach dieser Erinnerung aus Ihrer deutschen Rede und Ihren „Bösewichtern von Priestern!“[4] könnte ich noch in der lateinischen Rede die begeisterten Stellen über den „Saturnischen Zustand der Heerden-Völker“[5], über das Studium ächter Philosophie, über die Pflicht der Eltern, die Kinder in spem libertatis zu erziehen, hervorheben, aber das alles würde mich von dem factischen Ziele dieser unleserlichen, Sie quälenden Zeilen abführen. Ich schreibe, um Ihnen zu sagen, was Sie vielleicht schon auf anderen Wegen

1) Die Commission bestand anfangs aus Böckh, Wilken, Ranke, Karl Fr. Eichhorn und Fr. v. Raumer; hinzugewählt wurden Humboldt, J. Grimm, Zumpt, v. Olfers. Vgl. Böckhs Bericht, Kl. Schriften 2, 465. Harnack, Gesch. d. Akademie 1, 2, 896.

2) Vom 27. Januar 1842 und vom 15. Oktober 1841. Kl. Schriften, 2, 282 ff. 1, 279 ff.

3) Die deutsche Rede handelt über Friedrichs d. Gr. Gedichte.

4) Ein Ausdruck Friedrichs d. Gr., angeführt 2, 285.

5) 1, 282.

erfahren haben, dafs gerade am Hofe man des Lobes Ihrer herrlichen freien deutschen Rede voll ist. Die Lebhaftigkeit, mit der man sich darüber ausgedrükt, hat mich ganz in Verwunderung gesezt; erst Prinz Carl an seiner Tafel, dann der Prinz von Preufsen, nun schon zweimal in Abendgesellschaft des Königs. Aus dem allen schliefse ich, dafs Inconsequenz der Meinungen und Gefühle die Welt schon oft gerettet hat, wenn auch die „Philosophie der Offenbarung“[1]) sich abmagert, um uns die mosaische Geologie, die blutige Moral des Judengottes und die Wunder des Vorgängers eines Apollonius von Tyana a priori zu demonstriren.

Mit alter Verehrung Ihr

Al. Humboldt.

[1842.] Der König hat mir gestern, bei einem Schauspiel in der Kaserne des Reg. Kaiser Alexander, bestimmt aufgetragen, Ihnen zu danken für die viele Freude, die ihm Ihre Rede gemacht. Es sei ihm vieles darin ganz neu und alles sehr angenehm gewesen; „es ist aufserordentlich, wie Böckh auch schön deutsch schreibt. Von Raumer hat mich der Anfang sehr interessirt; hernach in die Asse übergehend wurde es mir schwer, die Schlaflust zu verbergen. Wenn man es nur nicht gemerkt!“ Ich gehe von dem allgemeinen Pariser Princip aus, dafs die vortrefflichste Abhandlung für eine Privat-Sizung des Instituts, da sie allen gelehrten oder gelehrt scheinenden Apparat enthalten mufs, nicht für eine öffentliche Sizung pafst; dafs für diese nur Allgemeines gehört, dafs wer sich erbietet zum öffentlichen Lesen, auch unfaul das, was ihm wichtig erscheint, neu redigiren mufs. Das Ballotiren über die Abhandlung, die wieder gelesen werden soll, ist erstlich ein sehr unfreundliches Mittel, zweitens aber sollte es nur unter der Bedingung geduldet werden, dafs umgeschmolzen und abgeschnitten würde. Das Recht Langeweile zu erregen darf man nur unter sich ausüben, weil gegenseitig Rache (Wiedervergeltung) möglich ist.

Al. Humboldt.

[1843.] Empfangen Sie, verehrtester Herr Geh. Rath, meinen innigsten Dank für die wohlwollende Mittheilung der *Schedae criticae.*[2]) Da ich ein Werk schreibe, das den anmaafsenden Titel hat „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ (man sagt physische Erdbeschreibung, und mein Werk begreift Himmel und Erde), so habe ich Bentley und Näke über die pythagoreische Bedeutung von Kosmos lesen müssen.[3]) Ich werde, wenn ich dem Druck näher bin, Sie über viele Philologica zu befragen haben und rechne zum Voraus auf Ihre nachsichtsvolle Gewogenheit. Ich bringe Ihnen dann Ihren Tarichos[4]) und die Schedae

1) Schelling.
2) Schrift von A. F. Näke in Bonn, 1812 erschienen.
3) S. Kosmos 1, 76.
4) Titel einer Schrift von H. K. E. Köhler in Petersburg, die übrigens schon im *Examen critique* 1, 51 citirt ist.

selbst zurück. Hier eine sehr, sehr interessante Sendung von Letronne für Sie. Wollen Sie ihm nicht durch mich antworten und ihm etwas schicken? Mit alter Verehrung

Ihr

Al. Humboldt.

[1843.] Sie haben mir, theurer Freund, durch sehr ermuthigende Worte am Ende Ihres Briefes eine freudige Nacht gemacht. Ich eröfnete Ihren Brief erst, als ich diesen Abend vom König kam. Auch bin ich ganz erstaunt über das wenige, was Sie zu ändern wünschen. Aber ich rebellire über die Italische Schule.[1]) Im Tennemann (z. B. Wortregister zur Gesch. der Philosophie) ist ja der Ausdruck ausschliefslich der Pythagor. Schule gewidmet. Ich werde gewifs „Pythagoreisch“ mit Ihnen schreiben, aber Herr Krahner, den Sie mir leihen, schreibt S. 42 „Die Pythagoräer“. Dagegen Otfried Müller: „Der Pythagorische Bund.“ Sie sollen mir das mündlich einst erklären, denn ich werde zu Ihnen kommen, um 2—3 Zeilen Ihrer ächtgriechischen Etymologie von „Kosmos“ zu der Sanscrit-Sauce zuzusetzen sous votre dictée. Das κόθμος von Bopp[2]) verstehe ich gar nicht.

Mit dem nemeischen Löwen, der also aus dem Monde in den Peloponnes fällt[3]), und zwar wieder durch Anaxagorische Veränderung des Schwunges, ist mir nun alles klar. Also nicht blofs Mondsteine, auch Mondthiere. Ihre astronomisch-cyklische Erklärung des Mythus ist wunderschön und sonnenklar. Dankbarst

Ihr

Al. Humboldt.

Mit Schelling, worüber Sie lächeln, hängt es so zusammen: Es ist nicht Wohlwollen, sondern etwas List und besonders Schonung für den verstorbenen Hegel. Die Stelle[4]) gegen die „heiteren und kurzen Saturnalien eines rein ideellen Naturwissens, einen Schematismus enger als ihn je das Mittelalter der Menschheit angezwängt“ hatte ich in der Singakademie 1827 ausgesprochen, und ich hielt es für feige sie nicht zu wiederholen. Nun hatte Hegel sich bitter gegen Varnhagen beklagt, und da ich nicht werde vermeiden können, den sehr geachteten, jezt ungerecht verfolgten Mann bald dort oben zu sehen, so hielt ich es de bon goût, zu thun als glaube ich, er und Schelling, die Erfinder der neuen Naturphilosophie, seien unschuldig, alles sei gegen ihren Willen geschehen. Daher die Phrase „ernste, der Philosophie und der Beobachtung gleichzeitig zugewandte Geister“. Aus dem Bruno citire ich dann aus Malice die Stelle, in der er sagt, die Philosophie scheine oft wie eine vergängliche meteorische Erscheinung[5]); von Hegel citire ich etwas ernstes und ehrenvolles. So komme ich zu meinen Zwecken ohne Liebe für beide, aber mit mehr Achtung für Hegel, der freilich auch schon das historische Christenthum in die Philosophie eingeschwärzt.

1) Kosmos 1, 62. 2) Ebd. S. 77. 3) S. 408. 4) S. 69. 5) S. 71.

[1843.] Ich habe Ihnen zu danken, mein hochverehrter Freund, dafs Sie mir die Freude geschenkt haben, Ihre herrliche, kräftige, wohlklingende Übertragung der Antigone, von zwei wichtigen Abhandlungen begleitet, dem König haben übergeben zu können. Ich machte ihn sogleich auf einige Chöre aufmerksam, die er mit Enthusiasmus las. Er wird Ihnen mündlich danken.[1]) Ich bewundere besonders die Chöre *Εὐδαίμονες οἷσι κακῶν* v. 569, den Eros Allsieger v. 758, die politischen, etwas gouvernementalen Stellen v. 640—650, die freundliche Behandlung Hermanns, dessen „impia pietas" und Herakles, „der nicht durch Gebet grofs geworden ist", ich neulich, da es Eichhorn gewifs nicht thut, dem König verdeutscht habe.[2]) Sollten Sie glauben, dafs der König die Donnersche Antigone (leider!) soviel mehr als den rheinischen Landtag kennt, dafs er bei Ihnen v. 1071 im „Hort Italias" das *κλυτὰν ὃς ἀμφέπεις* vermifste?

Sie haben wohl die Gewogenheit, in meinem Namen die Abhandlung von Lepsius der Akademie zu übergeben. Da der König grofse Vorliebe für diese nähere Bestimmung des Labyrinths hat, so befiehlt er mir, Ihnen des Lepsius Brief an ihn mitzutheilen. Ich lege meinen Auszug, der in der Ex-Staatszeitung abgedruckt ist, bei. Sie sorgen wohl dafür, mein Theurer, dafs in dem Bulletin der Akademie ein Auszug aus der Abhandlung und den Briefen, doch ohne den König und mich zu nennen, abgedruckt werde. Sollten es nicht Gerhard und Panofka besorgen? Sie sagen mir auch wohl einst mündlich, ob es nicht ein archäologisches oder Kunst-Journal giebt, in dem bald die ganze Abhandlung über den Pyramidenbau erscheinen könnte. Bei der Akademie ist keine Gelegenheit dazu, und es liegt Lepsius an baldiger Verbreitung. In der Abhandlung von Letronne „Essai sur le plan et la disposition générale du Labyrinthe d'Egypte d'aprés Hérodote, Diodore et Strabon", die in den Nouv. annales des voyages par Malte-Brun t. IV., p. 133—154 abgedruckt ist, und deren Grundzüge sich schon in Letronnes Übersezung von Strabo (t. V, p. 408) finden, sagt Letronne bestimmt, „dafs das wenige, was die egyptische Commission (Jomard) von den Resten des Labyrinths und allein über der Erde gesehen habe oder zu sehen geglaubt, gar keinen Begriff des Monuments giebt." Auch Heeren (II, 2 S. 75) sagt „Jomard und Gérard (Déscription de l'Egypte antique vol. II chap. XVII, 19) haben nur Haufen von Trümmern". Was Paul Lucas (voyage en 1714, t. II, 18) abbildet als Labyrinth tel qu'il est aujourd'hui, ist ein ganz anderer Tempel. Lepsius und Erbkam haben danach das unstreitige Verdienst, das Labyrinth wie neu entdeckt zu haben. Ich habe gestern Abend dem Könige Letronnes Klagen über den „völligen Mangel" bisheriger Beobachtungen vorgelesen. Der König ist unendlich neugierig auf Linants Bestimmung des See Moeris, der nicht mehr der Birket el Kerun ist, besonders auf die wahre Ausdehnung. Sehen Sie doch gütigst an: Herod. II, 149. Wenn ich ein Stadion zu 96 Toisen rechne, so finde ich den Durchmesser des Moeris 28 geogr. Meilen (15 auf den Grad), was ja ganz toll ist! Dazu die

1) Bald darauf, als der zweite Band des Corpus Inscr. Graec. vollendet vorlag, empfing Böckh die grofse goldene Medaille für Wissenschaft, mit kgl. Handschreiben vom 30. Mai 1843.

2) Vgl. G. Hermanns Ausgabe der Antigone, 1830.

Pyramiden im Moeris 100 Klafter, 600 Fuſs?? Wenn der Cheops 440 Fuſs hat? . . .

Mit alter Verehrung Ihr

Al. Humboldt.

Ich habe vorläufig an Tieck meine Antigone geliehen, voll Zeichen der Bewunderung. Er soll das Stück dem König neu vorlesen.

[1843.] Ich bin Ihnen, theurer College und Freund, recht innigst für die Mittheilung verbunden. Man schreibt nicht gehaltvoller, würdiger und zarter im Ausdruck als Sie. Ich habe mir den ganzen Passus über die eitle Zurückweisung der „Introduction“ abgeschrieben, um davon in dem Briefe Gebrauch zu machen, den ich Befehl habe an S.[1]) zu schreiben. Da ich morgen in einem andern Auftrage des Königs Eichhorn sehen muſs, so werde ich ihm von Schlegel im Sinne Ihres Berichtes sprechen. Sie sollen sehen, selbst wenn der indische Affe Hanuman auf meinen Brief, ja auf eine nachfolgende schmeichelhafte Cabinets-Ordre[2]) nachgiebt, so wird er die Introduction doch nicht fertig haben, wenn man sie braucht, und man wird zu des braven Preuſs Arbeit, die ich deutsch vor mir habe, seine Zuflucht nehmen müssen.[3]) Preuſs' Arbeit (Vorrede), sage ich Ihnen aber ins Ohr, der Sie ebenso trefflich Deutsch als Lateinisch und Griechisch schreiben, ist freilich nur als Grundlage (eine factische) zu gebrauchen. Da sein Styl schon im Deutschen sehr vulgär ist, so wird er im Französischen nicht besser werden. Daſs in Schlegel mehr Eleganz und Geschick zum Schreiben ist, darüber sind wir beide wohl einig. Aus meinen Potsdamer Gesprächen habe ich übrigens nicht schlieſsen können, daſs der König von S. selbst einen Brief erhalten habe. Der König glaubt aber ganz wie Schlegel, daſs niemand anders als der Hanuman in Deutschland Französisch schreiben könne. Sie sehen, ich glaube mich in demselben Verdammungs-Urtheil eingeschlossen.

Mit alter Anhänglichkeit Ihr

Al. Humboldt.

[1844, Frühjahr.] Der König, von dem ich eben komme, hatte wieder Zweifel, ob er in den Plautus[4]) gehen sollte, da er kein Lateinisch wisse. Ich habe ihm die deutsche Übersezung von Lessing gegeben und gerathen, wenigstens auf eine Dreiviertelstunde hinzugehen. Er schien es nun zu wollen. Ich frage nun bei Ihnen heimlich an, mein theurer Freund, da ich responsabel werde, ob troz der Christenverfolgung gegen Nauwerck[5]) auch alles sicher sei und anständig vorgehen werde. Ich

1) Schlegel.

2) Ein späterer Brief erwähnt die Kabinets-Ordre als am 8. Januar 1844 ausgefertigt.

3) Böckhs Bericht S. 468 bestätigt diese Voraussagung.

4) Aufführung der Captivi des Plautus, veranstaltet von Geppert, der damals Privatdocent an der Berliner Universität war. Vgl. Ribbeck, Fr. W. Ritschl 2, 122.

5) S. o. S. 113.

kenne nur Dr. Geppert, der mir einer der Anordner zu sein scheint. Sie haben wohl die Güte zu erinnern, dafs auf jeden Fall man Anstalten treffe, den König zu empfangen und zu leiten, wo er sizen soll. Anfangen mufs man ja ohne ihn, denn Sie wissen, wie mit seinem Kommen immer alles unsicher ist. Schreiben Sie mir gütigst vor Dienstag Mittag. Ich bin für alles, wodurch der König Zutrauen erregt, sich der Jugend zeigt.

Ihr

Al. Humboldt.

[1844.] Dr. Märcker, der jetzt die Leipziger Strafse bewohnt, hat mir seine Nummer so undeutlich geschrieben, dafs ich, theurer College, Sie belästigen mufs, um Sie zu bitten, ihm die Einlage zurückzuschicken und ihn wissen zu lassen, dafs ich unverzüglich und sehr gern ihn an Minister Uwaroff empfehlen werde, aber sehr wünsche, dafs er mir einige Titel seiner Bücher und Dissertationen schickt als nothwendiges Material zu meiner Empfehlung. Seine Schrift über den Begriff des Bösen bei den Griechen ist wohl die Hauptsache; ich denke, es giebt auch griechische Verse an Sie. Solche Hellenika liebt Uwaroff sehr. M. soll mir nach Potsdam recht bald schreiben.

Schlegel hat in einem geschrobenen eitlen Briefe, mit verhaltenem Ingrimm gegen die Akademie, die Vorrede angenommen. Ich schreibe allemal deutsch, er antwortet französisch. Der König hat ihm die Ehre angethan, ihn durch eine Cabinets-Ordre zur Vorrede auffordern zu lassen; nun wird der Tanz angehen, dafs er Materialien zur Vorrede fordern wird. Er ist eine alberne Person. Mit inniger Verehrung

Ihr

Al. Humboldt.

In Potsdam ist es auch nicht erheiternd.

[1844.] Ich mufs Sie, theuerster Freund, noch einmal mit dem Aerolithen von Aegos Potamoi (Plut. in Lysandro cap. 12) belästigen.[1]) Können Sie mir finden, in welchem Jahrhundert der Daimachos von der Religion[2]), nicht der indische Geograph, gelebt hat? Die Stelle, wo, nach Anaxagoras gottloser Meinung, Euripides im Phaethon die Sonne eine goldene Masse genannt hat[3]), finde ich im Diog. Laert. II cap. 3, p. 99 Hübner. Sehen Sie irgend einen Grund, warum man die Aerolithen gern aus der Sonne fliegen liefs? Vielleicht als etwas Metallisches und weil die Sonne Metallgehalt habe?

Ihr

Sie quälender

Al. Ht.

1) Kosmos 1, 139. 407.
2) Schrift des Daimachos *περὶ εὐσεβείας*, ebd. 407.
3) Kosmos 1, 402.

[1844.] Ich mufs im Kosmos wegen der menschlichen Hautfarbe die wichtige Stelle des Theodectes (aus Strabo lib. XV pag. 695 Cas.) citiren.[1]) Sagen Sie mir, theurer Freund, ob das der alte Tragiker Theodectes von Phaselis ist, den Schöll den Tragiker und Schüler des Isocrates nennt, oder ist er blofs Rhetor, nicht Verfasser der Tragödien, wie ich aus Groddeck, Init. hist. Graec. litter. T. I p. 918 abnehme.

Ihr
Sie plagender
Al. Humboldt.

Der König plagt mich oft mit dem krystallenen Himmel der Alten, weil Pius VII.[2]) mir sagte, die Meteorsteine wären Fragmente dieses gläsernen Himmels. Der König meint, Aristoteles könne nicht so dummes Zeug als gläserne Sphären geglaubt haben. In der That sehe ich in Arist. de caelo II, 8—10 blofs sich drehende Sphären, an denen die Planeten festsizen. Da aber ein Planet hinter dem andern liegt, so mufs man sich doch wohl die festen Sphären als durchsichtig vorgestellt haben. Können Sie mir, theurer College, vor meiner Abreise noch eine einzige Stelle irgend eines griechischen Schriftstellers angeben, in der die Sphäre, der feste Himmel, κρυσταλλώδης genannt wird, etwa im Diog. Laert.?[3]) In Delambre, Astr. anc., finde ich nichts klares, sinnliches.

[1844, August.] Je besser, mein theurer innigst verehrter Freund, ich Ihren neuen Schmerz[4]) fühle, desto mehr mufs ich mich bei Ihnen und Ihrer liebenswürdigen edlen Familie rechtfertigen, dafs ich nicht zu Ihrem Hause geeilt bin, um Sie an eine Stätte zu begleiten, die bald auch mich empfangen soll. Zu innerer Wehmuth mehr als ich sollte geneigt, vermeide ich erschütternde Eindrücke da, wo durch so alte Bande an die Trauernden geknüpft ich keine Mifsdeutung finden kann. Ihre Leiden, theurer College, haben ein Mitgefühl erregt, das Ihnen als Mensch, nicht blofs als ein so einzigbegabter, sondern als ein so edler und hochherziger, überall gespendet wird. Dieses Mitgefühl, ich weifs es, wird die Schritte, die ich so gern thue, bei dem König sehr erleichtern.[5]) Die Königin selbst hat dazu auch wegen Ihres Bruders, des Staatsministers, besondere Vorliebe für Sie. Das alles werde ich benuzen. Die Bülowsche Familie[6]), die ich gestern sah und mit der ich ein Grabmal besuchte, das auch Ihnen theuer ist, trägt mir ausdrücklich auf, Ihnen das Mitgefühl auszudrücken, von dem sie schmerzhaft durchdrungen ist.

Meine Reise, falls sie zu Stande käme, kann nicht vor Ende October sein. Der König hat die Kaiserin[7]) eingeladen, nicht nach Potsdam,

1) Ebd. 380. 491. 2) Kosmos 3, 165: „ein ehrwürdiger Kirchenfürst".

3) Die von Böckh angegebenen Stellen sind im Kosmos 3, 199 angeführt. Der Brief beweist, dafs Humboldt an den astronomischen Erläuterungen, die im dritten Teil des Kosmos gegeben sind, schon zu der Zeit arbeitete, wo er den ersten Teil druckfertig machte.

4) Tod des zweiten Sohnes, s. o. S. 133.

5) Es handelte sich um eine Pension für die Witwe Alexander Böckhs.

6) S. o. S. 417.

7) Charlotte von Rufsland, Schwester Friedrich Wilhelms IV.

sondern in die Einsamkeit nach Erdmannsdorf, wo er mit ihr, dann von Ende September an, einige Wochen leben könnte. Der Königin wird dies Arrangement, falls es angenommen wird, eben nicht bequem scheinen. Es ist schön, dafs der König, wegen der Überschwemmungen, für dieses Jahr alles zum Dombau bestimmte Geld zurückgezogen hat. Mit alter Liebe und Dankbarkeit

Ihr

Al. Humboldt.

[1844, September.] Wenn ich, theurer Freund, nicht früher auf Ihren herzlichen und schönen Brief vom 31. August geantwortet habe, so war es nur, weil ich Ihnen wünschte sichere Kunde von des Königs Ankunft zu geben. Von dieser hängt ja, wie wir verabredet, die Übergabe Ihrer und meiner Bittschrift[1]) ab. Prinz Adalbert bringt die Nachricht, dafs nun die Kaiserin doch nicht kommt, und dafs wir wahrscheinlich den König am 15. in Potsdam auf einige Tage besizen werden.

Die Rede[2]) ist poetisch schön, wohlklingend, liefse sich, wie alles was in Bildern, ohne Gedanken ist, angenehm in Musik sezen. Das Leben ist oft mit einer Schiffahrt verglichen worden, und wo die Ufer eng sind, irret man oft in der Richtung[3]) der Bewegung und weifs kaum, ob man vor- oder rückwärts gehe. Auch glaube ich nicht die „hohen Diener" ehren zu müssen, wenn sie zum „Nachtgefieder" gehören. Das sind meine radicalen Ansichten. Ein[3]) Eindruck einer solchen Rede ist aber gewifs; sie vermehrt die Aufregung.

Sie verzeihen meine Anfragen wegen der Lorbeer-Sardelle[4]) und wegen ῥύαξ.[5]) Sie könnten mit Recht mich fragen: De quoi Vous mêlez-vous?

Verehrungsvoll

Ihr

A. Ht.

1845, 26. December. Hier, mein theurer nachsichtsvoller Freund, erhalten Sie meine ganze Arbeit über den Ausdruck des Naturgefühls nach Verschiedenheit der Zeiten und der Völkerstämme.[6]) Damit Sie von der ganzen Composition einen deutlichen Begriff fassen, bitte ich Sie, zuerst einen Blick auf das kleine Inhaltsregister auf dem Umschlag zu werfen. Ich bin von dem Bekannten zum Unbekannteren übergegangen. Es ist in allen Litteraturen derselbe Gesichtspunkt verfolgt, nicht Voll-

---

1) Vgl. den vorigen Brief.

2) Rede des Königs bei der Jubelfeier der Universität Königsberg; vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte 5, 237.

3) Im Original unterstrichen.

4) Kosmos 1, 463: „Nach dem ganzen Zusammenhange [der Stelle bei Origenes] ist es sehr unwahrscheinlich, dafs Xenophanes einen Lorbeer-Abdruck statt eines Fisch-Abdrucks [an einem Felsen der Insel Paros] gemeint habe."

5) Ebd. 1, 451: „Lavastrom."

6) Gedruckt im zweiten Bande des Kosmos, S. 6—75, die Anmerkungen S. 104—126.

ständigkeit gesucht, aber nach leitenden Ideen und anregender Mannigfaltigkeit gestrebt. Ich flehe 1) auf dem Manuscript blofs ein Kreuz mit Bleifeder zu machen, damit ich Zeit im Finden erspare, und auf einem besonderen Blatte, mit Citation der Seite des Textes und der Anmerkungen, Ihre Correction zu schreiben. Lesen Sie ja immer die Noten mit dem Texte zugleich. Ich werde nach Ihrem Rathe lieber zusezen als abschneiden, weil durch Abschneiden meist die Gliederung des Styls leidet, auf den ich die höchste mir mögliche Sorgfalt gewandt habe. 2) Ich bitte Sie ja nicht viel Zeit mit Nachschlagen der Stellen zu verlieren, wo Ihnen nicht ein besonderer Verdacht entsteht. Ich habe alles von neuem selbst gesehen. Wegen Seite 10, Anm. 6, wo der Frühlingspäane gedacht wird, lege ich meine Quelle, Otfr. Müller Bd. I (1841) S. 31 bei; Sie besizen vielleicht das Buch nicht. 3) Ich flehe mein Manuscript recht zu schonen und es alle Abend in das heilige Pappkästchen zu legen. Es ist eine saure nächtliche Arbeit, erst im October begonnen.

Wenn es Menschen geben wird, die sagen, dies alles gehöre nicht in eine physische Weltbeschreibung, so antworte ich, dafs ich mir die Natur nicht ohne den Reflex der Aufsenwelt auf das Gemüth und die Einbildungskraft denken kann. So habe ich schon den Kosmos aufgefafst, als ich 1825—27 meine Collegia französisch las. Auf dieses Stück von der Naturbeschreibung folgen nun als [weitere] Anregungsmittel zum Naturstudium:[1]) Allmälige Entstehung der Landschaftsmalerei von Ludius bis Claude Lorrain, und Wirkung von Pflanzungen, Anblick contrastirender Gestaltungen. Nach diesem Abschnitt von den drei Anregungsmitteln kommt im zweiten Bande, der im Mai erscheinen soll, die Geschichte der Weltanschauung[2]), Aufzählung der Begebenheiten und Verhältnisse, die den Menschen die Existenz eines Kosmos, eines wohlgeordneten Ganzen offenbart haben. Das Ende des zweiten Bandes und der ganze dritte und lezte Band[3]) enthalten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung über die speciellen Theile des Kosmos, d. h. eine Erläuterung und Ausführung dessen, was im ersten Bande in dem Naturgemälde zusammengedrängt ist. Wären diese Ergebnisse gleich in das Naturgemälde eingeschaltet, so würde in diesem aller Eindruck der Einheit und des raschen belebenden Überblikkes verloren gegangen sein.

Hier haben Sie, mein theurer Freund, das ganze Geheimnifs meiner Composition. Ich glaube, dafs das Buch dieser mehr als der Reichhaltigkeit des Inhalts sein wunderbares Glück verdankt, denn in England z. B., wo man die Übersezung mit völliger Vernachlässigung des Styls in Heften von 3—5 Bogen verkauft hat, wird neben der ersten Übersezung bei Baillier schon eine zweite bei Murray angekündigt. Sie sehen, ich weifs mich selbst zu loben, wo ich mich vertheidigen sollte, aber wo bliebe, bei 76 Jahren und so vielem Familienunglück, der Muth nächtlicher Arbeit, würde diese nicht durch einige kindische Zuversicht belebt!

Da ich Cotta versprochen, den Druck im Januar anzufangen, so bitte ich Sie, wenn Sie es können, mir von Ihrer Zeit aufzuopfern, aber recht

1) Kosmos 2, 76—103. 2) Ebd. 135—400.
3) Im Druck wurden daraus Band 3 und 4.

strenge zu sein, auch im Styl. Sie wissen, welche tiefe Achtung ich für das habe, was Sie in beiden Sprachen mit so herrlichem Wohlklang hervorbringen. Ich lege Versprechungen des Ministers Eichhorn, den Otfr. Müller und den mürrischen Prometheus von G. Hermann in die heilige Ciste.

Ihr

Al. Humboldt.

[1846, Januar.] Mein verehrter Freund! Ich habe gestern mein Manuscript nach Stuttgart geschickt und bin heute noch ganz erwärmt von der liebenswürdigen Sorgfalt und Aufopferung, mit der Sie meinen Text verbessert. Ich glaube, dafs es nicht zwei Kleinigkeiten giebt, in denen ich Ihrem Rathe nicht gefolgt wäre. Natürlich ist im Texte der Frühlingspäan von Otfried Müller verschwunden und dagegen Plutarch und der Dithyrambus des Pindar, von dem Sie ein Stück so wunderschön ins Deutsche übertragen, benuzt worden.[1]) Auch Menanders Citat, „das nicht in unserm Critias steht" (woraus Heeren schliefst, Menander habe mehr von Critias gehabt als wir), habe ich vertilgt.[2]) Ihre Sprachbemerkungen sind mir überall sehr wichtig gewesen; Sie haben für einen Dankbaren gearbeitet. Chäremon ist benuzt, auch der „recht inhaltreiche" Eduard Müller[3]), und Kresphontes an die Stelle des fälschlich citirten Rhadamanthus getreten.[4]) Ich erwähne dies alles einzeln, damit Ihnen keine Besorgnifs übrig bleibt! Im Ganzen hat Ihre Durchsicht, mein Theurer, mir viel Muth gegeben. Zu dem Rhadamanthus im Strabo hatte mich die Behauptung von Grofskurd[5]) verführt, und in einem mir so entfremdeten Fache, seitdem ich 1790 mit Wilhelm bei Heyne[6]) das Seminarium frequentirte, hätten mehr philologische Schnizer vorfallen sollen, denn aufser Ihnen hat in griechischen und lateinischen Schriftstellern mir niemand geholfen.

Ackermanns Feinde haben mich in der Schlesischen Zeitung 12. Januar verdientermaafsen heruntergerissen: Die ganze Commission sei zerbröckelt und gehe auseinander; in der Akademie halte man es für einen Schimpf, davon zu sein. Der Präsident würde sich auch wohl noch schämen, denn schon haben Raumer und Grimm sich losgesagt. An der Freiheit der Censur liege es gar nicht; an allem sei schuld der verderbliche Einflufs und die Nachgiebigkeit gegen einen weltberühmten Gelehrten! Buvez de l'eau là-dessus. Eichhorn, neben dem ich vorgestern in der schwarzen Versammlung beim König safs, hat mir gesagt, er habe Herrn Ackermann das Ganze (375 Thlr.) verschafft; die Antwort sei da. Wenn es etwa nöthig sein würde, davon im Pleno zu sprechen, so bemerken Sie doch wohl, theurer Freund, dafs Herr Ackermann den König unmittelbar um diese Summe angesprochen. Dankbarst

Ihr

A. Ht.

1) Kosmos 2, S. 10. 104 f. 2) Vgl. ebd. S. 107. 3) S. 104. 4) 105.
5) Verfasser einer Übersetzung des Strabo. 6) In Göttingen.

1846, 28. Februar. Wenn ich bedenke, dafs mit Arbeit belastet Sie jezt keine Ferienzeit haben, so erschrecke ich fast über meine Frechheit, Sie mit meiner Landschaftsmalerei und meiner Pflanzenphysiognomik[1]) zu ermüden. Aber ohne Ihren Blick auf diese Blätter habe ich keine Sicherheit und keine Ruhe. Ich flehe also um Ihre Nachsicht, um Correctur alles dessen, was Ihnen unrichtig und unvorsichtig ausgedrückt scheint, um Correctur alles dessen, was Ihnen nach Ihrem so unendlich feinen Geschmacksinn im Styl zu verändern scheint. Ich bin sehr folgsam. Wenn das Ganze nicht besser ist, so liegt es nicht an der Mühe, die ich darauf verwandt. Flüchtig habe ich nicht gearbeitet. Ich habe gestrebt, die Reichhaltigkeit der Materie durch die Kunst der Darstellung zu besiegen, aber vom Streben zum Gelingen ist ein weiter Weg.

Da ich diese Blätter noch in Prof. Waagens Hände legen mufs[2]), ehe ich sie an den lechzenden Cotta sende, so werden Sie mich sehr erfreuen, wenn Sie bald Muth fassen, zu beginnen. Das Substrat der Citationen ist sicher, ich habe jede Stelle mit eigenen Augen gesehen. Verehrungsvoll

Ihr

Al. Humboldt.

Ich habe den Kephissos wiedererweckt.[3]) Tausend Dank!

[1846, April.] Wenn ich Ihnen so spät erst, theurer Freund und College, für die classischen Studien des grofsen Friedrich[4]) danke, so ist es nur, weil ich Ihnen zugleich nach dem Durcharbeiten meines Kosmosmanuscripts sagen wollte, wie sehr mich auch die Ihnen geringfügig scheinenden Correcturen erfreut, wie sehr Sie mir durch diese Sorgfalt wieder genützt haben. Ich weifs nicht, welcher böse Geist Ihnen konnte eingeflüstert haben, dafs gerade eine in Sprache und Darstellung so vortrefliche, dem König so wohlgefällige Rede kalt und nüchtern sei. Sie ist lebendig im Eingange, lebendig in den Redeformen. Sie besizen ja gerade, was mir fehlt, das Maafs in der Färbung, diese der Natur des Gegenstandes anzumessen.

Ich bitte Sie, selbst ohne Brief dem Kronprinzen von Bayern, auf dem Schlosse, Ihre Rede zu senden. Der König sprach noch gestern Abend über die Werke Friedrichs II. und das was er eigentlich durch Sie erst erfahren, wie der Held in den Alten lebte. Ich versprach dem Kronprinzen, ihm die schöne Rede zu schaffen. Erfüllen Sie meine Bitte! Schicken Sie sie aber recta via, denn der König geht heute allein mit mir auf 3—4 Tage nach Potsdam.

Ihr

Al. Ht.

1) Kosmos 2, 76—94; Anmerkungen 126—132.

2) Kosmos 2, 128. Waagen war Prof. der Kunstgeschichte an der Berliner Universität.

3) Bezieht sich auf den von Böckh schon durchgesehenen, ersten Abschnitt; Kosmos 2, 12: „die schlummerlosen Gewässer des Kephissos".

4) Böckhs Rede vom 29. Januar 1846, Kl. Schriften 2, 336 ff.

[1846, Mai.] Potsdam. Ich habe, theurer College und Freund, die Unvorsicht gehabt, auf übermorgen, Montag, ein Diner bei Meyerbeer mit Raoul-Rochette[1]), der gestern Abend hier gegessen und bei seiner mimischen Lebhaftigkeit gefallen hat, anzunehmen. Deshalb werden Sie und unsere Freunde mich wohl entschuldigen, wenn ich mir das Café royal, das Festessen von Mittwoch, erspare. Der König entbehrt mich ungern. Sie sagen wohl dem assyrischen und etruscischen Nilschlüssel, dem Fundament von Passalaquas ägyptisch-theologischen Phantasien, dafs es ungewifs sei, ob ich mich losmachen werde.

Arbeiten Sie ja recht mit unseren Rittercollegen, dafs Gotofredus Hermann dieses Mal gewählt werde.[2])

Mit alter Verehrung

Ihr

Al. Humboldt.

Ich habe wohl die grofse Hofnung, Sie Montag bei Meyerbeer zu finden. Ich habe mir vor Jahren Auszüge gemacht aus L. Philippson, Podalirius, über Cyclus der aristotelischen Schriften, Erstes Heft 1832, wegen der Frage, ob die Animalia vor dem Zuge nach Indien geschrieben sind.[3]) Ich finde die kleine Schrift nicht auf; besizen Sie dieselbe, mein theurer Freund?

[1846, November.] Potsdam. Es ist mir leider nicht vergönnt, Ihre und der liebenswürdigen Geh. Räthin Einladung auf Mittwoch anzunehmen. Ich verlasse allerdings schon Mittwoch den hiesigen Aufenthalt, aber ich bin in Tegel versagt zu einem Abschiedschmause der Generalin Hedemann[4]), die Donnerstag nach Erfurt zurückkehrt. Ihre diesjährige Rede[5]) ist von ungewöhnlichem Glanz und Wohlklang. Mögen die Rathgeber sich die Anrede des Haemo[6]) zu Nuze machen, und möge es geschehen, *ne ad interitum vergant fata populi, ut iniquitates et mala priorum temporum abrogentur!*[7]) Und die merkwürdige Correspondenz meines Bruders mit Wolf[8]), die mit einer kleinen Erkältung wegen des Staatsraths-Titels in irdischer Prosa endigt. Nun habe ich erst erfahren (S. 106 u. 113), wo meine älteste Arbeit „über die Webereien der Griechen“ verloren gegangen ist. Mit alter Verehrung

Ihr

Al. Humboldt.

[1847, August.] Sanssouci. Wieder eine philologische Petition. In der neuen Ausgabe von Gehlers physikalischem Wörterbuch steht

1) Über dessen Anwesenheit in Berlin s. Böckhs Brief an Welcker 25. Mai 1846.
2) Wahl zum Ritter des Ordens pour le mérite.
3) Vgl. Kosmos 2, 427. 429, wo statt dieser Schrift Stahrs Aristotelia citirt sind.
4) Tochter Wilhelms v. Humboldt.
5) Rede am 15. Oktober 1846, Kl. Schriften 1, 324 ff.
6) Ebd. S. 326. 7) S. 333.
8) Im fünften Bande der „Gesammelten Werke“ W. v. Humboldts; vgl. A. v. Humboldts Biographie, herausg. von K. Bruhns 1, 187.

neben der sehr bekannten Herleitung des Electrums (Bernstein)[1]) von ἕλκειν folgender Zusatz von Dahlmann: „Von ἕλκειν entstand zuerst gewifs die härtere Form ἕλκτρον, die später in ἤλεκτρον gemildert worden ist, wie etwa ἡμέρα zu ἦμαρ wird.“ Wie kommt überhaupt das η in ein Derivatum von ἕλκειν? Die grammatischen Formen sind εἵλκυσα und εἷλκον. Glauben Sie an das Mildern? Und das poetische ἦμαρ ist ja härter als ἡμέρα und würde also wohl das ungemilderte primitive sein. Buttmann Acad. Abh. 1818—19 S. 38 habe ich noch nicht nachgesehen.

Ich seufze nach Ihrer Rede[2]), die ich leider nicht hören konnte! Welch ein Laster sind Leibnizens französische und deutsche Gedichte an die Kammerfrauen, ohne Geist und Sprache. Sie haben wohl Recht gehabt, uns neulich merken zu lassen, dafs das Hofleben den grofsen, christlichen, aristocratischen Mann etwas verdorben hat.

Verehrungsvoll

Ihr

Al. Humboldt.

Der König quält mich mit den Telamonen, wie die Architecten die männlichen Cariatiden nennen. Eigentlich heifst es ja Tragegurt, nicht die Person, der Träger selbst. Der Telamon, Vater des Ajax, war allerdings als Gefährte des Hercules wohl ein corpulenter Herr, aber getragen hat er nichts. Haben also die architectonischen Telamonen nichts mit diesem Vater des Ajax zu thun und hängt dieser Name nur zufällig mit τλάω zusammen? Zu Leibniz Zeiten waren die Hofgespräche gewifs Monadologie, jetzt Hellenica.

[1847, August.] Sie haben mich, wie immer, theurer Freund, durch Ihre Antworten über den Ziehstoff und die Telamonen sehr befriedigt. Ich eile aber Ihnen über die Rede zu antworten, die ich allerdings dem König gern übergeben würde, wenn es möglich ist. Der König kommt Dienstag, übermorgen, von Doberan zurück und geht den 23. August schon über Ischl nach Venedig[3]) und von da nach Coblenz und Münster, wo er 19. September sein mufs. Er ist erst in den ersten Tagen des October wieder hier. Ich selbst gehe Anfang September auf 3 Monate nach Paris. Persönlich kann ich also vor December nichts übergeben, und dem König könnten Sie wohl die Rede nach dem Rheine nachschicken. Es wird aber grofse Confusion vom Manœuvre und ewiger Wechsel des Aufenthalts sein.

Ich flehe, da ich morgen erst Abends um 7 Uhr nach Potsdam zurückgehe, um Buttmanns Abhandlung in irgend einer Form. Da ich erst 1827 hier in das Land berufen worden bin, so besize ich nur in Paris gemachte Excerpte, aber nicht die Schriften unserer Akademie vor 1827; kann man diese von 1805 an einmal geschenkt erhalten? Dahlmann

1) Vgl. Kosmos 2, 410. 517 f. Gehler 3, 234.

2) Rede zum Leibniztage, 8. Juli 1847. Kl. Schriften 2, 354.

3) Vgl. über diese Reise A. v. Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen (1885) S. 293 ff. Treitschke, Deutsche Gesch. 5, 644.

wird aus Buttmann geschöpft haben, aber in Gehlers Wörterbuch sagt Prof. Muncke in Gieſsen[1]) ipsissimis verbis: „Ich habe mich an meinen Collegen Dahlmann gewandt."

Über Gassendi habe ich mich beruhigen müssen, da ich Halmas Übersetzung des Almagest an den recht gelehrten Neptunisten Dr. Galle auf unserer Sternwarte geschenkt. Er hatte alles Mathematische untersucht, hat aber wie Sie die Überzeugung, daſs Gassendi sich geirrt, weil man aus dem Almagest nichts Tychonisches dem Apollonius anheften kann.[2]) Ich sehe Sie gewiſs vor meiner Abreise, nach Ihrer Rückkunft. Möge die liebenswürdige Gattin Sie begleiten. Um Michelet[3]) steht es besser, doch wird gegen Lord Spiker[4]) noch immer gewüthet. Verehrungsvoll

Ihr

A. Ht.

[1847, August.] Ich besize eine Autographensammlung von dem vielen Schönen, was ich Ihnen, theurer Freund, über die Mécanique céleste der Griechen verdanke. Ihre lezten Erläuterungen der Stelle des Simplicius[5]) haben mich besonders erfreut. Es ist so wichtig, bei den Alten dieselbe Idee auf verschiedene Weise ausgedrükt wiederzufinden. Nun meine lezte Bitte, daſs Sie die beiliegenden Blätter noch einer oberflächlichen Durchsicht würdigen. Es ist, glaube ich, factisch nichts zu erörtern. Ich bin überall an die Quellen selbst gegangen, aber Sie können mildern, mir rathen einzulenken, weniger keck aufzutreten. Hauptsächlich bitte ich Sie, in den Noten achtzugeben, wo Sie Lateinisch und Griechisch wittern. Ich fühle, wie unbescheiden es ist, Sie mit Noten zu quälen ohne den Text, der dazu gehört: aber ich weiſs, wie sehr ich auf Ihre liebevolle Nachsicht rechnen kann. Im Ganzen, denke ich, soll der zweite Theil als ideenreich, nach Genauigkeit strebend und als jeder Art der Bildung geeignet ansprechen. Ändern Sie nach Ihrem feinen Tact im Styl, wo Sie es wünschen. Ich halte sehr auf Anmuth und Wohlklang der Diction.

Ihr

Al. Humboldt.

Ich bin recht unwohl und erkältet von Sanssouci hereingekommen.

[1847, September.] Sanssouci. Sie sind meine angenehmste Hülfe, mein theurer Freund. In Ihrer Abwesenheit hatte ich an Jacobi[6]) geschrieben, aber seine Antworten sind immer absprechend prahlerisch und so allgemein

1) Der betreffende Artikel in Gehlers Wörterbuch, dessen dritter Band 1827 erschien, ist von Chr. H. Pfaff, Prof. in Kiel, verfaſst.
2) Kosmos 2, 504.
3) Vgl. Böckh an Welcker 30. Juni 1847.
4) Chefredakteur der Spenerschen Zeitung, scherzweise Lord genannt, vgl. Varnhagen, Tagebücher 13, 295.
5) Kosmos 2, 501.
6) Prof. der Mathematik an der Berliner Universität, † 1851.

gefafst, dafs man nie zu einem Citate zwingen kann. Ich habe in den Bogen des Kosmos, die jezt gedruckt werden und die ich Ihnen noch vorlegen werde, von der tiefen Naturbetrachtung des Anaxagoras gesprochen[1]), nach der der Mond, wenn seine Schwungkraft aufhörte, zur Erde fallen würde, „wie der Stein in einer Schleuder". Zu dieser Stelle suchte ich ein Citat und gebrauchte nur Plut. de facie p. 923c, das ich in meiner hiesigen Bücherarmuth aus Ideler Met. Graecor. p. 6 Note 7 nahm. Diese Stelle des Plut. (von der Schleuder) bezieht sich gewifs auf Anaxagoras, von dessen Phantasien vom „Nachlassen im Umschwunge" ich im Kosmos Bd. I S. 139, 401 und 408 mit Rücksicht auf den Steinfall zu Aegospotamoi weitläuftig gehandelt. Zu der Stelle im Plut. wünschte ich nun eine andere hinzuzufügen über Schleuder, Umschwung im Fallen des Mondes, und in der Anaxagoras genannt wäre. Um ein solches Citat, das wohl im Diog. Laert. vorkommen mufs, bitte ich nun Sie, theurer Freund, nachdem ich es bei Jacobi vergeblich gethan.[2]) Ich schicke Ihnen seine Antwort, aus der ich nichts gelernt, das ich nicht schon gewufst, Dank sei es dem sehr sorgfältigen Galle, der Almagest XII für mich nach Ihrem Rathe untersucht.[3]) Da ich immer nur numerisch citire, nie griechische Texte im Kosmos abdrucken lasse, so geht mich die Emendation[4]) für ῥιζώδεα wenig an, doch bin ich neugierig, ob Sie sie nicht gewaltsam finden; ῥέμβω heifst freilich nach den gemeinsten Wörterbüchern (Alexandre) ursprünglich tournoyer, wie ein Kreisel. Ich habe jezt bis zur lezten Zeile das Msc. des Kosmos, Bd. II, nach Stuttgart geschickt und reise erst ab, wenn ich eine erste Correctur erhalte. Möge Ihnen Ihre Reise angenehm gewesen sein! Der König hat noch Ihre treffliche, so schön geschriebene Rede vor der Abreise erhalten. Ich habe ihm noch darüber einiges Böse sagen können.

Verehrungsvoll

Ihr

Al. Humboldt.

[1847, September.] Potsdam. Ich quäle mich noch oft mit dem Philolaus und den sogenannten alten Copernicanern.[5]) Im Arenarius des Archimedes ist die merkwürdige Stelle von der Sonne, die Aristarch um die Erde führt. Delambre in der Hist. de l'astronomie ancienne T. I p. 102 hat die Stelle weitläuftig commentirt. Sie erläutert, was Plutarch Plac. II 24 und Sext. Emp. adv. mathem. IX 410 von Aristarch von Samos sagen. Darf ich Sie bitten, mein theurer Freund, da ich die Stelle des Archimedes citiren mufs und nicht blofs sagen möchte, sie stehe im Ψαμμίτης, mir die pagina irgend einer Ausgabe des Archimedes zu senden?[6]) Prof. Apelt in Jena in einer sehr gelehrten Schrift „Epochen der Geschichte

1) Kosmos 2, 348.
2) Die Anmerkung im Kosmos 2, 501 enthält das Citat Diog. Laert. II, 12.
3) Kosmos 2, 504. 4) Zu ergänzen: jener Stelle bei Plutarch.
5) Kosmos 2, 349. 502 f.
6) Zwei Ausgaben des Archimedes, von 1615 und 1544, sind Kosmos 2, 502 citiert.

der Menschheit", 1845, behauptet, Copernicus, der 1543 starb, habe die Stelle des Arenarius nicht kennen können, da die erste Ausgabe des Archimedes Basel 1544 sei: Ist das wohl richtig?[1]) Verzeihen Sie die ewige Lästigkeit. Hat sich endlich Michelets Sache humanisirt? Verehrungsvoll

Ihr

Al. Humboldt.

[1849.] Sie sind immer so nachsichtig gegen mich, mein theurer Freund, auch wenn ich Mittelmäfsiges hervorbringe, dafs ich wohl wagen darf, Sie zu bitten, einen Blick auf den Rhodischen Genius S. 297 zu werfen. Ich bin in der Nothwendigkeit, ihn in der dritten Ausgabe wieder abdrucken zu lassen.[2]) Die Buchhändler fordern es; dazu hatten Goethe und besonders Schiller eine besondere Vorliebe dafür. Es sind moderne Ideen in altgriechischer Kleidung! Das Ganze hat Wohlklang der Sprache. Meine ganze Bitte geht also nur dahin, ob in einzelnen Phrasen etwas unrichtiges, leicht zu verbesserndes sich findet? Ich würde jede Weisung dankbar annehmen. Der Zusaz S. 309 ist nicht unwichtig; diesen kann ich in Gedanken und Sprache vertheidigen. Die Namen S. 308 sind pythagoreisch, hoffe ich. Locale topographische Benennungen kann ich ändern; auch im Style erkenne ich gern Ihre Meisterschaft und werde nachgeben, wo Sie es wollen. Dankbar

Ihr

A. Humboldt.

Verbessern Sie auch S. 309 im Latein, wo es nöthig ist. Es ist mühsam, so seit 1790 im Dienste des Publicums zu stehen!!

[1849, April.] Bei dem ihn beglückenden Wohlwollen, das Sie, theuerster Freund, dem jungen, arbeitsamen Brugsch[3]) geschenkt haben, macht Ihnen die Anlage gewifs einige Freude. Ich bin nicht von denen, die immer gleich besorgen, dafs jede zu frühe Aufmunterung oder Belobung nothwendig verderblich wirke. Ich glaube vielmehr, solche Verhältnisse geben eine innere Haltung, das Gefühl von der Nothwendigkeit, fortgesezt aufmerksam auf sich selbst zu sein. So ging es in mir vor, als ich 20 Jahr alt zuerst vor dem Publicum auftrat und einige Aufmerksamkeit erregte. Der Aufsaz in der Revue archéologique ist sehr ehrenvoll für den jungen Mann, der so verächtlich abgeschreckt werden sollte, „als Sohn eines Wachmeisters, der erst ganz andere Dinge erlernen müsse".

Die Antwort des Senats, die ich gesehen, hat mich sehr befriedigt. Sie nennt den Vorfall beklagenswerth[4]) und verweist an höhere Mächte.

1) Vgl. Kosmos 2, 349.

2) Die dritte Ausgabe von Humboldts Ansichten der Natur, worin die Schrift über den Rhodischen Genius enthalten ist, erschien 1849.

3) In Böckhs Nachlafs befindet sich ein Brief von Heinrich Brugsch, mit welchem er als Primaner eine Schrift, betitelt Scriptura Aegyptiorum demotica übersandt hat, am 3. März 1848.

4) Nähere Angabe fehlt.

Da ich diesen zu nahe stehe, um ihnen zu vertrauen, werde ich sehr rathen, nun die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen. Cortez hat ja nun die Schiffe verbrannt und das ominöse dreimalige *οὔποτε* gewagt.[1]) Ob ein ausführbarer Plan dahintersteckt? Für mich eine kimmerische Finsternifs. Mit alter Liebe, d. h. Verehrung

Ihr

Al. Humboldt.

[1849, 14. Mai.] Ich quäle, weil ich immer furchtsam bin in dem, was ich wenig weifs. Haben Sie die Gnade und werfen einen Blick auf Aristot. Metaph. XIII cap. 3 p. 1090 auf die Worte *ἡ φύσις ἐπεισοδιώδης — μοχθηρὰ τραγῳδία.* Ich spreche im Eingange des lezten Bandes des Kosmos[2]) von der Nothwendigkeit, die Natur in dem Zusammenhange der Phänomene darzustellen, und ich finde es zierlich und doch nicht geziert, diese Stelle anzuführen. Darf ich etwas geschmückt übersezen: „denn, wie schon der Stagirite sagt, die Natur ist in der Welt der Erscheinungen nicht zusammenhangslos wie eine schlechte Tragödie"; darf ich? Tadeln Sie „zusammenhangslos", so mufs ich die ganze Stelle aufgeben, denn von Episoden kann ich nichts brauchen.[3]) Oder soll ich blofs sagen „um an einen Ausdruck des Arist. zu erinnern"? Dankbar

Ihr

Al. Humboldt.

Vielleicht wissen Sie noch nicht, dafs der König am heutigen Tage durch eine telegraphische Depesche benachrichtigt worden ist, der Grofsherzog von Baden habe, von seinem eigenen Leibregiment und anderen aufrührerischen Badenschen Truppen in Carlsruh verfolgt, von den Bürgern geschüzt, aus seinem Lande fliehen müssen[4]), man weifs nicht wohin!!

[1849, Mai.] Weil ich bei Tische gequält werde, so quäle ich Sie, verehrter Freund, vor Tische. 1) Der König macht die ungeheuren Fragen von dem Verhältnifs der Bevölkerung beider Städte, Rom (August) und Athen, freie und unfreie Menschen, in der Art wie wir die Einwohnerzahl von Paris und London angeben. Er will für Athen (Perikles) allein 700000; mehr hatte wohl ganz Attica nicht. Für Rom hat ihm Niebuhr[5]) aufgebürdet 2 Millionen, das heifst wohl die ganze Campagna di Roma. Das sind centnerschwere Tischfragen. Der Spanier sagt: quien save. 2) Der König fragt nach dem Werthe des Goldtalents, des attischen, in

1) Graf Brandenburgs Erklärung in der zweiten preufsischen Kammer, 21. April 1849.

2) Kosmos 3, 14.

3) Die Übersetzung a. a. O. lautet (nach Böckhs Angabe): „In ihr (der Natur) ist nichts zusammenhangslos Eingeschobenes wie in einer schlechten Tragödie."

4) Die Flucht fand statt in der Nacht vom 13. zum 14. Mai 1849.

5) Marcus Niebuhr, Kabinetsrat Friedrich Wilhelms IV., Sohn des Geschichtschreibers.

preufsischen Thalern. Gen. Radowitz, der auf alles apodiktisch antwortet, sagt: 6000 Thaler, ich glaube im Gedächtnifs zu haben: ein attisches Talent in Silber nahe an 1400 Thaler, 60 Minen, und ein attisches Talent in Golde = 10 Silbertalente, also an 14000 Thaler. Ich habe Ihren herrlichen Staatshaushalt nicht bei der Hand.

Die Hunnen[1]) reisen mit Ministerial-Erlaubnifs von Cracau durch Oberschlesien auf der Eisenbahn, ihrer Bequemlichkeit wegen.

Dankbarst

Ihr

Al. Humboldt.

Sie werden jezt in der Akademie Vorschläge machen für Letronne und Endlicher. Nur nicht Raoul-Rochette für Letronne; er würde sich im Grabe wälzen. Duc de Luynes, der Geschichtschreiber Amédée Thierry, auteur de l'hist. des Gaulois (de l'Acad. des sciences morales et polit., nicht mit Augustin Thierry de l'Acad. des inscr. zu verwechseln)[2]), Elie de Beaumont, Dumas[3]), Leverrier, Bournouf, Etienne Quatremère. Kein Engländer; Leopardi nimmt nicht an. Für G. Hermann ja Creuzer und troz Mitscherlich Liebig.

1849, 10. August. Potsdam. Innigen Dank, mein edler Freund, für Ihre so nachsichtigen Worte! Ich war gestern wegen einer Ausflucht nach Tegel so bedrängt, dafs ich Ihre Erlaubnifs benuzen, aber meinen Dank nicht aussprechen konnte. Es wird mich sehr aufrichten, wenn ich die Überzeugung gewinnen werde, dafs Ihnen die Einleitung[4]) in Inhalt und Form der litterarischen Composition nicht misfalle. Ich glaubte die Veranlassung benuzen zu können, mich noch einmal frei (ich stehe nun schon 58 Jahre, fast ununterbrochen, schreibend vor dem Publicum) über den so wenig verstandenen Zweck des Kosmos, über das was er allein hat sein können, und das was man aus dem Reiche der Unmöglichkeit von ihm verlangt hat, auszusprechen. Die 25000 in beiden Welttheilen heut existirenden Exemplare von drei verschiedenen englischen Übersezungen befriedigen keineswegs meinen litterarischen Ehrgeiz.

Mir liegt daran, in dem lezten Bande durch die Betrachtung dessen, was seit 2500 Jahren über die Welterklärung versucht worden ist, noch einmal den denkenden Leser zu fesseln, die Ähnlichkeiten und die Contraste in der Arbeit physischer Gedankenentwickelung von der ionischen Schule bis Giordano Bruno, Descartes, Newton in grofsen Zügen darzulegen, die Mittelstufen geflissentlich überspringend. Die Färbung des Styls mufste wieder die sein, dafs man über grofsen Gedankenmassen zu schweben scheine, bei der Vorliebe zum Allgemeinen aber immer, Vertrauen erregend, in das Speciellste und Individuellste der einzelnen Gründe von syste-

1) Gemeint sind die in Ungarn einrückenden russischen Truppen.

2) Ein folgender Brief sagt berichtigend, Augustin Thierry, Verfasser der hist. de la conquête de l'Angleterre par les Normands, sei der berühmte, der blinde, sein Bruder Amédée, Verfasser der hist. des Gaulois, der geringere.

3) Französischer Naturforscher, citiert im Kosmos 1, 478.

4) Zum dritten Bande des Kosmos.

matischen Ansichten eindringe. Es ist freilich Manier, aber die Enthaltung von Pathos im Styl verdeckt die Absicht, und diese Manier ist bisher geglükt. Da übrigens der dritte Band in der Aufzählung der einzelnen Ergebnisse der Beobachtung (seit Bessels so nahem Tode, seit Erscheinung meines ersten Bandes sind nicht weniger als 7 Planeten und 3 Satelliten entdeckt) einen sehr einfachen beschreibenden Styl erheischt, so mufste die Einleitung durch etwas Färbung und Haltung den Übergang von dem fast ganz litterarischen zweiten Band zum dritten bilden. Sie werden darüber lächeln, dafs ein 80jähriger Mann solche Wichtigkeit auf ein Drama legt, das vor den unaufmerksamsten Zuhörern spielt. Ein mir nicht abholder sind Sie! Mit alter Verehrung

Ihr

Al. Humboldt.

Ich beklage Sie wegen der bevorstehenden Universitäts-Conferenz und theile Ihre Sympathien für den ersten Theil der Thronrede (Ali Abeken?)[1]) und gegen die unnütz blutige Saat.

1850, 3. Mai. Ich höre mit Schrecken, ja mit tiefstem Schmerze, was der Enthusiasmus von Freunden mir bereiten soll. Eine Büste gesezt in meinem Leben, dazu der Schreckensnachbar Leibniz! Selbst im Staatsrathe ist nie den Lebendigen dergleichen geschehen. Ich beschwöre Sie, theurer Freund, nicht blofs mich von dieser Furcht, die mich krank macht, mich bis August auf das trübeste in aller Arbeit hindert, zu befreien. Wenn Sie und Encke[2]) mich nicht retten, so schreibe ich selbst an die Akademie. Der Ausweg der Rettung ist aber sehr leicht. Man kann am 4. August (ich hatte keine Ahndung von dem unglüklichen Jahrestage) ankündigen, was man nach meinem Tode thun will. Lassen Sie mich doch nicht mit solchen trüben Eindrücken aus der Welt gehen. Neben jeder Ehre ist auch Hohn. Retten Sie mich und vermeiden Sie selbst jede aufserordentliche Sizung[3]), bei der ich ohnedies nicht erscheinen würde. Der lezte 14. September hat mich schon krank gemacht. Glauben Sie nicht, theurer Freund, dafs ich mich an die Idee allmählich gewöhnen werde; kein Raisonnement vermag etwas über meinen Entschlufs. Lassen Sie mich doch still absterben!

Ihr

Al. Humboldt.

1850, 6. Mai. Ich hoffe und wünsche am meisten, mein theurer Freund und Lehrer, Ihnen meine Beruhigung zu verdanken. Was ich er-

---

1) Heinrich Abeken, 1834 Gesandtschaftsprediger in Rom, 1842—1846 Begleiter von Lepsius in Ägypten, dann im Ministerium des Auswärtigen angestellt, 1853 Geh. Legationsrat, 1870—1871 im Hauptquartier König Wilhelms I., † 1872.

2) Direktor der Sternwarte in Berlin, Sekretar der mathemathisch-physikalischen Klasse der Akademie, † 1865. Vgl. Humboldts Brief an Encke in der Biographie 2, 446. 3) Vgl. o. S. 104.

bitte, ist ja etwas sehr einfaches, das ich aber doch noch einmal in klaren Worten auszudrücken wage. Ich bin sehr dankbar dafür, dafs die Akademie wünscht, von einem Mitgliede, dessen Andenken ihr theuer ist, eine recht ähnliche Büste zu besizen, um sie einst (das Wort „nach dem Tode“ kann ja ästhetisch vermieden werden) in ihren Räumen aufzustellen. Ich werde zu der Büste sizen, wie die Akademie befiehlt; es wird mir aber durch einen der Herren Secretare die Gewifsheit gegeben, dafs die Aufstellung erst nach meinem Tode stattfinde; bei meinem Leben kann der so ehrenvolle Beschlufs im Bulletin erwähnt werden. Das sind die cardines rerum. Ich hoffe alles von einem Magnetismus, den ich Sie so oft und immer so glänzend habe ausüben sehen.

Ihr dankbarer

Al. Humboldt.

1850, 15. Juni. Hier mein edler Freund, ist ein sehr dringender und warmer Brief an Mohl.[1] So philosophisch ich ihn auch vermuthe, was bei uns Liberalen nicht immer eine richtige Vermuthung ist, so bin ich doch froh, dafs Sie mich an das „von“ erinnert haben, an Luxus, den ich nicht kannte. Von der Wahl weifs ich noch nichts als die neidische Ursach gegen Dumas. So würde es Ihnen gegangen sein, als Auerswald mir vor Rosenkranz[2] Ihre Ernennung zum Cultusminister als gefafsten Entschlufs verkündigte! Man verzeiht einem kaum das Talent, aber besonders nie Cumulation von Talent und Titel.

Ihr

Al. Humboldt.

1850, 26. September. Potsdam. Ich habe nicht hindern können, dafs der König, als ihm gestern Abend Herr v. Küstner[3] meldete, es könne nichts anderes als die Medea gegeben werden, in den alten Zorn gegen schlechte Ausführung (Besezung) der Medea und ihre unerträglich schwache Musik ausbrach. Mit dem Alterthum vertrauten Gelehrten[4] könne man so etwas nicht zeigen, um ihnen einen würdigen Begriff von königlichen Bestrebungen für die griechische Bühne und deren Verpflanzung zu geben. Er wolle dabei sein. Der Flügel-Adjutant Herr v. Alvensleben hat dies alles sehr scharf zu meinem Bedauern an Herrn v. K. gestern Abend mit Fahrt um 10 Uhr schreiben müssen; der König verlange schlechterdings Oedipus oder Antigone. Nous verrons; es war nicht zu hindern.

Wie würde ich nicht Ihre liebenswürdige Einladung zu Dienstag Abend annehmen, aber freilich mufs ich die Nacht um 10 Uhr wieder

1) Hugo v. Mohl, 1835—1872 Prof. der Botanik in Tübingen.
2) Karl Rosenkranz, 1833—1879 Prof. der Philosophie in Königsberg, war 1848—49 vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin.
3) Intendant der Kgl. Theater.
4) Bezieht sich auf die damals in Berlin tagende Philologenversammlung.

zurückfahren. Da ich nun denselben Dienstag auch nach Tegel mufs, um dort zu speisen, so möchte ich den Dienstag Vormittag auch der Versammlung der Philologen beiwohnen. Am liebsten fahre ich hier um 10 Uhr Morgens weg, bin also zu Ihrer Disposition Dienstag Vormittag von 11 bis 1 Uhr. Wollen Sie, theurer Freund, also die Güte haben, um welche Zeit ich am bequemsten von meiner vornehmen Karte No. 1 (als Orientalist wegen der sibirischen Reise) Gebrauch machen kann? Lassen Sie auch hinzusezen neben der Zeit den Raum; wo? in der Aula?

Verehrungsvoll Ihr

Al. Humboldt.

Die kühne, Wien und Petersburg tief erzürnende Ernennung von Radowitz war so geheim, dafs Prokesch[1]), der intimste Feind, der um 2 Uhr gestern bei mir war (während Radowitz als Minister des Auswärtigen schon in der Minister-Conferenz agirte) keine Sylbe ahndete. Ich selbst erfuhr es erst durch den Staatsanzeiger. Wir waren bisher an solches Gelingen des Geheimhaltens (das ich lobe) nicht gewöhnt. Möge Radowizische Energie von nun an mehr als ein verbissenes Harren sein.

1850, Oktober. Potsdam. Mein edler Freund und College! Die Geburtsfeste bringen mir wenig Segen. Die Erkältung in dem öden Paretz hatte mir einige Unruhe in der Unterwelt erregt, so dafs ich ein paar Tage das Zimmer hütete. Das allein hat mich gehindert, der öffentlichen Sizung der Akademie beizuwohnen, aber mein gröfstes Bedauern ist, Ihre so denkwürdige und, wie ich von allen höre, wieder zugleich so geistreiche und dabei so geschmackvoll offenbarende und verhüllende Rede in der Aula nicht gehört zu haben. Der Zweck meines Lebenszeichens ist, Ihnen zu sagen, dafs General Radowitz, der mir die Leibnizische Rede abgefordert, voll der aufrichtigsten Bewunderung derselben ist. Er hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen dies zu sagen. Er hat in meiner Gegenwart mit der ihm eigenen Präcision des Ausdrucks dem König ein Exposé von der Gedankenfolge und den neuen Ansichten über einen so oft behandelten Gegenstand gemacht. Wenn Sie daher, wie ich hoffe, bald die Rede in der Aula drucken lassen, so senden Sie ja dem „Cagliostro mystique“, wie das Dänen-Journal de la rue des Prêtres[2]) sagt, ein Exemplar. Er verdient es um Sie.

Ich höre von Joh. Müller[3]), dafs zum 11. November die physikalisch-mathematische Klasse Vorschläge zu neuen Wahlen (Dubois, für den ich mich lebhaft interessire, weil er ein glücklich und fein experimentirender Physiker, Physiologe, klassisch und mathematisch gebildeter Mann ist; der Chemiker Rammelsberg) machen will. Wäre wohl bei dieser Gelegenheit endlich Hofnung für meinen und meines Bruders Buschmann[4]),

1) Anton Graf v. Prokesch-Osten, damals österreichischer Gesandter in Berlin, s. o. S. 414. 2) Priesterstrafse in Potsdam.

3) Prof. der Physiologie an der Berliner Universität, † 1858.

4) Kustos und später Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek zu Berlin, treuer Gehilfe der Brüder v. Humboldt bei ihren Arbeiten, Verfasser des Registers zum Kosmos, † 1880. Er wurde 1851 zum Mitglied der Akademie gewählt.

dem Bopp, sein Sanscritlehrer, freilich intim feind ist, nicht weil er die Gründlichkeit seiner vielumfassenden Sprachkenntnifs angreift, sondern aus weitgetriebenen Fusionstheorien, nach denen Zend und Sanscrit eine Art adamitischer Paradeissprache werden, und Alleinherrschaft wie einst die aramäische Tyrannin ausübt. Wäre es nicht möglich, eine Abschrift des Briefes, der ein Précis seiner Arbeiten enthält, vielleicht selbst Proben der noch nicht erschienenen der Gesammtakademie vorzulegen? Die Ernennung Buschmanns, der bei einer schwächlichen Gesundheit und aufgeregter Bekümmernifs wohl einer Aufmunterung bedürfte, wäre eine Pietät für das Andenken meines Bruders, der alle seine angefangenen Spracharbeiten in seine Hände legte. Die Akademier sind freilich eben nicht sentimental.

Die politische Welt, der herrliche und so vergeudete Muth der Holsteiner, und Heinrich v. Gagern, der es bei sich bequem haben könnte, kaum genannt bei so heroischer Hingebung! der Kurbube und Hassenpflug und die halb verrathenen Hessen, und der Trinkspruch des Kaiserkindes in Bregenz, und Max mit den Baiern, die in drei Welttheilen (ubi ?) gesiegt . . . .[1]) Niebuhr. liest uns zum Troste alle Abend des Josephus Erzählung von der Belagerung von Jerusalem. Wurde ich darum 81 Jahre alt?

Dankbarst Ihr

Al. Humboldt.

1850, 21. Oktober. Böckh an Humboldt. [Ablehnung in Betreff Buschmanns, weil es nicht wohl angehe, an die Wahlen der physikalisch-mathematischen Klasse eine Wahl in der anderen Klasse anzuknüpfen.] Das Urtheil des Herrn v. Radowitz über meine Leibnizische Rede ist mir sehr schmeichelhaft, da er unstreitig ein feiner und geistreicher Kenner der Sachen wie der Form ist; ebenso dankbar bin ich für seine Protection bei Sr. Majestät dem König. Wenn ich mit der Lebensbahn, die mir vorgezeichnet worden, irgend Ursache habe, unzufrieden zu sein, so beklage ich, dafs Gott im Zorn mich zum Redner bestimmt hat. Immer und immer wieder mufs ich mich der Allerweltskritik aussetzen, während mein Grundsatz ist: λάθε βιώσας. Die Rede in der Aula, zu deren Übersendung an Herrn v. Radowitz Sie mich aufmuntern, ist vollends im gänzlichen Überdrufs der politischen Verhältnisse während meiner Augenkrankheit nicht von mir geschrieben sondern dictirt, und zwar *filiolae meae.* Ob Herr v. R. derselben und eben jenem stark durchschimmernden Überdrufs denselben Beifall schenken dürfte wie meiner vorjährigen Königsrede, mit deren Zuschickung ich ihm aus eigenem Antrieb gehuldigt habe, ist mir unklar, und ich werde auf jeden Fall erst Ew. Excellenz Urtheil über die Rede abwarten, die bereits im Druck ist. Dafs Ew. Excellenz in gleichem Grade der heillosen politischen Verhältnisse überdrüssig sind, haben Sie stark genug ausgedrückt.

---

1) Die Punkte stehen auch im Original.

Da ich noch nicht viel schreiben kann, habe ich auch für dieses Briefchen das Dictiren zu Hülfe nehmen müssen. Wie zart haben Ew. Excellenz meine Augenschwäche durch weitläufigere Schrift berücksichtigt und sich dadurch Zwang auferlegt!

Ew. Excellenz stets dankbarer Verehrer

Böckh.

[1851.] Aristoteles, der, wie mir scheint, die Pythagoreer mäfsig liebt, braucht de coelo II, 9 p. 290 Bekker, wo er die Sphärenmusik bespöttelt, die Worte κομψῶς und περιττῶς; wie soll ich das leztere übersezen? κομψῶς ist doch wohl „geistreich, spirituel", aber περιττῶς wird ja in gutem und bösem Sinne genommen. Die lateinische Übersezung sagt *lepide atque concinne*, was mir sehr misfällt. Geben Sie, theurer Freund, zwei deutsche Worte.[1])

Wie bin ich dankbar für den Staatshaushalt. Welcher Reichthum der Zugabe! Wie leicht Sie arbeiten!

Al. Ht.

[1851, Oktober. Potsdam.] Was haben Sie mir, mein edler geistreicher Freund, für eine Freude durch Ihren heutigen Platonischen Brief bereitet, eine gröfsere als Sie errathen können. Gruppes Buch[2]) mit seinem frechen Eigendünkel, mit der Ankündigung einer Entdeckung in einer von Ihnen zweimal bearbeiteten Materie, die Belobung durch Jacobi in einer Sache, die dieser gar nicht specialiter studirt hat, war mir bei der Erscheinung des Buchs ein solcher Ekel gewesen, dafs ich schon den dritten Tag nicht lassen konnte, mit einiger Bitterkeit an Gruppe zu schreiben, dafs der Beweis von dem, was Platon über die Achsendrehung der Erde soll gewufst haben, ja wie er ein Copernicaner sei, mir gar nicht einleuchte, dafs ich schlagende Citate vermisse, dafs Jacobi in Dingen, über die ich selbst ernsthaft gelesen, mir gar keine Autorität wäre. Zugleich machte ich ihm Vorwürfe darüber, dafs er *Martin, études sur le Timée,* der nach Ihnen, mit Ihnen übereinstimmend, die Sache bearbeitete, gar nicht gelesen, obgleich die études 6 Jahre früher erschienen sind. Ich beharre dabei, dafs Plato auf demselben Irrwege wie Aristoteles aus Abneigung gegen die Pythagoreer die unbewegliche, nicht rotirende Erde da gestellt habe, wohin Philolaus die Hestia stellt[3]), dafs diese Abneigung des Aristoteles auch zu dem Rückschritt über die Natur der Cometen verleitet habe, die er für Dunstmeteore gehalten[4]), während die astrologische Corporation der Chaldäer in Babylon, ein grofser Theil der Pythagorischen Schule und Apollonius der Myndier sie für nach langer Zeit regelmäfsigen Laufes wiederkehrende Weltkörper hielten.

---

1) Im Kosmos 3, 477 steht „artig und geistreich".
2) Vgl. o. S. 108. Auf dem Blatt dieses Briefes hat Böckh Entwürfe für den Titel seiner Schrift gegen Gruppe notiert mit dem Datum 22. 10. 51.
3) Vgl. Kosmos 3, 421.
4) Ebd. 1, 391. 3, 557. 573.

Sonderbar, dafs der Ministerpräsident mir neulich an des Königs Tische sagte, er lese die kleine Schrift nächtlich im Bette; sie zeige dafs alles im Plato anders sei als man glaube. Ich konnte nicht lassen, Herrn v. Manteuffel zu sagen, Gruppe sei ein geistreicher Mann, aber die astronomischen Behauptungen wären sehr gewagt und unzuverlässig. Seitdem hat Gruppe, der mir zuerst sehr oberflächlich auf meine Einwendung vor einem Monat geantwortet, mir jezt geschrieben, der Ministerpräsident werde ihm eine ordentliche Professur verschaffen. Credat Judaeus Apella! Ich wünschte sehr, dafs Sie, theurer Freund, der guten Sache wegen antworten, damit nicht ein anderer Ministerpräsident, deren es jezt viel im heil. Röm. Reiche giebt, auch an dem Platonischen Copernicanismus erkranke. Das ungründliche Pfuschen ist mir ein Gräuel. Von dieser Ungründlichkeit Gruppes hatte ich auch schon an Lepsius geschrieben.

Herzlichen Dank für die so befriedigende Erklärung über die Archonten. Darf ich noch gelegentlich eine Bitte wagen? Ich habe mehrmals den Apollonius Myndius und den Epigenes nennen müssen[1]), von denen Seneca (quaest. nat. VII, 3) sagt: Duo certe, qui apud Chaldaeos studuisse se dicunt, Epigenes et Apollonius Myndius. Ich frage, ob beide oder einer zu den Pythagoreern gerechnet wurde. Es giebt bei Matthiä: Apoll. Molo, Pergaeus, Rhodius, Sophista. Der Myndier ist wohl keiner von ihnen. Epigenes ist in Plin. VII, 57 blofs gerühmt.

Dankbar

Ihr

Al. Humboldt.

1853, 27. Oktober, Potsdam. Eine freudige Neugier habe ich allerdings nach den Zeitungsanzeigen auf Ihre Rede[2]) gerichtet. Mögen Sie dieselbe durch Druck bald befriedigen können. Im hiesigen Inneren des Gewölks, wo der ἀδαμάντινος[3]) von vielen vergöttert wird, habe ich keinen Tadel, nichts über „Anspielung“ vernommen. Es giebt aber viele Dämonen wie der besagte, sie sind eine alte böse Schaar. Er bildet sich aber ein, der vornehmer thuende, frechere Repräsentant zu sein.

Ein gutes Zeichen gleicher Gesinnung zwischen Ihnen und mir, theurer Freund, hat sich nach Ihrem Briefe wieder geäufsert. Ich wollte eben an Sie schreiben und Sie bitten, für Uhland zu werben.[4]) Sie wissen, meine primitive Idee war Friedrich Raumer, aber ich habe beim Sondiren bald eingesehen (was Sie voraussagten), man werde ihn compromittiren und zum Durchfallen bringen. Dafs Uhland auch persona ingrata wäre, wufste ich nicht, mufs uns auch nicht kümmern. Der König würde Tiecks Freund Werder[5]), wie ich vermuthe, am liebsten haben, aber der

1) Kosmos 3, 573. 585.

2) Rede vom 15. Oktober 1853; Kl. Schriften 2, 81 ff.

3) Prof. Stahl.

4) Es handelte sich um die Wahl eines Mitglieds der Friedensklasse des Ordens pour le mérite an Stelle des verstorbenen Tieck. Vgl. Dove in der von K. Bruhns herausgegebenen Biographie Humboldts 2, 336—342.

5) Karl Werder, a. o. Professor an der Universität Berlin, hatte 1841 ein Drama „Columbus“ veröffentlicht.

Columbus hat wohl zu wenig allgemeinen Ruf, und Geibel ist auch weniger als Uhland.

Verehrungsvoll

Ihr

Al. Ht.

Durch den Vorschlag von Fr. Raumer würde man zweifelsohne ex antithesi Ranke hineinbringen, den freilich auch der König sehr wünscht.[1])

1853, 27. November. Potsdam. Ihnen, mein edler Freund, der Sie den freien deutschen Gedanken zuerst gehabt, melde ich, was Sie freilich vermuthen konnten (da ich 9 Briefe geschrieben), dafs Uhland mit 16 Stimmen von 22 gewählt worden ist, heute um 1 Uhr. Als ich es jezt eben dem König sagte, erwiederte er: „Eine schöne Wahl, mir sehr angenehm.“ Ich bin zwar fest überzeugt, dafs, wenn man den König später beunruhigte, ich doch obsiegen würde; doch bitte ich Sie, auch von Ihrer Seite noch nicht an Uhland zu schreiben, nur in geselligen Cirkeln[2]) die Ernennung als „sehr gebilligt“ zu bezeichnen. Sie wird einen sehr guten Effect bei den Deutsch[2]), d. h. verständig gesinnten machen.

Ein Titel ist ein Henkel und für die Ordensliste nothwendig. Schreiben Sie mir recht bald, ob Uhland einen Professor-Titel hat und wo sein jeziger Wohnsiz ist. Die Wahlzettel sagten bald Stuttgart, bald Tübingen und nannten ihn nie Professor.

Mit alter Liebe und Verehrung

Ihr

Al. Humboldt.

1853, 5. December. Potsdam. In welche unangenehme Verlegenheit sezt mich die tugendhafte Albernheit Uhlands. Er hafst alle Standeserhöhung, will nicht nach dem nationalen Schiffbruch geschmükt dastehen, wo Gleichgesinnte exilirt und zum Tode verurtheilt sind. Hätten Sie diese Besorgnifs gehabt, als Sie mir die Idee vaccinirten? als ich mich lächerlich gemacht habe durch 10—12 Werbebriefe an Maler und Musicanten, als ich den König abgehalten, sich nicht durch den Wirtembergischen Gesandten über den Grad der politischen Aufregung des Mannes berichten zu lassen? Sie und ich, theurer Freund, besorgten nur den Widerwillen des Königs; der Gedanke war uns fremd, dafs der, für den wir alle diese Schritte thaten, uns in solche Verlegenheit sezen würde. Heute um 1 Uhr hat Illaire die mir schon vom König versprochene Ernennung vorgetragen. Sie ist ohne alle Einwendung erfolgt.[3]) Um 6 Uhr heute schrieb ich einen zärtlichen Brief an Uhland, um dies zu melden, und zwei Stunden

1) Ranke wurde 1855 Mitglied des Ordens pour le mérite.

2) In dem Abdruck des Briefes bei Dove S. 337 steht irrtümlich „geselliger Einkehr“ und „Deutschen“.

3) Bei Dove S. 337 steht irrtümlich „nicht ohne alle Einwendung“.

darauf erhalte ich den abentheuerlichen. Werde ich ihn von seiner Meinung abbringen, wenn ich ihn daran erinnere, dafs Arago und Melloni, presidente della revolutionaria di Parma, zum Orden gehörten? dafs der König gerade beide wollte, um den Orden zu charakterisiren, der, von aller Politik entfernt, blofs dem Verdienst geistiger Begabtheit in Wissenschaft, Litteratur und Kunst gewidmet sein sollte? dafs Arago antwortete: „J'accepte parceque ce n'est pas un ordre, mais une vaste Académie Européenne?“ Mein Brief wird diese Nacht abgehen, aber ich zweifle dafs ich Uhland besiege, wie es mir mit Melloni geglückt ist! Ich beschwöre Sie, theurer Freund, ebenfalls morgen am Tage an Uhland zu schreiben. Unglücklicher Weise hat König Max von Bayern eine photographische Copie unseres Ordens gemacht und Uhland auch ernannt. Diese Ernennung ist schon veröffentlicht. Hat er nun vielleicht in dieser Stunde sich gegen Bayern schon auch öffentlich erklärt, so ist alles was ich thue vergebens. Noch lassen Sie uns ja diese ganze lächerliche Comödie verheimlichen. Ich habe nur für nothwendig gehalten, Illaire ins Geheimnifs zu sezen. Ich habe ihm vor einer Stunde geschrieben, die Ernennung nicht dem König zur Unterschrift vorzulegen, damit zu warten. Schicken Sie mir ja den Brief hieher zurück. Es ist mir selten etwas Widerwärtigeres geschehen. Hätten wir doch versucht, Fr. v. Raumer durchzubringen; der wollte annehmen.

Ihr

A. Ht.

1853, 11. December. Tübingen. Uhland an Böckh. Hochverehrter Herr Geheimrath! Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihr gütiges Schreiben vom 6. d. M., das mir ehegestern zugleich mit demjenigen des Herrn v. Humboldt zugekommen ist. Noch bevor dieser mir von der getroffenen Wahl des Ordenskapitels Nachricht gab, ist ein Zwischenfall eingetreten, der für mich thatsächlich jede Erwägung der Grundsätze überflüssig und eine Änderung der gefafsten Entschlüsse unmöglich macht. Von München aus wurde mir eine gleiche und ebenso unerwartete Auszeichnung amtlich eröffnet, und meine Äufserung hierauf konnte keine andere sein, als die ich nach Berlin abgegeben hatte. Davon habe ich Herrn v. Humboldt auf Empfang seiner Zuschrift vom Abend des 5. Dec. gestern schon benachrichtigt.

Wären beide Ehrenerweisungen nicht so überraschend mir zugegangen, ich würde mir alle Mühe gegeben haben, durch freundschaftliche Vermittlung einem Aufsehn, das mir keine Freude macht, rechtzeitig vorzubeugen, wie Ihnen auch bekannt ist, dafs ich fast mit Voreile, als die königliche Wahlbestätigung noch ausstand, an Herrn v. Humboldt in solcher Absicht geschrieben habe. Diesem allverehrten Manne für die gütevollsten Bemühungen nur Enttäuschung und Verlegenheit zu bereiten, dem mir über Verdienst zugewandten freien Wohlwollen in Wissenschaft und Kunst so hochstehender Wähler nicht zu entsprechen: ich darf versichern, dafs mir diefs, bei einer für die Gefühle des Dankes empfänglichen Gemüthsart, eine harte Nothwendigkeit war.

Mit gröfster, dankbarer Verehrung

Dr. Ludwig Uhland.

1853, 13. December. Es ist unlogisch, im „Schiffbruch der politischen Hoffnungen von Deutschland“ einen Orden auszuschlagen, der allem politischen Partheigeist fremd ist. Da er aber früher den bairischen Orden ausgeschlagen, so konnte er freilich nicht anders. Ich habe dem König das tugendhafte Ausschlagen melden müssen und ihm geschrieben: Lichtfreunde fürchten die bairische Nacht-Eule[1]), die, wenn ich den wachsamen Falken[2]) dazu Abends ummache, meine Arbeit begünstigt.

Ihr

Al. Ht.

1854, 12. Januar. Ich kann nicht unterlassen, theurer Freund, Ihnen meinen freundlichsten Dank für Ihre hilfreiche Erklärung der Stelle des Pherecydes zu sagen, die meine Vermuthung bestätigt, dafs nicht blofs der Anblick von noch heute sichtbaren Lavaströmen, nicht die erste Sylbe im verdrehten Namen des Kaukasus bei den Griechen, sondern die zahllosen flammenden Naphthaquellen (es giebt solche Feuer noch heute bis 8000 Fufs Höhe) zu der Versezung des Typhon nach dem Kaukasus, als Brandberg, den Pherecydes veranlafst habe.[3]) Allerdings ist es, wie Sie auch sagen, recht sonderbar, dafs Typhon sich vor seinem eigenen Feuer fürchtete und nach Ischia (Aenaria-Pithecusa) floh, wo der Vulkan Epomeo brennt. Pherecydes hat sich aber doch die Sache so vorgestellt, und der typhonische Fels wie die Versezung der Geburt des Typhon in den Kaukasus sind auch nicht ohne Bedeutung.

Diese Zeilen haben aber auch den Zweck, Ihnen meinen Dank darzubringen für einen officiellen Brief, den ich erst erhielt, als ich Ihnen über den Kaukasus schon geschrieben hatte. Ich habe gleich an Preufs deshalb geschrieben und ihn zu einem Rendezvous auf Sonntag eingeladen, um mich, ehe ich persönliche Schritte bei dem König und Manteuffel thue, über die jezigen Verhältnisse des Staatsarchivs und (Stillfriedischen) Hausarchivs zu orientiren.[4]) Mit anhänglichster Verehrung

Ihr dankbarster

A. Ht.

König Max schreibt mir, es werde noch immer an der Nachteule gearbeitet.

[1854.] Ich kann es nicht unterlassen, mein theurer Freund und Meister, Ihnen die Freude darüber auszudrüken, dafs (wie ich heute Morgen erst aus dem Munde von Begas[5]) erfahren) der König vorgestern,

1) Spott auf das Ordenszeichen des 1853 gestifteten Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst.

2) Der Sachsen-Weimarsche Hausorden. 3) Kosmos 4, 508.

4) Es handelte sich um den Abschlufs der Ausgabe der Werke Friedrichs des Grofsen.

5) Karl Begas, geb. 1794 zu Heinsberg bei Aachen, schon 1821 in Berlin thätig, malte auf Wunsch Friedrich Wilhelms IV. eine Reihe von Porträts der Ritter des Ordens pour le mérite, u. a. Humboldt, Rauch, Cornelius. Er starb im November 1854; den Auftrag Böckhs Bild zu malen, führte sein Sohn Oskar Begas im Frühjahr 1855 aus.

als er das schöne Bild von Radowitz betrachtete, an Begas den Auftrag gab, für die Sammlung berühmter Gelehrter unserer Zeit im Marmorpalais zunächst Ihr Bildniſs zu mahlen. Das wird im Publicum einen groſsen Beifall finden, einige wenige Ruhm-Concurrenten abgerechnet, *fregant ilia Choroebo!* Ich kann Ihnen beschwören, daſs auſser dem seit Jahren in des Königs Gesellschaft stets männlich ausgesprochenen Saze, wie es doch eigentlich nur 4—5 Männer von ächt europäischem Ruf in Berlin gebe (Rauch, Jacobi, Böckh, L. v. Buch), ich seit dem vorigen Sommer gar keine Veranlassung zu der Ehre habe sein können.

Daſs ich mündlich und schriftlich bei dem König, mit dem ich den gestrigen Abend in groſser Einsamkeit zubrachte, und der mir nichts von der Bestellung Ihres Bildnisses sagte, für den allerdings sehr verdienten Steiner[1]) mich warm verwenden werde, müssen Sie nicht bezweifeln; aber die mir feindlichen Eisberge, die Eichhorns Ministerium wie ein Tempe zurückwünschen lassen! Da ich dem sehr gebildeten Landschaftsmaler Berg, der schon früher in Constantinopel und in Südamerika war, wegen befürchteter Lungenkrankheit vom Könige einen Aufenthalt in Rhodus von 5—6 Monathen verschafft hatte, so veranstaltete ich Zeichnungen und Mitbringen von Gesteinen von der brennenden Chimäre (Deliktasch) in Lycien.[2]) Der sehr gescheidte junge Mann kommt aber mit vielen Oelskizzen und Steinen zurück und bringt mir auch für Sie Inschriften aus der Umgegend der Chimära. Es finden sich dort Ruinen eines Vulkantempels, wie Ruinen einer christlichen Kapelle mit byzantischen Wandgemälden. Ein rothes noch nicht untersuchtes Gestein durchsezt den Kalkstein, aus dem auch der von Berg abgebildete schöne Kragos (Phönikos, Strabos lycischer Olymp) besteht. Die Flamme bricht aus den Spalten des rothen Gesteins aus. Sollten Sie in den Inschriften etwas Merkwürdiges auffinden, so suchen Sie wohl den Fleiſs des jungen Künstlers irgendwo öffentlich zu nennen[3]) und mir auf Deutsch etwas davon zu sagen.

Mit alter Verehrung

Ihr

Al. Humboldt.

[1855.] Da in dem Auszuge des Briefes von Bunsen, den mir der König abgefordert hatte, eine warme Empfehlung des Kuno Fischer stand[4]), so hat der König gestern Abend mit mir weitläufig über die in Heidelberg entzogene und hier nicht gegebene Venia docendi gesprochen. Er würde nichts gegen die Ertheilung der Venia haben, denn er wünsche sehr, daſs man „für die Philosophie endlich einmal etwas Glänzendes, Frisches und Belebendes für Berlin erhalte“. An Tischendorf[5]) habe ich nach dem Wunsche von Lepsius nun noch nicht geschrieben, aber wenn (wie es wohl zu enden scheint) die Untersuchung des ganzen

1) A. o. Prof. der Mathematik an der Berliner Universität, † 1863.

2) Die Ergebnisse der 1853 veranstalteten Reise des Malers Albert Berg sind im Kosmos 4, 297. 530 erwähnt.

3) Vgl. Böckhs Kl. Schriften 6, 293.

4) S. o. S. 135.

5) Prof. der Theologie in Leipzig.

Codex[1]) Spuren der Verfälschung zeigt, so mufs, glaube ich, der König auf officiellem Wege recht bald etwas darüber erfahren. Denn das Gerücht des Betruges, und dafs der König (sollte heifsen Lepsius!) dabei 2000 Thlr. verliere, habe ich sehr verbreitet heute Mittag auf einem grofsen Diner beim König gefunden, bei Personen die sonst nie von Ägypten sprechen, z. B. Hofmarschall Graf Keller. Der König und Manteuffel schienen noch nichts zu ahnen. Ich beschwöre Sie von neuem, theurer Freund, auch ganz besonders im Finanz-Ministerium Vorkehrung zu treffen. Ein böser Dämon stekt in dieser unheimlichen Sache!

Ihr

Al. Humboldt.

Zum 15. März 1857.[2]) In das Stadium einer fortschreitenden Genesung eingetreten — Dank sei der Sorgfalt unseres grofsen Arztes, meines theuren und geistreichen Freundes Schönlein! — hat es mir doch nicht gestattet werden können, in der Zahl dankbarer Schüler, der urälteste von ihnen, aufzutreten, welche zu dem Feste ihres hohen Meisters, zur Verherrlichung der allgemeinen, das Geistesleben der Völker erhöhenden, selbst ferne Zweige des Wissens wohlthätig befruchtenden Alterthumskunde geeilt sind. Meine Stimme, der Ausdruck herzlicher Wünsche, welche meine Worte beleben, durfte an diesem Tage nicht fehlen. Mein mir so anhänglicher Freund, Prof. Trendelenburg, will es übernehmen, diese einfache Widmung vorzutragen. Ich erzähle, wie es die Sitte der Greise ist; ja ich erzähle von mir selbst.

In zwei Epochen meines vielbewegten Lebens, die an vierzig Jahre auseinander liegen, hat die Wiedervereinigung mit meinem Bruder mich ermuthigt, meine schwachen Bestrebungen auch dahin richten zu wollen, wohin er durch Talent und ernsthaft vorbereitetes Wissen so erfolgreich gelangt war. Es ist eine Eigenthümlichkeit vieler Menschen, sich zu dem hingezogen zu glauben, worin ihre ursprüngliche Anlage ihnen am wenigsten Hoffnung zum Gelingen darbietet. Als ich mich in Göttingen mit meinem Bruder Wilhelm vereinigte, ehe dieser im Jahre 1789 eine Excursion nach Paris machte, frequentirte ich, auf seine Aufforderung, mit ihm die philologischen Collegia des Seminars und hatte das seltene Glück, dafs der ehrwürdige Christian Gottlob Heyne mir ein aufmunterndes litterarisches Wohlwollen schenkte. Meine frühesten Arbeiten waren zwei Versuche über die (senkrechten) Webereien und über die schwarzen basaltartigen Gesteine der Alten. Von ihnen ist nur die zweite im Druck erschienen; die frühere war im März 1794 zur Durchsicht an Friedrich August Wolf gesandt worden, wie einige Zeilen von mir in Wolfs hinterlassenem Briefwechsel bezeugen.

Nach langer Unterbrechung durch Reisen in den Tropenländern und ausschliefslicher Beschäftigung mit der freien Natur fand ich, während

1) Die von dem Griechen Simonides gefälschte Handschrift des Uranios, deren Unechtheit Tischendorf erkannte, vgl. Böckh Encyklopädie, zweite Ausgabe S. 235. G. Freytag, Ges. Werke 16, 379—385.

2) Schon gedruckt in dem S. 135 erwähnten Bericht über Böckhs Jubiläum

eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Paris, Mufse, vermöge der aufopferndsten Freundschaft von Carl Benedict Hase, dem vielbegabten Hellenisten, welchen Villoison früh erkannt und liebgewonnen hatte, mich wieder mit griechischer Litteratur, durch die Vorträge Champollions und Letronnes über das alte Reich in Ägypten wie über die hellenische und römische Eroberungszeit, mich mit einem Ursitze menschlicher Ausbildung, zulezt als nothwendiger Vorbereitung zu einer Expedition nach Inner-Asien, durch mehrjährigen Unterricht des persischen Reisenden Andrea de Nerciat und des gröfsten Orientalisten neuerer Jahrhunderte, Silvestres de Sacy, mit der iranischen Sprache zu beschäftigen. Ich nenne, wie durch litterariche Eitelkeit getrieben, die Lebensereignisse, welche den Wahn begründen konnten, mich in diesem geselligen Kreise fast heimisch zu fühlen.

Im Frühjahr 1827, jezt vor 30 Jahren, für immer in mein Vaterland zurückgerufen genofs ich endlich die so lange entbehrte Freude, in der Nähe meines Bruders Wilhelm zu leben. Mit dem Übersezer des Agamemnon von Aeschylos, mit dem Übersezer olympischer, pythischer und nemeischer Oden des Pindar war der glückliche Bearbeiter des Urtextes, der grofse Alterthumsforscher August Böckh durch die Bande gegenseitigen Vertrauens und inniger Freundschaft seit vielen Jahren verbunden. In dem stillen, anmuthigen, durch Natur und Kunst geschmückten Landsize Tegel wurde ich bald Zeuge von ihrem wissenschaftlichen Verkehr, oft und innig belebt durch Bopps Gegenwart wie durch den Einflufs Jacob Grimms und Christian Lassens, auf den geheimnifsvollen Wegen der Sprachentwickelung, welche die verschiedenen Theile des einigen, gleichberechtigten Menschengeschlechtes wandeln. Wie würde ich eine so reiche Quelle später Belehrung nicht benuzt haben! Nachdem ich vor meiner sibirischen Reise, vom Anfang November 1827 bis Ende Aprils 1828 öffentliche Vorlesungen über die physische Weltbeschreibung in einem der Hörsäle der Universität und in der grofsen Halle der Sing-Akademie gehalten, hatte ich den Vorzug, unter Böckhs Schülern aufzutreten: im November 1833 in den Vorlesungen über Griechische Alterthümer, in den Jahren 1834 und 1835 über Griechische Litteraturgeschichte, neben den mich ernst belehrenden Vorträgen meines theuren Freundes Mitscherlich. Ich zeige noch gern, nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, die Hefte, welche von den Mithörenden verführt ich nach alter vaterländischer Sitte nachgeschrieben, aber freilich noch nicht von der etwas unlesbaren Hieroglyphik in Bleistiftschrift befreit habe.

Dem philosophisch ordnenden Geiste, welcher immer nach dem allgemeinen Zusammenhange der Ideen, der Gefühle und grofsen Begebenheiten, die durch jene nach Verschiedenheit der Volksstämme bestimmt werden, kräftig gestrebt hat; welcher das Mafs in der Rhythmik, in der Musik, den räumlichen Verhältnissen und den Handelsgewichten alter Völker erspähet, einen Schaz von Inschriften entziffert und grofsartig die Staatshaushaltung wie das Seewesen der Athener vor unseren Augen entfaltet hat; — dem grofsen Forscher, dessen tiefsinniger und scharfer Geist das ganze Gebiet des erhabenen Griechenthums, ja der antiken Welt überhaupt umfafst, sei der Ausdruck meines Dankes, meiner Be-

wunderung und meiner angeerbten, nie verlöschenden Freundschaft dargebracht!

Alexander von Humboldt.

1857, 28. Juni. Ich bin, verehrter Freund und College, am Ende der lezten academischen Sizung, durch andere umgeben, gehindert worden, Ihnen meinen Dank darzubringen für den vortrefflichen, gewifs wohlthuenden Bericht, in dem Sie so kräftig und so fest und so würdig die Zustände unseres Instituts[1]) dargelegt haben. Der Vergleich mit allen ähnlichen Instituten beweist die Vernachlässigung des unsrigen. Sie allein waren im Stande, ein so gediegenes Werk zu liefern. Wenn jemand, wie Sie, neben der allumfassenden Erudition in so hohem Grade das staatsmännische Geschick besizt, so wird man lebhaft angeregt von dem niederschlagenden Gefühle, den nicht an der höchsten Spize[2]) zu sehen, wo jezt die nüchterne, unfruchtbare Region des Eisfeldes herrscht!

Ihr treuester und wahrster Verehrer

Al. Humboldt.

1857, 2. December. Indem ich so gern den Ausdruck der Freude wiederhole, die mir, dem nicht gründlich gelehrten, aber bis zum lezten Atemzug nach dem mannigfaltigsten Wissen strebsamen, jede Äufserung Ihrer Achtung und Freundschaft gewährt, sende ich Ihnen heute schon den merkwürdigen Aufsaz des Dr. Leo Meyer[3]), Privatdocent in Göttingen, den ich durch Curtius[4]) zum zweiten Male gefordert habe. Ich rathe nicht, in welcher Zeitschrift dies steht. Ich kann nicht unterlassen, in der jezt abzudruckenden Einleitung des lezten, fünften Bandes des Kosmos davon zu reden. Die früheste Bedeutung „scheiden, spalten, eintheilen“ nach Leo Meyer spricht allerdings auch mich mehr an als Potts und Bopps „reinigen“, purificare.[5]) Schreiben Sie, verehrter Mann, einige Worte gelegentlich darüber, sowie ich Sie bitte, mir die pag. anzugeben aus D'Alembert, disc. prélim. vom Zusammenhang des Naturwissens. Wenn Sie aber eine ähnliche Idee von Descartes (aus seiner „Welt“) zusammengetragen finden wollen, so werfen Sie einen Blick auf meinen Kosmos Bd. III, p. 20, 31 und 32. Katholische, in Descartes Überzeugung tiefgegründete Tendenzen hinderten die vollständige Herausgabe 1633, als sich in Frankreich die Nachrichten von Galileis Verdammnifs verbreiteten.

---

1) Die Akademie der Wissenschaften; vgl. Harnack 1, 2, 913.

2) Vgl. o. S. 121 und 442.

3) In Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 6, 161 ff., citiert im Kosmos 5, S. 14 und 22.

4) Ernst Curtius, von Humboldt geschätzt, seitdem er als Erzieher des Kronprinzen an den preufsischen Hof gekommen war (1844, vgl. Dove in Humboldts Biographie 2, 404), war seit 1856 Professor in Göttingen.

5) Es handelt sich um die Grundbedeutung der Worte κόσμος und κοσμεῖν; Humboldt führt Bd. 5, S. 14 f. zuerst L. Meyers Worte an, dann Böckhs bestätigende Äufserung.

Das nach D. Tode erschienene Werkchen „Le monde, ou traité de la lumière“ ist sehr unwichtig. Verehrungsvoll

Ihr

Al. Humboldt.

[1858.] Ich denke, ich habe in innigem Danke für Ihre Aufforderung, verehrter Freund, mehr gethan als Sie wünschen konnten. Noch ehe ich heute Morgen die lange, aber sehr kluge Eingabe von Lassalle[1]) erhalten, die der Ministerpräsident dem Prinzen von Preufsen übergeben will, habe ich sehr warm selbst geschrieben an den Prinzen, an den Ministerpräsidenten als Dank und an Lassalle selbst sehr freundlich. Ich habe gern vergessen die Unannehmlichkeit, die ich gehabt, so unanständig in einem schmuzigen Artikel der Magdeburger Zeitung No. 124 vom 1. Juni 1858 genannt zu sein.

Wie kann ein Mensch ausgewiesen werden, weil er angefallen worden ist? Ich habe bei dem Prinzen Gerechtigkeit, Unpartheilichkeit, Milde und Gefühl für wissenschaftliche Ehre angerufen.

Dankbarst Ihr

Al. Humboldt.

1859, 8. Januar.[2]) Theurer Freund! Ich verstehe Sie zu quälen. Ich bin so unvorsichtig gewesen, einiges von Ihnen drucken zu lassen ohne Ihre Erlaubnifs, will aber den anliegenden 4. Bogen nicht nach London schicken, ohne dafs Sie corrigiren, p. 60—64.[3]) Schreiben Sie dreist Ihre Correctur auf den Bogen selbst. Ich vermuthe Fehler in den Excerpten. Düntzer[4]) werde ich gern, auch als Philologen, empfehlen.

Ihr dankbarer Schüler

Al. Humboldt.

---

1) S. o. S. 185. 2) Das Datum von Böckh hinzugefügt.

3) Es handelt sich um die englische Ausgabe des fünften Bandes des Kosmos, die gleichzeitig mit der deutschen erscheinen sollte. Auf S. 60 der deutschen Ausgabe ist der Ausdruck „plutonisch“ mit Citat eines Satzes von Böckh erklärt, auf S. 63 und 64 der Gebrauch des Wortes „Vulcan“ besprochen.

4) Heinrich Düntzer, Schüler Böckhs, 1836 Privatdocent in Bonn, seit 1846 Bibliothekar in Köln, bekannt durch Schriften zur griechischen Litteraturgeschichte.

10. Glückwünsche und Dankbriefe.

ODE

IHRO KAISERLICH-KÖNIGLICHEN MAJESTÄT

ALEXANDRA FEODOROWNA

IM NAMEN

DER KÖNIGLICHEN FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

ÜBERREICHT

AM XX. JUNI MDCCCXXIX.[1])

–́ ⏑ – – –́ ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏒
⏔́ ⏑ – – –́ ⏖ – ⏖ – –́ ⏑ – ⏒
– –́ ⏑ – – ⏔́ ⏑ – – –́ ⏖ – ⏖ – ⏒
– –́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏓
– – –́ ⏑ – – –́ ⏖ – ⏖ – –́ ⏑ – – –́ ⏑ – ⏒
–́ ⏑ – – –́ ⏖ – ⏖ – – –́ ⏖ – ⏖ ⏓
–́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ – ⏒ –́ ⏑ – ⏒ –́ ⏑ ⏓

–́ ⏑ – – –́ ⏖ – ⏖ ⏓
–́ ⏖ – ⏖ – ⏖ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ – ⏒
–́ ⏑ – – –́ ⏖ – ⏖ – – –́ ⏖ – ⏖ ⏓
–́ ⏖ – ⏒ –́ ⏖ – ⏖ – ⏖ – – –́ ⏑ – ⏒
–́ ⏖ – ⏖ – ⏖ – – –́ ⏑ ⏓
– –́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏖ – ⏖ ⏓
⏔́ ⏑ – – –́ ⏑ – ⏒

Τίς βοὰ πιμπλᾷ πόλιος βασιλείου
εὐρέας χώρους φιλύρᾳ τε κομώσας ἀγυιάς;
κλαγγὰ δὲ τίς σάλπιγγος ὀτρύνει στρατὸν ἅμερον ἀστῶν
καὶ κυμβάλων αὐλῶν τε παμφώνων ῥέων ἆχος γλυκύς;
ἦτοι νίσσεται πὰρ τέρμονος ἐσχάτου ἀρκτῴας ἅνασσα γαίας,
φιλτάτου πατρὸς παῖς ἁγεμονῆος, πᾶσι ποθεινοτάτα,
καὶ γονεῖ καὶ τοῖσι καρτίστοις ἀδελφεοῖς καὶ πολιτᾶν πλήθει.

---

1) Von Böckh im Stile Pindars gedichtet, zur Begrüfsung der Gemahlin des Kaisers Nikolaus I. von Rufsland, Tochter Friedrich Wilhelms III., im Jahre der durch russische Waffen vollendeten Befreiung Griechenlands. Vgl. Treitschke, Deutsche Gesch. 3, 741.

χαῖρ', Ἀλεξάνδρα, μεγάλου βασιλῆος
εὐνέτι Ῥωσσᾶν, πολὺ κλεινότατον τᾷ φιλόφρων
λέκτρων ἐπέκλωσεν λάχος Μοῖρ', ἃ φιλέει περὶ πασᾶν
κουρᾶν θύγατρα Προυσσίων φωτᾶν δικαίου λαγέτα.
ἀλλ' ἦ λίσσομαι τὸν πάντ' ἐφορῶντα θεὸν τηρέειν τὶν αἶσαν ὄλβου,
καὶ πόσει ταγῶν δύναμιν μέγα πρωτίστῳ ἐπίκουρον ἀεί
ἔμμεναι νίκαισι, νίκας ὥςπερ ἐξ ἀρχᾶς ἔγεντ' ἐπώνυμος.

ὄντ' ἀοιδάων ὑποδεξάμενοι
ξυνὰ φρενῶν μελεδήματα γαρυσώμεθ' ἐμπλέξαντες αἴνῳ
Δωρίῳ. κεῖνόν γε μὲν ἐλπίδος εὐθαρσεῖ ποθέει γλεφάρῳ
Ἑλλάδος ἥβα. τοιά νιν ἀκαμάτοις πτερύγων ῥιπαῖσι Νίκα
ἀμφέπει ἀρνύμενον κλέος ἀδμάτῳ σθένει.
καὶ νῦν ἀγάνωρ οἱ βέβακ' εὐρὺς στρατὸς ἀνορέαις
βασιλέος κραίνειν ἐφετμάς,

ἵππιον στιφέων τε κράτος καὶ Ἄρηος
οὖλος ὁπλιτᾶν ζαμενὴς ἀγερώχων ὅμιλος.
τοῖσιν δὲ πέμπει Τάναϊς ὀξέας λογχοφόρους μίγα λείας
ὄρνιχας, ὠκεῖαι δὲ νᾶες παρπέτανται πόντιαι.
ἁ δ' ὢν βαιὸν ἀμπνείοισα τρέμοντας ὁρᾷ Δωρὶς ὑβριστῆρας αἶα
βαρβάρους, Ἕλλας τε πόρον περίφρακτον, καὶ στεφάνας ἀλαλᾷ
ἄκρα τε κρήδεμνα πύργων ἐκκυλίοισαν νέων ἀνδρῶν ἀκμάν.

ἀλλ' ἔα νῦν, Μοῖσα, μάχας πολέμους τε,
τοῖσιν οὐ χαίροντι φρένες γλυκεραὶ παρθένειοι·
κλειτὸν δ' ἄνακτός μοι τέκος τοίοισι βέλεσσ' ἐπίνειμαι,
Οὐλυμπίων οἵοις ἔθελξας δαιμόνων χρυσοθρόνων
ὀργάς, καὶ στάσιν δεινὰν Δαναῶν πέρι καὶ Τρωΐων ἔσβεσσας ἀνδρῶν
οὐλιᾶν αἰχμᾶν, Θέτιν οἷά τ' ἐκήλεις, ὥς τέ ποθ' Ἁρμονίαν,
Πηλέος τὰν μὲν φερίστου, τὰν δὲ Θηβαίου καλὸν Κάδμου λέχος.

νῦν χορείαισίν τε καὶ ἀγλαΐᾳ
μελπέμεναι θαλιᾶν ἐρατᾶν κώμων τ' ἀώτοισιν μέλοιτο
καιρίαν συνδαισέμεναι γάμον ἵκοισαν παρὰ πατρὶ φίλῳ
τὰν βασίλειαν, ἀνίκ' ἄρ' ἄξεται ἐς θάλαμον νύμφαν ὁμαίμων,
κεδνοτάταν ἀπὸ Ῥωσσιάδος φύτλας κόραν.
κείνοισι μὰν ἐκ Νικολάου σεμνοτάτας τ' ἀλόχου
ὁμονόου ζαλωτὸν εὐνᾶς

εἴκασον ταύταις ἔπι συντυχίαισιν
θεόθεν ἔσσεσθαι βίοτον μάλα θάλλοντα παίδων
εὐρυσθενεῖ γέννᾳ· τὸ τὶν δαίμων γέρας ἐξετέλεσσεν,
ἀρχᾶς, Ἀλεξάνδρα, τεκεῖν κλαροῦχον, ἔρνος φέρτατον.
κεῖται μὰν ἀγανοῖς πάρμονον ἐν τεκέεσσ' ἄλκαρ οἴκοισιν μέγιστον
κοιράνων, εὐδαιμονία τε θρόνων ναίοισα πάρεδρος ἀεί,
ὧς γε καὶ καρπὸν δραπὼν εὐτεκνίας βρύοντα τερπωλᾷ πρέπει

σὸς πατήρ. τοὶ δ' ἀμφὶ τεοῖσι κέχυνται
πορφυρέοις ὤμοισι, νεοστεφέϊ κρατὶ λοιβάν
μιχθέντα δάκρυσσιν νέμοντες τερπνὰ φιλάματ' ἀδελφεοί,
τᾷ τε χρόνῳ μακρῷ φανείσᾳ προσφέροντες μαλθακάν
φωνάν. ἀλλά μ' ὀρνύει κέαρ, ἐκ δ' ἐρέω τόνδε τολμάεις ἔπαινον.
ἔλπομαι πόρσωθέ τινα ξένον ἐλθόντ' ἐς πόλιν ἀμετέραν
θευμόρῳ τᾷδ' ἀμέρᾳ θάμβει ταφόντ' εὔφαμα καρύξειν ἔπη·

„Κεῖνος ἆρ' ἄμμιν λόγος ἦν ἔτυμος,
ὅςπερ Ὑπερβορέων πέρι τῶν εὐδαιμόνων πρόσθεν κατέσχεν.
καὶ γὰρ οὗτοι κεῖνοι ἔσαν. πέλεται τούτοισι καὶ εὐσεβία
καὶ πραπίδες καὶ σωφροσύνα, καὶ ἀγαστὸς ἀνάκτεσσιν πάρ' ὄλβος.“
τῶν σύ μοι ἔξοχον ἄνθος ἐοῖσ', ἁγνὸν σέβας,
εὖ πρᾶσσ', Ἀλεξάνδρα, μάλ'· εὖτ' ἂν δ' οἴκοθεν οἴκαδ' ἴῃς,
αἰσίοις ὄρνιξι βαίης.

Glückwunschbriefe von Welcker, Thiersch, Schaefer, Ritschl, Humboldt zu den Jubiläen von 1857 und 1867 s. o. S. 203, 264, 394, 397, 404, 409, 451, Dankbriefe von Böckh S. 204, 394.

Zum Jubiläum 1857.

Gedicht von Ludwig Bellermann, am Abend des 14. März 1857 bei dem Fackelzuge der Berliner Studenten vor Böckhs Hause gesungen, nach der Komposition von Heinrich Bellermann.

Wie durch die Wolken siegend bricht
Des Frühroths junge Pracht,
So drang einst Hellas' mildes Licht
In unsre Nacht.
Ihm dankt, was sie geworden,
Die Menschheit froh:
Heil Dir, der unserm Norden
Verkündiger geworden
Des Lichts, vor dem das Dunkel floh.

Denn wie vom trüben Sinnenschlaf
Rang sich die Seele los,
Als sie der Strahl des Äthers traf
Lichthell und grofs.
Was längst dahingesunken
Im Sturm der Zeit,
Es weckte neue Funken:
Von Hellas Schönheit trunken
Erstand die Deutsche Herrlichkeit.

Und dieser Welt erhab'nes Bild,
Der Schönheit ew'gen Quell,
Hast Du vor unserm Aug' enthüllt
Kraftvoll und hell.
Wir sah'n in den Gestalten,
Die Du erregt,
Wie Eines Geistes Walten
Im Neuen wie im Alten
Der Welt Geschicke lenkend wägt.

So hör' uns denn! Wir bringen Dir
Den Zoll der Liebe heut,
Heut da ein halb Jahrhundert Dir
Den Ölzweig beut.
Dir winke stets Gewährung
Des Himmels Hand!
Nimm unsres Danks Verehrung,
Nicht Deines Ruhmes Mehrung,
Nur unsrer Liebe Unterpfand.

Rede von Moriz Haupt am 15. März 1857.[1])

Ein frohes und erhebendes Fest hat uns heute um einen Meister deutscher Wissenschaft versammelt, und er selbst kann nur mit heiterem Auge auf das halbe Jahrhundert seiner ruhmvollen Thätigkeit zurückblicken.

In früher Jugend und mit jugendlichem Muthe, aber mit der reifen Erwägung und dem festen Sinne eines Mannes hat er sich würdige und hohe Ziele gesetzt; den Jugendidealen und sich selbst treu hat er erreicht, was nur der seltensten Kraft zu erreichen möglich war. Er hat das Alterthum in den bedeutendsten Gebieten mit der Fackel seines Geistes aufgehellt, die Forschung in neue Bahnen gelenkt, ihren Stoff gemehrt, ihre Regel gesichert; er vor anderen hat die Philologie aus abirrender Zerstreuung und untergeordneter Nutzbarkeit zu dem Recht und der Pflicht geschichtlicher Wissenschaft zurückgerufen.

So grofses zu leisten ward ihm gewährt durch eine fast wunderbare Vereinigung reicher Gaben. Denn verbunden sind in ihm ausdauernde Geduld, die vor keiner Schwierigkeit mühevoller Untersuchungen ermüdet, und geniale Ahnung, die zu Entdeckungen führt; scharfer Blick für das einzelne und kleine, helle und umfassende Anschauung des ganzen und grofsen; das reichste und sicherste historische Wissen, tiefer und klarer philosophischer Geist. So hat er die Meisterschaft sich schnell errungen, und sein Verdienst wird, solange deutsche Wissenschaft besteht, wirksam bleiben, sein Name in dankbarer Erinnerung dauern, wie heute Unzählige nah und fern seiner gedenken.

Ihren freudigen Festgrufs bringt die Universität ihrem Altmeister dar, der fast seit ihrer Gründung eine ihrer ersten Zierden ist; dem Lehrer, um den Geschlecht auf Geschlecht sich geschart hat, der seinen Schülern nicht nur die Schätze der Wissenschaft lehrend und anregend aufthut, sondern auch vielen ein theilnehmender und fürsorgender Berather ist; dem Manne, dem nicht nur die Philologie als die Wissenschaft des antiken Lebens lebendig aufgegangen ist, sondern der auch unablässig theilnimmt an der Entwickelung, den Sorgen und Pflichten des gegenwärtigen Lebens; der in edler und feinsinniger Rede die Universität zu vertreten und mafsvoll und lichtvoll die Freiheit des Geistes und der Wissenschaft zu wahren gewohnt ist, der besonnen und klar, klug und gewandt in Leitung und

1) Schon gedruckt in dem S. 135 erwähnten Bericht von F. Ascherson und bei Chr. Belger, Moriz Haupt als akademischer Lehrer (1879). Vgl. o. S. 136.

Rath an dem gesammten Leben der Universität den regsten und dankenswerthesten Antheil nimmt.

Ein frohes und erhebendes Fest hat uns versammelt. Denn wie der Mann, dessen Ehrentag wir heute feiern, als Jüngling in Mannesreife auftrat, so weilt er heute unter uns reich an Jahren und Verdiensten und Ehren, aber in ungeminderter Kraft und Frische des Geistes. So dürfen wir uns in der frohen Hoffnung vereinigen, dafs er uns noch lange werde gegönnt sein, eine Zierde unserer Universität und unseres Vaterlandes, ein Vorbild dem jüngeren Geschlecht. August Böckh lebe hoch!

Glückwunsch des Grofsherzogs Friedrich von Baden.

Es gewährt mir eine besondere Freude, mich an die vielen Glückwünschenden anzuschliefsen, die bei Ihrer funfzigjährigen Jubelfeyer einer ruhmreichen wissenschaftlichen Laufbahn Ihnen ihre Verehrung in verschiedenster Weise kundgeben werden. Zugleich aber betrachte ich es als eine der angenehmsten Pflichten, mich an Ihrer Jubelfeyer zu betheiligen, da es einer der schönsten Vorzüge meiner Stellung ist, die Verdienste um Staat, Wissenschaft und Kunst aller Angehörigen meines engeren Vaterlandes, das ja auch Ihre werthe Person unter die seinen rechnet, durch öffentliche Beweise der Anerkennung auszuzeichnen. Mögen Sie daher in dem äufseren Merkmal, das ich Ihnen hierbei sende, nur einen schwachen Ausdruck meiner theilnehmenden Empfindungen erkennen, und lassen Sie mich von Herzen wünschen, dafs Sie diesen vaterländischen Orden noch recht lange in ungetrübtem Glück und Wohlseyn zu tragen im Stande sind. Es grüfst Sie in herzlichster Weise

Ihr glückwünschender Landsmann

Carlsruhe, den 12. März 1857.

Friedrich, Grofsherzog v. Baden.

Glückwunsch des Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg.[1])

Das seltene Fest einer fünfzigjährigen akademischen Jubelfeier, welches Ew. Hochwohlgeboren an dem heutigen Tage begehen, giebt uns einen willkommenen Anlafs, der hohen Verdienste eingedenk zu sein, welche Sie in der langen ruhmvollen Laufbahn Ihres öffentlichen Wirkens Sich um das gelehrte Schulwesen, wie des gesammten Vaterlandes und weit über die Grenzen desselben hinaus, so insbesondere in dieser Provinz erworben haben, auf welche sich unser amtlicher Wirkungskreis erstreckt. Durch das lebendige Wort Ihres Unterrichts und durch das Studium Ihrer Schriften hat eine grofse Zahl der trefflichsten Glieder des höheren Lehrerstandes dieser Provinz eine edle, nachhaltige Begeisterung für ihren Beruf eingesogen und legt ein lautes Zeugnifs davon ab, dafs die Studien,

1) Gedruckt in dem Bericht von F. Ascherson, ebenso die folgende Adresse.

welche ihre Jünger in die Erforschung einer grofsen Vergangenheit einführen, auch eine reiche Frucht für die Bildung des aufwachsenden Geschlechtes der Gegenwart zu tragen geeignet sind.

Indem wir Ihnen für diese Förderung des hohen Zweckes, welchem auch unsere Bemühungen gewidmet sind, an dem heutigen Tage unsern verehrungsvollsten Dank aussprechen, wünschen wir, dafs es Ihnen noch lange vergönnt sein möge, in der Ihnen verliehenen Geistesfrische das erhebende Bewufstsein zu geniefsen, zu welchem die glücklichen Erfolge eines dem Dienste wahrer Wissenschaft geweihten Strebens Sie berechtigen.

Berlin, den 15. März 1857.

Der Chef und die Mitglieder des Kgl. Schul-Collegiums der Provinz Brandenburg.

Flottwell. Heindorf. Sägert. Bormann. Kiefsling. Gräfe.

Adresse der Teubnerschen Buchhandlung, verfafst von Friedrich Ritschl.

Viro honorum dignitate splendidissimo, multiplicis virtutis laude florentissimo Augusto Boeckhio, philologorum Graecam Romanamque antiquitatem inlustrantium in orbe terrarum hodie principi, raro exemplo sociata eruditioni elegantia, sagacitati circumspicientia, copiae simplicitate;

litterarum cum grammaticarum tum historicarum tum philosophicarum communis consortii vinculo inter se nexarum decori immortali, praesidio unico;

subtiliter ubertimque via ac ratione artis monstrata ad saluberrimam disciplinam duci et magistro optimo gravissimo, iuventutis ad humanitatem informandae moderatori in paucis benigno facundo luculento, liberalitatis cum verborum auctoritate tum facinorum prudentia propugnatori felicissimo

Sacra Semisaecularia vitae in vestiganda vindicandaque veritate iuvandaque et ornanda civitate tanta cum gloria consumptae venerabundi gratulantur, eamque vitam omnibus bonis inprimis caram uti Deus optimus maximus diu sospitet superstitetque bonisque auctibus auxit, animo pientissimo precantur Adolphus Rossbach Albinus Ackermann librariae Teubnerianae Lipsiensis antistites. Idibus Martiis anni MDCCCLVII.

Dank für Verleihung des Ehrenbürgerrechts.

Magistrat und Stadtverordnete, die hochansehnlichen Vorstände dieser Haupt- und Residenzstadt, des grofsen Berlin, wie es ein edler deutscher Dichter[1]) schon vor mehr als dreifsig Jahren in einer hochwichtigen, für

1) Gemeint ist Platen, Verhängnisvolle Gabel, Akt 4: „Denn des Volks Aufschwung in heroischer Zeit, der ging vom grofsen Berlin aus.“ Vgl. o. S. 75 und 253.

das gesammte Deutschland bedeutungsvollen Beziehung genannt hat, haben an dem Tage der Erinnerung an meine fünfzig Jahre früher erfolgte Doctor-Promotion durch die seltene Verleihung des Ehrenbürgerrechts mir ein ausgezeichnetes Denkmal gestiftet, welches nicht allein mir, sondern auch meiner Familie ein unvergängliches Kleinod bleiben wird. Was kann einem Manne, dessen Herz und Geist in der richtigen Stimmung ist, höheren Werth haben als die Achtung und das Wohlwollen der Bürger der Gemeinde, zu welcher er zählt? Diese sind mir durch die ehrwürdigen Vertreter dieser grofsen Stadtgemeinde in reichstem Mafse zu Theil geworden. Die Wissenschaft hat lange schon das Bürgerrecht in der Stadt, welcher ich durch einen 46jährigen ununterbrochenen Aufenthalt angehöre; die mir erwiesene Ehre aber darf als ein neues Zeugnifs gelten für das schöne Verhältnifs, in welchem unsere Universität von je her mit der Bürgerschaft Berlins gestanden hat, als ein neuer Beweis, dafs die kühn aufstrebende Gröfse der Handels- und Industriestadt mit dem Sinn und Geschmack für Wissenschaft, mit dem geistigen Leben Deutschlands Hand in Hand geht.

Es liegt mir, der ich meine Studien vorzugsweise dem griechischen Alterthum zugewandt habe, bei diesem mir höchst erfreulichen Anlafs sehr nahe, in der Stadt Berlin das wiedererstehende Athen anzuschauen, jene Stadt die vor allen Lehrerin der Welt wurde, und die in ihrer Blüthezeit die geistigen und die sogenannten materiellen Interessen, welche letztere viel mehr geistiges in sich bergen als man gemeinhin anerkennt, in schönster Übereinstimmung verband und den Männern der Kunst und Wissenschaft um dieser selbst willen Bürgerkränze oder Bürgerrecht in ähnlicher Weise zuerkannte, wie diese herrliche Metropole des preufsischen Königreichs. In diese Stadt, deren Vorstände wir in Ihnen, hochgeehrte Herren, verehren, hatte mich die auf einer preufsischen Universität eingesogene Liebe zu Preufsen schon als Jüngling vor nunmehr 51 Jahren, kurz vor der verhängnifsvollsten Zeit des Staates, zu einjährigem Aufenthalt geführt; in sie führte mich wenige Jahre später die Begeisterung für den neuen Aufschwung dieses Landes, der Reiz der intelligenten, alle edle Bildung pflegenden Hauptstadt, mein gutes Glück und die Gunst der königlichen Unterrichtsbehörde für meine ganze übrige Lebensdauer zurück.

Beiden hochverehrten Körperschaften sage ich in diesem Geiste und von solchen Gedanken bewegt für die mir erwiesene hohe Ehre, die ich in der Abgeschiedenheit von Geschäften, welche aufser meinem nächsten Kreise liegen, nicht irgend einem Verdienst um die Gemeinde, sondern nur der guten Meinung meiner Mitbürger von meinen Leistungen als Lehrer und Gelehrter und von meinem öffentlichen und Privat-Charakter verdanke, meinen innigsten, tiefgefühlten Dank und empfehle mich ihrem ferneren geneigten Wohlwollen.

Berlin, den 20. März 1857.

August Böckh.

An die Witwe des Prof. R. H. Klausen.

Verehrteste Frau! Viele meiner ehemaligen Zuhörer sind vor mir aus diesem Leben gegangen, unter diesen drei, mit denen ich in engster Verbindung stand und die sich vorzugsweise um mich verdient gemacht haben, Klausen, Otfried Müller und Meier zu Halle. Auch Müllers Witwe ist hingestorben; Sie und Meiers Witwe haben das Erbtheil der Gatten übernommen; von Ihnen beiden habe ich die Glückwünsche empfangen, die Ihre Gatten mir gewidmet haben würden. Doch darf ich nicht unerwähnt lassen, dafs Otfried Müller durch seinen Bruder Eduard zu Liegnitz vertreten worden ist, und der Sohn eines meiner ältesten Zuhörer, des vor kurzem gestorbenen Direktors Kärcher, obgleich kein Philologe sondern ein Jurist, hat statt seines Vaters mich freundlich begrüfst. Ich kann also sagen: selbst aus der jenseitigen Welt sind mir durch Vermittelung der diesseitigen freundliche Worte zugesprochen worden. Haben Sie, verehrte Frau, dafür meinen vollen Dank! Wer lange lebt, kann viel gewinnen, und wieviel ich gewonnen habe, das konnte ich bei meinem Jubiläum in vollem Mafse erfahren; aber wer lange lebt, kann auch viel verlieren, und ich habe viel verloren, Brüder, Söhne, theure Freunde; der Eltern nicht zu gedenken und der Genossin meiner Jugend, der Mutter meiner Söhne, die nun schon fast ein Menschenalter im Grabe ruht. Die überlebenden bleiben wie Ruinen auf Bergen stehen. Gehe ich in der Erinnerung noch weiter, bis in die Studentenjahre zurück, so finde ich mich noch mehr vereinsamt; ich vermisse den ältesten, innigsten Freund meiner Jugend, dem ich mit einer schwärmerischen, nicht ohne meine Schuld vorübergehend getrübten Liebe anhing, Nikol. Gottf. Chr. Eckermann, der als Rector des Danziger Gymnasiums früh vom Schicksal ereilt wurde. Ich gedenke seiner als eines edlen Mannes, dem Sie nahe verwandt waren, wie Klausen mir einmal erzählte.

Ihr theures Andenken, verehrte Frau, blieb in meiner Seele immer lebendig; um so angenehmer war es mir, durch Ihren freundlichen Brief auch Ihren Wohnort wieder erfahren zu haben, wonach ich manchmal vergeblich andere gefragt hatte. Und wie erwünscht ist es mir zu hören, von Ihnen selber, dafs Sie innerlich zufrieden und äufserlich behaglich unter Freunden leben! Mehr läfst sich nicht wünschen noch erwarten; das Unwiederrufliche mufs verschmerzt werden, wenn es auch nicht vergessen wird. Die Wehmuth, die es zurückläfst, hat sogar selber eine gewisse Süfsigkeit, wenn das Gemüth im übrigen harmonisch gestimmt ist. Mögen Sie diese Seelenharmonie immer in reinster Stimmung geniefsen; sie macht uns das Leben allein erträglich.

Mit mir läfst meine Frau Ihnen das beste Glück wünschen. Verehrungsvoll und ergebenst ganz der Ihrige

Böckh.

Berlin, den 4. April 1857.

An das Lehrerkollegium des Lyceums zu Karlsruhe.

Ihre Grüfse aus der Heimat sind mir Grüfse aus der Jugendzeit, wehen mich an wie die Zephyrlüfte, die ich dort, kaum dem Knabenalter

entwachsen, einsam und träumerisch wandelnd im frischen Walde im Lenzesmorgen einathmete. Diese Eindrücke sind mir unvergefslich; sie sind mir noch erheiternd, doch mit Wehmuth gemischt, denn ich bin ein Kind einer Familie, die von schweren Schlägen des Schicksals niedergebeugt war. Doch blieb mir die Hand einer liebenden Mutter, mit welcher ich das Leid und die seltene Freude theilte. An Ihrer Lehranstalt, theuerste Herren und Landsleute, kam mir ebenso die liebreiche Hand der Lehrer entgegen. In dem Fache, welches ich, nachdem ich der Theologie entsagt hatte, ausschliefslich mir erwählt, fehlte wohl manches, was ich zur Technik desselben rechne; aber diese Lehrer bildeten den Geist und das Gemüth, die über alles gehen. Ich brauche nur des einen Hebel zu gedenken, der Jahre lang mir allein auf seinem Zimmer in der feinsten und geistreichsten Weise dogmatischen und philologischen Unterricht, letzteren in den semitischen Sprachen, gab. Ermessen Sie selbst, was dies heifst, was dies auf mich wirken mufste. Auf ähnliche Weise verkehrte Gerstner mit mir. Den griechischen Stunden war ich nicht ohne Schuld des Lehrers entlaufen; damit ich dies versäumte nachholte, gab mir ein Vicar des Predigtamts den ersten griechischen Unterricht, und so unvollkommen dieser war, bin ich dem liebevollen Lehrer dafür ewigen Dank schuldig. Wenig methodisch gab der edle Sander dem ersten Anfänger den Kallimachos mit Spanheims Commentar und den Thukydides mit den Noten der Älteren in die Hand, ebenso den Pindar. Aber je gröfser die Schwierigkeiten waren, desto anregender mufsten sie sein. Noch vieles dergleichen könnte ich Ihnen erzählen, was vielleicht nicht unmerkwürdig für die Geschichte Ihrer Lehranstalt ist, aber ich fürchte doch, dafs Ihnen nicht alles dieses die Wichtigkeit haben dürfte, die ich von meinem subjektiven Standpunkt aus ihm beilegen mag. Es fehlte viel zu einer methodischen Einrichtung des Schulunterrichts, deren Sie sich jetzt erfreuen, aber der Mangel der Methode liefs dem Triebe der Begeisterung einen grofsen Spielraum.

So blicke ich mit Heiterkeit auf die Zeit zurück, da ich in dem grofsen hölzernen Hause des Gymnasium illustre mit dem Honig genährt wurde, der von den Lippen Ihrer Vorgänger flofs. Auch das Wachs darunter konnte mit hingenommen werden und liefs sich mit der Zeit ausscheiden. Haben Sie, hochverehrte Herren, in Ihrem lieben Schreiben einen freundlichen Blick auf das nahe Ende meiner Laufbahn geworfen[1]), so mögen Sie es mir verzeihen, wenn ich dadurch dazu erregt wurde, auf ihren Anfang zurückzuschauen und die Empfindungen einer fernen Vergangenheit noch einmal durchzuempfinden. Soll ich nun noch von dem Werthe sprechen, den Ihre hohe Anerkennung für mich hat, so ist dieser, aufser der Trefflichkeit der Männer von welchen sie kommt, um so höher, da sie aus dem Vaterlande kommt, in welchem nach dem Sprichwort der Prophet nichts zu gelten pflegt. Zwar leidet dieses hier keine genaue

1) Das zum Jubiläum der Berliner Universität gesandte Glückwunschschreiben enthält folgende Stelle: „Möge der allgütige Gott, der Ihr segensreiches Leben durch Kampf und Gefahr behütet hat bis auf diesen Tag, auch Ihren fernen Lebensabend krönen mit ungetrübter Heiterkeit zur Freude der Ihrigen, zum Heile der Wissenschaft und des Vaterlandes."

Anwendung, da ich kein Prophet im eigentlichen Sinne bin, aber der Grund der Prophetie ist die mystische Begeisterung und die Begeisterung für das Wissen, und die Mystik der Erkenntnis und des Gedankens ist die Triebkraft meines Lebens.

Mit gröſster Hochachtung und innigster Dankbarkeit
des verehrten Lehrercollegiums des Carlsruher Lyceums
ganz ergebenster

Berlin, den 29. October 1860.

Aug. Böckh.

Glückwunsch König Wilhelms I. von Preuſsen zum sechzigjährigen Doktorjubiläum.

Zu dem seltenen Feste, welches Sie heute begehen, sende ich Ihnen meinen herzlichen Glückwunsch. Wenigen Männern ist es vergönnt gewesen, so wie Sie in Kraft und Frische des Geistes eine sechzigjährige akademische Laufbahn zurückzulegen, und glücklich ist die Friedrich-Wilhelms-Universität zu schätzen, welche Sie so lange zu ihren schönsten Zierden gezählt hat. Für dieselbe ist daher der heutige Tag ein besonders festlicher und froh zu begehender. Aber auch das gesammte Vaterland nimmt daran nicht minder herzlichen Antheil und bezeugt Ihnen als einem der Ersten der Wissenschaft seinen freudigen Dank für Ihre so lange und so gesegnete Wirksamkeit.

Berlin, den 15. März 1867.

Wilhelm.

Glückwunsch der Königin Augusta von Preuſsen.

Ich übersende Ihnen zu Ihrem heutigen Ehrentage, an welchem die deutsche Wissenschaft einen ihrer hervorragendsten Vertreter feiert, eine Vase mit der Abbildung unseres Palais und der Statue Friedrichs des Groſsen, die Sie während Ihrer langjährigen, glänzenden und erfolgreichen Wirksamkeit so oft von dem Universitätsgebäude aus vor Augen gehabt haben, mit dem Wunsche, daſs von diesen Bildern das eine Ihnen zu freundlichen Erinnerungen an seine Bewohner, das andere, welches das Andenken an alles das verewigt, was unter Friedrich dem Groſsen Erhabenes geleistet worden, zur Gewähr dienen möge, daſs das Vaterland das Andenken an unsere groſsen Männer in Ehren zu halten weiſs.

Berlin, den 15. März 1867.

Augusta.

Glückwunsch der philosophischen Fakultät der Universität Wien.

Hochverehrter Herr! Die seltene Feier des sechzigjährigen Jubiläums ruft überall, wo Thaten des Geistes ihre Würdigung finden, die Erinnerung daran wach, was die Wissenschaft und was menschlich edle Bildung Ihrer

grofsartigen Wirksamkeit verdankt. Die ersten Schritte, mit denen Sie vor mehr als einem halben Jahrhundert die litterarische Laufbahn betraten, zeigen sicher und entschieden die wahre Aufgabe der Philologie: die unermüdliche Sammlung des entlegensten Stoffes, die gewissenhafte Erforschung auch des Einzelnsten, der nichts an sich klein ist, gewinnen ihre Bedeutung nur dadurch, dafs sie dem einen Zwecke dienen, der Herstellung des vollen und treuen Bildes vom gesammten Leben eines Volkes. Dafs diese Aufgabe nicht ein unerreichbares Ideal ist, und dafs die hingebendste Vertiefung in das Einzelne der geistvollen Gestaltung und Belebung des Ganzen keinen Eintrag zu thun braucht, das beweist die Reihe von Meisterwerken Ihrer Hand, welche, jedes auf seinem Gebiete neugestaltend und befruchtend, in ihrer Gesammtheit das reichste Mafs einer Menschenkraft übersteigend, das Bild der alten Völker, vorzüglich des auf unsre eigene Cultur entscheidend wirkenden griechischen Volkes, nach den mannigfachsten Seiten des Lebens und der Kunst neu geschaffen und in das helle Licht der Wahrheit gestellt haben. Mag künftige Forschung, auf den von Ihnen gelegten Grundlagen weiterbauend und an Ihrem Vorbilde erstarkt, manches einzelne ergänzen und berichtigen: Ihren Werken ist der unverminderte Werth verbürgt in der strengen Unbefangenheit der Forschung und der unverbrüchlichen Achtung vor der Wahrheit, — derselben Gesinnung, welche, in allen Verhältnissen des Lebens als edler Freimuth bewährt, der Huldigung vor dem genialen Forscher die Hochachtung vor dem Charakter des Mannes hinzugefügt hat.

Wir sind gewohnt mit Ergebung uns zu bescheiden, wenn über geistige Gröfse es verhängt ist, frühzeitig den Tribut der Sterblichkeit abzutragen; um so erhebender ist es, zu sehen, wie die Energie des Geistes und die innere Harmonie des Charakters dem Einflusse der Jahre Trotz bietet und die Klagen vergessen macht, die über des Alters Schwäche und Elend von Dichtern und Weisen aller Völker uns entgegenklingen. Gestatten Sie, dafs in dieser Gesinnung aufrichtiger Verehrung das unterzeichnete Collegium Ihnen an dem Tage, an welchem Sie in geistiger Frische und Freudigkeit auf 60 Jahre einer ruhmvollen und segensreichen Lehrthätigkeit zurückblicken dürfen, seine wärmsten Glückwünsche darbringe.

Wien, den 12. März 1867.

Hochachtungsvoll

Das Professoren-Collegium der philosophischen Facultät der Wiener Universität.

[21 Unterschriften, darunter die Philologen H. Bonitz, W. Hartel, Em. Hoffmann, J. Vahlen.]

An den Prinzen Wilhelm von Baden.

Durchlauchtigster Prinz! Gnädigster Herr! Ew. Grofsh. Hoheit haben mich gewürdigt, mein sechzigjähriges Doctorjubiläum durch Höchstdero Glückwunsch mitzubegehen und zu erhöhen. Diese Feier wäre von mir vergessen worden, wenn nicht Freunde und Gönner ein besseres Gedächtnifs dafür als ich bewahrt hätten; sie hat mich also überrascht, und so

mit auch alle Theilnehmer an derselben. Ew. Hoheit Glückwunsch gehört zu den schönsten Zierden dieser Festlichkeit, und ich darf wohl sagen auch zu den überraschendsten, obgleich das letztere mit Unrecht, denn schon vor zehn Jahren und demnächst vor sieben Jahren hatten S. Kgl. Hoheit der Grofsherzog in hoher Huld meiner gedacht.

Als ich im Jahre 1811 von Heidelberg nach Berlin übersiedelte, bestimmte mich aufser freundschaftlichen Verhältnissen die damalige Lage Deutschlands. Preufsen war in der Wiedergeburt begriffen; ich vertraute auf den erneuerten Staat und dessen Glückstern, der mich nicht täuschte, und so lud ich den Schein der Undankbarkeit gegen das engere Vaterland auf mich. Gute und schlimme Tage habe ich in Preufsen verlebt, bis es im vorigen Jahre auf den Gipfel der Macht stieg. Das erhabene Grofsherzogliche Fürstenhaus ist eng verknüpft mit dem Königlichen Hause durch die Bande der Verwandtschaft und durch die gleiche deutsche Gesinnung: so kann ich mich als Bürger beider Staaten fühlen und mich darob erfreuen, wenn Ew. Hoheit, die ich längst verehre, in mir Ihren Landsmann anerkennen. Empfangen Hochdieselben meinen innigsten Dank für das Andenken, welches Sie mir widmen, und nehmen Sie ihn nicht minder huldreich darum auf, dafs er um etliche Tage verspätet ist, weil ich durch die wenn auch freudige Anstrengung mich in einem Zustand der im Alter leicht eintretenden Erschöpfung befand. In Ehrfurcht verharre ich

Ew. Grofsh. Hoheit dankbarster und gehorsamster

Berlin, den 19. März 1867.

Aug. Böckh.

Anhang.

Verzeichnis der von Böckh gehaltenen Vorlesungen.

Von ihm selbst zusammengestellt mit Angabe der Zahl der Zuhörer. Die hinter dem Worte Sem. stehenden Ziffern bezeichnen die Zahl der ordentlichen und aufserordentlichen Mitglieder des philologischen Seminars; bisweilen sind sie in einer Zahl zusammengefafst. Priv. bedeutet Privatissimum.

Heidelberg:

W. 1807/08: Röm. Litteraturgeschichte 19, Platon 19, Euripides Iphigenie in Aulis 16, Terenz 10.
S. 1808: Griech. Altertümer 21, Pindar 11, Euripides Iph. 14, Demosthenes 15.
W. 1808/09: Gesch. der griechischen Philosophie 12, Plautus 19. Priv. Tacitus Germania 4.
S. 1809: Encyklopädie 18, Platon 28, Tacitus 43. Sem. Horaz 12. Priv. 1.
W. 1809/10: Röm. Litteraturgeschichte 14, Ilias 24, Terenz 12. Sem. 13.
S. 1810: Griech. Altertümer 18, Pindar 24, Tacitus 17. Sem. 16. Priv. 3.
W. 1810/11: Gesch. der griechischen Philosophie 25, Encyklopädie 25, Demosthenes 20. Priv. 2.

Berlin:

S. 1811: Griech. Altertümer 12, Metrik 40, Pindar 15, Terenz 18. Philologische Gesellschaft 9, Priv. 5.
W. 1811/12: Röm. Litteraturgeschichte 16, Pindar 56, Platon 29, Cicero 37. Philologische Gesellschaft 8, Priv. 5.
S. 1812: Griech. Altertümer 12, Metrik 17, Platon 15, Plautus 66. Priv. 1.
W. 1812/13: Gesch. der griech. Philosophie 18, Pindar 16, Tacitus 25. Sem. 6 u. 7. Priv. 1.
S. 1813: Pindar 13 publ.
W. 1813/14: Platon 19 publ. Sem. 4 u. 1.
S. 1814: Griech. Altertümer 8, Demosthenes 17 publ. Sem. 6 u. 2.
W. 1814/15: Metrik 19, Pindar 25, Tacitus Annalen[1]) 44. Sem. 10 u. 5. Priv. 2.
S. 1815: Griech. Altertümer 19, Terenz 16. Sem. 8.
W. 1815/16: Röm. Litteraturgeschichte 12, Platon 19, Cicero gegen Verres 14. Sem. 5 u. 5.
S. 1816: Encyklopädie 12, Pindar 18, Tacitus Annalen 34. Sem. 7 u. 2.
W. 1816/17: Gesch. der griech. Philosophie 17, Platon 24, Tacitus Historien 29. Sem. 6 u. 3.

---

1) Von hier an ist auf Grund der in der Hallischen Litteraturzeitung abgedruckten Vorlesungsverzeichnisse der Berliner Universität das interpretierte Werk des betreffenden Schriftstellers, wo es erforderlich schien, hinzugefügt. Von Platon hat Böckh, mit einer Ausnahme im S. 1823, immer die Schrift „Vom Staate" erklärt, von Demosthenes immer die Rede vom Kranze, von Sophokles die Antigone, oft verbunden mit dem Ödipus auf Kolonos, von Terenz die beiden Komödien Andria und Eunuchus.

S. 1817: Metrik 10, Demosthenes 21. Sem. 8 u. 1, Priv. 2.
W. 1817/18: Griech. Altertümer 35, Pindar 19, Tacitus Annalen 28. Sem. 6 u. 8, Priv. 1.
S. 1818: Gesch. der griech. Philosophie 16, Platon 38, Tacitus Historien 37. Sem. 9 u. 8, Priv. 1.
W. 1818/19: Röm. Litteraturgeschichte 20, Demosthenes 28, Terenz 37. Sem. 10 u. 8.
S. 1819: Griech. Litteraturgeschichte 36, Platon 38, Tacitus Annalen 60. Sem. 7 u. 13.
W. 1819/20: Griech. Altertümer 45, Pindar 56, Terenz 33. Sem. 20.
S. 1820: Encyklopädie 30, Metrik 28, Demosthenes 34. Sem. 20.
W. 1820/21: Röm. Litteraturgeschichte 26, Platon 65, Tacitus Historien 38. Sem. 10 u. 10.
S. 1821: Griech. Litteraturgeschichte 39, Pindar 40, Terenz 35. Sem. 21.
W. 1821/22: Griech. Altertümer 54, Demosthenes 44, Tacitus Annalen 55. Sem. 10 u. 17.
S. 1822: Metrik 40, Platon 67, Terenz 50. Sem. 14 u. 25.
W. 1822/23: Encyklopädie 44, Pindar 64, Tacitus Historien 76. Sem. 10 u. 33.
S. 1823: Griech. Litteraturgeschichte 57, Platon Gorgias u. Theätet 61, Tacitus Annalen 42. Sem. 10 u. 16.
W. 1823/24: Griech. Altertümer 88, Sophokles 71. Sem. 5 u. 32.
S. 1824: Röm. Litteraturgeschichte 84, Demosthenes 61, Tacitus Historien 48. Sem. 13 u. 18.
W. 1824/25: Metrik 73, Pindar 86, Terenz 61. Sem. 37.
S. 1825: Encyklopädie 84, Platon 100, Tacitus Annalen 53. Sem. 10 u. 28.
W. 1825/26: Griech. Altertümer 124, Sophokles 74. Sem. 10 u. 34.
S. 1826: Griech. Litteraturgeschichte 116, Demosthenes 72. Sem. 5. u. 31.
W. 1826/27: Metrik 65, Pindar 74, Tacitus Historien 61. Sem. 5 u. 27.
S. 1827: Encyklopädie 64, Platon 80. Sem. 11 u. 30.
W. 1827/28: Griech. Altertümer 91, Sophokles 87. Sem. 9 u. 30.
S. 1828: Griech. Litteraturgeschichte 94, Demosthenes 57. Sem. 7 u. 35.
W. 1828/29: Metrik 78, Pindar 83. Sem. 7 u. 33.
S. 1829: Encyklopädie 65, Platon 67. Sem. 9 u. 21.
W. 1829/30: Griech. Altertümer 137, Tacitus Historien 74. Sem. 7 u. 32.
S. 1830: Griech. Litteraturgeschichte 113, Sophokles 110. Sem. 8 u. 31.
W. 1830/31: Metrik 93, Pindar 109. Sem. 5 u. 26.
S. 1831: Encyklopädie 83, Platon 108. Sem. 6 u. 30.
W. 1831/32: Griech. Altertümer 91, Tacitus Annalen 62. Sem. 7 u. 26.
S. 1832: Griech. Litteraturgeschichte 73, Demosthenes 41. Sem. 10 u. 30.
W. 1832/33: Metrik 62, Pindar 71. Sem. 10 u. 23.
S. 1833: Encyklopädie 62, Platon 55. Sem. 4 u. 25.
W. 1833/34: Griech. Altertümer 96, Sophokles 77. Sem. 5 u. 29.
S. 1834: Metrik 69, Terenz 54. Sem. 10 u. 29.
W. 1834/35: Griech. Litteraturgeschichte 115. Pindar 64. Sem. 8 u. 19.
S. 1835: Encyklopädie 82, Platon 75. Sem. 10 u. 20.
W. 1835/36: Griech. Altertümer 118, Sophokles 65. Sem. 6 u. 28.
S. 1836: Metrik 100. Sem. 6 u. 28.
W. 1836/37: Griech. Litteraturgeschichte 113, Pindar 70. Sem. 11 u. 25.
S. 1837: Encyklopädie 107. Sem. 8 u. 17.
W. 1837/38: Griech. Altertümer 126, Platon 102. Sem. 11 u. 30.
S. 1838: Metrik 82, Sophokles 69. Sem. 9 u. 18.
W. 1838/39: Griech. Litteraturgeschichte 116. Sem. 10 u. 25.
S. 1839: Encyklopädie 70. Pindar 72. Sem. 4 u. 29.
W. 1839/40: Griech. Altertümer 90, Platon 61. Sem. 8 u. 23.
S. 1840: Metrik 68, Sophokles 57. Sem. 10 u. 24.
W. 1840/41: Griech. Litteraturgeschichte 62, Demosthenes 46. Sem. 7 u. 26.
S. 1841: Encyklopädie 49, Pindar 44. Sem. 12 u. 16.

W. 1841/42: Griech. Altertümer 79, Platon 65. Sem. 10 u. 34.
S. 1842: Metrik 65, Sophokles 47. Sem. 6 u. 26.
W. 1842/43: Griech. Litteraturgeschichte 81, Demosthenes 46. Sem. 10 u. 25.
S. 1843: Encyklopädie 74, Pindar 49. Sem. 10 u. 21.
W. 1843/44: Griech. Altertümer 98, Platon 54. Sem. 9 u. 30.
S. 1844: Metrik 60, Sophokles 53. Sem. 7 u. 28.
W. 1844/45: Griech. Litteraturgeschichte 97, Demosthenes 28. Sem. 6 u. 28.
S. 1845: Encyklopädie 74, Pindar 40. Sem. 6 u. 19.
W. 1845/46: Griech. Altertümer 79, Platon 49. Sem. 7 u. 20.
S. 1846: Metrik 46, Sophokles 39. Sem. 10 u. 19.
W. 1846/47: Griech. Litteraturgeschichte 95, Demosthenes 47. Sem. 10 u. 23.
S. 1847: Encyklopädie 53, Pindar 48. Sem. 10 u. 19.
W. 1847/48: Griech. Altertümer 102, Platon 40. Sem. 10 u. 32.
S. 1848: Metrik 51, Sophokles 27. Sem. 10 u. 19.
W. 1848/49: Griech. Litteraturgeschichte 61, Demosthenes 24. Sem. 6 u. 30.
S. 1849: Encyklopädie 59, Pindar 44. Sem. 10 u. 20.
W. 1849/50: Griech. Altertümer 87, Platon 51. Sem. 10 u. 28.
S. 1850: Metrik 62, Sophokles 54. Sem. 10 u. 30.
W. 1850/51: Griech. Litteraturgeschichte 88, Demosthenes 36. Sem. 8 u. 27.
S. 1851: Encyklopädie 66, Pindar 47. Sem. 10 u. 16.
W. 1851/52: Griech. Altertümer 83, Platon 55. Sem. 7 u. 27.
S. 1852: Metrik 56, Sophokles 35. Sem. 10 u. 17.
W. 1852/53: Griech. Litteraturgeschichte 65. Sem. 11 u. 26.
S. 1853: Encyklopädie 41, Pindar 31. Sem. 7 u. 30.
W. 1853/54: Griech. Altertümer 46, Demosthenes 26. Sem. 10 u. 16.
S. 1854: Metrik 47, Sophokles 32. Sem. 6 u. 20.
W. 1854/55: Griech. Litteraturgeschichte 77, Platon 30. Sem. 10 u. 26.
S. 1855: Encyklopädie 56, Pindar 33. Sem. 10 u. 28.
W. 1855/56: Griech. Altertümer 70, Demosthenes 32. Sem. 10 u. 23.
S. 1856: Metrik 49, Sophokles 40. Sem. 10 u. 14.
W. 1856/57: Griech. Litteraturgeschichte 69, Platon 39. Sem. 10 u. 23.
S. 1857: Encyklopädie 56, Pindar 40. Sem. 10 u. 17.
W. 1857/58: Griech. Altertümer 76, Demosthenes 34. Sem. 11 u. 15.
S. 1858: Metrik 69, Sophokles 44. Sem. 10 u. 17.
W. 1858/59: Griech. Litteraturgeschichte 70, Platon 54. Sem. 10 u. 30.
S. 1859: Encyklopädie 69, Pindar 39. Sem. 11 u. 28.
W. 1859/60: Griech. Altertümer 109. Sem. 11 u. 35.
S. 1860: Metrik 89. Sem. 10 u. 39.
W. 1860/61: Griech. Litteraturgeschichte 115. Sem. 10 u. 37.
S. 1861: Encyklopädie 118. Sem. 10 u. 29.
W. 1861/62: Griech. Altertümer 115. Sem. 10 u. 37.
S. 1862: Metrik 112. Sem. 10 u. 42.
W. 1862/63: Griech. Litteraturgeschichte 156. Sem. 10 u. 33.
S. 1863: Encyklopädie 114. Sem. 11 u. 36.
W. 1863/64: Griech. Altertümer 158. Sem. 10 u. 37.
S. 1864: Metrik 118. Sem. 11 u. 30.
W. 1864/65: Griech. Litteraturgeschichte 129. Sem. 10 u. 23.
S. 1865: Encyklopädie 123. Sem. 10 u. 22.
W. 1865/66: Griech. Altertümer 113. Sem. 10 u. 20.
S. 1866: Metrik 103. Sem. 10 u. 19.
W. 1866/67: Griech. Litteraturgeschichte 95. Sem. 10 u. 24.
S. 1867: Sem. 7 u. 20.

Verzeichnis der Mitglieder des Philologischen Seminars.

Die hinter dem Namen stehende Zahl giebt die Dauer der Mitgliedschaft unter Böckhs Leitung nach Semestern an.

Heidelberg:

S. 1809: Erb, Heidelberg.
Nizze, Rostock 3.
Hage, Reichenau.
Laroche, Basel.
Gräff, Weinheim 3.
Vömel, Hanau 3.
Lendtner, München.
Kortüm, Mecklenburg 2.
Groos, Hessen.
Juzi, Ulm 2.
Salomo, Berlin 2.
Kärcher, Durlach.

W. 1809/10: Becker, Mecklenburg 2.
Ad. Fr. Sapper, Ulm 2.
Jac. Fr. Schmoller, Ulm 2.
Zumpt, Berlin 2.
v. Raumer, Berlin.
Held, Nürnberg 2.
Dav. List, Ulm.

S. 1810: Stiebel, Frankfurt a. M.
Schwarz, Heidelberg.
Jul. Moser, Ulm.
Salzer, Hessen-Darmstadt.
Ruckstuhl, St. Urban.
Rinck, Baden.
Eilers, Oldenburg.
Kramer, Ostpreufsen.

Berlin:

Böckh errichtete zuerst eine Philologische Gesellschaft; aus dieser entwickelte sich das Philologische Seminar, welches am 24. Oktober 1812 eröffnet wurde, mit Unterscheidung von ordentlichen und aufserordentlichen Mitgliedern. Die Gesamtzahl der Mitglieder bis 1867 betrug nach Böckhs handschriftlichem Verzeichnis 1602.

Philologische Gesellschaft.

S. 1811: Zumpt, Berlin 2.
Kabath, Oppeln.
Lichtenstedt, Schlesien 2.
A. E. Wernicke, Breslau 2.
Billerbeck, Neumark.
Twesten, Kiel.
v. Voss, Berlin.
Büttner, Havelberg 2.
Schmidt, Wittstock 2.

W. 1811/12: Seebode, Altmark.
Ferd. Helmholtz.
C. L. Pfefferkorn.
Löbel, Berlin.
Jungklaussen, Berlin.

Ordentliche Mitglieder des Philologischen Seminars.

Viele von ihnen traten zuerst als aufserordentliche Mitglieder ein; die Semesterzahl bezeichnet die Gesamtdauer der Mitgliedschaft.

W. 1812/13: C. L. Pfefferkorn 1.
A. E. Wernicke, Breslau 2.
Ferd. Helmholtz 1.
Hasselbach, Anklam 1.
Em. Fichte, Berlin 4.
Snethlage 1.
Wilh. Müller, Dessau 6.
Bischoff, Dessau 6.
Leps 2.

W. 1813/14: Aug. Schröner, Pommern 5.

S. 1814: Fr. Osann, Weimar 5.
Chr. Stenger, Polen 1.
Ed. Gerhard, Breslau 3.
Mor. Meier, Glogau 5.
Joh. Ant. Grimm, Lübeck 2.
W. 1814/15: Ludw. Döderlein, Jena 2.
Wilh. Klütz, Pommern 6.
Jost 3.
Kroll, Pommern 5.
Ernst Fr. Poppo, Guben 1.
S. 1815: Halbkast 2.
W. 1815/16: Kabath, Oppeln.
S. 1816: Carl Müller, Brieg 3.
W. 1816/17: Anton Wölke, Warschau 4.
Friedr. Wilh. Wilberg, Elberfeld 2.
S. 1817: Frz. Ullrich, Würzburg 4.
Wenz. Al. Macieiowski, Petrikau 2.
Chr. Fr. Neue, Spandau 6.
W. 1817/18: Fr. Gottlob Starke, Thüringen 4.
Gottfr. Bernhardy, Landsberg a. W. 5.
Joh. Creufser, Köln 6.
Gust. Fr. W. Fehmer, Pommern 7.
Ernst Gaupp, Schlesien 2.
Friedr. Gaupp, Schlesien 2.
S. 1818: Aug. Koberstein, Pommern 4.
Friedr. Zelle, Spandau 4.
Carl Heyse, Oldenburg 4.
Joh. Gafsmann, Prov. Sachsen 6.
Ernst Glasewald, Prov. Sachsen 5.
Ge. Fr. Marquard, Mecklenburg 2.
S. 1819: S. Panofka, Breslau 6.
Heinr. Lindner, Dessau 4.
Wilh. Heindorf, Berlin 6.
Fr. Kritz, Erfurt 4.
W. 1819/20: Alex. Schmidt, Magdeburg 2.
Carl Haupt, Luckau 5.
Ad. Almus, Stettin 3.
S. 1820: Friedr. Walter, Berlin 6.
J. E. Wernicke, Breslau 5.
Luc. Plehn, Westpreufsen 5.
Carl Schultz, Mittenwalde 4.
W. 1820/21: Ad. Balsam, Breslau 4.
Bernh. Soekeland, Münster 4.
Wilh. Langbein, Mecklenburg 5.
Ad. Göschen, Königsberg 3.
Ed. Bonnell, Berlin 5.
S. 1821: Joh. Bapt. Schreiner, Franken 3.
C. Wagner, Pommern 1.
Fr. Aug. Schulze, Westpreufsen 2.
Frz. Winiewski, Thorn 6.
W. 1821/22: Heinr. Wendt, Königsberg, Neumark 2.
Bernh. Walter, Münster 4.
Fr. Ge. Sander, Berlin 6.
Mor. Guttmann, Ratibor 3.
Aug. Rodewald, Lippe-Detmold 2.
S. 1822: C. Geo. Jacobi, Potsdam 3.
Ernst Struve, Görlitz 5.
Carl Meineke, Potsdam 6.
Rud. Fatscheck, Schlesien 4.
Jul. Pflugk, Ukermark 4.
Ad. Hasse, Danzig 5.
Fr. Ottomar Kleine, Westfalen 3.
Heinr. Schierenberg, Westfalen 3.
W. 1822/23: Raph. Mühlberg, Glogau 3.
Ernst Schmidt, Werneuchen 2.
Joh. Steiner, Wesel 4.
S. 1823: Fr. Jacobi, Potsdam 1.
Joh. Gust. Wilh. Kropatschek, Potsdam 2.
Ernst Ad. Salomo, Westpreufsen 2.
Adalb. Ziegler, Posen 6.
Fr. Cramer, Erfurt 7.
Wilh. Fittbogen, Lausitz 3.
W. 1823/24: Carl Winkelmann, Sachsen 6.
Phil. Ant. Dethier, Köln 6.
Christ. Petersen, Kiel 3.
Mor. Seebeck, Jena 2.
Phil. Ed. Margerie, Crefeld 2.
C. Ludw. Paul, Schwedt 6.
S. 1824: Wilh. Reuter, Hildesheim 4.
W. 1824/25: Ad. Trendelenburg, Holstein 3.
Const. Ilgen, Pforta 3.
Heinr. Stieglitz, Arolsen 3.
Mor. Pinder, Naumburg 4.
S. 1825. Carl Schmidt, Wittenberg 2.
Alb. Giese, Wittenberg 4.
W. 1825/26: Ferd. Schmidt, Ermsleben 6.
Rud. Clausen, Holstein 3.
Rud. Lorenz, Berlin 3.
Fr. Redepenning, Stettin 6.
Fr. Stiewe, Westfalen 4.

S. 1826: Carl Lehmann, Eisleben 2.
Wilh. Dube, Potsdam 3.
W. 1826/27: Chr Wilh. Fischer, Erfurt 3.
Fr. Möller, Mecklenburg 4
Carl Hoffmann, Rödelheim 3.
Bonif. Martini, Westfalen 5.
Carl Nieberding, Westfalen 6.
Ludw. Böckh, Heidelberg 3.
Aug. Mullach, Berlin 4.
Heinr. Polsberw, Frankfurt a. Main 3.
Gust. Veltheim, Danzig 3.
S. 1827: Ludw. Wiese, Westfalen 4.
Reinh. Obenaus, Pommern 6.
C. Fr. Bergmann, Görlitz 4.
Ad. Emperius, Braunschweig 2.
Heinr. Abeken, Osnabrück 6.
Joh. Gust. Droysen, Pommern 4.
S. 1828: Carl Mücke, Breslau 4.
W. 1828/29: Rob. Schramm, Schlesien 2.
Aug. Krause, Pommern 5.
Carl Ferd. Neu, Thorn 6.
S. 1829. Ernst Eberhard, Coburg 3.
Joh. Fr. Geerling, Wesel 3.
Frz. Sachse, Soest 3.
Anton Stolle, Westfalen 3.
Rud. Contenius, Fraustadt 4.
W. 1829/30: Fr. Heinr. Kämpf, Arnstadt 5.
Fr. Haase, Magdeburg 3.
Ant. Lutterbeck, Münster 4.
Joh. Fr. Christ. Kampe, Altmark 2.
S. 1830: Joh. Carl Jacobs, Gotha 1
Carl Wilh. Piper, Stralsund 5.
Fr. Vater, Ostpreufsen 4.
Jul. Gottheiner, Breslau 5.
Wilh. Übis, Hamm 6.
W. 1830/31: Jos. Imm. Kramarczik, Schlesien 2.
Joach. Marquardt, Danzig 5.
Gust. Bogen, Berlin 6.
Heinr. Ludw. Wantrup, Minden 3.
S. 1831: Ernst Barthmann, Prenzlau 5.
Sigism. Stern, Prov. Posen 5.
Carl Wafsmuth, Brandenburg 3.
Heinr. Storch, Schlesien 4.
Heinr. Lhardy, Neuchatel 5.
Adam Müller, Erfurt 4.
W. 1831/32: Joh. Seemann, Westpreufsen 5.
Ludw. Färber, Posen 6.
S. 1832: Frz. Waldästel, Prenzlau 6.
Ludw. Lenz, Stargard, Pommern 4.
Rich. Lepsius, Naumburg 2.
S. 1833: Theod. Nölting, Hamburg 3.
Alex. Magnus, Cottbus 5.
Aug. Wilh. Zumpt, Königsberg 6.
Mor. Fittbogen, Lausitz 7.
W. 1833/34: Wilh. Funck, Nordhausen 5.
Otto Jahn, Kiel 3.
Ludw. Herbst, Hamburg 3.
Wilh. Abeken, Osnabrück 5.
Jul. Sommerbrodt, Liegnitz 2.
S. 1834: Herm. Tischer, Lausitz 5.
Wilh. Chlebus, Silberberg 6.
W. 1834/35: Frz. Andr. Hoffmann, Schlesien 2.
Wilh. Passow, Danzig 2.
S. 1835: Hermann Bonitz, Langensalza 1.
Aug. Rob. Philipp, Schlesien 4.
Heinr. Gust. Pahl, Pommern 8.
Alb. Fromm, Salzwedel 8.
W. 1835/36: Jul. Fechner, Posen 2.
Martin Hertz, Hamburg 5.
Arthur Kochen, Holstein 3.
Hippolyt Cegielski, Posen 5.
Ludw. Driesen, Berlin 5.
Carl Löwe, Schlesien 4.
L. Hölscher, Westfalen 2.
S. 1836: Ludw. Benlöv, Erfurt 4.
Joh. Aug. Schäfer, Potsdam 4.
Ludw. Carl Franke, Rbz. Merseburg 5.
Heinr. Jul. Bode, Halberstadt 5.
W. 1836/37: Otto Schneider, Stralsund 3.
Aug. Wolff, Frankfurt a. O. 5.
Carl Beust, Mark 6.
S. 1837: Bernh. Becker, Offenbach 6.
W. 1837/38: Wilh. Möhring, Minden 8.
S. 1838: Ludw. Rode, Schweiz 5.
Joh. Horkel, Berlin 4.
Mor. Dittrich, Görlitz 6.
Gust. Alberti, Frankfurt a. O. 5.
W. 1838/39: Ernst Guhl, Berlin 7.
Ludw. Cauer, Berlin 7.
S. 1839: C. F. E. Borchardt, Mark 5.
Carl Cornelius, Mainz 3.

W. 1839/40: Gust. Wolff, Berlin 2.
Theod. Langbein, Mecklenburg 2.
Heinr. Barth, Hamburg 3.
S. 1840: Carl Kühn, Sondershausen 4.
Theod. Hertel, Jessen 3.
Geo. Rosen, Detmold 2.
Carl Hermann, Prov. Sachsen 7.
W. Orges, Braunschweig 3.
E. Kempf, Berlin 2.
W. 1840/41: Geo. Curtius, Lübeck 4.
Reinh. Schmieder, Wittenberg 4.
H. Lauer, Anklam 2.
S. 1841: Mor. Schmidt, Breslau 5.
Wilh. Fecht, Berlin 5.
C. Fr. Elze, Dessau 3.
Fr. Spiro, Berlin 3.
Wilh. Wattenbach, Hamburg 3.
W. 1841/42: Rob. Stiehle, Erfurt 3.
Ad. Bournot, Priegnitz 9.
Theod. Becker, Offenbach 6.
Gust. Bromig, Elberfeld 3.
R. St. Sigm. Schultze, Liegnitz 6.
Fr. Adalb. Wagler, Guben 6.
Rich. Bergmann, Sulza 6.
Fr. W. Wickenhagen, Berlin 5.
Christ. Bunte, Detmold 7.
S. 1842: Fr. Carl Balster, Coblenz 6.
W. 1842/43: Herm. Starke, Neu-Ruppin 3.
Dr. C. Prantl, München 2.
Max Sengebusch, Stralsund 4.
S. 1843: Ad. Kirchhoff, Berlin 5.
Frz. Peters, Westfalen 4.
Gust. Breddin, Berlin 3.
B. Gieseke, Meiningen 4.
W. 1843/44: Ludw. Oxé, Düsseldorf 5.
Frz. Kindscher, Dessau 4.
S. 1844: Fr. Kupfer, Luckau 4.
W. 1844/45: H. Kretschmann, Magdeburg 4.
Joh. Geo. Freyschmidt, Wittenberg 3.
Otto Haupt, Königsberg, Neumark 4.
Wilh. Hertzer, Hornburg bei Halberstadt 4.
S. 1845: Rich. Gosche, Lausitz 4.
Fr. Strehlke, Danzig 3.

W. 1845/46: Rud. Schultze, Berlin 6.
Reinh. Pauli, Berlin 2.
Conr. Ruhe, Lippspringe 4.
S. 1846: Herm. Wagner, Nassau 2.
Busso v. Bismarck, Altmark 4.
Waldemar Kopp, Pommern 3.
H. Knipping, Cleve 2.
W. 1846/47: Carl Schaper, Elbing 3.
Gust. Lothholz, S. Weimar 2.
Jul. v. Jasmund, Wittenberg 2.
Wenzesl. Plagge, Ibbenbüren 4.
C. Em. Zehme, Lausitz 6.
Fr. Wigger, Mecklenburg 3.
S. 1847: Wilh. Hirschfelder, Neumark 6.
Fr. Amen, Templin 4.
Fr. Poppe, Rheine 3.
W. 1847/48: Wilh. Gidionsen, Schleswig 2.
Victor Brückner, Bromberg 3.
Ludw. Gollmert, Dessau 4.
Walther Anton, Roßleben 5.
S. 1848: Carl Knappe, Wittenberg 7.
W. 1848/49: Fr. Überweg, Rheinland 3.
Ernst Heinrich, Thorn 4.
Hugo Anton, Roßleben 7.
Carl Fährmann, Berlin 4.
S. 1849: Wilh. Brandt, Westfalen 4.
Jul. Wiggert, Brandenburg 3.
David Weil, Posen 3.
Bernhard Büchsenschütz, Berlin 5.
Max Büdinger, Cassel 2.
C. Aug. Böthke, Bromberg 4.
W. 1849/50: Ferd. Küttner, Berlin 6.
Rich. Schillbach, S. Weimar 5.
Wold Ribbeck, Erfurt 5.
Gottl. Lüttgert, Westfalen 4.
Ad. Holm, Lübeck 3.
Fr. Hülsen, Mark 5.
S. 1850: Carl Meißner, Anhalt 4.
Joh Ehlinger, Wetzlar 5.
W. 1850/51: Jul. Wollenberg, Neumark 7.
S. 1851: Ferd. Ascherson, Berlin 9.
Ad. Aßmus, Posen 6.
W. 1851/52: Reinhard Schultze, Mark 9.
Wilh. Kundt, Pommern 2.
Alb. Flögel, Schlesien 5.
Joh Kalmus, Wernigerode 7.
Wilh. Christ, Nassau 4.

S. 1852: Heinr. Woestendick, Westfalen 2.
Herm. Leue, Brandenburg 8.
Val. Ambr. Obudzinsky, Posen 8.
W. 1852/53: Carl Lottner, Berlin 4.
Wilh. Paul, Brandenburg 2.
S. 1853: Otto Heine, Prov. Sachsen 2.
Jul. Greve, Westfalen 3.
Bonif. Lazarewicz, Posen 4.
W. 1853/54: Ed. Voswinkel, Hamm 3.
Feod. Rohde, Potsdam 5.
Bernh. Erdmannsdörfer, Altenburg 3.
Ad. Sachs, Mühlhausen 4.
S. 1854: Herm. Rüger, Dresden 2.
Herm. Hampke, Brandenburg 7.
Lucian Müller, Merseburg 7.
Heinr. Jordan, Berlin 4.
W. 1854/55: Peter Hennings, Holstein 2.
Ad. Michaelis, Holstein 2.
Rich. Franke, Meifsen 2.
Carl Fr. Fröhde, Luckau 6.
S. 1855: Paul Rich. Müller, Thüringen 2.
Ferd. Teichmüller, Helmstedt 3.
Hugo Hädicke, Wernigerode 6.
Jul. Kewitsch, Elbing 5.
W. 1855/56: Ed. Pinder, Berlin 8.
S. 1856: Ludw. Kieserling, Soest 3.
Conr. Schetelig, Holstein 2.
W. 1856/57: Carl Wilh. Schmidt, Aken 2.
Ernst Laas, Berlin 4.
Joh. Casp. Peters, Westfalen 2.
S. 1857: Ad. Soldau, Hessen 2.
Alb. Kühn, Schönlanke 6.
Frz. Eyfsenhardt, Berlin 8.
Otto Sengewald, Eisleben 2.
Mor. Schippang, Torgau 3.
F. A. Herm. Blafs, Berlin 5.
W. 1857/58: Herm. Genthe, Eisleben 3.
Emil Junghahn, Gnesen 6.
Arn. Henning, Danzig 5.
S. 1858: Gust. Uhlig, Stettin 3.
Isid. Guttentag, Czenstochau 4.
Emil Skudlynski, Bromberg 7.
Rud. Dahms, Fehrbellin 5.
W. 1858/59: Herm. Pätel, Schöneberg 5.
J. W. Boysen, Holstein 2.
S. 1859: Frz. Adam, Schlesien 3.
Bernh. Graser, Torgau 8.
Otto Bernheim, Berlin 3.
Herm. Busch, Stendal 6.
Frz. Lortzing, Berlin 8.
W. 1859/60: Carl Pansch, Eutin 2.
Emil Grofse, Bernburg 4.
Ernst Martin, Berlin 5.
Wilh. Nitsche, Neuhaldensleben 6.
Edm. Meyer, Berlin 6.
Nik. Michael, Schweiz 2.
S. 1860: Gust. Lange, Blankenburg 2.
Edm. Hädicke, Zerbst 7.
Alb. Em. Kirchner, Cöthen 4.
Carl Zangemeister, Gotha 3.
H. Beckhaus, Westfalen 5.
W. 1860/61: Carl Koppin, Mark 6.
Oscar Seiffert, Crossen 7.
S. 1861: Otto Meerwein, Schwedt 3.
Alfr. Eberhard, Coburg 8.
W. 1861/62: Aug. Theod. Ludwig, Lausitz 6.
Otto Matthiä, Anhalt 7.
Wilh. Mewes, Mark 4.
Ant. Lohmann, Westfalen 3
Gust. Steuer, Frankfurt a. O. 3.
S. 1862: Wilh. Böhm, Berlin 8.
Herm. Heller, Mark 9.
Carl Althaus, Berlin 6.
Jul. Schmidt, Erfurt 5.
Fr. Gelbke, Anhalt 6.
Ernst Bratuscheck, Auleben bei Nordhausen 6.
W. 1862/63: Gust. Schneider, Gera 4.
Eug. Bormann, Westfalen 5.
S. 1863: Gustav Radtke, Ratibor 4.
Osc. Weifsenfels, Neumark 7.
W. 1863/64: Ernst Friese, Berlin 6.
Em. Reinhold, Löwenberg 6.
S. 1864: Wilh. Friedrich, Naumburg 5.
W. 1864/65: Carl Schombach, Verden 2.
Max Weschke, Finsterwalde 6.
S. 1865: Ed. Fengler, Schlesien 3.
Fr. Thümen, Naumburg 3.
S. 1866: Paul Rösler, Posen 3.
W. Henning, Zerbst 4.

Bernh. Suphan, Nordhausen 1.
Ernst Karge, Mark 3.
Carl Kegel, Nassau 2.
Bruno Lange, Posen 3.
R. Neubauer, Berlin 3.
Ernst v. Fölkersamb, Rathenow 3.
W. 1866/67: Rich. Engelmann, Prov. Sachsen.
Herm. Grofse, Wittenberg 2.

Von den aufserordentlichen Mitgliedern des Seminars sind folgende bemerkenswert:

W. 1814/15: Dr. K. W. Göttling, Jena.
S. 1819: Gust. Parthey, Berlin.
S. 1820: Ernst Förster, Altenburg.
John Kenrick, England.
S. 1821: Frz. Asopius, Janina.
W. 1821/22: Theod. Rötscher, Berlin 3.
S. 1822: Ferd. Yxem, Magdeburg.
C. Heinemann, Dessau 4.
W. 1822/23: Herm. Reinganum, Frankfurt a. M.
Dr. Peter Frandsen, Dänemark.
Alfons Pfyffer, Luzern 2.
S. 1823: Joh. Könitzer, Erfurt 2.
W. 1823/24: Wilh. Reimnitz, Potsdam.
W. 1824/25: Ernst Ludw. Richter, Guben.
Gust. Kramer, Halberstadt 2.
Ed. Munck, Glogau 2.
Gust. Simon, Posen 4.
Aug Buttmann, Berlin 4.
S. 1825: Leonh. Spengel, München.
Heinr. Deinhardt, Weimar 2.
Ferd. Rinne, Erfurt 3.
W. 1825/26: Jul. Ath. Ambrosch, Berlin.
S. 1826: Ferd. v. Quast, Ruppin.
Wilh. Pape, Berlin 2.
W. 1826/27: Frz. Brüggemann, Westfalen.
S. 1828: Alb. Fr. Gottschick, Altmark 3.
Heinr. Wilh. Fester, Frankfurt a. M.
Theod. Hirsch, Danzig 2.
W. 1828/29: Theod. Dielitz, Bayern.
Caesar Lorentzen, Holstein 3.
Adalb. Cybulski, Posen.
Rud. Jacobs, Gotha 3.
S. 1829: Aug. Gräfenhan, Gotha 2.
Carl Gutzkow, Berlin 2.
Joh. v. Gruber, Ungarn 3.
W. 1829/30: Wilh. Brennecke, Pommern 3.
Meier Isler, Hamburg 2.
Gust. Böckh, Berlin 6.
W. 1830/31: Frz. Steinmeyer, Mark.
S. 1831: Frz. Schaum, Darmstadt 2.
Joh. Andr. Pfau, Quedlinburg 3.
Wilh. Busse, Halberstadt 5.
S. 1832: C. Aug. Keil, Weifsenfels 3.
W. 1833/34: Adalb. Kuhn, Königsberg, Neumark 6.
Gust. Tischer, Lausitz 2.
S. 1834: Osk. Schmidt, Derenburg 3.
Titus Ullrich, Habelschwerdt 4.
Heinr. Düntzer, Köln.
Siegfried Hirsch, Berlin 2.
Ernst Siegfried Köpke, Berlin 2.
Wilh. Dönniges, Pommern.
W. 1834/35: Wilh. Giesebrecht, Berlin.
Rud. Köpke, Königsberg.
Fr. Kohlrausch, Hannover.
S. 1835: Aug. Theod. Sörensen, Holstein.
W. 1835/36: Ernst Curtius, Lübeck 2.
S. 1836: Alexis Schmidt, Erfurt.
W. 1836/37: Ad. Soetbeer, Hamburg.
Carl Hegel, Berlin.
Fr. Breier, Eutin.
W. 1837/38: Theod. Lenhoff, Magdeburg.
Emil Wagler, Guben 2.
Fr. Hunziker, Bern.
Carl Alb. Rehdantz, Landsberg a. W.
S. 1838: Carl Frz. Jentsch, Luckau.
W. 1838/39: Ewald Scheibel, Guben.
Ewald Stechow, Mark.
Emil Schönborn, Posen 2.
Wilh. Bauermeister, Mark 2.
Wilh. Nöldechen, Potsdam 2.
S. 1839: Aug. Häckermann, Greifswald.
W. 1839/40: Rob. Hepke, Posen 3.
W. 1840/41: Gust. Heidemann, Pommern.
Wilh. Pökel, Pommern.
Th. Herm. Falk, Danzig 5.
S. 1841: Otto Deimling, Karlsruhe 3.

W. 1841/42: Rud. Kuntze, Berlin 6.
Ludw. Müller, Berlin 5.
S. 1842: Carl Schaarschmidt, Berlin 3.
Ernst Klufsmann, Hannover.
W. 1842/43: C. Wassmannsdorf, Berlin 5.
E. M. Bernhard, Driesen 5.
Anton Haacke, Brandenburg 2.
S. 1843: Sim. Theod. Aufrecht, Liegnitz 4.
A. L. Imm. Schmidt, Derenberg 2.
W. 1843/44: Carl Ploetz, Berlin.
S. 1844: Ad. Zinzow, Greifswald 2.
C. Rehbaum, Berlin 5.
Wilh. Soltau, Holstein.
W. 1844/45: Otto Nasemann, Halberstadt.
Ed. Bowman, England 3.
W. 1845/46: Aug. Steinhart, Züllichau.
S. 1846: Christoph. Lälios, Lesbos 2.
W. 1846/47: Arthur v. Velsen, Posen.
Wilh. Lübke, Dortmund.
S. 1847: Carl Häckermann, Greifswald.
Paul Heyse, Berlin.
Anton Göbel, Westfalen 3.
W. 1847/48: Otto Ribbeck, Berlin.
Rob. Altendorf, Recklinghausen 5.
Aug. Potthast, Höxter 4.
Theod. Sickel, Aken.
S. 1848: Mitropulos, Peloponnes.
W. 1848/49: Athan. Rusopulos, Macedonien.
Heinr. Brugsch, Berlin 2.
G. E. Hinzpeter, Westfalen.
S. 1849: Arnold Reuscher, Cottbus.
W. 1849/50: Wilh. Deecke, Lübeck 2.
Carl Pertz, Hannover 2.
Ferd. Schultz, Berlin 4.
Frz. Kern, Stettin.
W. 1850/51: Jul. Alsleben, Berlin.
Fridegar Mone, Karlsruhe.
Ernst Rigler, Potsdam 2.
Heinr. Dürr, Aarau.
Dr. Gust Linker, Marburg.
S. 1851: Gust. Cuno, Posen 2.
W. 1851/52: Otto Frick, Mark.
Dem. Semtellos, Epirus.
S. 1852: Max Dinse, Berlin 7.
Ge. Kern, Stettin 4.
J. Papastiotis, Magnesia.
W. 1852/53: Ed. Rasmus, Berlin 6.
Heinr. Neugeboren, Siebenbürgen
Jac. La Roche, Nassau.
S. 1853: Helmuth Dondorff, Pommern.
W. 1853/54: Nikol. Petris, Keos 3.
W. 1854/55: Wilh. Vischer, Basel.
Will. Allen, Massachusetts.
Will. Goodwin, Boston.
Fr. R. Hanow, Sorau 2.
Hugo Deckert, Lauban 5.
S. 1855: Frz. Sandvofs, Berlin.
W. 1855/56: Gust. Legerlotz, Genthin.
W. 1856/57: Rob. Pilger, Berlin.
Fr. Ernst, Siebenbürgen.
W. 1857/58: Ed. Winkelmann, Danzig.
Reinh. Köpke, Berlin 3.
S. 1858: Max Heinze, Meiningen 2.
W. 1858/59: Ad. Klügmann, Lübeck.
S. 1859: Ludw. Mesunius, Ostpreufsen 4.
Hugo Bieling, Berlin 5.
Carl Becker, Berlin 6.
W. 1859/60: Heinr. Nissen, Schleswig.
Fr. Steinhausen, Küstrin.
W. 1860/61: Hugo Jentsch, Luckau 6.
S. 1861: Em. Taubert, Berlin 4.
W. 1861/62: Jul. Lessing, Stettin 4.
S. 1862: Hans Prutz, Stettin 2.
C. Fr. Aug. Schulze, Berlin 6.
W. 1862/63: Ernst v. Sallwürk, Hohenzollern.
Herm. Genz, Guben 2.
S. 1863: Wilh. Begemann, Detmold.
W. 1863/64: Alfr. v. Sallet, Görlitz.
S. 1864: Herm. Mushacke, Berlin 5.
Peter Rhasilos, Griechenland.
W. 1864/65: Paul Eichholtz, Pommern.
S. 1865: Rich. Schmidt, Erfurt 4.
W. 1865/66: Paul Weifsenfels, Neumark 4.
Walther Gebhardi, Lyck.
W. 1866/67: Rud. Menge, Weimar.
S. 1867: Hermann Diels, Wiesbaden.
Hermann Röhl, Graudenz.

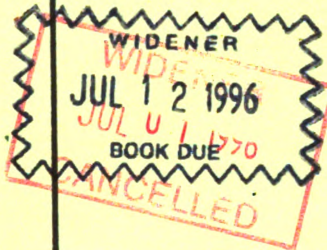
Register.

Die schrägen Ziffern bezeichnen Seiten, wo biographische Nachrichten gegeben sind, die fett gedruckten bemerkenswerte Stellen der Briefe. A. bedeutet Anmerkung.

Berichtigungen und Zusätze:

S. 2, Z. 11: **1829** Medizinalrat in Durlach.
S. 57, Z. 7: Grabstele.
S. 73, Z. 9 Anmerkung hinzu: Ein längerer französischer Brief Böckhs an Raoul-Rochette, vom 31. Mai 1840, betreffend dessen Schrift Lettres Archéologiques und seinen Streit mit Letronne, ist von S. Reinach aus Rochettes Nachlafs in der Revue des études grecques 1890 veröffentlicht worden.
S. 75, Z. 5 des Gedichts: defs.
S. 80, Z. 2: 1820—1825 Prof. in Greifswald.
S. 114, Z. 5: im August 1844.
S. 247, Anm. 2: S. 172 und 213.
S. 257, Z. 8 v. u.: Copien.
S. 345, Z. 5: Während der Wahlen.
S. 382, Z. 13 v. u., Anmerkung hinzu: J. G. Schneider veröffentlichte 1816 in seiner Ausgabe des Epikers Nikandros eine von Gerhard ihm nachgewiesene Vita Pindari aus der Breslauer Pindarhandschrift s. Böckhs Pindar 2, 1 S. 4 der Vorrede.
S. 385, Z. 4 vielleicht zu lesen Museo *Vivenzio* (in Neapel).
S. 386, Z. 6: Todtenkisten.
S. 387, Z. 1: der mir.


3 2044 020 478 350


WIDENER
JUL 1 2 1996
BOOK DUE
CANCELLED

